

*Streben nach dem Gipfel,
nach dem Ganzobenstehen
(zu Seite 159)*

*Holzchnitt
von Bernd Arnold*

Berg '90

Alpenvereinsjahrbuch

(„Zeitschrift“ Band 114)

Redaktionsbeirat:

Elmar Landes

Dr. Fritz März DAV

Dr. Gert Mayer AVS

Prof. Dr. Christian Smekal ÖAV

Redaktion:

Peter und Harry Baumgartner

Herausgegeben vom
Deutschen und Österreichischen Alpenverein
und vom Alpenverein Südtirol
München, Innsbruck, Bozen

(10.901 / 114, 2. Ex)



11. Aug. 1989

Inhalt

Kartengebiet Ötztaler Alpen

Hans Haid:

- 7 Vrgalts GÖTT getrüilach — Vom Ötztal, dem Ötztaler und seiner besonderen Art im Handeln und Wandeln

Peter Baumgartner:

- 23 Die Ötztaler im Kartenbild

Stefan König:

- 31 Die Sterne standen schlecht — oder: Warum ich in den Ötztaler Alpen den Aberglauben gelernt habe

Rudolf Weiss:

- 39 Skitouren in den Ötztaler Alpen: 1948 bis 1988

Hans Wielander:

- 47 Politik und Schafe

Gianni Bodini:

- 51 Fünf Tage vom Matscher Tal zum Timmelsjoch

Bergsteigen allgemein

Helga Peskoller:

- 57 Alpinismus — vertextet und montiert

Thomas Bubendorfer:

- 67 „Geht nicht gibt's nicht“ — Fünf Dolomitenwände in zwölf Stunden und ein Sturz in den Bach

Adolf Mokrejs:

- 75 Höhengschwindel und krumme Touren — Irrtum, Zweifel und Betrug im Alpinismus

Mario Klarer:

- 91 Locker vom Hocker — Die Benennung von Sportkletterrouten

Lutz H. Kreuzer:

- 99 Alpinismus und Geologie — Fünf Jahre im Fels der Karnischen Alpen

Walter Siebert:

- 111 Den Stein der Weisen nicht gefunden

Friedhelm Bertelmann:

- 115 Mit dem Fahrrad durch Deutschland

Ines Haug:

- 125 Am Ostrand der Alpen

Hans Barobek:

- 131 Eine alpine Feder geht spazieren

Ausland/Expeditionen

Dieter Elsner:

- 143 Alpinismus International — Mit einem Beitrag von Ulrich Eberhardt

Bernd Arnold:

- 159 Endpunkt und Anfang — Sportklettern an den Trango Türmen

Karl J. Schott und Henry R. Lewenstein:

- 169 Pik Pobjeda: der unsichtbare Gigant

Seite 4: „Olm lel de parge“

Auf dem Ramolfener in den Ötztalern (s. auch S. 9)

Rechts: Aufstieg zur Kaunergrathütte

Seite 6: Wildspitze

Fotos: Sepp Brandl (2)

Rainer Köfferlein

Gerhard Miosga, Walter Obster, Werner Schiller, Michael Vogeley:

- 175 „Rotpunkt“ auf den Spuren des Skilaufs — 100 Jahre nach Fridtjof Nansen „Auf Schneeschuhen durch Grönland“

Fritz März:

- 191 Bergsteigen rund um Cuzco — Von der Cordillera Vilcanota zum Amazonasdschungel

Susanne Nebel:

- 201 Schnee am Äquator — Die Erstbesteigung der höchsten Berge Ostafrikas

Roger Safford:

- 211 Die drei Zähne des Marojely — Berge über dem Regenwald von Madagaskar

Kunst/Kultur

Günter Cerwinka:

- 219 „...nur eine Art von Rausch, von — Bergrausch.“ Bergsteiger und Bergsteigen bei Arthur Schnitzler

Louis Oberwalder:

- 225 Johann Stüdl — Dem Mitbegründer des DuÖAV zum 150. Geburtstag

Markus Mittringer:

- 241 Maler der Firne — Egon Hofmann

Umwelt/Naturschutz

Richard Goedeke:

- 247 Der konsumierte Berg

Christine Schemmann:

- 257 Jede Hütte eine Insel

Anhang/Sicherheit am Berg

Martin Burtscher:

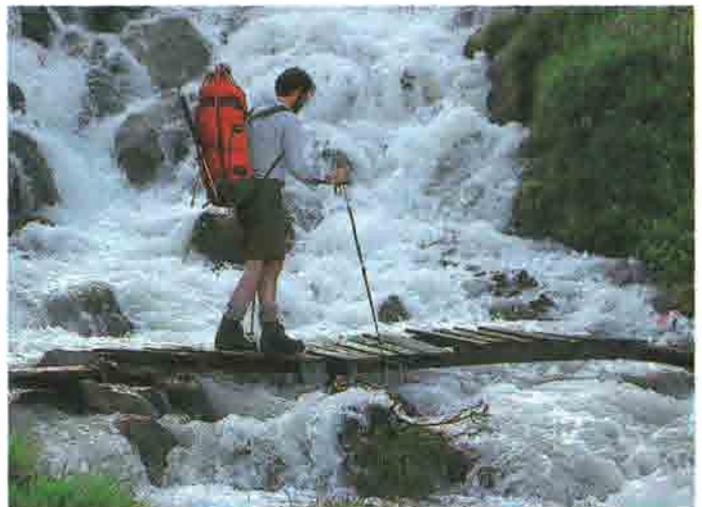
- 265 Alpines Unfallgeschehen in Österreich

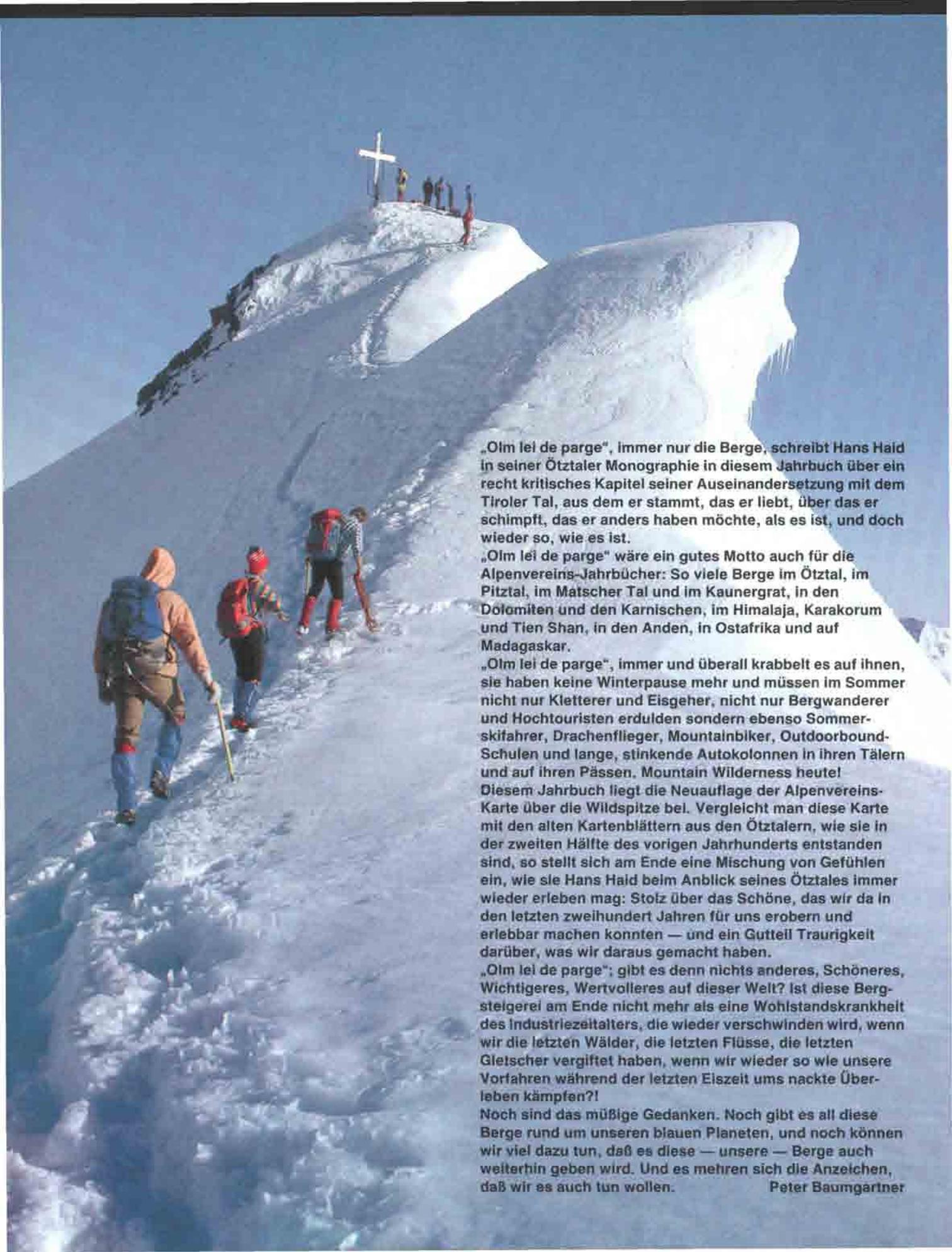
- 272 **Autorinnen und Autoren von BERG' 90**

Kartenbeilage

AV-Karte 30/6, Wildspitze, 1:25.000

Neuaufgabe 1989





„Olm lei de parge“, immer nur die Berge, schreibt Hans Haid in seiner Öztaler Monographie in diesem Jahrbuch über ein recht kritisches Kapitel seiner Auseinandersetzung mit dem Tiroler Tal, aus dem er stammt, das er liebt, über das er schimpft, das er anders haben möchte, als es ist, und doch wieder so, wie es ist.

„Olm lei de parge“ wäre ein gutes Motto auch für die Alpenvereins-Jahrbücher: So viele Berge im Öztal, im Pitztal, im Matscher Tal und im Kaunergrat, in den Dolomiten und den Karnischen, im Himalaja, Karakorum und Tien Shan, in den Anden, in Ostafrika und auf Madagaskar.

„Olm lei de parge“, immer und überall krabbelt es auf ihnen, sie haben keine Winterpause mehr und müssen im Sommer nicht nur Kletterer und Eisgeher, nicht nur Bergwanderer und Hochtouristen erdulden sondern ebenso Sommerskifahrer, Drachenflieger, Mountainbiker, Outdoorbound-Schulen und lange, stinkende Autokolonnen in ihren Tälern und auf ihren Pässen, Mountain Wilderness heute! Diesem Jahrbuch liegt die Neuauflage der Alpenvereins-Karte über die Wildspitze bei. Vergleicht man diese Karte mit den alten Kartenblättern aus den Öztälern, wie sie in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts entstanden sind, so stellt sich am Ende eine Mischung von Gefühlen ein, wie sie Hans Haid beim Anblick seines Ötztales immer wieder erleben mag: Stolz über das Schöne, das wir da in den letzten zweihundert Jahren für uns erobern und erlebbar machen konnten — und ein Gutteil Traurigkeit darüber, was wir daraus gemacht haben.

„Olm lei de parge“; gibt es denn nichts anderes, Schöneres, Wichtigeres, Wertvolleres auf dieser Welt? Ist diese Bergsteigerei am Ende nicht mehr als eine Wohlstandskrankheit des Industriezeitalters, die wieder verschwinden wird, wenn wir die letzten Wälder, die letzten Flüsse, die letzten Gletscher vergiftet haben, wenn wir wieder so wie unsere Vorfahren während der letzten Eiszeit ums nackte Überleben kämpfen?!

Noch sind das müßige Gedanken. Noch gibt es all diese Berge rund um unseren blauen Planeten, und noch können wir viel dazu tun, daß es diese — unsere — Berge auch weiterhin geben wird. Und es mehrten sich die Anzeichen, daß wir es auch tun wollen.

Peter Baumgartner

Vrgalts GÖTT getrüilach

Vom Ötztal, von harten Schädeln, dem ältesten Dialekt, vom Bettenstop-Hotel, von Gunst, Kunst und Geld sowie von der besonderen Art des Ötztalers im Handeln und Wandeln

Von Hans Haid

wöll wöll
sall wöll
und töll
völl
ischht hüire wiidr olles
wöll wöll
töll wöll
oftr wöll
faalt nüicht
vrgalts GÖTT
wöll wöll
vrgalts GÖTT getrüilach
in himml auhn galts GÖTT
töll wöll wöll wöll
und keemet olle wiidr ...

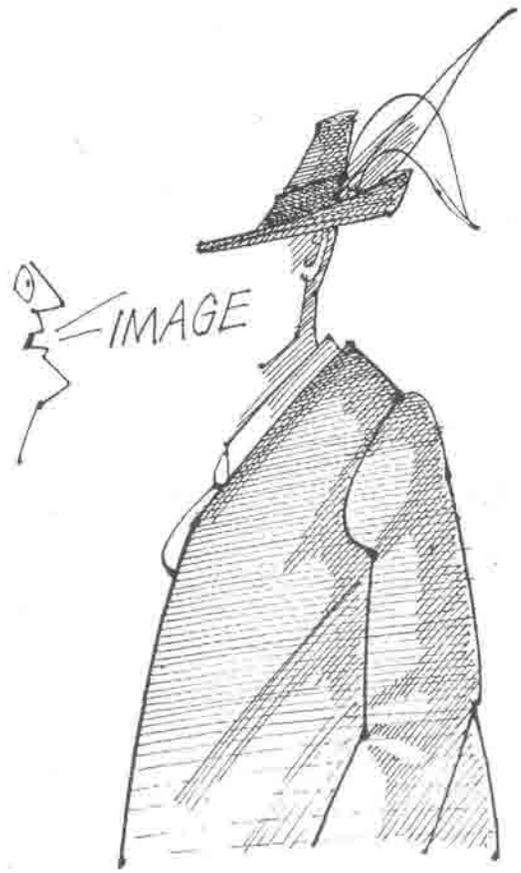
wohl wohl, das wohl, und fest voll ist heuer wieder alles, alle Gästebetten angefüllt, wohl wohl fest vollgefüllt, dann wohl, dann fehlt nichts mehr, vergelte es Gott, wohl wohl, vergelte es Gott getreulich in den Himmel hinauf, vergelts Gott, alles fest angefüllt, wohl wohl und kommt alle wieder. So könnte der heutige fromme Ötztaler Wunsch lauten und das ganze Denken dieser heutigen fremdenverkehrserfüllten Zeiten wohl am allertreffendsten ausdrücken. Und dieses ötztalerische VRGALTS-GÖTT kennzeichnet sowohl sprachlich als auch inhaltlich eine der wesentlichsten Charaktereigenschaften der Ötztaler, zumindest eines beträchtlichen Teils von ihnen, zumindest derer, die es im Tal und im Land zu etwas gebracht haben. Der fromme Wunsch, Gott möge es vergelten, also belohnen, reduziert sich in der Tal-sprache auf die beiden Begriffe GELD + GOTT. Also „galt“ ist ötztalerisch Geld und Geld ist Gott und nichts könnte in so komprimierter Form dem Wesen dieser Bergbewohner nahe kommen. Das war nicht immer so. Seit hundert Jahren machen sie einen totalen, einen grundsätzlichen Wandel. Das Einzige, was sie konsequent beibehalten, ist ihr Dialekt:

Die älteste Sprache Österreichs

Die wissenschaftliche Dialektkunde hat es nachgewiesen. Univ.-Prof. Eberhard Kranzmayer kommt nach umfangreichen Forschungen und Vergleichen mit anderen alten Dialekten zum

Schluß: „Das Ötztalerische, die älteste bairische Binnenmundart.“ Nur die weit im Süden, nahe bei Verona, noch in Resten gesprochene Mundart des „Zymbrischen“ in den Sieben Gemeinden habe als Sprachinselmundart einige ältere Formen bewahrt. Diese alte Sprache gilt aber inzwischen als fast ganz erloschen. So verbleibt also das Ötztalerische, wie es in den Gemeinden Umhausen, Längenfeld und Sölden gesprochen wird. Kranzmayer bringt für seine These eine Reihe von Beispielen. Zusammenfassend hat er in seinem Aufsatz „Die Mundart des Ötztales“, erschienen in der „SCHLERN-SCHRIFT“ — Ötztaler Buch — im Jahre 1963, eindeutig festgehalten: „Damit ist eine Anzahl größter Beharrsamkeiten dargestellt worden, die oft im ganzen Bairischen nicht ihresgleichen haben. Die Ötztaler Mundart überbietet mit ihren Antiquitäten alle anderen Binnenmundarten und bewahrt des öfteren Differenzierungen, wie sie sonst bereits um 1100 ausgemerzt worden sind.“ Das Mittelalt, also der Bereich der Gemeinden Umhausen und Längenfeld gilt als beharrsamstes Teilstück. Und das hat seine Gründe. Das hintere Tal, also die Gemeinde Sölden mit den Orten Vent, Gurgl, wurde von Süden her besiedelt und hatte immer dorthin lebendigen Kontakt und war also einigen Neuerungen zugänglicher. Geradezu unerhörte Altertümlichkeiten sind das ötztalerische „genondr“ für zusammen und zueinander, „sommestog“ für Samstag, „ommezza“ für Ameise und „gammezza“ für Gemse. Wenn der Ötztaler der Mutter etwas gibt, dann gibt er es „mammen“ und er hat etwas „gemochet“ und „geköchet“, wenn er gemacht und gekocht hat. Aus dem Althochdeutschen „hulzin“ (aus Holz) und „guldin“ (aus Gold) hat der Ötztaler bis heute sein „hilzan“ und „guldan“ ... und das sind wichtige Kennzeichen, für ihn wichtige Sachen. Hilzan ist er, grob und rau. So sagen andere über ihn und er schätzt die klingende Münze. Wie diese Sprache, dieser Ötztaler Dialekt bis auf den heutigen Tag lebendig ist, beweisen seine ganz selbstverständlichen Adaptierungen aus Technik und moderner Zivilisation. Wenn er für die Sonne „sunna“ sagt, so macht er aus der Zentrifuge die „fuuga“. Und wenn der Arbeiter ein „orbatar“ ist und der Tischler ein „tischlar“, so wird aus dem Handlanger ein „hontelar“ und aus dem Lieferanten von Pepsi- bzw. Coca-Cola wird der „pepselar“ bzw. der „cölelar“. Keine andere Talmundart in den Alpen ist so lebendig, so frisch, so selbstverständlich wie das Ötztalerische, bei Alt und Jung, bei Hoteliers und Hausfrauen, bei Umhausern und Längenfeldern im besonderen. Der Ötztaler

„Das Maul halten
bringen sie nicht über sich. . .“
Zeichnung von Paul Flora aus:
„Pöllinger Briefe“ der
ARGE Region Kultur, Juli 1988



hat hier etwas wirklich Einmaliges für seine Identität. Hier kann und will er sich unterscheiden von den Anderen, und dieses bewußte Öztaler-Sein bringt ihm in Tirol überall Spott und lustiges über-ihn-Herfallen ein. Ich weiß das auch aus meiner Schulzeit in Schwaz und von Bekannten. Er versteht sich zu wehren, und als Studiosi im Gymnasium haben wir Öztaler umso mehr zusammengehalten. In seinem Dialekt bewahrt er am allerbesten seine eigene und damit unverwechselbare Identität. Er spricht seine Sprache genauso bewußt bei der Gemeinderatssitzung wie im Gasthaus, und wenn ich daheim in Längenfeld auf dem Sammelplatz für die Schülerbusse die Kinder und Jugendlichen höre, dann ist diese Lebendigkeit bewiesen. Freilich verschwinden alte Wörter, vor allem aus alten, nicht mehr geübten Wirtschaftszweigen wie etwa dem Flachsbaum. Kaum ein Jugendlicher kennt die „tinna“ (Stirn), den „triel“ (Mund-Partie), sagt zu gestern noch „nacht“ oder „fearcht“ zum vergangenen Jahr. Der Sprachklang, die Musikalität, hörbar in der reichen Fülle an Vokalen, ist seit Jahrhunderten unverändert geblieben und scheint sich auch in der Gegenwart nicht zu verändern.

Sonst ist nichts da, worin er sich unterscheiden könnte: überall sind die Bergtäler überschwemmt vom grauisigen Einheits-Folklore-Lederhosen-Gemisch, verbrämt mit Holzbalkonen und teuren Blumenschmückereien und Angebereien. Die alte Haus- und Hofkultur ist fast verschwunden. Sie haben geopfert, verschachert und abgerissen, verkauft und verschandelt; hier wie fast überall in den Alpen, hier mit besonderer Intensivität, weil sie weit vor den wirtschaftlich nachhinkenden Pitztälern mit viel Geld die Talwelt auf den Kopf stellen konnten. Sie haben geredet und „erschlossen“. Alles, was verkaufbar war, das haben sie verkauft. Vielleicht deswegen haben sie ihren Dialekt beibehalten.

Beim Errichten des Öztaler Freilichtmuseums in Längenfeld-Lohn haben mich „Hintertaler“, also Söldner, gefragt „was bringt?“ Also, was bringt's ein? Das Reden im Dialekt? Das Maul halten bringen sie nicht oder schwer über sich, also müssen sie reden. Und sie reden laut. Sie schreien, wenn sie diskutieren. Sie gestikulieren schreiend, wenn sie Wichtiges anzubringen haben. Sie würden streiten, scheint es. Sie poltern, schier so, daß sie das immerwährende Rauschen ihrer Wildbäche übertönen müßten.

Also reden sie, wie ihnen seit Jahrhunderten der Schnabel gewachsen ist. In einem einzigen Tal der Alpen habe ich ein vergleichsweise ebenso konsequentes Festhalten am eigenen Tal-dialekt feststellen können, im Val d'Herens im Kanton Wallis. Dort sprechen sie einen franko-provencalischen Dialekt in einer von allen Nachbartälern deutlich unterscheidbaren Konsequenz und Zähigkeit. Allein diese Vielfalt ihrer alten Sprache: für das Wasser in all seinen Variationen kennen sie fast 60 Ausdrücke, wie es rinnt und stürzt und rieselt und rauscht oder leise aus dem Felsen rinnt, ob es staubend oder gefrierend von den Bergen fällt. Sie verfügen über einen sprachlichen Reichtum wie über einen Geheimschatz. Auch die Öztaler: ich denke und

schreibe in dieser Sprache und dieser Welt, in den Bildern dieser Talkultur und ich kann mich in keiner anderen Sprache so reich, so vielfältig, so differenziert ausdrücken wie in diesem Öztaler Dialekt und kann in keiner anderen Sprache so tief bis an den Nerv treffen, wenn ich weine oder juble. Sie fühlen sich dann betroffen und getroffen, „meine“ Öztaler Freunde und Feinde, meine Angegriffenen und Ergriffenen. Die unbändige Haß-Liebe kann nur in dieser Talsprache ausgedrückt werden. *Wöll, wöll. Doss teilts Manddle hott genügend gschribm.* Dieser Teufelskerl mit seinen Gedichten und seinen Angriffen auf Heiligtümer; auf marschierende, martialisch dreinschauende und dreinschlagende Trachtler, auf geldgierige Goldsammler und Bettensammler, auf allzu keusch und keusch sich gebärdende Zuhälter und Bergböcke in massentouristisch verkommenen Talzentren. Freilich, da gibt es dann Feuer und Drohung, Reifen aufzuschlitzen, den Schießprügel in den Hintern zu stoßen, den alten Brauch des „Heimscheiterns“ auszuüben.

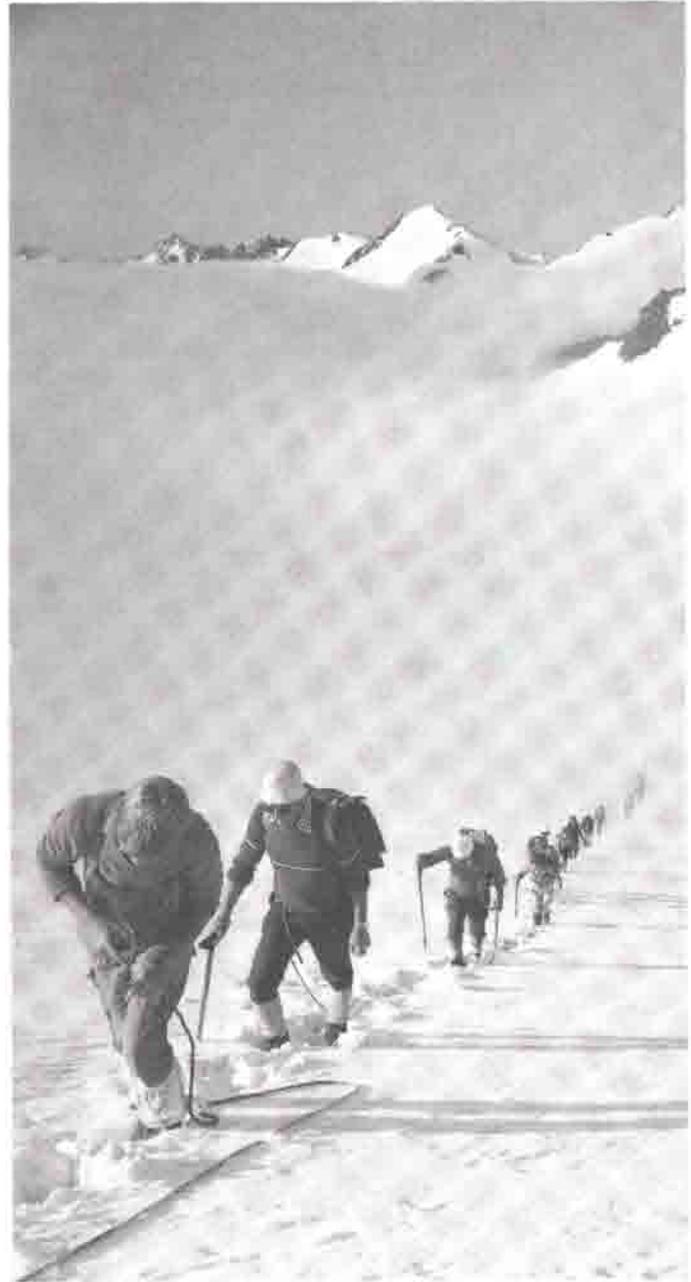
Es tut wohl, sich mit edlen Böcken messen zu können. Ringsum haben sie Berge wie überall in den Alpen. Ihre sind nicht anders und besser und wurden nicht früher als anderswo erschlossen, ersterstiegen und als Ware genutzt. Aber sie haben aus ihren Bergen das Optimal herausgeholt: mit dem ersten gut organisierten Bergführerwesen, dank Franz Senn. Sie haben in geradezu beispielhafter Pioniertätigkeit den Alpenvereinsmitbegründer Franz Senn in seinem Widum in Vent fast verhungern lassen (als Prophet im eigenen Land), sie haben sich die erste perfekte Untertunnelung von Gletscher zu Gletscher geleistet, von Rekordsucht beflügelt: höchste Seilbahn, höchste Alpenstraße, höchste Werbeintensität der „Öztal-Arena“, höchste „Kirchdör-

fer" der Alpen, größte Landgemeinde Österreichs, höchster Landkirchturm des Tales, intensivst erschlossene Welt der touristisch für den Sommerschilaufr nutzbaren Gletscher. Immer die Nase vorn.

Olm lei de parge. Immer die Berge und das Geld im Kopf. Diese Berge mit den wunderschönen alten Namen, die laut und immer wieder vor sich hingesprochen archaisch altertümlich auf der Zunge zergehen und so herb schmecken: Similáun und Ramól und das alles selbstverständlich auf der letzten Silbe betont wie Vernágt und Gepátsch, wie Glaséir und Finéil, wobei dieser merkwürdige Glaséir-Ferner eigentlich das Eis-Eis ist und zweisprachig zwei alte Kulturen repräsentiert. Alle diese „vordeutschen“ Namen sind Dokumente alter, ältester Besiedlung, sind Zeugen von archaischer Alm-Kultur und vom Wandern über die Jöcher. Voreilig teilen dann Hobbysprachforscher diese Namen dem Rätoromanischen oder dem Romanischen zu, wobei gerade in der Almwirtschaft und der gesamten Berglandwirtschaft tatsächlich viele Begriffe als romanische Ausdrücke gelten können. So ist es — laut Eberhard Kranzmayer bei „taija“ für Almhütte bzw. eine Art Maiensässe (aus vorlateinisch *tegia*), bei „schoobl“ für den Viehlagerplatz um die Sennhütte aus lateinisch *stabulum*, bei „verggli“ für das Traggestell zum Eintragen des Berghaus aus vorlateinisch *fercla*. *„Etliche davon sind ins Romanische selbst aus einer älteren Sprache, deren Wesen noch nicht eindeutig geklärt ist, gelangt“* (Kranzmayer). Das gilt für die „olwe“ (Alm, vorlateinische *alpis*), „truien“ (Viehtrift, aus vorlateinisch *troju*), „gammezza“ (Gemse, aus vorlateinisch *camuti*) und „vurmenta“ (Murmeltier, vorlateinisch *murment*). Im weitesten Sinn kann von einem romanisch geprägten Kulturraum gesprochen werden, der über Graubünden, den Vinschgau, das Montafon, das Paznauntal und Pitztal gerade noch bis ins Ötztal reicht. Dieses Tal kann als eine Kulturgrenze gelten — sprachlich und in vielen volkskundlichen Bereichen, etwa im Hoftypus, bei Arbeitsgeräten und den dafür verwendeten Bezeichnungen. Lebendige Zeugnisse einer alten Kultur.

Harte Schädel & Kurzköpfler

„Gibt es im Inntale harte Köpfe, im Ötztal sind noch die härteren“ heißt es nach einer treffend-alten Überlieferung, wohl genährt aus vielen praktischen Erfahrungen mit den Talbewohnern von draußen und von drinnen. Eine alte Volksbelustigung im Ötztal war (ähnlich wie im Zillertal, aber besonders im Wallis und in der Region Aosta) das Kuhstechen und Widderstoßen. Die dafür geeigneten Rinder- und Schafsarten wurden nach und nach umgezüchtet. Von einem Bauern am Ötzerberg berichtet *Franz Josef Gstrein* in seinem 1929 erschienenen Büchlein *„Überlieferte Begebenheiten aus dem Ötztal in Tirol“*, der einen Prostawidder sein Eigen nannte und der bisher jeden Gegner überwunden hatte. Auf dem Markt in Sams geriet er mit seinem Widder an den offenbar stärksten aus dem Inntal. Sie setzten 10 Gulden — eine damals gewaltige Summe für einen Bauern — und ließen die Tiere aufeinander los. *„Eine Menge*



*Olm lei de parge
Auf dem Ramolferner
Blick zum Schalkkogel*

Foto: Sepp Brandl

Volk sah dem Kampfe zu und zählte die Stöße. 103mal sind sie ausgezogen und mit den Köpfen heftig zusammen geprallt. Nach dem letzten Stoße fiel der Widder aus dem Inntal um und verendete bald darauf. Sein Besitzer aber hat geweint ...“ Ein guter verbaler Raufher von der aus Längenfeld stammende *Joseph Anton Schöpf*, Geistlicher und hochgeehrt in Salzburg lebend, Verfasser zahlreicher, fast oder gänzlich unbekannter Schriften. Er war mit seinen liberalen Ideen und als „grader Michl“ bekannt, angefeindet und geachtet. Auf viele Angriffe wehrte er sich dann in der 1862 in Salzburg erschienenen Schrift „PRESSE“ und charakterisiert sich und seinesgleichen im Kapitel 7 „Widderschäd!“: „So, meine Geliebtesten, jetzt hab ichs euch gsagt, wie ich es als Tiroler und noch obendrein als natürlicher Sohn des wildschönen Oetzthals zu sagen schuldig war“ und er erzählt von seinem Stoßen mit einem Widder auf der Weide, einem „anständig gekleideten Herrn Widder“ und „nun ging’s los — das Stoßen, und ich hab’s gewonnen ... und ich hab’ einen blauen Grind (Kopf) heimgebracht und obendrein noch Schläg kriegt“. Seine Jugendpassion sei das raufen und stoßen, „doch bitt’ ich, nur mit edlen, stolzen Widdern, nicht mit schäbigen Böcken ... und das ist die eiserne Hirnschale des natürlichen Oetzthalers (es gibt auch naturalisierte und super-naturale Oetzthaler) ...“ Er hat noch öfter gewonnen, der Herr k.k.o.ö. Professor der Kirchengeschichte und des Kirchenrechts und k.k. emerit. Dekan an der theol. Fakultät Salzburg, Gemeinderath der Landeshauptstadt Salzburg usw. Ein Öztaler „Prost“, ein harter Schädel und darin mit viel Geist und Kampfeslust.

Aber um die wirklichen, leibhaftigen Schafsköpfe geht es im allerneuesten Kapitel öztalerischer Dickschädel, öztalerischer Eigensinnigkeit. Im Jahre 1986 hat die Tiroler Landesregierung ihr neues Tiroler Tierzuchtgesetz verabschiedet und hat im Jahre 1987 in einer Durchführungsverordnung verfügt, daß zur „Vermeidung unbeabsichtigten Deckens“ einige Tiroler Bezirke und Täler zu „Reinzuchtgebieten“ für die Rasse der Bergschafe erklärt werden sollen. Das sind der Bezirk Stadtgemeinde Innsbruck, Bezirk Landeck, Bezirk Reutte, Bezirk Schwaz (teilweise) sowie „Bezirk Imst mit Ausnahme der Ortschaft Burgstein in der Gemeinde Längenfeld“. Weil aber im Ötztal, auch außerhalb der Fraktion Burgstein, immer noch und sehr eifrig auch die alten Steinschafe gehalten werden und somit auch die „Herren“ dieser Rasse sich fallweise über weibliche Tiere der Bergschafe hermachten, erhielten etliche Steinschafhalter in Huben und Gries Strafanordnung durch die Bezirkshauptmannschaft Imst, weil sie Steinschafwidder gemeinsam mit Bergschafen weiden haben lassen, „obwohl in diesem Gebiet auf gemeinschaftlich genutzten Weideflächen nur Widder von Bergschafen gehalten werden dürfen“. So kam es zum „Wirbel um Steinschafe“ und zum „Schafkrieg“. Schon daß es zur Ausnahmegenehmigung für den kleinen Ortsteil Burgstein mit den zwei bzw. drei Steinschafhaltern kam, ist ein amüsantes Kapitel tirolerisch-öztalerischer Eigensinnigkeit und Querköpfigkeit. *Max Gufler* hat sich

gegen den diskriminierenden Paragraph aufgeregt, hat sich gewehrt und hat eine fast schildbürgerliche landesherrliche Entscheidung erreicht. Rassefanatiker sind am Werk und in den Ställen; männlichen Schafen wurden inzwischen die Geschlechtsmerkmale tierquälerisch beseitigt, junge Mischlinge wurden (angeblich) von fanatischen Bergschafreinerassefanatikern zu Tode geschlagen.

Zuerst das Tier, dann der Mensch? Reine Rasse hier und dort im Stall, im Haus. Fanatische „Ausländer-Halt“-Hetzerereien und üble Diskriminierung türkischer, jugoslawischer Geschirrabspülerinnen in Tiroler und Öztaler Hotels. Reine Rasse wie 1938. Zuerst Schafe. Und dann der Rassekrieg. Blau-deutsch und sauber? Es könnte von den Ötztalern ein Protestmarsch nach Innsbruck ins Landhaus organisiert werden. Die angezeigten, einer strafbaren Handlung überführten Steinschafhalter haben sich vorgenommen, ihre Steinschafe den Herren im Landhaus zu bringen, ihre Schafe im Landhaus zu deponieren, sie den Herren Hofräten zur Pflege anzuvertrauen und währenddessen ihre Strafe abzusitzen.

Die Steinschafhalter berufen sich auf ihre alten Rechte. Ihre Steinschafe wären die alten Schafe der Zentralalpen, vom Tuxertal über Südtirols Täler und übers Ötztal hinein in die Schweiz. Des Ötztalers Volks-Kultur und der Stolz trachtlicher Aufmärsche von Schützen und Musikkapellen verdanken sie aber dem alten Steinschaf, dem bunten Gemisch und insbesondere dem „Pater“ genannten braunen Schaf, das ausschließlich nur von den Steinschafen her stammt. Das (hochgezüchtete) Bergschaf kann und darf nur weiß und noch einmal weiß sein. Weißes Bergweiß, Bergschafweiß, inzwischen sorgfältig hinter elektrischem Weidezaun gegen den Zugriff brauner, grauer, gemischtfarbiger Steinschafwidder abgesichert.

Ein Sprung ins Miß-Vergnügen?

Der „Krieg“ scheint leider an Fanatismus zuzunehmen. Wer hat die härteren Schädel, Mensch oder Tier? Sind die dort drüben im Pitztal oder im Stubaital oder im Schnalstal wirklich so merkbar unterschiedlich von denen im Ötztal? Immer wieder versuchten sich Reiseschriftsteller, Volkskundler, Anthropologen, Schriftsteller an der Schilderung typischer Eigenschaften der Bewohner einer bestimmten Region oder Talschaft. Sicher wird es Unterschiede geben, auch solche von Dorf zu Dorf, wie es sie zwischen Familien und Verwandtschaften gibt. So einfach haben es sich Schilderer über das Ötztal gemacht:

Franz Gwercher (1886 in der Schrift „Das Oetzthal in Tirol“) im Kapitel „Volkscharakter“ (S 49,50): „Die Oetzthaler sind, gleichwie die Oberinntaler, mit einem hellen Verstand begabt, religiös sittlich, arbeitsam, freundlich im Umgange und wohlwollend; der seichten, falschen Aufklärung unserer Tage fremd gegenüberstehend, sind sie treue Söhne der katholischen Kirche, der sie ganz ergeben sind. Gestählt im Kampfe wider die feindli-



„Gestählt im Kampf wider die feindliche Natur.“
Mure in Sölden, 13. VIII. 1921

Foto: ÖAV-Archiv

chen Kräfte der Natur, der ihnen von den entfesselten Elementen nicht selten aufgenöthigt wird, stehen sie fest und unerschüttert ...“

Auch noch 1972 oder 1989?

Selbstverständlich waren sie der „modernen“ Aufklärung gegenüber zugänglich. Als *Eduard von Badenfeld* um 1820(!) ihre Volkssagen erforschen und aufschreiben wollte, hätten sie ihn fast bei Gericht verklagt, weil sie aufgeklärt seien und an solche alten Geschichten nicht mehr glaubten ...

Gustav Sausser hat 1938 in seiner umfangreichen, stark dem Geist seiner Zeit und der Rassenideologie verpflichteten Veröffentlichung „*Die Öztaler. Anthropologie und Anatomie einer Tiroler Talschaft*“ im Kapitel „*Talschaftspsychologie*“ diese Öztaler zu charakterisieren versucht. „*Bei aller anfänglichen Verschlossenheit, die dem Öztaler Bergbauern eignet, ist er freundlich im Umgang mit Tal Fremden.*“ Zweifellos ist er durch den Umgang mit den harten, brutalen Naturgewalten abgehärtet worden. „*Im Kampf mit solchen, oft das ganze Tal vernichtenden Gegnern hat sich bei allem Selbstständigkeitsdrang des einzelnen eine Talschaftsverbundenheit und gegenseitige Hilfsbereitschaft ausgebildet, wie wir sie nicht in jedem Tiroler Tal finden ...*“ Sausser hat hunderte von Köpfen lebender und verstorbener Öztaler untersucht. Er hat gemessen und notiert, verglichen und bewertet. Gar nicht angenehm mag es den Rassenfanatikern des Nationalsozialismus gewesen sein, als Sausser klar nachweisen konnte, daß die Öztaler zu einem sehr großen Prozentsatz nicht der dinarischen bzw. der nordischen Rasse

zugehören, sondern der — alten — alpinen Rasse: „*daneben finden sich im Öztal aber auch nordisch beeinflusste Blonde und Blauäugige. Die volksdeutsche Prägung der Öztaler Talschaft, jenseits von Maß und Index gelegen, ist unverkennbar, hat Sausser in der Zusammenfassung, wohl auftragsgemäß, festgehalten.*“

Jedenfalls verfügen die Öztaler von gestern und heute über eine geradezu sensationelle Einmaligkeit: „*Die neueren Untersuchungen haben nun in guter Übereinstimmung mit den Befunden Tappeiners und Holls ergeben, daß die Öztaler eine der kurzköpfigsten Bevölkerung Europas sind.*“ In der lebenden Talschaft sei die Kurzköpfigkeit auf der Längenfelder Talstufe am stärksten ausgebildet.

Ob dieses Merkmal auf Geist und Psyche, auf Witz und Verstand, auf Denken und Hirn einen Einfluß hat? Böse inneröztaler Zungen behaupten es und wenden die Weisheit (ohne Sausers Forschungen zu kennen) sogar auf die politische Führung der Gemeinde in diesen Jahren an. Unterschiede in der Talschaft mag es geben, auch solche gegenüber dem Pitztal und solche ganz anderer Art gegenüber dem Passeiertal und dem Schnalstal. Dorf- und Talspott haben immer schon zu prägnanten, nicht immer nachweisbaren Charakterisierungen geführt. So heißt es nach einem alten Spruch über die Bewohner der einzelnen Talstufen (die fast ident sind mit den Gemeindegrenzen):

„*Die Özar vertoatenmaleien,
die Umhauser verlaikofen,
die Längenfelder verstreiten
und die Sölder verhoachzeiten.*“

Während die Ötzer also beim Totenmal über sich hinausragend alles verfressen, die Umhauser beim „Leutkauftrunk“ das abgeschlossene Geschäft begießen, so verstreiten die Längenfelder ihr Vermögen, und die Sölder prassen und prahlen bei den Hochzeiten und zeigen, wer sie sind.

Zur Talschaftspsychologie hat sich auch der Hotelier und Landtagsabgeordnete *Valentin Falkner* im Jahre 1947 in seinem Buch „*Mein schönes Öztal*“ geäußert, durchaus klischeehaft: „*Ihr harter, entschlossener Kampf mit den ihnen ständig drohenden Naturgewalten hat sie einerseits selbst hart und in sich gekehrt gemacht, die stolze, freie, farbenprächtige Bergwelt andererseits spiegelt sich in ihrer stolzen, heiteren und freiheitsliebenden Lebensart wider ... Geselliges Beisammensein, besonders im Gasthaus, Liebe zu altem Brauchtum und Lebensgewohnheiten finden wir auch heute noch, Sangeslust und heiteres Spiel treffen wir seltener als zum Beispiel im Unterinntal, obwohl Musik und Gesang auch im Öztal sehr beliebt sind.*“

Noch in keiner Schrift und Publikation über das Öztal findet sich die Charakteristik eines Geistlichen, der im Mai 1953 aus Telfs — nach einem Besuch am Festtag im Öztal — schrieb: „*... aber das Allerprächtigste der ganzen Kirche konnte ich erst am nächsten Tag entdecken: die großen, andächtigen Scharen*“

der Gläubigen, die das Gotteshaus füllten. Das war, aufrichtig gesagt, für mich ein Erlebnis, nachdem ich im Inntal wahrlich bis heute noch nicht besonders viel Erbauliches gesehen habe — und wohl auch nicht sehen werde. Da ging mir das Herz auf ... Man hat wirklich in allem den Eindruck, daß man da noch ein Völklein vor sich hat, das im Großen und Ganzen noch tiefen Glauben hat. Freilich merkt man auch schon da und dort (soweit man sich eben bei einer solchen Blitzvisite ein Bild machen kann) den Einfluß der Ausflügler und Modernen, die das Tal durchfluten. Da sollte es halt eine Riesen-Flit-Insektenspritze geben, womit man all dieses Ungeziefer zum Tal hinausblasen könnte ...“ Und weiter aus diesem unveröffentlichten Brief, voller unverständlicher Gehässigkeiten eines „Seel“-Sorgers gegen Fremde: „Auch die Leute machen einen guten und gemüthlichen Eindruck; nur die Sprache klingt weder deutsch noch spanisch noch siriono noch guarayo — wird schon so irgend ein mongolischer oder malayischer Dialekt sein ...“ Ja, und so geht der Pater mit den Schäfflein um und so bleibt dieses Dokument weiterhin in meinem Gewahrsam. Aber ich will und muß die Rolle von Kirche und Moral eingehender schildern und wie im Ötztal auf eine ganz besondere Art und Weise eingegriffen wurde. Ich habe bei meinen volkskundlichen Forschungen in Tirol und den Alpen nichts dergleichen gefunden.

„Tanzn ischt kindisch, tanzn tuat man nit“

In meinen „*Quellen zur Volksmusik im Oberinntal*“ habe ich also feststellen können, daß nirgendwosonst in unseren alpinen Landen die Kirche derart scharf — und erfolgreich!! — gegen jede Art von Haus-Musik, gegen Tanz und Lustbarkeit vorgegangen ist. Es begann sicher viel früher, aber ich habe erst ab etwa 1800 eine klare Fülle von Belegen und Nachrichten. Hausmusik und Tanz waren in den Gemeinden Umhausen, Längenfeld und Sölden von ca. 1800 bis etwa um 1920 gänzlich verboten. Die Kirche hatte die Verbote ausgesprochen, und die Gemeindeverwaltungen schlossen sich meist an.

„Ist in Folge Einführung der Rosenkranzbruderschaft der allgemeine kirchliche Volksgesang durch den Rosenkranz verdrängt worden“ hieß es bereits Ende des 18. Jahrhunderts. Im Jahre 1837 wurde in Längenfeld die „Kirchenmusik“ gegründet und damit der Vorläufer der heutigen Blasmusikkapelle. Die Musikinstrumente, auch wenn sie den Musikanten gehörten, durften nicht mit nach Hause genommen werden, „damit sie nicht zum sittenverderblichen Mißbrauche“ dienen, wie es in den ersten Satzungen heißt. Der jeweilige Pfarrer, der auch Obmann der Kapelle war, bewahrte die Instrumente bei sich auf. Zu einem der düstersten Kapitel in der Tiroler Volksmusikgeschichte gehören also die folgenden Fakten:

- „Der Gipfel und die schönste Zierde fröhlicher Geselligkeit, Musik und Tanz wird mit Bedauern im ganzen Oetzthale vermißt“ (ca 1825)
- „Der einheimische Volksgesang ist im Oetzthale gänzlich im Verfall ...“ (ca 1825)
- „Überhaupt haben sich die Oetzthaler stets in dem Rufe eines biedereren, ihrer Religion sowohl als ihren Landesfürsten

aufrichtig ergebenen, gut gesitteten Menschenschlag behauptet ... Schlägereien und Nachtbesuche am Kammerfenster sind vielleicht nirgends seltener, als im Oetzthale, weil bei uns keine Tanzmusik stattfindet.“ (1826)

- O Moral, o Moral! Die Geistlichkeit stellt Überlegungen an, wie am vielbesuchten Wallfahrtsort Gries im Sulztal an den sogenannten „Überlaufstagen“ die Moral bewahrt werden könne: „gesellen sich zu guten Wallfahrtern auch nicht wenig übl unterrichtete, schlecht erzochne, im Glauben schwache ... und dergleichen Leute verschiedenen Geschlechts, mitunter auch Holdschafterpaare, brauchshalber, gespannschaftshalber ... da erfolgt Drängeln, Anlächeln, Liebäugeln und vielerlei Andachtsstörungen ... mit ungleichem Geschlechte zu zechen, sich abseits vom Wege zu verschlafen und der schändlichen Liebe abzuwarten ...“ (1847)
- Zur Kirchenmusik in Längenfeld wird klargestellt:
 - „1. Individuen, die unsittlich oder ihre Kunst zu Tanz-Musik mißbrauchen, sind auszuschließen.
 2. Produktionen von Musikstücken seyen kirchlich.
 3. Die Instrumente dürfen ohne besondere seelsorgliche Erlaubnis zu anderen Zwecken nie gebraucht werden und sie müssen in der Kirche aufbewahrt werden.
 4. Die Musik-Proben haben bey Tag statt zu finden.
 5. Soll selbe unterdrückt werden, sobald Unordnung und Zwiespalt entsteht.“
- Eine großartige „Erfolgsmeldung“ kommt 1849 aus Umhausen. In diesem Jahre verstarb der alte Kurat (Pfarrer). Ihm wird nachgesagt, er habe „durch seltene Pastoralweisheiten binnen einem Jahrzehnt tief eingewurzelte Gewohnheiten beseitigt ... als der Kurat Kössler die Augen schloß, war das Tanzen in seiner ganzen Gemeinde Theils verlernt, Theils nie gekannt.“
- Die nächste „Erfolgsmeldung“ kommt kurz darauf aus Längenfeld, gültig für das gesamte Tal, mitgeteilt vom dortigen Pfarrer an die Obrigkeit (in vorausgehendem Gehorsam?): „Im Oetzthale wird nie eine öffentliche Tanzmusik gehalten; desto mehr kann und soll es verbothen sein einer Jungfrau sich in Winkeltänzen zu verlustigen.“
- Aus Sölden berichtet Freiherr Ritter von Alpenburg im Jahre 1852: „Um auch einen Blick auf die Lebensweise der Söldener zu werfen, sei bemerkt, daß Zitherklänge und Tänzen hier ganz unbekannte Dinge sind. Tonzn ischt kindisch, tonzn tüet man nücht, wenn man gscheide ischt. So sagt Jung und Alt. Dafür aber sind die Leute Tag und Nacht bei der Arbeit und führen einen frommen, auferbaulichen Wandel.“
- Der Tiroler Schriftsteller und Geologe Adolf Pichler kommt auf seinen Wanderungen und bei seinen Forschungen auch ins Ötztal. Was ist ihm aufgefallen? Sicherlich aus persönlichem Erleben schildert er eine Hochzeit: „Hier sei nur eines sonderbaren Brauches gedacht, der sich im Ötztal eingenset hat. In anderen Gegenden versammeln sich der Braut zu Ehren ihre Verwandten und Gespielinnen, begleiten sie in festlichem Schmucke zur Kirche, meistens schließt die Feierlichkeit abends mit einem Tänzchen. Anders hier. Da darf

kein weiblicher Verwandter, weder jung noch alt, nicht einmal Mutter oder Schwester, bei der Trauung erscheinen, noch weniger beim Mahle. Von einem Tanz ist keine Rede. Man ergibt sich dem stummen Fraße. Dafür kann der Bräutigam Geistliche einladen, soviel er will. Sie helfen das Mahl verzehren und erhalten beim Abschied noch ein kleines Geschenk. Die Größe und Würde einer Hochzeit hängt von der Anzahl dieser Gäste ab.“

- Aufschlußreich für Moral und Charakter ist noch der Bericht von 1878, in dem es heißt, „dem Touristen gegenüber enthält sich der Oetzthaler jeder Zudringlichkeit, ja er scheint fast übellaunig, ihn kümmert es nicht, wer aus- oder eingeht, hat doch nur der Wirth den Vortheil davon ... Vergebens spitzt der Berliner Gemsenjäger die Ohren, er hört kein Schnaderhüpfl, kein lustiger Tirolerbub macht ihm einen Jux vor, den er nachträglich bezahlen soll.“

Dafür gab es den ersten Folklore-Hinweis im Wegweiser aus Längenfeld vom Jahre 1891, wo die Fronleichnamsprozession als Attraktion mit vielen fescen Burschen in Tracht angepriesen wird. Es ist notwendig, den großen Sprung in die Gegenwart zu wagen. Der „playboy“ schildert 1974 sehr drastisch:

„Sölden. Exclusive Hotels in Hochsölden, Nachtleben in Obergurgl und Hochgurgl. Einheimische zugänglich. In unerwartet hatnäckigen Fällen Jagertee bestellen (Rotwein, Rum, Obstler, Zimt und Kräuter, sehr heiß). Viele Schneewitwen, auch jüngere, bei denen der Ehemann nur zum Wochenende auftaucht. Anfreunden mit einheimischen Skilehrern; die sind meist überbeschäftigt und geben gerne ab.“

Seit etwa 1965 sind einheimische Gruppen aus dem Ötztal, dem Pitztal, dem Schnalstal mehr oder weniger groß ins musikfolkloristische Geschäft eingestiegen. Erst ab Ende der siebziger Jahre, durch intensive Musikausbildung in Musikschulen, scheint es leicht aufwärts zu gehen. Und die Musikkapellen marschieren nicht nur uniform über die festtäglich geschmückten Dorfstraßen, fast ausschließlich für Gäste, stramm-zackig mit Militärmärschen, sondern bilden auch junge Musikanten aus. Was um 1820 einem Musikanten im Ötztal passiert ist, wäre heute nicht denkbar.

„Dieser eingepflanzte Abscheu gegen die vorgeblich unheilige Musik ist so groß, daß ein Bursche sich des Heldenstückes, einem durchwandernden Musikanten seine Fiedel zerschlagen zu haben, als eines verübten frommen Werkes rühmte.“

Gelobt gebrochen gelobt und wieder gebrochen ...

Da kam das große Wasser und da donnerten die Muren ins Tal, verschütteten das Dorf und die Leute waren ratlos. Sie gelobten also, zur Abwendung weiterer Wasser- und Murenschäden, alljährlich Messen zu feiern, Bittgänge abzuhalten und mit inbrünstigem Eifer zu beten. Also geschah es anno 1702 in Längenfeld und es hätte mehrfach an vielen Orten der Alpen geschehen können, in Plangeroß und in Feichten, in Kurzras und

Schönau. Dieses aber geschah beispiel- und modellhaft in diesem Ötztaler Ort. Sie gelobten also feierlich, am 26. Juli (Annatag) eine Bittprozession zur Maria-Hilf-Wallfahrtskirche in Gries, mit „Creiz und Fähnen in volckreicher Versammlung und inbrünstigen Eifer und Gebett“. Und das hielten sie durch alle die nachfolgenden Generationen. Und dann kam wieder einmal der wilde Bach und die Sturzflut aus dem Sulztal heraus und nach diesem großen Schaden vom Jahre 1965 erneuerten und bekräftigten sie in feierlicher Form das Gelöbniß und das lautete also:

„Die seinerzeit von unseren Vorfahren zur Abwendung von Wassergefahren durch den Fischbach gelobten drei Tage, nämlich Gründonnerstag, St. Johannstag und St. Annatag, in der letzten Zeit gehalten am Karfreitag von 12 Uhr mittags an, Pfingstsamstag und Annatag mit verlobten Bittgang nach Gries, werden neuerdings als verlobte Feiertage für die ganze Pfarrgemeinde Längenfeld gelobt und zwar als Bitte an den Allmächtigen, daß er die Pfarrgemeinde in Zukunft vor allen Wasser- und Murenkatastrophen verschonen wolle ...“ Unterzeichnet wurde von Pfarrer, Pfarrkirchenrat und für die Gemeinde vom Bürgermeister, genehmigt wurde vom Bischof. Ein frommes Volk, voll Vertrauen und ganz im Sinne der vorher geschilderten Charaktereigenschaften, der „Liebe zu altem Brauchtum“, „das im Großen und Ganzen noch tiefen Glauben hat“, „treue Söhne der katholischen Kirche“. Im Jahre 1973 hat auf Drängen des örtlichen Wirtschaftsbundes der Gemeinderat beschlossen, den Anna-Tag als verlobten Feiertag aufzuheben. Der Bischof gab die Erlaubnis dazu. „Dank des Entgegenkommens unseres Herrn Pfarrers, sowie des Einverständnisses des Gemeinderates mit dessen Vorsprache beim Herrn Bischof ist es uns gelungen, diesen Feiertag aus der Hochsaison heraus in die Vorsaison, mit nachfolgender Regelung zu verlegen.“ (Schreiben des Wirtschaftsbundes vom 10. Mai 1973.) „Anstatt des Annatages wird der Samstag vor Pfingsten als Feiertag begangen ... Mit dieser Neuregelung ist das frühere Fischbach-Gelöbniß mit seinen früheren Verpflichtungen erloschen“ schreibt dazu der Bischof von Innsbruck am 29. März 1973.

Dann gaben alle Bäche und Murstriche Ruhe. Die Natur war offenbar beruhigt. Gebet und Prozession hatten gewirkt. Auch als dann im denkwürdigen August des Jahres 1987 auf der Strecke von Umhausen nach Längenfeld kilometerlang die Straße weggerissen wurde, als in Aschbach ein ganzer Hof zerstört wurde, als in den reißenden Fluten der Ötztaler Ache vierzehn Menschen, darunter neun Einheimische, umkamen und als dann im Maurach eine kleine Kapelle errichtet und feierlich eingeweiht wurde, schien sich nichts zu ändern. Ich lobte die frommen Seelen und staunte immer wieder, daß an der neuen Kapelle immer viele Lichter brannten und immer wieder Fromme betend dort verweilten. Und so war ich langsam versöhnt und der für mich unfaßbare Beschluß von 1973 zur Abschaffung des Annatages „aus der Hochsaison“ heraus geriet (fast) in Vergessenheit. Dann kam der März 1989 und ein neuer Gemeinderatsbeschluß. „Jetzt, nach knapp 25 Jahren wurde dieses Gelöbniß gebrochen. Laut Bürgermeister Willi Kuen sei es wirtschaftlich

Hochbegabte Lebenskünstler: Bergführer Heinrich Gundolf mit Hilfsführer und zwei Damen am Gepatsch-Ferner vor dem Brandenburger Haus. Die Aufnahme wurde um 1910 gemacht.

Aus: Benedikt Erhard, Willi Pechtl: Menschen im Tal. Zur Alltagsgeschichte des Pitztales (1890—1950). Haymon-Verlag, Innsbruck 1985

nicht mehr tragbar, an diesen drei Tagen Geschäfte und Betriebe geschlossen zu halten. Der Gemeinderat plädierte daher mit 14:1 Stimmen für die Auflösung der verlobten Feiertage ... als einziger Gemeinderat hat Gerhard Prantl (SPÖ) gegen die Aufhebung der Feiertage gestimmt ..." (Tirol aktuell). Somit ist der Schlußpunkt gesetzt.

*vrgalts-gött wöll töll völl olle kirchen
und olles völl a güete saison
und koane müeren meä ummha
wöll wöll und haufn GALT
vrGALTsgött getrütlach*

Der Herrgott vergelte es ihnen und es sind alle Kirchen noch da und alle Saisonbetten sind voll und es gibt wieder eine gute Saison und es sind keine Muren weit und breit zu sehen und ja wohl: eine Menge Geld ist vorhanden. Vergeltsgott! Und in der gleichen Gemeinde, in diesem kleinen Bergdorf mit der wunder-tätigen Madonna, wirkt einer der Geistlichen aus der kirchlichen Organisation von OPUS ANGELORUM, einer sogar von kirchlichen Stellen ähnlich wie OPUS DEI sehr mißtrauisch beobachteten Bewegung innerhalb der katholischen Kirche. Immerhin ein Orden mit sehr großem Einfluß, mit einer fast an die Million heranreichenden Mitgliedschaft, mit einem Sitz auf dem alten Schloß zu Petersberg. Von dort aus wurde durch Jahrhunderte das Ötztal, wurden weite Teile des Inntales beherrscht. Dort saßen und sitzen die Herren. Sie herrschen und beten. Amen.

Und Pfarrer als Helfer

Dabei soll keine antiklerikale Grundstimmung erweckt werden. Adolf Pichlers kritische Anmerkungen zur Hochzeit im Ötztal und seine kritische Einstellung zu klerikalen Tendenzen soll nur die eine Seite zeigen. Gerade dieser freie, liberale und kritische Geist Adolf Pichler hat den Ötztaler Geistlichen *Adolf Trientl*, damals Kurat, also Seelsorger in Gurgl, in hohen und höchsten Tönen gelobt. Immer wieder spielten Geistliche in diesen Berg-tälern eine besonders interessante Rolle. Trientl als „Mist-apostel“ stammte aus Ötz, war landwirtschaftlicher Wanderlehrer, zog durch das ganze Land, zeigte den Bauern, wo sie Kalk brennen könnten, wo sie Mineralstoff als Dünger auf die kargen Wiesen aufbringen sollen, wo und wie sie auf den Almen bei der Milchverarbeitung und der Käseherstellung hygienischer, rationeller und erfolgreicher vorgehen könnten. Wenige Jahre später wirkte der Pfarrer *Franz Senn* in Vent und in Neustift im Stubaital, half den Bauern und den anderen Bewohnern, sich als Bergführer ein Zusatzeinkommen zu verschaffen. Er half wesentlich mit, den Deutschen Alpenverein zu gründen, und er baute Schutzhütten, führte Erstbegehungen in den Ötztaler Alpen durch und half bei der Ausarbeitung von Konzepten gegen die drohenden Naturkatastrophen durch die ausbrechenden Fernerseen. Wiederum ist Vent das Standquartier eines der interessantesten Geistlichen in der langen Geschichte des Tales. Dieser Pater, weitem gefragt und begehrt als Wassersucher, als Rutengänger, als Weiser und Naturkundiger, hat von mir be-

reits ein kleines Denkmal erhalten. Solche Köpfe sind rar. Im Ötztal sind es immer wieder Geistliche (vielfach „strafversetzt“ in die kleinsten, entlegensten Bergpfarren), die zu den bemerkenswertesten Persönlichkeiten gehören. Querköpfe, Voraudenker und Wegweiser sind sowieso rar. Offenbar geraten sie auf dem Steingrund, unter den Gletschern besonders, noch rarer als anderswo.

Bemerkenswert kann auch noch sein, daß es nach einer im Jahre 1951 veröffentlichten Zusammenstellung über „Pfarrhöfe als Gaststätten in Tirol“ dreizehn in ganz Tirol gab. Und besonders auffällig ist, daß sich acht davon im Ötztal befunden haben: in Ochsegarten, Huben, Gries im Sulztal, Köfels, Niederthai, Heiligkreuz bei Vent, Vent und Obergurgl. Der Wirt als Seelenhirt und der Seelenhirt bei der intensivsten Bewachung seiner Schäflein bei Speis, Trank und Kartenspiel als Wirt und wie im Falle etwa von Köfels auch noch als Dorflehrer mit dem „Klassenzimmer“ in seinem Gasthaus. Gründliche Seelsorge: auch Trientl war vorübergehend in Köfels und Gries. Die Gegensätzlichkeiten sind auffällig.

Wie in vielen Dingen: ein Lau ist hier selten. Entweder ist es sehr kalt oder sehr warm. Entweder sie mögen Dich, dann handeln sie danach. Oder sie mögen Dich nicht, dann greifen sie Dich offen an. So jedenfalls habe ich meine Erfahrungen sammeln können. Ich weiß, wie ich dran bin.

Diese Auseinandersetzung mit den Bergmenschen, ihrer Kultur und ihrem Denken, besonders aber ihrer Widerständigkeit und ihrer Widerstandskraft wird immer faszinierender. Jetzt bin ich viel in den Alpen herumgereist, vom südlichen Piemont über Wallis und Engadin und immer wieder in den Vinschgau. Und immer mehr erkenne ich starke Kräfte, die nicht nur widerstehen und glasklar denken, die auch handeln und vorausdenken können.

Viel besser sind sie allesamt als

Skilehrer & Viehzüchter Hoteliers & Viehändler

Von den hohen Künsten und den hohen Musen halten und hielten sie wenig. Darum, sage ich, gibt es kaum Täler in den zentralen Ostalpen mit so auffällig wenigen künstlerischen Begabungen, mit weit über die Talbedeutung hinausragenden Größen der Musik, der Malerei, der Bildhauerei, der Poesie wie hier im Ötztal, Kaunertal, Pitztal, Schnalstal, Passeiertal. Immer sind die in die Haupttäler offenen Orte ausgenommen, Ötz und Sautens im Ötztal, Wenus und Arzl im Pitztal oder St. Leonhard im Passeiertal. Von dort stammen die einzig bedeutenden Künstler der letzten Jahrhunderte, allen voran der große Barockbildhauer *Mathias Braun* von Braun aus Ötz bzw. Sautens, der erfindungsreiche *Christian Josef Tschuggmall* aus Wenus mit seinem weitem berühmten Automatenkabinett. Ich wüßte keinen einzigen bedeutenden Maler und Musiker zu nennen. Und wie überreich sind die Regionen am Rande und an den äußeren Abhängen der Ötztaler Alpen, von Imst über Landeck ins Oberland und über den Reschen in den Vinschgau. Da wimmelt es an künstlerischen Begabungen wie kaum in einer anderen Region



Österreichs, *Paul Flora* aus Glurns, *Karl Plattner* aus Mals, *August Stimpfl* und *Elmar Kopp* aus Imst, *Jörg Hofer* und *Franz Tumlner* aus Laas, *Karl Grasser* aus Kortsch. Dafür können die Ötztaler mit Stolz darauf verweisen, die ältesten Truhen von ganz Österreich zu haben, einfache und noch gotisch konstruierte Möbelstücke, von 1512 herauf bis gegen 1700 von unverwechselbarer Eigenständigkeit. Nur im gar nicht weit entfernten Engadin finden sich vergleichbare Prachtstücke. Durch die letzten Jahrhunderte herauf sind sie brave, geschickte Handwerker, Händler, Viehzüchter, Saisonarbeiter, sind sie hochbegabte Lebenskünstler, Bastler, im besonderen im Pitztal Erfinder und Wetzsteinhändler. Heute sind sie mit derselben Geschicklichkeit und ihrem fast leidenschaftlichen Sinn für Realität, Geschäftlichkeit und ihrem unbändigen Fleiß weitem berühmte Hoteliers, Skilehrer, Seilbahngesellschafter, Transportunternehmer, Polterer, Aufschneider, Angeber und Patrioten. Negative und positive Eigenschaften sind zum Extrem ausgebildet. Und wenn sie in der Schule die Talkunde erlernen, wird immer verschwiegen, daß *Joachim Ringelnatz* sich köstlich über die vielen Deblen in Längenfeld geäußert hat, als er 1913 hier einen Kurzurlaub verbrachte. Es wird auch — fast — verschwiegen, daß hier der große Maler *Albin Egger-Lienz* viele seiner berühmten Werke schuf und daß Ötztaler für ihn Modell standen als weihwassersprengender Bauer, als Bergmäher, als Totentänzer, als Typen, die das „Leben“ repräsentieren. Schon ganz und gar wird verschwiegen, daß anno 1785 eine der letzten grausigen „wahrhaftigen und merkwürdigen Teufelsaustreibung“ an der damals 16jährigen *Johanna Scheiber*, — „ein ge-

sundes, lebfrisches Bauerndirndl aus Längenfeld“ —, vollführt wurde. Sie war, so heißt es in den Akten, von 100 Millionen Teufeln befallen und es gelang dann dem Teufelsaustreiber (Exorzist als Fach-Bezeichnung) vorerst „10 Millionen solcher Satane unter vielen Gewalttätigkeiten, Krümmungen, Herzensstößen und Erbrechungen“ auszutreiben und an den folgenden Tagen zog der „kundige Pater in Anwesenheit von fast 2000 andächtigen Personen eine Million nach der anderen aus dem zarten Mädchenkörper ...“ Am neunten Tage war der letzte Teufel draußen. Und damit das Mädchen nicht wieder vom Teufel besessen werde, wurde sie in das Zuchthaus nach Innsbruck gesteckt. Mit dem Zuchthaus haben es die überaus fromm-frömmlichen Geister ehemals nicht sehr zimperlich gehalten. Aus der Pfarrchronik einer Ötztaler Pfarre habe ich die Nachweise, daß weibliche ledige „Weibspersonen“ nicht auf der Alm angetroffen werden durften und daß solche weibliche Personen aus moralischen Gründen ebenfalls ins Zuchthaus gesteckt wurden. Die netten Geschichten und die vielen Lieder von der lustigen Sennerin und dem sündenfreien Leben auf der Alm sind offenbar in den westtirolischen Almregionen undenkbar ... es sei denn, es wird ihnen nicht als Sünde angerechnet, wenn sie im Interesse von Nächtigungssteigerungen und Umsatzvermehrung in den zu rustikalen Skihütten umgebauten Almen bei Jagatee, Schnaps und unter Anleitung erfahrener Skilehrer der Hurerei, der Unzucht und dem Fraß frönen ... Die Zeiten haben sich gewandelt in den Bergtälern rund um die Ötztaler Alpen und ganz besonders mitten drin, in den durch Jahrhunderte scheinbar wohlbehüteten Reservaten.

Foto: Sepp Brandl



Öztaler Burschen mit Kellnerinnen.

Foto: Josef Schöpf, Schrofen ober St. Leonhard, um 1910
Aus: Menschen im Tal. Haymon-Verlag, 1985

Ganz so puritanisch-streng wie im Ötztal ist es nicht in allen Tälern hergegangen. Die Pitztaler hatten seit den vergangenen dreihundert Jahren immer schon einen freieren Geist, waren flexibler und auch mobiler. Dazu waren sie wohl auch gezwungen. Unter den ganz wenigen Alpentälern hatten in ganz besonderem Maße die Öztaler ihr Aus- und Einkommen fast ausschließlich von Landwirtschaft, speziell Viehzucht und Flachsbau. Umhausen und Längenfeld zählten zu den besten Flachsbaugebieten überhaupt. Anders im Pitztal, aber auch im Kautental, Paznauntal, Montafon, Lechtal, Deferegggen, Fassatal usw. Von dort mußten die Männer als Wanderarbeiter, als Gastarbeiter, als Händler weitem durch Europa reisen. Aus dem Oberinntal, aus dem Montafon, aus dem oberen Vinschgau zogen hunderte Kinder als „Schwabekinder“ hinaus nach Ravensburg und an viele schwäbisch Stätten als Hirten. Das Pitztal gehörte zu den ärmsten Tälern Tirols. Männer und Burschen waren Holzarbeiter (70%), Maurer, Zimmerer, Tischler, aber auch Bergarbeiter und sogar bei den Ziegelwerken in Wien. So war es bis gegen 1910 herauf. Noch im 18. Jahrhundert waren sie Fellhändler, mit Kitzfellen unterwegs, Sagfeiler, Spulenhändler, Leinsamenhändler, *Joseph Rohrer* schildert sie in seinem berühmten, im Jahre 1796 erschienenen und inzwischen neu aufgelegten Buch „*uiber die Tiroler*“ auf diese Weise: „Die wahren Antipoden dieser sogenannten Kanarienhändler aus Imst und Tarrenz sind ihre armen Landsleute aus Plangroß (Anm.: das ist Plangeroß in der Gemeinde St. Leonhard im Pitztal). Sie besteigen gleich den Insulanern auf St. Kilda die höchsten Jöcher in der Runde um einen Geyernhorst ausfindig zu machen. Diese Plangroßer reisen dann mit den in schwere Käfige eingeschlossenen Junggeyern, unter denen nicht selten der

berüchtigte Lämmergeyer zur Schau gestellt ist, bis nach Neapel und Sizilien. Eben so wandern sie fast alle Jahre zu der Messe nach Frankfurt, wo sie auf der sogenannten Fahrstraße häufigen Besuch von der gemeinen Volksklasse erhalten.“ Und in geschickter Weiterführung ihres erfindungsreichen Lebenswandels reisen sie heutzutage zu Tourismusmessen und Werbeschauen und verkaufen ihre neugebauten Pensionen, ihr Fünfsterngletscherskigebiet; zum Zeichen ihrer Lustigkeit lassen sie sich von volkstümlich-dümmlichen Gaudifolkloristen begleiten und geben eigens komponierte Gletscherwalzer und andere schwachsinnige Alpingsongs von sich. Als sie mit ihrem Gletscherskigebiet angefangen haben, wußten sie keinen besseren Werbeslogan als „GEORG IST GLETSCHERGEIL“.

Licht und Schatten liegen hier wie anderswo im touristischen Leben, im konkurrenzreichen Überlebens-Tourismus eng beisammen. Mit Schrecken jedenfalls müssen wir feststellen, daß gerade der hintere Teil des Pitztal in rasendem Tempo dabei ist, sich mit einer neuen Schminke anzumalen: kaum anderswo hat sich die Kultur-Landschaft so verändert, binnen zehn Jahren sind kaum anderswo so viele neue Lederhosen-Architektur-Abschreckungsbeispiele aus dem Boden geschossen wie dort und alte, überlieferte, höchst eigenwillige, überaus interessante (auch touristisch „vermarktbar“) Bausubstanz wurde geradezu fanatisch ausgerottet.

Wohin geht es wirklich, wenn die 50 Millionen Schilling für den Hotelbau an Banken und ausländische Investoren nicht mehr zurückgezahlt werden können? Wird, bei EG-Mitgliedschaft, wirklich die gesamte verbaubare Fläche rundum, hinter und bei Mittelberg mit einem zweitausend-Betten-Monsterbau zugestampft? Woher kommen die vierhundert Millionen Schilling? Der Ausverkauf ist programmiert.

Ein Tal auf dem Weg ins nächste Jahrtausend!

Im hinteren Schnalstal hat es das Abschreckungsbeispiel gegeben. Der junge, wagemutige, überaus kreative *Leo Gurschler* hat sich dann letzt-„endlich“ erschossen. Und jetzt gehört alles (ähnlich wie im hinteren Pitztal) finanzkräftigen Personen und Gruppen im Ausland oder von weit auswärts. Den Weg ins nächste Jahrtausend werden wohl viele von diesen ideenreichen Talbewohnern nicht allein gehen können, schon gar nicht mit eigener Kraft. Ihre Identität haben sie sowieso schon weitgehend verkauft. Jetzt werden sie sich auch noch dem großen Geld aus Brüssel, aus Frankfurt oder aus Mailand ausliefern. Sie werden es sich dann leisten können, die neuesten SNOW-Erzeugungsmaschinen anzuschaffen, um in ausreichender Menge Kunstschnee aus Bakterien erzeugen zu können.

Der Weg ins nächste Jahrtausend geht über Kunstschnee und abgestorbene Bannwälder, über riesige Muren- und Lawinengegel, durch kilometerlange Lawinengalerien.

Jetzt haben sie noch ihren alten Dialekt. Als Relikt.





Die Sage von Tanneneh

Wo jetzt der Große Gurgler Ferner liegt, war in alten, alten Zeiten eine fruchtbare, blühende Gegend mit einer schönen Stadt mit Namen Tanneneh. Die Leute dort waren sehr reich, aber auch sehr geizig. Sie aßen mit silbernen Löffeln, Gabeln und Messern aus goldenen Tellern ihre reichen Mahlzeiten. Ja sogar die Knöpfe am Gewand, die Nägel an den Schuhen, die Spitzen und Griffe der Spazierstöcke waren aus Gold und Silber.

Dabei waren sie sehr stolz und hartherzig gegen die Armen. Da kam einmal ein armer, alter Bettler nach Tanneneh. Von Haus zu Haus bat er um milde Gaben, doch an jeder Türe wurde er mit höhnischen Worten abgewiesen. Der alte Mann konnte sich fast nicht mehr weiter-schleppen vor Hunger und Mattigkeit und bettelte immer noch weiter. Da wurden die Leute in Tanneneh zornig und trieben den Bettler mit ihren goldenen Stöcken aus der Stadt hinaus. Da hörte man eine Stimme: „Tanneneh, Tanne-

neh, s'macht an Schnee und apert nimmermehr!“

Da fing es an zu schneien und schnelte fort soviel Tage und Nächte, bis die reiche schöne Stadt samt ihren hartherzigen, gottlosen Bewohnern tief unter einem Ferner begraben lag. Und es muß wahr sein, denn auf der anderen Seite sieht man heute noch goldene Kellen im Fernerbach hinunterrinnen.

Aus: Ötztaler Buch, Schlern-Schrift 229, gesammelt und aufgezeichnet von Christian Falkner

Foto: Rainer Köfferlein

Große Hoffnungen:

und etliche setzen wieder auf humanere Formen des Tourismus, mahnen zur Besinnung, zur Einkehr, zu neuen Versuchen. Und ganz Wenige erproben neue Wege in Landwirtschaft, Handwerk und Tourismus. In Vent haben sie auf 1900 m Seehöhe den sogenannten „sanften Tourismus“, den Tourismus mit Einsicht und Voraussicht zu erproben begonnen. Aber es ist beim fast total mißlungenen Experiment geblieben. Spekulanten haben auch dort das sprichwörtliche Oberwasser bekommen. Es könnte ja unterhalb des riesigen Lawinenschuttdammes, der in den nächsten Jahren gegen den Widerstand der „Sanften von Vent“ statt durchaus machbarer sanfterer Ver-

bauungsformen realisiert werden soll, zuerst ein Lifthüttl, dann ein kleines Bergrestaurant, dann ein größeres und dann ein Hotel und dann noch eines entstehen und dann ein Sport-Shop und ein Fitnesszentrum und es ist alles wie anderswo auch. Vent hatte sich im Jahre 1980 eindeutig und einstimmig dazu entschlossen, das Bergsteigerdorf Tirols zu bleiben, die geplante Erschließung des Hochjochferners als Sommerskigebiet sowie eine „liftmäßige Verbindung zum bestehenden Skigebiet Schnalstaler Gletscher“ abzulehnen. Vent hat für diese mutige Tat gleich die „Goldene Visitenkarte“ der Schutzgemeinschaft Alpen erhalten und wurde weitum in der ausländischen Presse hochgelobt und herausgestellt. Vent ist mit seiner Konsequenz gut gefahren; touristisch, also wirtschaftlich hat es sich „ge-

(der lange zug der verwüstung)

EINER
zwei hinter den steiner
schatten
zwischen den händen
EINER
zwei warten
miteinander
auf seine blumen
abgerissen
ganz rot
zwischen den fingern
den blumensamen
ausrinnen lassen
und wieder warten
EINER
hat es noch gesehen
mitten auseinander
gesprungen
mitten heraus
eine rote
blume
die schönste blume
den schatten
verdecken
zwei hinter den steinen
dazwischen die blume
morgen kommt
EINER
aus dem tal herauf
mit einem stückchen sonne
zum blumen
gießen ...

OAR
zwoa hintrn schoarnen
in schootn
zwischen häntnen
OAR
zwoa worchtn
mitnondr
af seine plüemen
oogerissn
gonz röet
zwischen fingrn
in blüensoomen
ausrinnen lossn
und wiidr worchtn
OAR
hots nö drseahn
mittlat vönondr
gschprungen
mittlat außa
a röete
plüema
di scheaschte plüema
in schootn
vrdeckn
zwoa hintrn schoarnen
drzwischen di plüema
margn kimmet
OAR
vön toole auha
mit an precklan sunna
zen plüemen
schprenzn

honn i mi gschaamt
honn i foscht geplearcht
iibrn puggl auhn
gonz nöss und kolt
gfrörerne ommezzn
krooffen
au und oo
honn i mi gepeitt
honn i oongfongen plearn
an gonzn kiibl
völl sella
gfrörerne OMMEZZN
zommklaubm
mitn loschtwoogn
driibrfoorn
wenn olle nö leebrn
in greaschtn paggar in toole
olles hintnnocha ziehn
an gonzn parg
außschwemmen
olle töetn drinndinnan
vö zintrecht außa
is schtinkn vön töetn ommezzn
iibr mein puggl driibrauhn
honn i nitt augehearcht
mitn schaamen
und plearn
olle OMMEZZN
vön FEARNARN
mitn schiwooxs zwischnen haxnen
drschtickn
mitn höechwossr außngschwemmet
olle paggarschauflen
völl ...
honn i mi gschaamt fier mei TOOL

habe ich mich geschämt
habe ich fast geweint
über den rücken hinauf
ganz nass und kalt
erfrorene ameisen
gekrabbelt
auf und auf
habe ich mich gebeutelt
habe ich angefangen weinen
den ganzen kübel
voll solcher
erfrorenen AMEISEN
zusammenklauben
mit dem lastauto
drüberfahren
wenn alle noch leben
den größten bagger im tal
alles hinterher ziehen
einen ganzen berg
herausschwemmen
alle toten drinnen
von ganz hinten drinnen heraus
das stinken der toten ameisen
über meinen rücken hinauf
habe ich nicht aufgehört
mit dem schämen
und weinen
alle AMEISEN
von den GLETSCHERN
mit skiwachs zwischen den füßen
ersticken
mit dem hochwasser herausgeschwemmt
alle baggerschauflern voll
habe ich mich geschämt für mein TAL

hans haid 1988 04 07

hans haid 1988 09 08

lohnt". Vent hat also sein positives Modell, hat den einsichtig-
weitsichtigen *Lois Pirpamer* mit seiner ganzen Familie, den *Hu-
bert Scheiber* und den *Pater Höllrigl* und neuerdings den hoch-
geehrten jungen Schriftsteller *Norbert Gstrein* sowie seinen ski-
fahrenden Star-Bruder *Bernhard* und noch etliche überaus auf-
geweckte, kritisch denkende junge Leute. Vent hat sich noch
nicht alle Chancen verbaut. Noch ist dieses Bergsteigerdorf
eine CHANCE.

In Obergurgl scheint es völlig anders zu laufen. Sie wollen Elitär-
Tourismus, hochwertig-finanzkräftige Gäste. Und sie hatten vor
einigen Jahren sogar, um statt Quantität die Qualität herzuzei-
gen, einen Bettenstop beschlossen. Aber dann hatte die Liftge-
sellschaft, hatten dorfeigene Unternehmungen einen so gewal-

tigen wirtschaftlichen Erfolg, daß sie das Geld irgendwo und ir-
gendwie loswerden wollten. Also kauften sie einen sündteuren
Baugrund, bauten darauf ein mächtiges Hotel, nannten es
„CRYSTAL“, aber spöttische Einheimische nennen es das

„Bettenstop-Hotel“

und sie hatten dabei die große Geschicklichkeit und das selten-
gute Gespür, dieses Bauwerk von einem weitum bekannten Ar-
chitekten erbauen zu lassen und somit ein Denkmal zu setzen.
Peter Thurner gelang ein sensibel-monströses Bauwerk, ein
vielbeachteter Tourismusbau, eine Arche, ein riesiges Schiff vor

Tummelplatz Öztaler Humane und inhumane Formen des Tourismus

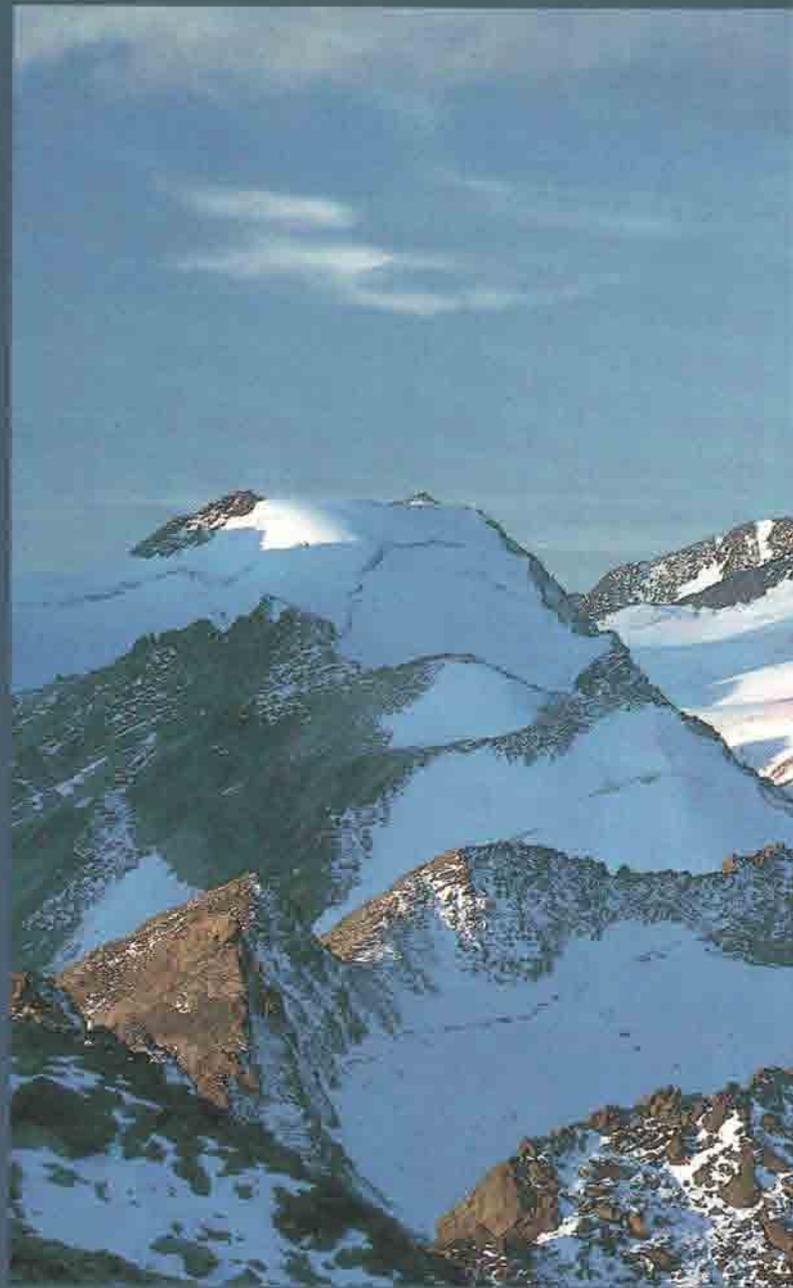
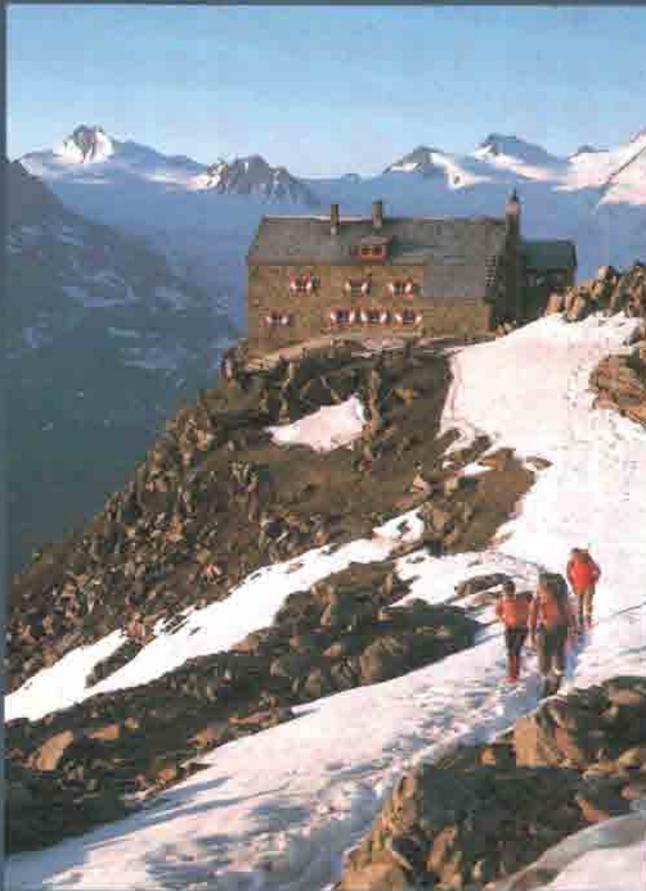
Rechts: Wildspitze

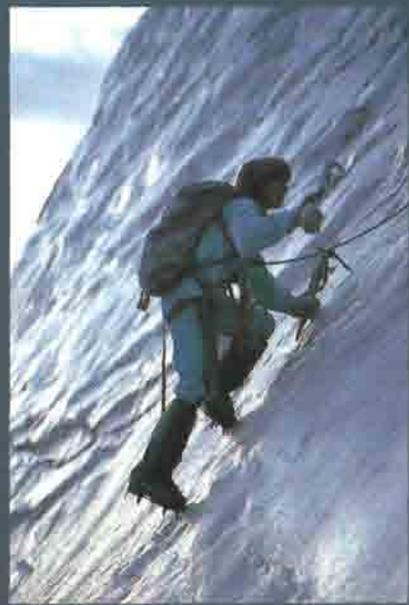
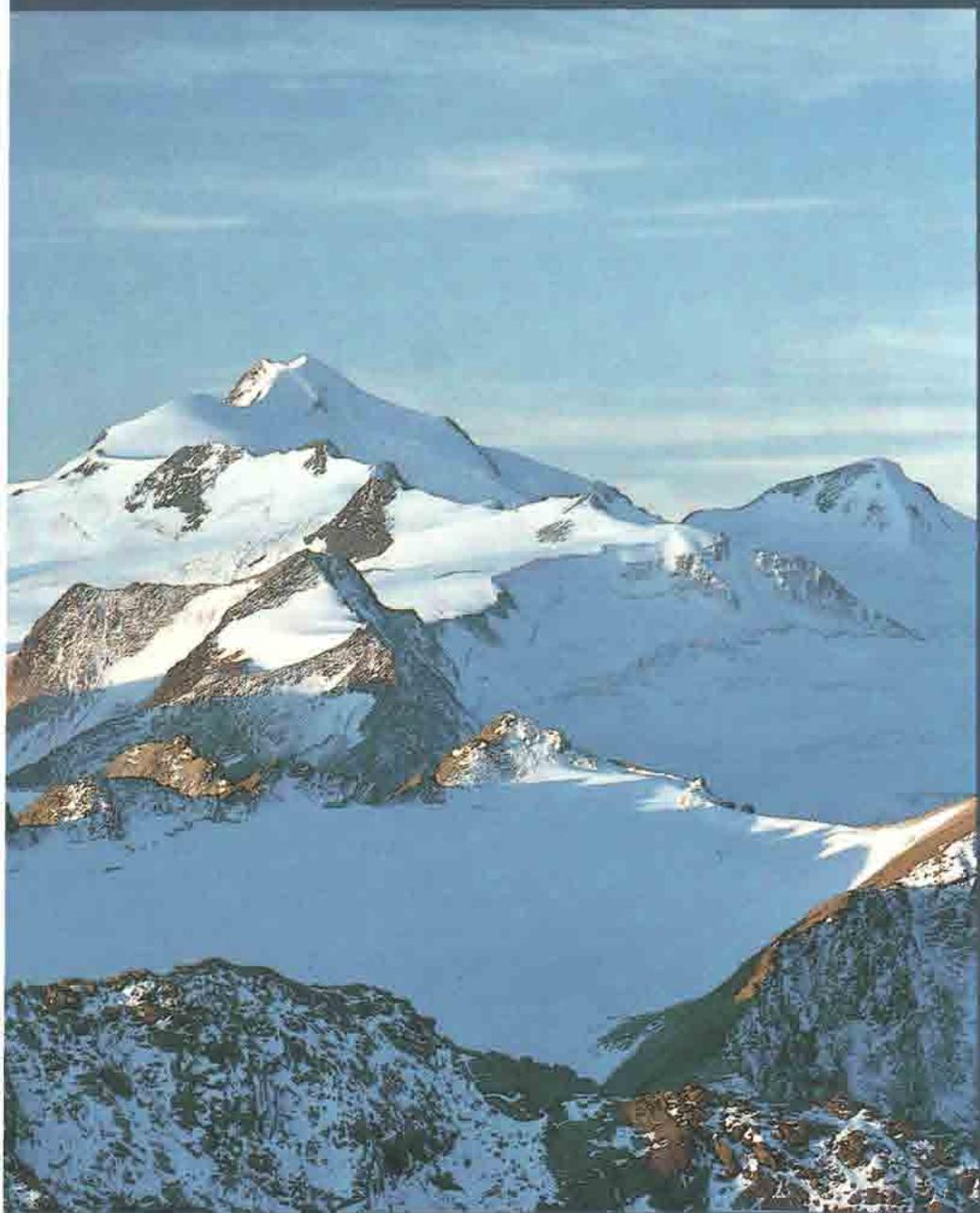
Unten: Ramolhaus mit Hochwilde

Ganz unten: Hotel CRYSTAL in Sölden

Fotos: Horst Heller (3), Rainer Köfferlein (2)

Sepp Brandl, Hans Haid





*Oben: Steiles Eis
am Plangeröß-Ferner,
Klettern am Schwabenkopf
Links: Gletschertisch
am Schalfferner
Ganz links:
Steinböcke
Im Geigenkamm*

der Gletscherwelt der Dreitausender. Endlich weg vom Einheitslederhosenkitsch! Irgendwie ist der Mut der Gurgler Bauherren zu bewundern, zuerst bei der BERGWELT durch Peter Thurner den bemerkenswerten Zubau zu bewilligen, dann dieses CRYSTAL hinstellen zu lassen und ihm auch noch das neue Gemeinde-Zentrum zuzuteilen. In diesem Fall verbindet sich Geschäftssinn mit vorausschauendem Denken und mit ein bißchen Mut, wobei der junge Bürgermeister von Sölden als „Bauordnung erster Instanz“ mit der Bewilligung dieser Bauten wahrscheinlich der Allermutigste ist. In der Kooperation Landwirtschaft — Tourismus haben die Obergurgler ebenfalls ihren Spürsinn mit der Geschäftlichkeit auf geradezu geniale, aber höchst einfache Weise gelöst. Etliche der prominenten Hoteliers sind gleichzeitig aktive, sogar leidenschaftliche „mit Leib und Seele“-Bauern und Bauern sind gleichzeitig Hoteliers, Fremdenheiminhaber. Also haben sie sich Dienstbarkeitsverträge ausgehandelt als Abgeltung für das Überfahren von Wiesen und das Beeinträchtigen von Wachstum durch Skiwachs, Pistengeräte, verspätete Ausaperung usw. Im Jahre 1987 sollen sie untereinander einen Betrag von etwa einer Millionen Schilling aufgeteilt haben. Das ist — wenn es so stimmt — eine sehr massive, hilfreiche Möglichkeit, Berglandwirtschaften ohne öffentliche Subvention zu stützen. Weil die Bauern gleichzeitig Hoteliers, Fremdenheiminhaber, Restaurantbesitzer, Vermieter und Gastgeber sind, bringen sie eigene landwirtschaftliche Produkte auf kürzestem Wege und mit größtmöglichem Verdienst auf den eigenen Tisch. Sie sind schlau, wie viele andere Bewohner der Bergtäler, auf eine ihnen eigene Art und Weise, ausgeprägt beim Überlisten von Natur und Finanzamt. Noch ein besonderer Zug soll an den Ventern und Gurglern hervorgehoben werden: mit geradezu unglaublicher Zähigkeit und Überzeugung halten sie an einem Brauch fest, der „GEMAT“ zu Jahresbeginn, einem fast einmaligen Ereignis, verbunden mit Geselligkeit, Gastfreundschaft, mit gegenseitigen Besuchen, mit den Mohn-, Butter- und Honig-Festspesen.

Überall und immer wieder fand und finde ich so kleine, scheinbar unwichtige Details von kultureller Eigenständigkeit, von eigenwilligem Denken, von Ansätzen zu Mut & Schneid, von Voraus- und Weitsicht.

Das sind die kleinen Hoffnungen in den Bergen:

- Jungbauern im Pitztal, die bei der Direktvermarktung ihrer Produkte in Eigeninitiative neue Wege gehen (*Hans Neuner, Sepp Brunner* und andere).
- Aufgeweckte Wirtinnen, Unternehmerinnen im hinteren Pitztal, denen es gelang, den Fremdenverkehrsverband umzukrempeln. Im achtköpfigen Ausschuß besetzen die Frauen gleich fünf Posten und stellen die Ob-Frau.
- Bei einer von der ARGE REGION KULTUR (Arbeitsgemeinschaft für regionale Kulturinitiativen) im Juli 1988 in Vent und Rofen veranstalteten Tagung treffen sich Vorausdenker aus dem ganzen Alpenraum und entwickeln Konzepte „PRO VITA ALPINA“ — also für ein neues Leben in den Alpen. Dabei sind junge, engagierte Bewohner des Ötztales besonders eifrig und konstruktiv beteiligt.

- In Ötz lebt der *Hans Jäger* von seinem beispielhaft geführten Campingplatz. Damit finanziert er seine „Galerie zum Alten Ötztal“, eine der inzwischen wichtigsten Kulturstätten des Landes und damit finanziert er Ausstellungen, Mathias-Braun-Forschungen und auch kritische Publikationen aus eigener Feder. Mitunterstützt wird er vom Pitztaler Kunsterzieher, Sammler, Maler, Fotografieforscher Willi Pechtl. Bei Hans Jäger wird auch die neu gegründete internationale Vereinigung
- PRO VITA ALPINA ihren heimatlichen Sitz erhalten und wird von Ötz aus neue Ideen, neue Gedanken, aber auch weitreichende Utopien und konkrete Modelle propagieren.
- Schreibende, dichtende Frauen aus dem Bezirk Imst haben sich zusammengefunden, teilweise mit Hilfe der Kulturinitiative „Feuerwerk“, haben eine gemeinsame Lesung in einem Gasthaus in Ötz gehabt und es waren fast achtzig Zuhörerinnen gekommen. Vom Mut der Frauen, zu schreiben und sich ins Wirtshaus zu setzen und vor Frauen zu lesen!
- Mit dem Buch „MENSCHEN IM TAL“ hat das Pitztal (dank der überaus aktiven Arbeit von Willi Pechtl) eine der besten Publikationen seiner Art geschenkt bekommen.
- Neuerdings entwickeln sich in fast allen Gemeinden neue, erfrischende Kulturinitiativen, so der „AUFWIND“ in Ötz, das „FEUERWERK“ in Längenfeld, der „KULTURBODEN“ in Umhausen.
- TANNENEH II kann vielleicht, wahrscheinlich, hoffentlich verhindert werden. TANNENEH I (s. Seite 18) hat es möglicherweise auch nur in der Sage gegeben.

Wichtige benützte Literatur (Auswahl:)

- Joseph ROHRER: Ueber die Tiroler. Ein Beytrag zur Oesterreichischen Völkerkunde. Wien, 1796
 Franz Josef GSTREIN: Überlieferte Begebenheiten aus dem Ötztal in Tirol. Innsbruck, 1929
 Joseph Anton SCHÖPF: Presse. Salzburg, 1862
 Franz GWERCHER: Das Oetzthal in Tirol. Eine statistisch-topographische Studie. Innsbruck, 1886
 Valentin FALKNER: Mein schönes Ötztal. Sölden, 1947
 Ötztaler Talkunde. Imst, 1963
 ÖTZTALER BUCH. Schlern-Schriften 229, Innsbruck, 1963
 TIROLER HEIMATBLÄTTER. Sonderheft Ötztal. Innsbruck, 1970
 FÖHN. Heft 2 FREMDENVERKEHR. Innsbruck, 1979
 Franz GRASS: Pfarrhöfe als Gaststätten in Tirol. Innsbruck, 1951
 VOLKSMUSIK IM ALPENLAND, Band II, Innsbruck, 1980
 Gustav SAUSER: Die Ötztaler. Anthropologie und Anatomie einer Tiroler Talschaft. Innsbruck, 1938
 Adolf LÄSSER: St. Leonhard im Pitztal. Schlern-Schriften 149, Innsbruck, 1965
 Hans HAID: Das Brauchtum des Ötztales und seine Wandlung. ungedr. Dissertation, Wien, 1974
 Hans HAID: Vom neuen Leben in den Alpen. Innsbruck, 1989
 Hugo KLEIN: Tiroler Heilbäder und Gesundbrunnen. Innsbruck, 1924 (darin der Bericht über die Teufelsaustreibung von 1785, S 26—28)
 Beda WEBER: Das Thal Passeier und seine Bewohner. Meran, 1903

Die Öztaler im Kartenbild

Über die Neuauflage der AV-Karte Öztaler Alpen, Blatt 6 (Wildspitze)

Von Peter Baumgartner

Einen kleinen aber feinen Ausschnitt aus den Öztaler Alpen — dieser größten Masseerhebung der Ostalpen — stellt die Wildspitz-Karte dar, die diesem Jahrbuch beiliegt: Sie ist ein Zusammendruck aus den AV-Kartenblättern Weißkugel, Gurgl und Kaunergrat und damit das Abbild vom Herzstück eines Gebirgs, das allen Erschließungen und Eroberungen zum Trotz ein Ziel für Bergsteiger im klassischen Sinn dieses Wortes geblieben ist.

Höher sind ein paar Berge auch anderswo in Österreich, aber nirgendwo sind so viele so hoch wie in den Öztalern: Rund 250 Dreitausender, davon 60 über 3400 Meter hoch; Bergkämme, die für ostalpine Verhältnisse fast schon gigantomanisch zu nennen sind, so weit greifen sie hinaus ins Land nach Norden; und das alles zusammengedrängt auf 2500 Quadratkilometer; schon die Allgäuer Alpen brauchen mehr an Grundfläche und bringen doch nicht in einem einzigen Gipfel auch nur annähernd die 3772 m der Wildspitze zuwege.

Freilich, ein schroffes und steiles Gebirg sind die Öztaler trotz ihrer Höhe nicht. Aus alten Urgebirgs-Materialien erbaut, aus grusigem Gneis, blättrigem Schiefer und plumpem Granit, so liegen sie da wie Dinosaurier, die sich den modernen Zeiten der luftig-bunten Sportklettereier nicht mehr anpassen mögen. Ein Rückzugsgebiet für querköpfige alpinistische Dickschädel sind sie, diese Öztaler Berge, eine Zuflucht für jene, die nicht mit dem Auto bis zum Einstieg ihrer Kletterroute fahren wollen, wo Pickel, Seil und Steigeisen noch nach alter Väter Sitte gehandhabt werden, wo man sich bewähren kann in unterschiedlichsten Gelände vom gut gebauten Bergweg bis zur steilen Bruchwand und dem schneidigen Zackengrat, vom flachen Gletscherhatsch bis zu rassigen Eiswandeln und -türmchen, an denen man sich so richtig austoben kann. Ein Eldorado sind sie vor allem für den Liebhaber der schönen Form, der Harmonie von Eis und Fels und Wasser und Grünland, wie sie der Herrgott nur in den Bergen gemacht hat. Und alles dies und noch viel mehr kann man auf ihrem punkt- und schichtgenauen Abbild sehen: auf der Landkarte.

Ich schaue mir Landkarten gerne an. Während mein Blick auf der Karte herumspaziert, träume ich von den Tagen, manchmal



Brückerl über den Sexegerten-Bach

Foto: Lilo Baumgartner

auch Nächten, die ich auf diesen Bergen und in jenen Tälern erlebt habe, von den Menschen, denen ich dort begegnet bin ... Landkarten sind für mich ausgesprochen nostalgische Produkte, worüber meine Tourengefährten nicht immer sehr glücklich sind. Während sie auf der Wildspitz-Karte z. B. den Weg von hier nach dort suchen, allenfalls noch eine Gipfelhöhe oder die Lage einer Schutzhütte, während sie darüber dann mit mir ernsthafte Erwachsenen-Gespräche über zu erwartende Schwierigkeiten des Weges und den Zeitbedarf für Anmarsch und Aufstieg zu führen wünschen — währenddem verfolge ich abwesenden Geistes die Schichtlinie 2380 und frage mich, ob dort, wo diese Höhenlinie den Sexegerten-Bach schneidet, noch immer das kleine, halbverfallene Brückerl ist, über das ich damals meinen Buben an der Hand führen mußte (heute wär's

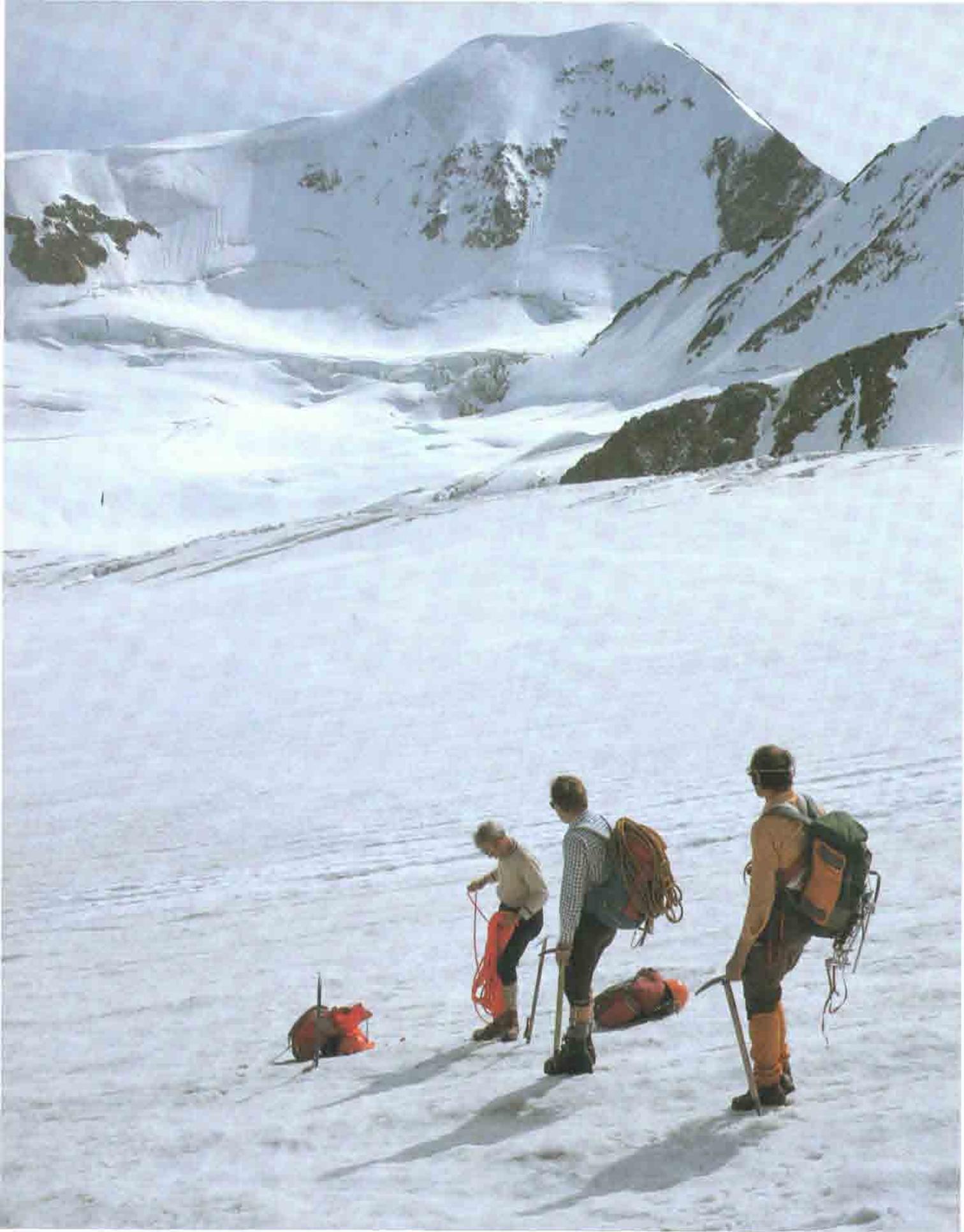


Foto: Sepp Brandl

wohl eher umgekehrt, wenn er bei seinen Touren überhaupt noch Wert auf meine marschverzögernde Begleitung legte). Auch in der Folge führt mich mein Gedankenspaziergang auf der Wildspitzkarte vom Abfluß des Sexegerten-Ferners keineswegs zum eisigen Spielplatz des zerklüfteten Taschach-Gletschers: Ich kletterte vielmehr auf den Pitztaler Urkund und erinnere mich dabei der Erlebnisse zweier Phantasieprodukte von mir, die ich dort einen erschrecklichen Schneesturm überleben ließ; und statt vom Urkund hinüber zur alpingeschichtsträchtigen Petersenspitze zu schauen oder hinauf zum beeindruckenden Hochvernagt-Spitz, glotzte ich stur nach Westnordwest auf die Vordere Ölgrubenspitze, wo eben diese Phantasiegestalten — wie in „Hallo Kumpel“ nachzulesen — ihrerseits ihre erste Begegnung mit der AV-Kartographie absolvierten ... Bevor ich nun aber auch den geduldigsten Leser durch derart unpassende Erinnerungen zum Weiterblättern im Jahrbuch veranlasse und bei meinen Freunden ein endgültiges „so mußte es ja enden“ ernte — frage ich mich lieber:

Was ist und was will eine Touristenkarte?

Unter diesem Zwischentitel schrieb der Schweizer Ingenieur S. Simon, der Schöpfer des ersten großen AV-Kartenwerkes, über die Ötztaler im Jahrbuch 1893:*

„Wie so viele andere Gebiete menschlichen Könnens, so nahm auch die Kartographie in neuerer Zeit einen solchen Aufschwung, dass die Anforderungen, die wir heutzutage an eine Gebirgskarte stellen, wesentlich andere geworden sind, als sie es noch vor wenigen Jahren waren. Genügte uns früher ein leidlich leserliches Bild, aus dem im Allgemeinen die Bodengestaltung, das Flusssystem, die Vergletscherung, die Wald- und Kultur-Bedeckung, das Weg- und Bahn-Netz und die wesentlichsten Höhenzahlen ersichtlich waren, so stellen wir heutzutage an eine Gebirgskarte weitgehende wissenschaftliche und künstlerische Anforderungen.“

Je nach dem Zwecke, dem eine Karte dienen soll, qualifizieren wir sie als militärische, geologische, hydrographische, touristische, meteorologische, historische etc.

Es ist nun wohl ohne Weiteres klar, dass die Ausführungsmanier einer Karte sich jeweils den Gesichtspunkten anzuschmiegen hat, die sie hauptsächlich zur Geltung bringen will. Eine Militärkarte legt beispielsweise den Hauptwerth auf möglichste Betonung aller strategischen und taktischen Faktoren. Für sie liegt daher der Schwerpunkt der Darstellung im Flachlande und längs der Thalsohlen bis zu den Pässen hinauf. Die Gipfel selbst aber sind ihr vollkommen nebensächlich, da sie meist militärisch belanglos sind.

Mit ganz anderen Anforderungen tritt aber der Tourist an die Karte heran. Ihm sind die Gipfel und unter Umständen die Gletscher oft gerade das Wesentliche, und die Thalsohle viel nebensächlicher. Durch das Betonen militärischer Faktoren treten die touristischen zurück und umgekehrt. Mit andern Worten: dem Touristen wird eine Militärkarte für seine Zwecke im Allgemeinen überladen erscheinen, da sie Vieles hervorhebt, was er gar nicht wissen will. Dem Militär dagegen wird eine reine Touristenkarte Manches vielleicht zu wenig betonen, während ihn andererseits die sorgfältig studierten Gipfel und Gletscher vollkommen kalt lassen. Es ist daher ohne Weiteres klar, dass es keine Normalkarte



Als „Vorläufer der klassischen AV-Kartographie“ bezeichnete Fritz Aurada die Kartenblätter aus der Zeit zwischen 1892 und 1900. Bild: Ausschnitt aus der Karte Ötztal & Stubai 1:50.000 von S. Simon, 1896

giebt, oder mit andern Worten: Es giebt keine kartographische Schablone, nach welcher es möglich wäre, eine Karte derart zu zeichnen, dass sie gleichzeitig allen Anforderungen in höchster Potenz zu genügen vermöchte.

Dem Zwecke der Karte entsprechend werden wir daher jeweils von Fall zu Fall die Ausführungsmanier variieren, und es ist durchaus Sache des topographischen Taktes und des künstlerischen Feingefühls, die sich vielfach widersprechenden Anforderungen harmonisch zu einem und systematisch zu beherrschen.

Was will nun speziell eine Touristenkarte?

In erster Linie soll das Gesamtbild als solches einen durchaus einheitlichen Eindruck machen. Kein Detail soll daraus auf Kosten eines andern ungebührlich hervorstechen.

Auf zwei bis drei Schritt Distanz soll die Karte somit rein landschaftlich wirken, und uns klar und durchsichtig die grosse Gliederung ihres Gebietes erschliessen.

Müheles soll sowohl der relative Werth der Ketten unter sich wie jener der Thäler unter sich in die Augen springen. Ohne dass wir auch nur eine Höhenzahl befragen, sollen wir schon aus dem blossen Totaleindruck der Karte erkennen, welche Höhe etwa eine Bergkette relativ zu den andern habe, welche Tiefenlage einem Thal in Bezug auf die andern zukomme.

Wir sollen schon aus der blossen Uebersicht sofort einen klaren Einblick in die ganze Orographie gewinnen, also sehen, welches der allgemeine Verlauf der Kämme wie der Thallinien, in horizontalem wie in vertikalem Sinne sei. Wir sollen sehen, welches der Charakter der Gehänge ist, ja ohne Weiteres erkennen, ob das behandelte Gebiet aus Urgebirge (Granit und krystallinische Schiefer), aus Kalkgebirge (eventuell Dolomiten), oder aus Molasse und Nagelfluh bestehe.

* S. Simon: Alpine Plaudereien eines Kartographen. Zeitschrift des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins, Jahrgang 1893

Ein Beispiel aus der Ebster-Periode:
Die Höhenlinien werden im Fels durchgezogen,
die Haarstrich-Felszeichnung tritt zurück.
Ausschnitt aus der Karte Ötztaler Alpen 1:25.000
Blatt Kaunergrat-Geigenkamm, 1953

Stereophot. Aufnahme: E. Schneider, Felszeichnung: F. Ebster

Die Gletscher sollen nicht nur etwa als weissliche oder bläuliche Massen aus dem allgemeinen Bilde herauspringen; sie sollen im Gegentheil harmonisch damit verbunden sein. Trotzdem aber sollen sie sowohl in ihrer horizontalen wie vertikalen Gliederung leicht erkennbar, das ganze Spaltensystem soll klar erfasst, die Gletscherbrüche, die Moränensysteme, die Gletscherbäche, ja selbst die Druckwulste, die Schmutzbänder und die Gletscherschliffe sollen mit wissenschaftlich geschultem Auge künstlerisch ins Gesamtbild verwoben sein. Auch die Dichtigkeit der Bevölkerung soll sofort durch klares Hervortreten aller Gebäude ohne Weiteres erkennbar, und selbst isolirte Häuschen sollen spielend zu finden sein. Die Schrift soll scharf und klar heraustreten, der Wald duftig aber bestimmt im Ganzen sitzen. Trotz alledem sollen die Details keineswegs vernachlässigt sein, im Gegentheil: je reicher das Detail ist, das sich diesen Anforderungen unterordnet, desto besser, denn um so reichhaltiger ist die Karte. Damit sind wohl die wesentlichsten Anforderungen, denen eine Touristenkarte genügen sollte, angedeutet."

Damals, zu Ende des 19. Jahrhunderts, war allerdings die langdauernde Diskussion der Fachleute über die beste Form der Böschungsdarstellung — das Grundproblem bei jeder kartographischen Darstellung von Bergen — noch nicht ausgestanden: Die Anhänger der Schraffierung oder Schattenplastik — wie sie im Grunde von allen historischen Kartenzeichnern für steileres Gelände verwendet wurde — konnte auf die Beispiele der „*Topographischen Karte der Schweiz 1:100.000*“ verweisen, den sogenannten „*Dufour-Atlas*“, hergestellt in den Jahren 1844 bis 1864 vom Schweizer Oberstquartiermeister *Henri G. Dufour*. Die „*Specialkarte der Ostalpen*“, ein ehrgeiziges Projekt des DuOeAV, geplant und beschlossen 1874 auf der Generalversammlung in Kempten und nach 9 Kartenblättern wieder aufgegeben, benützt zwar auch schon Höhenlinien, die sogar im Fels durchgezogen werden; die 100-m-Abstände dieser Schichtlinien machen allerdings eine Böschungsdarstellung durch Schraffen unentbehrlich.

In seinen oben zitierten „*Plaudereien*“ zeichnet Kartograph *Simon* den Weg zur Schlichtung dieses Streites vor:

„Und da wir für Distanzen ein ungleich viel besseres Schätzungsvermögen haben als für Töne, so ist es viel rationeller, die jeweilige Kurvendistanz als ‚*Böschungsmassstab*‘ zu benutzen, als den Schraffenton. Die Kurvendistanz kann ja jeweils sogar direkt mit dem Zirkel leicht genau gemessen werden, und es lassen sich an Hand derselben spielend die mathematischen Werthe für die Böschungen entwickeln. Dies gestattet die Schraffur nur in sehr beschränkter Weise und nur mit grosser Mühe.

Von fundamentaler Wichtigkeit ist es nun, die Kurvenäquidistanz richtig zu wählen. Unter Kurvenäquidistanz verstehen wir den Höhenunterschied von einer Kurve zur nächstfolgenden.

Wählen wir sie zu enge, z. B. von 10 m zu 10 m, so kommen die Kurven so nahe aufeinander zu sitzen, dass sie im Maassstab 1:50 000 kaum auseinander gehalten werden können; dadurch wird die Karte überladen, unklar und verworren.

Wählen wir sie aber zu weit, z. B. nur von 100 m zu 100 m so wird das Terrain nur sehr mangelhaft ausgedrückt.

Nach gründlichen Studien und reiflicher Ueberlegung entschloss man sich, die Aequidistanz von 50 m zu wählen. Die 50-m-Kurven sind nun in unserer Karte als braune, ununterbrochene Linie gezeichnet. Nur da,



wo der nackte Fels zu Tage tritt, werden die Felsformen direkt künstlerisch im Grundriss gezeichnet, so dass die Felspartien sofort als solche erkannt werden. Diese Felszeichnung soll aber ja nicht nur ein blosses Schema sein; nein, sie soll den ganzen Charakter des jeweiligen Gebirgstheiles typisch zur Geltung bringen. Es setzt das einen geologisch und künstlerisch geschulten Landschaftszeichner voraus. Auch soll die Felszeichnung nicht hart und unvermittelt vom Kurvenbilde sich abheben, sondern durchaus harmonisch damit verwoben sein. Schutt wird durch leichte braune Punktirung angedeutet. Zeigen sich schliesslich Terrainwellen unter 50 m Erhebung, deren Wiedergabe erwünscht erscheint, so können sie leicht durch Interpoliren von ‚*Zwischenkurven*‘ von 25 m Aequidistanz ausgedrückt werden. Zur Unterscheidung von den 50 m-Kurven werden diese 25 m-Kurven nur braun punktirt. Unbedeutende Stellborde und Terrainwellen unter 25 m direkter Höhe (wie Moränen etc.) werden auch durch leichte Schraffur markirt. Zur Erleichterung des Zählens und zum rascheren Ueberblick wird je die zehnte Höhenkurve, also jede 500 m-Kurve gestrichelt (unterbrochen) gezeichnet und direkt mit der entsprechenden Höhenzahl in Metern versehen. Es erscheinen somit die Kurven von 500 m, 1000 m, 1500 m, 2000 m, 3000 m und 3500 m als gestrichelte Kurven mit eventuell eingeschriebener Höhenzahl. Von einer dieser ausgehend lässt sich dann leicht die Höhe irgend einer andern Kurve ermitteln, indem man so viel mal die Aequidistanz zu-, resp. abzählt, als ganze Kurven aufwärts resp. abwärts von der gestrichelten gezählt werden. Dieses abstrakt mathematische und nur mit der künstlerischen Felszeichnung verwobene Kurvengerippe würde nun keinen plastischen Eindruck machen. Um nun auch diesen zu erzielen, wurde das zweite

Das Kartenbild auf Seite 26
gibt einen guten Eindruck von den
dargestellten steilen Felsmassen des Kaunergrates.
Bild unten: Watzespitze vom Anstieg
auf die Große Geige

Foto: Sepp Brandl



Hilfsmittel benutzt: der graue Ton. Dieser Kreideton hat die grossen Vorzüge der Billigkeit und der raschen Druckherstellung für sich, und empfiehlt sich dadurch bei grossen Auflagen schöneren, aber kostspieligeren Manieren gegenüber zu passender Verwendung.

Nun entstand aber naturgemäss die Frage: Vertikalbeleuchtung oder schiefe Beleuchtung?

Manche Leute sagen zwar, nur die Vertikalbeleuchtung sei eine mathematisch korrekte und die schiefe Beleuchtung sei unwissenschaftlich. Das ist ein Irrthum. Die Vertikalbeleuchtung ist so gut wie irgend eine andere unter bestimmter mathematischer Supposition gewählte Beleuchtung nur ein bestimmter Spezialfall der unendlich vielen möglichen Beleuchtungsarten. Sobald wir irgend einen anderen bestimmten Beleuchtungswinkel definitiv wählen und alles systematisch für diesen behandeln, so haben wir genau so gut eine mathematisch korrekte Lichtstudie, als ob wir Vertikalbeleuchtung gewählt hätten. Nur ist die Supposition eine andere. Und da sowohl in der Malerei, als im technischen Zeichnen das rein frontale Bild schon aus ästhetischen Gründen verpönt ist, so liegt kein Grund vor, diese unkünstlerische und wirkungslose Beleuchtung für Kartenwerke als die allein richtige zu adoptieren.

Wir haben ja ohnehin die Terrainformen mathematisch genau durch die Höhenkurven festgelegt, und es hat daher keinen Sinn, das bereits klar und unzweideutig Gesagte noch einmal in viel mangelhafterer und ungenauerer Form durch die Schraffure oder durch einen Ton zu wiederholen.

Unser Ton will etwas ganz anderes: Er soll die grossen Formen zusammenfassen, die Gesamtwerte der einzelnen Ketten unter sich in Ein-

klang bringen, mit einem Worte: er soll klare, durchsichtige Uebersicht schaffen und nebenbei die Modellirung der Gehänge in Fels und Alp und Firn klar und packend zur Anschauung bringen. Der Ton ist somit rein künstlerische Beigabe und seine Durchführung ausschliesslich Sache des natürlichen Taktes und des ästhetischen Formensinnes."

Wie so oft liegt also auch bei der Gebirgsdarstellung die Wahrheit in der Mitte, und bis heute kommt man ohne eine die Höhengeschichtlinien ergänzende morphologische Darstellung der Bergformen nicht aus, obwohl diese — seien es nun Schraffen oder Haarstriche oder Gefügekanten — in der Natur nicht vorhanden sind und daher nach Meinung der Schichtlinien-Puritaner auch auf der Karte nichts zu suchen hätten.

Frellich tat Simon unter dem Einfluß der Schweizer Reliefkarten-Vorbilder an der Berg- und Felsdarstellung in seinen Ötztaler Kartenblättern — für heutige Begriffe — des Guten noch immer zuviel. Die schaurig-schöne Nordwest-Beleuchtung der Steilhänge erhöhte zwar die Dramatik des Kartenbildes ungemäss; etwa zur gleichen Zeit aber zeigten die Schweizer an ihren *Siegfried-Karten* „bestechend klare, inhaltsreiche und geometrisch einwandfreie“ Kartenbilder (Arnberger, Kartographie im Alpenverein, Wissenschaftliche Alpenvereinshefte, Heft 22, 1970), wie sie in der Folge immer häufiger auch von den DuOeAV-Mitgliedern verlangt wurden.

„Das reizvollste im Kartengebiet. . .“
 Blick vom Similaun zur Hinteren Schwärze (Bildmitte).
 Ganz rechts die Hohe Wilde, links der Hinteren Schwärze
 die Westliche Marzellspitze und der Schalkkogel

Foto: Sepp Brandl

Die Hochgebirgskarten des „Siegfried-Atlas“ (*Topographischer Atlas der Schweiz*) waren durch den Schweizer Alpen Club angeregt und zum Teil auch mitfinanziert worden. Oberst Siegfried, der in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts das „Eidgenössische Topographische Bureau“ leitete, war damals mit einer Schweizerischen Landaufnahme im Maßstab 1:50.000 beschäftigt, die als Grundlage für ein Schweizer Kartenwerk im Maßstab 1:100.000 gedacht war.

Der SAC konnte aber erreichen, daß 1868 ein Bundesgesetz geschaffen wurde, welches die Veröffentlichung dieser großmaßstäbigen topographischen Landaufnahme vorsah, wenn sich Behörden, Gesellschaften oder Private an den Druckkosten beteiligten. In der Folge hat der SAC mehrfach von dieser Möglichkeit Gebrauch gemacht und damit ein Hochgebirgs-Kartenwerk geschaffen, das zur Jahrhundertwende überall als vorbildlich angesehen wurde.

In Österreich waren die Voraussetzungen für die Herausgabe solcher Karten damals nicht vorhanden. Die staatliche Landaufnahme, bis zum Jahr 1900 Grundlage aller Alpenvereins-Karten der Schraffen- und der Reliefkarten-Periode, lieferte weder die nötige Anzahl an Höhenmessungen noch die für eine befriedigende Gebirgsdarstellung unerläßliche geringe Distanz der Höhenlinien. Die notwendigen topographischen Aufnahmen des Geländes für eine brauchbare Darstellung der Schutt- und Felsregion wurden von den staatlichen Landvermessern zumeist überhaupt nicht angefertigt.

1901 entschloß sich die Vereinsleitung daher, mit dem Schweizer Ing. Leo Aegerter einen eigenen Alpenvereins-Kartographen anzustellen.

Die Jahre 1900 bis 1936 werden allgemein als die „Klassische Periode der Alpenvereins-Kartographie“ bezeichnet. Dank dem kartographischen Workaholic Aegerter und seinem kongenialen Partner Hans Rohn, dem Lithographen bei Freytag-Berndt, der Aegerts Geländezeichnungen in Stein stach, gab es in diesen dreieinhalb Jahrzehnten eine Fülle neuer und interessanter Kartenwerke — aber keine aus den Ötztalern.

Sechsblättriges Riesenwerk

Erst mit der neuen, von Fritz Ebster eingeleiteten Periode der Kartendarstellung mit der konsequenten Weiterführung der Höhenlinien im Fels und der Haarstrich-Felszeichnung trat wieder jenes alte „kartographische Alpenvereins-Grundgesetz“ in Kraft, das da besagt, daß neue Formen der AV-Kartographie in den Ötztalern zu beginnen hätten.

Angelegt war das Ganze als ein sechsblättriges Riesenwerk über die Stubaier (zwei Blätter) und die Ötztaler (vier Stück: Gurgl, Weißkugel-Wildspitze, Kaunergrat-Geigenkamm und Nauderer Berge); erschienen sind vor dem 2. Weltkrieg nur mehr die beiden Stubaier Blätter, die allerdings in der Fachwelt großes Aufsehen erregten.

Wohl nicht zuletzt der Tatsache wegen, daß die gesamten Vorarbeiten für die vier Blätter der Ötztaler-Karte bereits geleistet

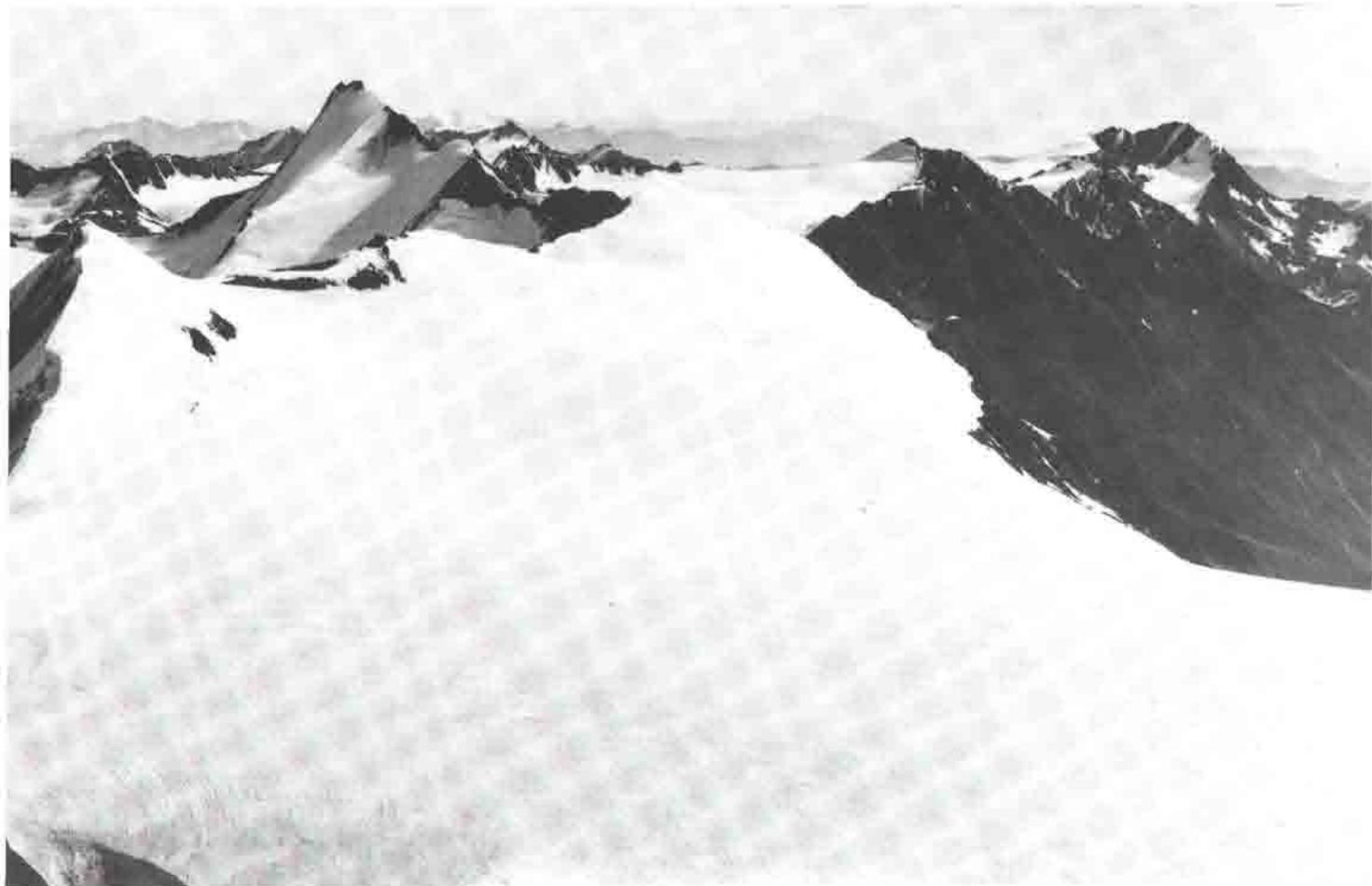


waren — Fritz Ebster hatte das Blatt Gurgl sogar während seines Kriegsdienstes in Norwegen schon in Stein gestochen, und der 70 Kilogramm schwere Lithographiestein kehrte im Herbst 1943 auf abenteuerlichen Wegen von der Eismeerfront nach Innsbruck zurück —, wohl nicht zuletzt dieser vielen in die Ötztaler bereits investierten Kartographenarbeit wegen wurde, so meine ich, nach dem 2. Weltkrieg die AV-Kartographie nicht einfach eingestellt. Stimmen, die das in den Notzeiten nach dem Krieg verlangten, gab es damals in AV-Kreisen genug.

In den Jahren 1949, 1951, 53 und 54 erschienen dann die vier Blätter der Ötztaler Karte, „zweischläfrigen Leintüchern“ gleichend, wie das Erwin Schneider, der Partner von Fritz Ebster so treffend charakterisierte.

Von Schneider gab es dazu im Alpenvereins-Jahrbuch 1949 („Zeitschrift“ Band 74) einen begleitenden Artikel, der das bringt, was manche in unseren heutigen Jahrbüchern so schmerzlich vermissen: nicht nur ein tadelloses Kartenwerk sondern auch die Geschichte seiner Entstehung, die vielen Geschichtlerln, die man als Kartograph, als eine Art moderner Robinson draußen in den letzten Wildnissen unseres Landes bei der Arbeit fast zwangsläufig erlebt. Ein Beispiel:

„Das Gebiet zwischen Similaun und Hinterer Schwärze ist fast das reizvollste im ganzen Kartenraume. Der Similaun (3607 m) selbst ist ein altberühmter Schiberg, seine Nordwand aber die schönste Firnwand und das Similaunjoch ist ausgesprochen kurzweilig zu ersteigen. Der Marzellferner ist dort, wo die beiden Gletscherarme zusammenfließen, ziemlich zerrissen und man muß schon tüchtig suchen, bis man durchfindet. Der Aufstieg aufs Joch ist auch nicht ganz einfach, dort sperrt eine breite Firnmauer den Weg, die je nach den Verhältnissen mehr



oder weniger schnell und manchmal nicht ganz leicht zu überwinden ist. Oben steigt man auf weiter, ebener Firnfläche aus und hat nun die Wahl, entweder zum Similaun weiter anzusteigen oder über die Marzellspitzen hinüber zur Hinteren Schwärze zu gehen. Die letzte Variante machten wir einmal mit Sommerschieren und konnten damals fast den ganzen Grat 'fahren', manchmal je ein Bein auf verschiedenen Seiten der scharfen Firngrate. Wächten gab es zum Glück keine. In der Scharre vor der Hinteren Schwärze wurden wir aber doch in die linke Flanke gedrängt und dort erreichten wir dann, einen kleinen Steilhang schräg hinunter, die Aufstiegsrampe des gewöhnlichen Schwärzenweges. Oben am Gipfel zog sich das Vermessen fast bis zum Sonnenuntergang hin und wir alle, die wir damals zusammen waren, werden diesen Abend sicher nicht vergessen. Beim letzten Licht der Sonne rauschten wir die obersten Firnhänge zur Rampe hinunter, auf dieser wechselte die Schneeoberfläche zum leichten Bruchharsch; am flachen Ferner unten huschten wir schnell in der einbrechenden Dämmerung zur rechten Seite hinüber, wo wir schon vorher einen großartigen und hinderisfreien Steilhang erspäht hatten; in diesem störte uns der schlechte Schnee angesichts der kurzen Schier gar nicht, auch nicht, daß es fast dunkel geworden war, und unten ratterten wir über den nun aperen Gletscher, übers Eis, zwischen den Steinen durch gegen die Zunge hinaus und freuten uns aufs Abendessen, das Rudi, der zweite Meßgehilfe, inzwischen nach einem genauen und am Morgen vor dem Aufbruch bekanntgegebenen Programm fertig haben mußte. Mit wankenden Knien, ausgehungert und verdurstet wie tagelang darbende Wüstentiere, fielen wir in die Hütte, wo Rudi, der Unglücksrabe, die Nudeln — es mochten, gering geschätzt, etwas über zwei Kilogramm gewesen sein — in das kalte Wasser geworfen hatte; das, was wir nun in der Pfanne sahen, war ein ziemlich dicker Mehlschleim. Wir drei fielen nun über den Missetäter her und besonders Friedrich, unser Gast, konnte sich gar nicht beruhigen und legte immer wieder die gleiche Platte auf, bis der arme Rudi schließlich dastand wie eine verschreckte Henne."

Ich kann zwar, wenn ich mir das neue Wildspitz-Blatt anschau, auch als Laie nachzuempfinden versuchen, was der Bearbeiter heute auf seinen Wegen durch die Täler und über die Jöcher dieses Gebietes alles erlebt haben mag; von schauerlichen Tourismus-Bauten bis zu liebevoll restaurierten alten Bauernhäuseln, von einsamen Wegen durch die Kare und über die Eisfelder bis zu seligen Gipfelstunden unter der gleichen Sonne, die auch schon einem Simon, einem Schneider und Ebster geschienen hat — aber schöner wär's gewiß, bekämen wir diese Erlebnisse aus erster Hand.

Jedenfalls ist dieses traditionsbefruchtete Kartenblatt von der Wildspitze eine willkommene Gelegenheit, einmal wieder über Sinn und Nutzen unserer AV-Kartographie nachzudenken, sich zu überlegen, daß es so recht eigentlich die Bilder aus den Werkstätten unserer Kartographen sind, an die wir zuerst denken, wenn wir von einem bestimmten Berg, einer Berggruppe, einem langen Hüttenhatscher, einem aufregenden Gipfelgang oder einer rassigen Sommerskifahrt reden. Sie, diese Bilder, sind uns so selbstverständlich geworden, daß wir die Mühen und Kosten einerseits, die große kulturelle Leistung darin andererseits gar nicht mehr recht bedenken. Die AV-Kartographie ist da, und das ist so selbstverständlich, wie die Berge da sind und die Abbilder dieser Berge, die wir im Hirn und in den Herzen tragen. Was wir an diesen Karten wirklich haben, an sachlicher Information ebenso wie an Schönheit, die wir dadurch erleben und an Erinnerung, die diese Bergbilder in uns wachrufen, das würden wir wohl erst merken, wenn wir es einmal vermissen müßten.



Die Sterne standen schlecht

oder: Warum ich in den Ötztaler Alpen den Aberglauben gelernt habe

Von Stefan König

Seite 30:

In der Wildspitze-Nordwand

Foto: Rainer Köfferlein

Ich habe mir ein Schlauchboot gekauft. Gestern. Heute bin ich zur Jungfernfahrt gestartet. Am Ufer des Kochelsees im Bayerischen Alpenvorland habe ich zwanzig Minuten lang mit der Fußpumpe Luft in die Gummikammern gedrückt, bis sie prall gefüllt waren und den Eindruck machten, daß sie mich schon tragen würden über die Tiefen des Sees, wo schon gute Schwimmer ertrunken sein sollen. Mein Boot heißt Atlantik, es ist grau und blau, wiegt dreizehn Kilogramm und bietet laut Herstellerangabe Platz für zwei Erwachsene und zwei Kinder.

Nach dem Verschließen der Ventile habe ich die beiden Kunststoffpaddel befestigt, habe mein zu warmes Gewand im Rucksack verstaut, mich der Turnschuhe entledigt. Ich habe alles ins Boot getan, dann letzte Sicherheitsprüfungen vorgenommen (sind die Ventile auch wirklich dicht? Ist da auch nirgends ein pfeifendes Geräusch zu hören, das einen winzigen Riß in der Plastikhaut als Ursache hat?), noch einmal nach dem Wetter geschaut und dann, frisch gewagt ist halb gewonnen, rein mit meiner Gummijacht ins kühle Naß, weggeschoben von den seichten Uferstellen und, als das Wasser mir bis zu den Knien reichte, selbst hineingeturmt in das schaukelnde Gefährt und so begann meine Fahrt. An einem Tag, da ich, bevor ich ein Boot mein eigen nennen konnte, ins Gebirge aufgebrochen wäre. Idealwetter. Wanderwetter. Kletterwetter. Nicht zu kühl, nicht zu heiß. Statt dessen ließ ich mich treiben auf dem See, genoß die Berge aus ganz neuer Perspektive und war nicht traurig, unten statt oben zu sein.

Vor ein paar Jahren noch hätte so ein verbummelter Tag auf dem Wasser mir ärgste Seelenqualen bereitet. Übermächtig wäre die Sehnsucht nach Fels, nach Steilheit und Ausgesetztheit gewesen. Verzweifelt wäre ich schier.

Heute dagegen macht es mir nichts aus. Nicht tauschen wollen würde ich im Moment mit einer Klettertour am Piz Ciavazes, nicht mit einer Wanderung in den Zillertalern und schon gar nicht mit einer Eistour in den Ötztalern. Ich lege die Ruder ins Boot und lasse mich treiben und die Sonne scheint mir auf den nackten Oberkörper und die unbehosten Beine. Ich denke an die Ötztaler. An dies und das, was ich dort erlebte. Und ich erinnere mich, daß ich eben durch die Unternehmungen in den Ötztalern zum Aberglauben bekehrt worden bin. Ja, damals fing ich

an, Freitag, dem dreizehnten zu mißtrauen, begann ich die Horoskope in den Boulevardblättern zu lesen, mich nach Sternschnuppen zu sehnen, um geheime Wünsche los zu werden. Damals . . .

Es war im August 1980. Mit meinem Freund Peter stieg ich von Mittelberg zum 2434 Meter hohen Taschachhaus auf. Am frühen Nachmittag. Nirgends gewährten uns Bäume Schatten und damit Schutz vor der Sonne, die hämisch am Himmel stand. Schweiß trieb sie uns aus allen Poren. Die Rucksäcke wogen schwer. Wie froh waren wir deshalb, als wir endlich die Hütte, unser Tagesziel, erreichten. Für den nächsten Tag stand die Besteigung der Wildspitze auf dem Programm. Der Weg würde uns zur Petersenspitze führen, unter der Nordwand des Brochkogels hindurch und schließlich hinauf zur Wildspitze, dem mit 3772 Metern höchsten Berg Tirols. Das Wetter war gut, unsere Kondition auch, nichts schien einem großen Tag am Berg, wie Walter Bonatti ihn bezeichnet hätte, entgegenzustehen. Eine großartige Tour in aufregender Landschaft stand uns bevor. So zumindest hatten wir uns sagen lassen, von Leuten, die diesen Weg vor uns schon gegangen waren. Und wir waren überzeugt davon. Wir freuten uns auf morgen. Und ahnten nicht, welch jämmerliches Unternehmen daraus werden sollte.

Das Schicksal kam für uns verkleidet als eine Tafel Vollmilchschokolade mit ganzen Nüssen. Wir hatten sie in einem der Rucksäcke mit heraufgebracht und öffneten sie gegen acht Uhr abends, als wir im überfüllten Wirtsraum des Taschachhauses darauf warteten, irgendwo ein Notlager zugewiesen zu bekommen. Wir, müde vom Tag und schlafbedürftig wegen des folgenden, wollten uns das Warten mit Schokolade ein wenig versüßen. Wie, wie, frage ich, hätte ich ahnen können von dem Loch in einem rechten Backenzahn, das sich fast bis auf die Wurzel durchgenagt hatte. Nie hatte ich Schmerzen verspürt, nie hatte die Kälte von Speiseeis oder die Hitze von Suppe mir Beschwerden bereitet, nie zuvor hatte dieser eine Zahn sich zu erkennen gegeben, seinem Unwohl Luft gemacht, mich alarmiert. Nie zuvor. Jetzt aber, 2434 Meter hoch, schlug er zu ohne Pardon.

Wir hatten unsere Schokolade aus der Silberfolie gewickelt inmitten der Schulter an Schulter sitzenden Bergsteiger. Dunst erfüllte den Raum bis unter die Decke. Es roch nach Essen und Bier und Pfeifenrauch, es stank nach Schweiß, Socken und Zigarettenqualm. Peter brach die Tafel in ungleiche Stücke und

Foto: Sepp Brandl

schob sich einen ersten Riegel in den Mund und machte mmmh! zum Zeichen des Wohlgeschmacks und lobte schwer verständlich mit kauenden Kiefern die ganzen Nüsse, Haselnüsse, wie er sie mochte, wie ich sie mochte. Voll Vorfreude — denn ich bin ein Naschmaul — griff ich zu. Ich sah ganze Nüsse eingebacken in Vollmilchschokolade. Und ich steckte mir einen großen Riegel in den Mundwinkel, bereit, mich ganz dem Genuß hinzugeben. Und dann biß ich zu.

Ich höre noch das Knacken einer Nuß zwischen oberen und unteren Backenzähnen, ich höre es genau, laut und deutlich. Zum Glück aber verspüre ich nicht mehr den explosionsartigen Schmerz, der mich damals geradezu von der Sitzbank hob, der wie ein Blitz in meinen Zahn fuhr und im selben Augenblick Gesicht und Hirn und alles spaltete wie eine scharfe Axt das Scheit.

Mir wurde fast übel vor Schmerzen, ich stützte meinen Kopf auf den Tisch und biß in den Ärmel meiner Faserpelzjacke. Die Nuß hatte mit einem Schlag alle Wünsche, alle Ziele ausgeschaltet, hatte Petersenspitze, Brochkogel, Wildspitze, ja, die ganzen Öztaler zu einem unbedeutenden Nichts werden lassen, keinen Gedanken mehr wert. Was zählte, war nur noch der Gedanke, wie man diesen verfluchten Zahn aus dem Maul bekäme, wie man ihn ohne Hilfsmittel reißen oder zumindest so weit betäuben könnte, daß das Leben erträglich wäre. Doch Abhilfe, wirkliche Abhilfe gab es nicht. Das einzige, was half, war eine Handvoll Schmerztabletten aus Peters Reiseapotheke, ein Mittel für alle Fälle. Doch gelindert haben auch sie den Schmerz nur zum Teil.

Soll ich erzählen von der qualvollen Nacht, die einem schmerzhaften Abend folgte? Ja? Gut. Wir erhielten als Notlager die Bänke im Gastraum zugeteilt. Harte Holzbänke, unsere Pull-over fanden als Kopfkissen Verwendung. Schlaflos wälzte ich mich von einer Körperseite auf die andere, alle Stunden ungefähr begann mein Zahn, mein Kiefer, mein Kopf zu pochen. Ich sehnte den Morgen herbei, als wenn mit dem Kommen des ersten Lichts meine Schmerzen ein Ende nehmen würden.

Um halb fünf war auch diese Nacht vorbei, Statt Frühstück nahm ich ein paar Tabletten mit eiskaltem Wasser im Waschraum zu mir. Dann brachen wir auf. Doch nicht nach dem Tal, wie es vernünftig und notwendig gewesen wäre, nein, nach der Wildspitze gemäß unserem Plan. Wir hatten uns doch so gefreut auf die Öztaler Alpen, so gefreut auf diese Tour. Es galt die Zähne zusammen zu beißen, oder besser, es eben nicht zu tun, um die Sache nicht noch zu verschlimmern. Es galt, durchzuhalten, Willenskraft und Zähigkeit zu beweisen, irgendwie würde es schon gehen. Und es ging irgendwie. Im Viertelstundenrhythmus befielen mich Schmerzattacken von solcher Heftigkeit, daß ich für ein paar Minuten weinend im Schnee kauerte, den Pickel umklammernd, die Öztaler verfluchend. Dann ließ der Schmerz wieder für eine viel zu kurze Weile nach, und so schnell es ging, gewannen wir an Boden.

Als wir unter der Brochkogel-Nordwand querten, machte zu allem Überfluß auch das Wetter noch zu, Regenwolken verdeck-

ten die Sonne, die sich mir bisher als ein wenig kraftspendend erwiesen hatte, sie färbten den Himmel trüb grau und machten die Berge rundum unsichtbar. Welch eine Gemeinheit des Lieben Gottes. Welche Hinterfotzigkeit aller Heiligen und Seligen im Himmel. Da plagte ich mich gipfelwärts, allen Widrigkeiten zum Trotz, da hielt ich eisern durch, gab nicht nach, kämpfte an gegen die Schwäche und das Verlangen nach Umkehr, und was war der Lohn? Sauwetter. Dreckiges Dreckwetter mit Regen und Schnee. Hurenwetter, wie mein Vater es genannt hätte, wenn er sich unbelauscht geglaubt haben würde. Es war zum Verzweifeln.

Warum also noch weiter ausholen, den geschätzten Leser noch unnötig durch ein wolkenverhangenes, unfreundliches Gebirge mitstapfen lassen, warum nicht gleich sagen, was wesentlich und für die Geschichte wichtig ist: daß wir den Gipfel der Wildspitze tatsächlich erreichten, daß ich mich vom Zahn nicht unterkriegen ließ, daß wir ein paar naßkalte Minuten auf Tirols höchstem Gipfel standen. Wir haben unsere Wildspitze gehabt, doch genauso gut, ja besser, hätten wir ins Tal absteigen und nach Hause fahren können, zum nächsten Zahnarzt, der mir aus dem Schlamassel geholfen hätte. Ein Spritzchen ins Zahnfleisch, bis der ganze Mund pelzig wird, taub und gefühllos. Dann mit der Zange und all solchem Werkzeug den Zahn gelockert, Ruck um Ruck, und ihn schließlich ausgehebelt aus des Kiefers hinterstem Winkel. Aus vorbei. Statt dessen Wildspitze, 3772 Meter, aussichtslos, naß, kalt, grauenhaft. Und dann ein Abstieg zur Breslauer Hütte, in der so viele Bergsteiger vor dem ungunstigen Wetter Zuflucht gesucht hatten, daß wir nicht einmal bis zum Tresen und damit zu den Getränken, den heißen, zu Tee und Kaffee, vordringen konnten. Also stiegen wir weiter ab, hinunter nach Vent, so rasch es ging und wo dann zwei Alpinisten im Besitz eines Kleinwagens ein Einsehen mit uns nassen, kaputten Typen hatten und uns, die wir per Zug und Bus von München angereist waren, mitnahmen bis nach Rosenheim.

Vergaß ich zu sagen, daß meine Schmerzzustände am Gipfel der Wildspitze eine Wende erfuhren? Daß sie im Abstieg seltener wurden und die schmerzfreien Phasen immer länger? Daß ich mich schon bei der Breslauer Hütte wohler fühlte und in Vent meinen Zahn fast vergessen hatte? Ja, daß ich schließlich in Rosenheim bereits an der Notwendigkeit eines Zahnarztbesuches zweifelte?

Aber ich kam nicht umhin: daheim suchte ich den Zahnarzt auf. Doch statt den Zahn zu ziehen, nahm er, was überaus unangenehm war, eine Wurzelresektion vor, bohrte und meißelte sich seitlich durch den Kieferknochen und beseitigte auf diese Art das Übel.

Daheim schließlich fand ich noch die Zeitung vor, die zusammengefaltet und ungelesen am Tag unseres Aufbruchs nach den Öztalern liegengeblieben war. Ich warf einen verspäteten Blick auf Politik, Regionales, Kultur und Sport, vor allem Sport (gegen wen spielte der FC Wacker?), und schließlich las ich, mehr zufällig als beabsichtigt, das Horoskop. Und da stand beim Sternzeichen Stier: „Verbringen Sie das Wochenende



häuslich im Kreis der Familie. Das wird allen gut tun. Unternehmen Sie keine Abenteuer. Es könnte sonst zu einem schmerzhaften Erlebnis für Sie werden."

Wie wahr, ach, wie wahr. Hätte ich doch vor der Abfahrt in die Zeitung geschaut. Egal. Geglaubt hätte ich dem Horoskop ja doch kein Wort.

So schnell freilich ließ ich mich von den Ötztalern nicht schrecken. Weitere Unternehmungen in diesem Gebirge folgten. Doch waren alle von einem schlechten Stern beschienen. Wollten wir zum Beispiel auf den 3358 Meter hohen Seekogel, eine dunkle, kühne Felspyramide, deren Westgratanstieg angeblich zu den schönsten Urgesteinsgraten Tirols zählen soll. Brachen wir daheim auf inmitten einer ausgedehnten Schönwetterfront, erreichten wir die Kaunergrathütte bei strahlendem Sonnenschein, schliefen wir diesmal gut und erholsam und dann: Regen am Morgen, kräftiger, anhaltender, alle Kletterträume zu nichte machender Dauerregen.

Im Jahr darauf kamen wir zur Weißkugel. Die Eisflanke in der Nordwestwand war unser Ziel. Diesmal klappte alles wie am Schnürchen. Das Wetter ideal. Unsere Kondition ausgezeichnet. Die Stimmung bestens. Rasch hatten wir die Hälfte der 350 Meter hohen Flanke hinter uns. Und dann lösten sich Eisbrocken am Gipfelhang und sausten auf uns zu. Wir hatten keine Chance. Sie waren schneller, als wir überlegen konnten. Wir duckten uns gegen die Flanke, zogen die Rucksäcke über das Genick und harteten der Dinge, die kommen würden. Und sie kamen. Die Brocken polterten rechts und links an uns vorbei, einer schlug mit solcher Wucht auf meinem Rucksack auf, daß ich eine ganze Weile lang benommen war von dem Schlag. Doch wir hatten Glück. Zum einen, weil das Gros der Brocken an uns vorbeisauste wie durch ein Wunder, zum anderen, weil wir gerade an einem soliden Standplatz kauerten, wo das, was wir abbekamen, keinen größeren Schaden anrichten konnte. Als wir uns beruhigt und innerlich wieder gesammelt hatten, hasteten wir weiter, gipfelwärts, nur heraus aus dieser Tour. Nach knapp zweieinhalb Stunden standen wir oben, in 3738 Meter Höhe, auf einem Gipfel, der seine gesamte Umgebung deutlich überragt. Gleißend lagen Gletscher um uns, kräftig blau strahlte der Himmel durch unsere Gletscherbrillen. Ein Traumtag. Ein Gipfel mit grandioser Aussicht. Ein Gipfel zum Genießen. Ein Berg zum Immer-wieder-Kommen. All dies jedoch vermochte mich nicht zu beeindrucken. Insgeheim schwor ich mir, keinen Fuß mehr in die mir so übel gesinnten Öztaler zu setzen, zu pfeifen auf ihre unbestreitbare Schönheit, auf all die lohnenden Unternehmungen, die darin zu machen wären, und vorliebzunehmen mit anderen Gebirgen, von denen es zum Glück ja genügend gibt.

Ich schwor es und hielt lange Zeit auch durch. Wenn jemand kam und versuchte, mir mit einer Öztaltour den Mund wässrig zu machen, dann lehnte ich meine Teilnahme lächelnd und kopfschüttelnd ab. Nicht Fels und Eis mochten mich reizen. Nicht in den Öztalern. Danke, mein Freund, ohne mich.

Allmählich fand ich mich ab mit dem Gedanken, mein restliches Bergsteigerleben ohne die Öztaler Alpen auskommen zu müs-

sen. Und es ging. Ich richtete es mir so ein, daß der Verzicht nicht allzu schmerzhaft war. Den Öztaler-Führer von Heinrich und Walter Klier versteckte ich hinter anderen Bergbüchern im vollen Regal, so daß mein Blick auch nicht durch irgendeine Zufälligkeit darauf fallen konnte. Ich brauchte ihn ja nicht mehr. Ansonsten machte ich um die Öztaler einen großen Bogen, dachte nicht an diese Berge, erwähnte sie nie, und meine Erinnerungen, die vor allem unangenehme waren, taten ein übriges. Mein Leben wurde zum Leben ohne Öztaler Alpen.

Jahre vergingen. Ich hatte die Öztaler fast vergessen, hatte sie aus meiner Weltkarte gestrichen. Dann verschlug es mich wieder dorthin, unfreiwillig und widerwillig, aber wollte ich Geld verdienen, so blieb mir nichts anderes, als mitzufahren nach Sölden. Die Sache war nämlich die, daß ich in jener Zeit als Versuchskaninchen im Sicherheitskreis des Deutschen Alpenvereins ein Zubrot verdiente. Wir waren ein Team. Pit Schubert, der Leiter des Sicherheitskreises, trug die Verantwortung, und wir, Heli, Robert und meine Wenigkeit, trugen die Biessuren davon. Wenn wir Schubert unsere Schrammen und Beulen zeigten, die wir uns bei seinen verschiedenen Teststrecken geholt hatten, so sagte er nur lakonisch: „Für die Wissenschaft müssen Opfer gebracht werden.“ Die Opfer waren wir.

Um neue Erkenntnisse über Spaltenstürze beziehungsweise Mitreißunfälle zu gewinnen, brachen wir auf ins Öztal. Am Morgen, als wir uns vor dem Alpenvereinsgebäude auf der Praterinsel trafen, stand ich da mit der Zeitung in der Hand, und ich hatte mein Horoskop schon gelesen. Mein Entschluß stand fast: Ich drücke mich, seile mich ab, sollen die ohne mich nach Sölden und zum Rettenbachferner. Stand da nämlich für die in der Zeit zwischen dem 21. April und dem 20. Mai Geborenen unter anderem der knallharte Satz: „Seien Sie auf der Hut — es will Sie jemand aufs Glatteis führen.“ Ich konnte mir gut denken, wer dieser jemand war.

Doch alle Ausflüchte halfen nichts. Mein Rucksack und meine Ausrüstung wurden von flinken Händen in den Kofferraum gepackt, und ehe ich mich versah, hockte ich im Fahrzeug und wir sausten auf der Salzburger Autobahn Richtung Alpen. Immer näher kamen die Öztaler, falsch: immer näher kamen wir den Öztalern, dem Gebirge, das ich insgeheim so fürchtete. Kufstein, Innsbruck, Oetz und Sölden. Wir waren da.

Noch am selben Nachmittag fuhren wir hinauf zum Rettenbachferner. Abseits der Sommerskipisten suchten und fanden wir Gletscherspalten, die ideal für Schuberts Zwecke geeignet waren. Es ging ihm darum, das freie Hängen nach einem Spaltensturz fotografisch festzuhalten. Zunächst das Hängen, wenn man, nur mittels Brustgurt angehängt, gestürzt ist. Langsam wurde ich in die breite Spalte abgelassen. Auf Schuberts Kommando wurde ich fixiert. Da baumelte ich nun hilflos in der Luft und der Brustgurt schnürte mir die Blutzirkulation unter den Achseln ab. Es war kaum auszuhalten. Die Schnellschußkamera jagte den Film durch. Ich japste nach Luft, Schubert legte einen neuen Film ein. „Augenblick noch“ und noch einmal

sechszwanzig Aufnahmen von mir Häufchen Elend, das da hing wie Jesus am Kreuz.

Als er alles dann im Kasten hatte, was soll ich sagen, ließen mich die elendigen Kerle da oben an den Seilen, ließen mich Heli und Robert so lange zappeln, bis ich Freibier für den Abend versprochen hatte.

Es sollte aber, was das Schmerzhafte anbelangt, noch schlimmer kommen. In der Nähe des Sessellifts hatte Schubert einen etwa 37 Grad steilen Firnhang entdeckt. Ein ideales Gelände für die Veranschaulichung von Mitreißenfällen. Noch am selben Spätnachmittag stapften wir vier den Hang hinauf, Heli, Robert und ich banden uns ein ins sogenannte „kurze Seil“, das heißt, daß der Seilstrang zwischen uns jeweils nicht mehr als etwa drei bis vier Meter betrug, und machten uns daran, Unfälle zu simulieren. Der Seilletzte hatte während des gleichzeitigen Steigens urplötzlich zu stolpern, zu stürzen und ins Rutschen zu kommen. Die beiden anderen mußten versuchen, den Sturz des Letzten und den somit drohenden Mitreißensturz zu halten. Und es ging ganz leicht. Heli, der letzte, stolperte und rutschte ein paar Meter gemächlich bergab, wir anderen hatten erst mal keine Probleme, ihn zu halten. Zu aufgeweckt war der Firn, als daß er einem Bergsteiger hätte ernsthaft gefährlich werden können. Um aber mittels automatischer Kamera beweisen zu können, daß die Gefahr des Mitgerissenwerdens eine wirklich große ist, halfen wir ein bißchen nach. Will sagen: Der letzte stolperte ein wenig spektakulärer, riß heftiger am Seil, ließ sich mehrmals am Hang überkugeln, während gleichzeitig die beiden anderen den Versuch, den Sturz abzufangen, nicht ganz so ernst nahmen. So kamen immerhin Rutschpartien von mehr als dreißig Metern zustande und die Fotos würden denn schon eindringlich zeigen, daß das gleichzeitige Gehen am kurzen Seil nur Unheil bedeuten konnte.

Am nächsten Morgen, es mag gegen neun Uhr gewesen sein, kamen wir wieder zu unserem Hang. „Es wäre gut, wenn ihr nochmal so einen Seilschaftssturz hinlegen könntet“, sagte Schubert. „Ich bleibe hier unten am Parkplatz und halte das mit dem Tele fest.“

Wir stiegen also bergan. Und noch heute frage ich mich, wie vier Alpinisten, die alle schon die eine oder andere Tour hinter sich hatten und von denen jeder mit vor Stolz geschwelgter Brust und im Vollton der Überzeugung seine bergsteigerische Erfahrung zur Sprache gebracht hätte, wie wir vier in einem Anfall völliger Verblödung so etwas tun konnten. Hatten wir einfach alles vergessen, was wir je an Kenntnissen im Gebirge zusammengesammelt hatten? Oder waren wir noch besoffen von den paar Halben Bier, die ich am Vorabend aus Dank für meine wundersame Errettung aus prekärer Situation in unheimlicher Gletscherspalte ausgegeben hatte? Wie dem auch sei, spätestens beim Aufstieg über die Firnflanke hätte uns ein Schimmer von Erleuchtung überkommen müssen, hätte der Alpinist in uns aufschreien und uns ein klares, lautes „Halt!“ gebieten müssen.

Ein Mitreißenfall in der Praxis: Sturz des Seilletzten, wobei der folgende nach der dritten Seilpartner können den Sturz halten.



So verläuft der Sturz über etwa 70 Meter bis in flaches Gelände.

„... wenn ihr nochmal so einen Seilschaftssturz hinlegen könntet.“

Fotoserie von einem gestellten Mitreißenfall.

Aus: DAV-Sicherheitskreis, Bergunfallstatistik 1987

Spätestens da nämlich hätten wir rucksacktragenden Alpin- und Sicherheitstrottel merken müssen, daß der Firn unter unseren Plastikschuhen um einiges härter war als am Nachmittag des Vortags und daß wir uns, würden wir das Vorhaben wie geplant ausführen, in dieser Flanke unweigerlich Hals und Gebein brechen müßten.

Aber wir merkten nichts. Wir seilten uns seelenruhig an, trafen alle Vorbereitungen, gaben dann dem winzigen Männlein am Parkplatz deutlich Zeichen, daß wir soweit wären, und stürzten uns — und ich bitte, dies wörtlich zu nehmen — Hals über Kopf, Hals über Kopf ins Verderben.





Foto: Herbert Schirmer

Nicht gleich bremsen, war das Letzte, was ich von Heli hörte, dann ließ er sich fallen, riß uns aus dem in der Gehbewegung labilen Stand, und ab ging die Post. Nach fünf Metern des Gleitens versuchte ich in der Liegestütztechnik zum Stehen zu kommen. Aber es ging nichts. Beinhart war der Untergrund, und wir sausten zu Tal, unkontrolliert und in höllischem Tempo. Kam einer von uns drei Unglücklichen für einen Sekundenbruchteil zum Stehen, so wurde er im nächsten Augenblick von den Seilgefährten in hohem Bogen wieder aus dem Stand gerissen. Es war unmöglich, den bäuchlings und arschlings dahinreitenden Körper in irgendeine Richtung zu drehen, die Fahrt zu korrigieren, ein wenig zu lenken. Hilflos schossen wir nach unten. Mehrmals kollidierten wir. Mal spürte ich einen Bergschuh schmerzhaft gegen meine Schulter schlagen, dann wieder glaubte ich, mit behandschuhter Hand einen Leidensgenossen im Gesicht getroffen zu haben. Und irgendwann wußte jeder von uns, daß diese Fahrt nicht mehr zu stoppen war. Erst unten, wo der Firnhang ausläuft in buckligen Lawinenresten und grobem Urgesteinsblockwerk, erst da wäre es zu Ende, wäre alles zu Ende.

Es heißt ja, daß in solchen Momenten der Todesgefahr noch einmal das ganze Leben vor dem geistigen Auge abläuft. Bei mir nicht. Ich sah nur immer größer werdende Gesteinsbrocken, sah die Gefährten wie Schatten an mir vorbeihuschen und wieder verschwinden und während der ganzen Fahrt überkamen mich nur drei Gedanken. 1. So muß ich also aus dem Leben scheiden. An einem jämmerlichen, 37 Grad steilen Firnhang, den noch kein Mensch zuvor bemerkenswert gefunden hatte. Nicht auf großer Tour, nicht in schwieriger Wand, nein hier, in den Ötztalern, gleich neben dem Sessellift. 2. Hätte ich doch nur dem Horoskop Glauben geschenkt, wäre ich davongelaufen, bevor sie mich ins Auto stecken und nach dem Ötztal „entführen“ konnten. Zu spät. 3. Wahrscheinlich hat Schubert als einziger gewußt um die Gefährlichkeit des Hanges in diesen Morgenstunden. Bestimmt hat er es gewußt, aber er braucht halt gute Bilder, und wie sagt er immer: Für die Wissenschaft müssen Opfer gebracht werden. Er wird Schwierigkeiten bekommen, wenn er ohne uns zurückkehrt, wenn seine Versuche drei Todesopfer gefordert haben. Ernsthafte Schwierigkeiten. Gönn ich ihm.

Dann donnerten wir hinein in die brockigen, klumpigen Lawinenreste. Alle Gliedmaßen wurden uns durchgebeutelt, unsere Körper machten halbmeterhohe Sprünge durch die Luft und schlugen dann wieder auf wie Vollgummibälle auf dem Asphalt. Schließlich blieben wir nach zweihundert Metern rasender Fahrt liegen, zerschunden und gestauch inmitten der Firnbrocken, nur ein paar Meter noch von den Steinrümern entfernt. Ein paar Meter noch, und wir hätten uns die Schädel eingeschlagen.

Uns reichte es auch so. Minutenlang lagen wir benommen da, Robert wickelte sich die Seilschlingen, die sich während unge-

stümer Fahrt um seinen Hals gelegt hatten, und die ihn mehrmals zu erdrosseln drohten, ab und erst allmählich rappelten wir uns auf, um den Schrecken aus der Seele und die Taubheit aus den Armen und den Beinen zu schütteln.

Schubert kam herbeigeeilt. Er hatte, während er den Auslöser der Kamera bedient hatte, gedanklich schon unsere Nachrufe verfaßt, die mit Bild, mit Bild!, in der nächsten Ausgabe der Mitteilungen des DAV erschienen wären. Macht nichts, sagten wir, ist auf später verschoben.

Jetzt versteht man wohl, warum ich aufs Ötztal verzichte und lieber im Schlauchboot mich treiben und mir die Sonne auf die Haut scheinen lasse. Eine geballte Ladung schlechter Erfahrungen kann, wie man sieht, aus einem leidenschaftlichen Bergsteiger ohne weiteres einen ebenso leidenschaftlichen Müßiggänger machen. Einen, der ohne schlechtes Gewissen schöne Tage zu verbummeln vermag, dem es nichts ausmacht, unten statt oben zu sein.

Aber jetzt muß ich aufpassen. Da vorne kommt ein Wehr, da ist das Boot umzutragen. Rechts heran gerudert, hingepaddelt zur Anlegestelle, ans Land geturnt und das nach Gummi riechende Boot, das neue, das nigel-nagel-neue Boot über die Böschung gezerrt. Und was passiert? Da macht es auf einmal ratsch, und es pfeift und zischt, und windeseilig entweicht die Luft einer der Kammern, die für die Unsinkbarkeit meiner Yacht verantwortlich sind.

Ein zwei Zentimeter langer Riß ist in der Haut des Boots. Eine Eisenstange, die im Uferschlamm steckt, hat den Schaden verursacht. Oh, ihr Flußgötter und Seejungfrauen, kommt und helft und laßt mich nicht allein mit meiner Gummiwurst, sagt mir, was soll ich tun.

Ja, was soll ich tun? Es bleibt nichts, als die Luft zur Gänze aus meinem kaputten Boot zu lassen, es sodann zu schultern und mich zu Fuß und flußabwärts auf den Weg zu machen.

Eineinhalb Stunden stapfte ich so dahin. Und wie ich so gehe auf schmalen Pfad, immer wieder dem Geäst ausweiche und mürrisch vor mich hinblicke, da fällt mir das Horoskop ein, das ich am Morgen beim Frühstück gelesen hatte: „Fangen Sie heute nichts Neues an“, stand geschrieben. „Morgen jedoch ist ein idealer Tag, um große Dinge anzupacken.“

Vielleicht liegt es ja doch nicht nur am Ötztal, denke ich bei mir. Vielleicht klebt mir ganz einfach das Pech an den Fingern.

„Morgen jedoch ist ein idealer Tag, um große Dinge anzupacken.“ Wäre das nicht die beste Gelegenheit, es nochmal zu versuchen? Warum eigentlich nicht. So eine Art Rehabilitierung einer Landschaft.

Kräftiger schreite ich aus. Meine verbitterten Gesichtszüge entspannen sich merklich. Ich gehe schneller und schneller. Habe noch einiges zu tun. Doni anrufen, Rucksack packen, Proviant kaufen, Kletterzeug sortieren und dies und das. „Morgen jedoch ist ein idealer Tag...“

Morgen fahren wir in die Ötztaler Alpen.

Skitouren in den Öztaler Alpen: 1948 bis 1988

Von Rudolf Weiss

Wildspitze 1948

Die harten Jahre unmittelbar nach dem Weltkrieg hatten für die bergsteigende Jugend gewisse Vorteile: Zwar gab es wenig zu beißen, zwar war die Ausrüstung kläglich, dafür aber gab es mehr Freiheit, als sich Gymnasiasten von heute vorstellen können. Man hatte einen Weltkrieg überlebt und andere Sorgen als die kleinliche Kontrolle des Schulbesuchs. Wer einigermaßen positive Schulleistungen aufzuweisen hatte, mußte keine Sanktionen befürchten, wenn er einmal ein paar Tage in gesunder Höhenluft verbringen wollte. Mein Klassenvorstand, von uns „Burschi“ genannt, pflegte sich zwar eingehend nach unserer alpinen Betätigung zu erkunden — aber nicht, um daraus einen Eltern-Verständigungs-Strick zu drehen, sondern um sich Tips bezüglich der Schneeverhältnisse zu holen — er war ebenso bergbegeistert wie wir.

Die Wildspitze hatte unser Kleeblatt, „Busserl“, „Putzi“ und ich, schon seit längerer Zeit im Sinn. Immerhin handelte es sich um den höchsten Gipfel Tirols, nach der gewichtigen Aussage mancher älterer Bergsteiger sogar Österreichs, der nur durch die Tücke tirolfeindlich gesinnter Wiener Vermesser nicht als solcher ausgewiesen sei. Die Wildspitze hatte für uns den Nachteil, höhere Fahrtkosten zu verursachen als die Gipfel in den näheren Stubaier Alpen. Das erklärt die Verzögerung, denn alpinistisch gab es keine Probleme — mit unseren sechzehn Jahren waren wir erprobte Bergsteiger, allerdings — nach heutigen Maßstäben — keine besonders guten Skifahrer.

Man mag die Erschließung durch Aufstiegshilfen unterschiedlich beurteilen. Unbestritten gilt, daß das skitechnische Können auch der Tourengänger und Skibergsteiger durch sie unglaublich gestiegen ist. In meiner Jugend galt es als Zeichen von skiläuferischem Können, wenn man einen Hang in Schußfahrt hinabsausen und dann „abkristeln“ konnte. Mit dieser Technik war es natürlich schwierig, von einem Gipfel wieder heil ins Tal zu kommen. Not lehrt zum Glück nicht nur Beten, sondern auch Stemmbögen. So kamen wir ohne Anleitung, zwar nach vielen bösen Stürzen mit überschweren Rucksäcken am Buckel, schließlich doch in Bögen zu Tal. Aus dieser Schilderung wird verständlich, daß man damals andere Vorstellungen von einer

„schönen Skitour“ hatte. Sie sollte nicht allzu steile Hänge aufweisen und möglichst viel Schußfahrten ermöglichen. Nach diesen Kriterien kam wohl der Rote Kogel im Fotscher Tal zum ehrenden Beinamen „schönste Skitour Tirols“. Zum Zeitpunkt der Wildspitzersteigung hatten wir allerdings bereits unseren ersten Schulschikurs und damit einen gewissen technischen Schliff hinter uns.

Erschwert wurde dieser Selbstunterricht im Skilauf nicht nur durch die — im Vergleich zu heute — geringen Abfahrtserfahrungen, sondern auch durch die erbärmlich schlechte Ausrüstung. Die Ski waren aus Eschenholz und hatten vielfach keine Stahlkanten. (Man muß allerdings einräumen, daß die Stahlkanten damals weniger Bedeutung hatten als heute; dennoch war es dadurch sehr schwierig, etwa eine steile Gipfelflanke bei Hartschnee sturzfrei abzufahren.) Meine Bindung hieß „Kandahar Luggi“. Um dieses Prachtstück, dem damals letzten Schrei der Bindungstechnik, wurde ich von meinen Freunden beneidet. Die „Luggi“ besaß gleich zwei Kabelstrammer, einen zur Vorspannung und einen zweiten als Hauptspanner, und bereits einen Tiefzughaken. Leider wurde dessen Wirkung durch die Skischuhe stark eingeschränkt. Es waren Bergschuhe, die mir zudem viel zu groß waren. Sie stammten vom italienischen Militär und hatten sich auf nicht mehr klärbaren Wegen in unsere Familie verirrt. Heutige Skikaiser würden mit diesen nach allen Seiten hin biegsamen Ungetümen die entsetzlichsten Ski-Frustrationen ihres Lebens durchleiden. Klebefelle verwendeten damals mitunter die Alten, kaum mehr wir Jugendlichen. Unser Fellersatz bestand aus derbem Leinen und wurde mit Gurten aus dem gleichen Material befestigt. Diese Gurten hatten einen erheblichen Einfluß auf die Gehzeit — durch die unterschiedliche und kaum kalkulierbare Häufigkeit, mit der sie während des Anstiegs rissen.

Die alpine Ausrüstung paßte gut in diesen Rahmen. Handgeschmiedete Steigeisen aus dem Stubai, ein Pickel, lang wie eine Ritterlanze, ein Hanfseil, das bei Nässe kaum mehr nachgezogen werden konnte und bei nachfolgender Kälte den berühmten indischen Seiltrick ermöglicht hätte. Statt eines Biwaksacks hatten wir jeder eine Zeltplane des deutschen Militärs, die man, wenn man zu dritt unterwegs war, zu einem zwar großen, aber im wörtlichen Sinne „bodenlosen“ Zelt zusammenbauen

Öztaler Skiberge Überlaufen? Übererschlossen? Nicht für Kenner!



*Oben: An der Wildspitze
Rechts: Von ansehnlicher Höhe
und keineswegs harmlos ist die
Wildspitze-Nordflanke mit ihrer
Eisglatze im Mittelteil.
Ganz rechts: An der Rätenspitze
im Passeiertal. Ein einsamer
Fast-Dreitausender, und das auch
am Ostermontag.*

*Fotos: Uli Wiesmeier/TFVW
Rudolf Weiss (2)*



konnte. Meine heutigen Knieschäden können vermutlich zum Teil durch die zahlreichen Biwaknächte in dieser fragwürdigen Behausung erklärt werden. Statt einer Thermosflasche verwendeten wir Bakelitbehälter („Bakelit“ war einer der ersten Kunststoffe), die gleichfalls von der deutschen Wehrmacht stammten und ursprünglich Bomben- oder Granatenzündler beherbergten hatten.

Die Anreise zu den Bergtouren in der näheren Umgebung pflegten wir mit unseren Fahrrädern vorzunehmen. Mein Rad hieß „Rosinante“. Es wurde an den Ausgangspunkten geparkt und mit dem Schild versehen: „Bitte nicht stehlen! Bin armer Student!“ Das Rad wurde wirklich nie gestohlen, vermutlich aber nicht wegen dieses Appells an das Gewissen, sondern wegen des kläglichen Zustands insbesondere der Bereifung.

Für die Ötztaler Alpen kam Rosinante als Transportmittel nicht in Frage. Erstens sollte die Wildspitze überschritten werden, was die Abfahrt in ein anderes Tal bedeutete, zweitens war die Anreise ein wenig weit. Drittens war meine Mutter entschieden dagegen, weil sie nicht ohne Grund am Durchhaltevermögen von Rosinante zweifelte. So bemühten wir uns schon in jungen Jahren, das Defizit der österreichischen Bundesbahn zu senken, was leider bis heute keinen durchschlagenden Erfolg zeigte. Mit dem Bus ging es dann von Imst bis nach St. Leonhard und zu Fuß weiter nach Planggeross. Es war in den ersten Tagen des Wonnemonats Mai. Wir haderten mit unserem Schicksal, das uns zum Bergsteiger hatte werden lassen, und versuchten zu ergründen, worin die „Wonne“ wohl läge. Die Hitze machte uns gehörig zu schaffen. Es war früher Nachmittag und die Sonne brütete mit boshafter Lust über unseren Köpfen. Die italienischen Militärschuhe, von denen ich erzählt habe, waren in einem Zustand, daß mit einem Sohlenverlust gerechnet werden mußte. Ich hatte deshalb vorsichtshalber ein zweites Paar, das mein Vater in den dreißiger Jahren benutzt hatte, zur Reserve an den ohnehin prall gefüllten Rucksack gehängt. Sie waren zwar auch schon sehr hergenommen und noch weicher als meine Italiener, die doppelte Ausstattung vermittelte aber ein gewisses Gefühl der Sicherheit. Fürchterlich schwer waren auch die Ski, die Steigeisen, der Pickel — vor allem aber das Seil, das ich als Gegenleistung für die Anerkennung meines Führungsanspruches jedes Mal tragen mußte.

Beim Aufstieg zur Braunschweiger Hütte wurde es allmählich kühler. Die klimatischen Vorteile wurden allerdings durch die größere Anstrengung wieder ausgeglichen — jetzt galt es ja, Höhenmeter zu überwinden. Die Hütte war geöffnet. Damit hatten wir gar nicht gerechnet. Sie war allerdings zum Bersten gefüllt: Französisches Militär — die Alliierten hatten sich nach ihrem Sieg Österreich aufgeteilt und Tirol war der französischen Besatzungsmacht zugefallen — war zu einem Ausbildungskurs einquartiert. In der Nähe der Hütte fanden wir einen geeigneten Platz und bauten unsere Behausung aus den drei Zeltplanen in Tarnfarbe auf, umringt von französischen Soldaten, die sich dabei köstlich unterhielten. Als wir aber später begannen, unsere armselige Abendmahlzeit — trockene Haferflocken mit Zucker

— zu verzehren, gab es eine große Überraschung. Eine Abordnung unserer uniformierten Nachbarn überbrachte uns einen Riesentopf Nudelsuppe, in der richtige Fleischstückchen schwammen, einen Kessel mit Tee und — Gipfelpunkt der Fürsorglichkeit — drei Löffel und drei Trinkbecher.

In der Nacht gab's die übliche Friererei, da es damals ja auch (für uns) keine Schlafsäcke gab und jeder nur eine einzige dünne Decke zur Verfügung hatte. Das war wenig für die kalte Sternennacht, zumal auch die übrige Kleidung, die wir mitführten und natürlich einschließlich der Reserve-Unterhose anzogen, heutigen Vorstellungen von alpiner Gewandung nicht im entferntesten entsprach. Wenn einer endlich einmal einschlief, weckte ihn entweder sein eigener Kälteschauer oder das Zähnegeklapper der Freunde bald wieder auf. Warum gibt es da keinen vernünftigen Ausgleich im Wärmehaushalt des Alpinisten? Beim Hüttenanstieg am Nachmittag erleidet man fast einen Hitzschlag und schwitzt jedes entbehrliche Wassertropfen aus seinem Körper, ein paar Stunden später meint man zu erfrieren. Bergsteiger leben in Kontrasten, Skibergsteiger in besonders argen!

Das schönste an den meisten Biwaknächten war damals — ihr Ende. Sobald es einigermaßen hell war, brachen wir unser Zelt ab, verstaute unsere Habseligkeiten, aßen den eiskalten Rest der französischen Suppenspende und fuhren in einem weiten Bogen zum Mittelbergferner hinunter. Das war unangenehm, denn auf der verharschten Schneedecke geigten unsere Ski (ohne Stahlkanten, ohne Halt in den Skischuhen) reichlich führungslos durch die Landschaft. Wir waren jedenfalls froh, als diese Abfahrt endete. Der feste Harschdeckel auf dem Gletscher veranlaßte uns, die Felle im Rucksack zu lassen, was erfahrungsgemäß die Anstiegszeiten erheblich verkürzte. Blöderweise war damals von den alpinen Vorbildern in unserer Umgebung noch niemand auf den Gedanken gekommen, daß man die Ski links und rechts seitlich am Rucksack befestigen könnte. Es war üblich, sie geschultert zu tragen. Auf dem Mittelbergjoch stärkten wir uns mit der üblichen Kost — Haferflocken mit Zucker. Das war die Spende einer internationalen Hilfsorganisation und das einzige Nahrungsmittel, das (eingeschränkt auf die Haferflocken) in fast unbegrenzter Menge zur Verfügung stand.

Der Steilhang vom Mittelbergjoch zum Taschachferner hinunter ist kurz. Es war aber noch bockhart, und wir hätten ihn besser zu Fuß zurücklegen sollen. Jeder von uns stürzte und Putzi verstauchte sich bei seinem Sturz ganz ordentlich den linken Knöchel. Die Schultern schmerzten beim Weiterweg immer mehr, bei meinen Freunden die rechte, bei mir als Linkshänder die linke Schulter. Wir entschlossen uns deshalb, mit Steigfellen zu gehen. Dabei stellte sich heraus, daß ich es verabsäumt hatte, den Gurtenriß der letzten Tour zu reparieren — wir waren auf dem Lisenser Fernerkogel, und der Riß war so knapp unter dem Gipfel erfolgt, daß ich zu Fuß weitergestiegen war.

Die Freunde waren nicht zu halten. Nicht, weil sie die Wildspitze, von der man von hier aus die eindrucksvolle Nordflanke sieht, mit magischen Kräften angezogen hätte, auch nicht, weil sie so rücksichtslos und unkameradschaftlich gewesen wären,

„... hervorragende Schneeverhältnisse.“

Abfahrt von der Wildspitze

Foto: Franz Bauer

sondern weil sie noch immer ausgefroren waren bis auf die Knochen. Während die beiden also zügigen Schrittes, Putzi wegen seines verstauchten Knöchels hinkend, durch das hier recht flache Gelände zogen, plagte ich mich frierend und grantig mit dem Gurtenzeug herum.

Kurz vor dem Gipfel trafen wir uns wieder. Wie so häufig hatten wir unsere ganze Ausrüstung mitgeschleppt, ohne sie zu brauchen. Kein Wölkchen am Himmel! Trotz der frühen Stunde — es dürfte so zwischen acht und neun Uhr gewesen sein, war es schön warm, und wir genossen die Sonne mehr als die prachtvolle Aussicht.

Unsere Gönner, die Franzosen, tauchten erst auf, als wir bereits über den schönen Nordgrat auf den Hinteren Brochkogel stiegen. Von unserer Ausrüstung brauchten wir nur die Pickel. Die Skistöcke hätten auch gereicht. Vom Skidepot wanderten wir nach dem Abstieg fast eben zum Brochkogeljoch hinüber. Die steile Abfahrt vom Joch bewältigten wir sturzfrei. Das war weniger unserem Skikönnen zuzuschreiben, sondern den hervorragenden Schneeverhältnissen — prächtiger, ziemlich tiefer Firn. Der flache Vernagtferner bot natürlich keine Schwierigkeiten. Am Ende der ausgeprägten Moräne sahen wir bald die Vernagthütte auftauchen. Wir hielten aber gleich auf den Talboden zu. Hier stießen wir auf die Spuren einer größeren Gruppe von Skiläufern. Sie enthoben uns der Wegsuche, bis wir — zuletzt im flachen Gelände oberhalb der Ache schiebend — die Rofenhöfe erreichten, die höchstgelegene Dauersiedlung in Tirol. Heute führt eine Fahrstraße bis hierher. Sie ist mit Fahrverbot belegt, doch wird das Befahren geduldet. . . . Damals fanden wir einen Karrenweg vor, der bereits aper war.

Der Weg nach Vent, kaum eine halbe Stunde, zog sich. Das Glücksgefühl, den höchsten Gipfel unserer engeren Heimat erstiegen zu haben, wurde durch die Nässe in unseren Schuhen und die Blasen getrübt, die sich nun allmählich durch immer stärkeres Brennen ankündigten. Auf dem Karrenweg von Vent nach Zwieselstein gab es zwar eine Fahrmöglichkeit. Das war ein Jeep, der erstens selten verkehrte, zweitens in der Regel bereits durch angemeldete Bergsteiger besetzt und drittens für unser Budget zu teuer war. Also machten wir uns zu Fuß auf den Weg — mit den oben geschilderten unangenehmen Begleiterscheinungen. Ärgerlich war auch, daß wir zwar noch reichlich Haferflocken hatten, unser Zuckervorrat aber bereits erschöpft war. So mampften wir als Mittagessen trockene Haferflocken und hatten das Gefühl, es staube uns bei den Ohren heraus. Man glaubt gar nicht, wie sehr Zucker, obwohl doch auch trocken, das Vermögen fördert, Haferflocken nicht nur als Knödel im Mund hin und her zu bewegen, sondern zu schlucken.

Auf halbem Weg mußten wir ausstellen (= in Tirol üblicher Ausdruck für „ausweichen“). Ein Jeep, beladen mit Zementsäcken, kam uns entgegen. Der Fahrer winkte uns kläglichem Trio zu und rief irgend etwas. Hätten wir es verstanden, wären wir sicherlich keinen Schritt weitergegangen. Er mußte nämlich ein zweites Mal nach Sölden, holte uns nach einer mühseligen halben Gehstunde neuerlich ein — diesmal von der anderen Seite. Zwar gerüttelt und geschüttelt, aber mit dem sicheren Beweis



für die Richtigkeit des Sprichwortes, wonach schlecht fahren immer noch weit besser sei als gut gehen, erreichten wir Sölden, ohne unsere letzten Schillinge opfern zu müssen. Sölden als Tiroler Bauerndorf und nicht als Liftzentrum mit internationaler Bedeutung, das kann man sich heute ebenso wenig vorstellen wie das Fehlen jeglicher Parkplatzprobleme aufgrund des Fehlens jeglicher Personenautos. Der Autobus ließ auf sich warten. Beim Bahnhof Ötztal angekommen, ließ der Zug auf sich warten. Uns störte das alles nicht. Wir saßen auf den Wartebänken und sangen, wenn schon nicht schön, so doch laut, und blödelten so lange, bis jemand auf den Gedanken kam, es sollte von nun ab nur mehr erlaubt sein, Latein zu sprechen. Da war es eine Zeit still bis zur Übereinkunft, dieses Vorhaben einzustellen. Es fehlte nicht mehr viel auf Mitternacht, als wir Innsbruck erreichten.

Wildspitze 1988

So lustig ist es gar nicht, einen Skiführer zu schreiben. Alles, was mit Zwang und Termindruck verbunden ist, geht einem zumindest gelegentlich ordentlich auf die Nerven. Wir, meine Frau und ich, hatten eben unseren Gebietsführer „Skitouren in den Ötztaler Alpen“ abgeschlossen.* Die „Ötztaler“ waren trotz vieler Vorarbeiten ein Jahr im Mittelpunkt unseres Lebens gestanden. Jede freie Minute hatten wir in dieser Gebirgsgruppe verbracht. Wir waren vor allem damit beschäftigt, „Lücken zu schließen“, d. h. Skitouren zu gehen, die wir noch nicht konnten. Das waren meist solche, die wir freiwillig nicht gegangen

* Rudolf Weiss: Skitouren in den Ötztaler Alpen, Berwang/Tirol 1988. — Im gleichen Jahr erschien ein weiterer Gebietsführer: Dieter Seibert: Skiführer Ötztaler Alpen, München 1988.

wären, vor allem wegen der langen Zustiege. Wir mußten in die Öztaler auch dann, wenn man in anderen Gegenden besseren Schnee oder besseres Wetter hätte erwarten können. Auch beruflich beherrschten die Öztaler die Termine. Die Ausbildungskurse des Sportinstituts der Universität Innsbruck fanden in den Öztalern statt, wo sonst? — Anfang Juli. Meine Frau brachte eine Einschreibsendung zur Post: Das Manuskript, die Skizzen und die Farbbilder gingen an den Verlag. Ja, und diese getreue Mitarbeiterin, die mit ihrer bohrenden und meine Nerven strapazierenden Genauigkeit den angeblich guten Ruf unserer Gebietsführer begründet, kam von der Post zurück und meinte: „Weißt d' was? Morgen gehen wir auf die Wildspitze, sozusagen als Private, die gar nicht gehen müssen! Und zwar aus dem Pitztal, damit das Tourenggehen nicht in Arbeit ausartet.“

Wir richteten uns den Wecker von vier Uhr (= Normaleinstellung der Familie Weiss ab dem späten Frühjahr) auf sechs Uhr, und das auch nur, weil wir beide Freude an einem geruhsamen Frühstück haben. Um sieben Uhr bestiegen wir unser Fahrzeug. Es hieß nicht mehr poetisch „Rosinante“, sondern nüchtern „Audi“. Allradgetrieben und ABS-gebremst erreichten wir die Talstation des „Pitz-Expreß“ so früh, daß wir bis zur Abfahrt der ersten Bahn um acht Uhr noch ein wenig Wartezeit hatten. Für Tourengänger gibt es eine eigene maßgeschneiderte „Tourenkarte“, die nicht nur die Auffahrt bis zum günstigsten Ausgangspunkt, dem Mittelbergjoch, umfaßt, sondern auch den Sessellift, der einem nach der Tour den Gegenanstieg zur Bergstation erspart.

Der „Pitz-Expreß“, die unterirdische Standseilbahn, bringt Bergsteiger, Skifahrer, Sonnenhungrige und Schaulustige zum Mittelbergferner hinauf — in sieben Minuten von 1740 m auf eine Höhe von 2860 m. Die Talstation verschwindet fast in einer kleinen Baumgruppe, von der Bahn ist natürlich nichts zu sehen. Umweltfreundlicher geht es nicht. Das ändert sich grundlegend bei der Bergstation. Sesselbahnen und Schlepplifte tragen vor allem spät im Jahr nicht zur Verschönerung der alpinen Umwelt bei. Wir fahren auf der noch hartgefrorenen Piste mit unschönem Krrr, Krrr zur Talstation eines Schleppers, der uns — wieder in wenigen Minuten — in die Nähe des Mittelbergjochs (3166 m) bringt. Wir queren ins Joch hinüber, steil geht es hinunter zum Taschachferner. Kein Problem mit der heutigen Ausrüstung! Die Ski halten besser, obwohl sie um 30 cm kürzer und um die Hälfte leichter sind, vor allem aber ermöglichen die heutigen Skibergschuhe eine präzise Kantenführung. Wir fellen an — moderne Haftpelle mit Endhaken, da gibt es keine Probleme wie vor 40 Jahren . . . In dem flachen Gelände verzichten wir zunächst auf die Harscheisen, obwohl es noch kein bißchen aufgefirmt hat. Nach rechts ausholend überwinden wir die Steilstufe des Gletschers und ziehen am Nordgrat des Hinteren Brochkogels vorbei in die Gletschermulde unterhalb des Doppelgipfels der Wildspitze. Obwohl es noch nicht spät ist, sehen wir, daß von einer Hütte aus Bergsteiger schon früh aufgebrochen sind und sich bereits dem Südgipfel (mit dem Kreuz) nähern. Es ist eine große Gruppe, und wir möchten gerne allein auf dem Gipfel sein. Wir halten uns daher links und steigen in zunehmender Steilheit zu dem Rücken hinauf, der zum Nordgipfel führt.

Harscheisen und eine vielgeübte Technik im Fellgehen machen es möglich, den Gipfel mit Ski zu erreichen.

Die Aussicht ist prachtvoll wie vor 40 Jahren. Spuren einer geschädigten Umwelt sind nicht zu erkennen. Die Erschließungen für den Gletscherskilauf kann man nicht sehen. Lediglich mit dem Fernglas sieht man rechts von der markanten Feneilspitze die Anlagen der Schnalstaler. Es ist elf Uhr. Vor vier Stunden haben wir unsere Wohnung verlassen. Wegen der großen Höhe ist es noch ein bißchen hart. Wir genießen daher die Sonne eine volle Stunde lang. Windstille. Ansonsten ist es nicht ganz still. Die große Gruppe auf dem Südgipfel rüstet sich zum Abstieg. Nach den Lauten, die zu uns dringen, handelt es sich um Holländer. In drei Schlangen, jeweils acht an einem Seil, beginnen sie den Abstieg. Wir rüsten uns zur Abfahrt. Die Verhältnisse sind günstig, da kann sich auch ein Beinahe-Sechziger an die Nordwestflanke wagen. Tatsächlich finden wir prachtvollen Firn vor, 3 cm Butterfirn. Bei der weiteren Abfahrt schneiden wir unseren großen Bogen, den wir beim Anstieg gezogen haben, ab und fahren steil zwischen den offenen Mäulern einiger Querspalten zum flachen Gletscherboden ab. Für den Gegenanstieg zum Mittelbergjoch kleben wir noch einmal die Felle auf. Die steile Südflanke ist stark aufgeweicht und man sinkt ohne Ski tief ein. Im Joch tauchen wir ins Liftgebiet ein. Nur wenige Skifahrer tummeln sich auf der Piste. Hat sich die Erschließung für den Sommerskilauf gelohnt? Auch hier auf der Schattseite hat es stark aufgefirmt. Das ist ein Vorteil für uns, die wir nicht mit Pistenski, sondern mit den weichen und kürzeren Tourenski unterwegs sind. Den zweiten Gegenanstieg, zur Bergstation des Pitz-Expreß, nimmt uns ein Sessellift ab. Acht Minuten später sind wir auf dem Parkplatz, eine Stunde später lassen wir Wasser in die Badewanne. Um 15 Uhr sitzen wir beim Kaffee auf dem Balkon unserer Wohnung.

Überschlossene Öztaler Alpen?

In diesen vier Jahrzehnten zwischen meiner ersten und der (vorläufig) letzten Wildspitzbesteigung hat sich viel verändert, nicht nur in den Öztaler Alpen. Der Wohlstand hat in einem 1948 unvorstellbarem Ausmaß zugenommen. Wer hätte damals etwa gedacht, daß ein eigenes Auto zum selbstverständlichen Lebensstandard des Durchschnittsbürgers gehören könnte? Wer hätte gedacht, daß zusätzlich zu einem beträchtlich erweiterten Urlaubsanspruch der Kampf nicht mehr um die 48-Stunden-Woche (1948), sondern um die 35-Stunden-Woche gehen würde? Beides, höheres Einkommen und vermehrte Freizeit, sind die Ursachen eines großen Aufschwungs im Fremdenverkehr. Umweltschützer sehen diese Entwicklung häufig nur negativ, weil sie natürlich Lärm und Landschaftszerstörung in die Alpen gebracht hat. Gerade als Pädagoge aber kann ich diese Verbreiterung des Tourismus auch positiv sehen, als einen bedeutenden sozialen Fortschritt. Bergsteigen und Skilaufen sind nicht mehr wenigen Begüterten vorbehalten. Große Teile der Bevölkerung können sich den Urlaub z. B. in den Öztaler Alpen leisten. Der

Fotos: Rudolf Weiss

Wohlstand zieht in die Gebirgstäler ein, in denen man durch Jahrhunderte einen harten Kampf ums bloße Überleben führen mußte. Da redet sich der Städter leicht, wenn er sozusagen zu seinem zusätzlichen Urlaubsvergnügen die Bergdörfer ursprünglich zu sehen wünscht, mit Holzhäusern, kleinen Fenstern, einem Karrenweg als Zufahrt, und dem Kienspan oder höchstens der Petroleumlampe als Beleuchtung, wenn der romantische Abend im Gebirge anbricht. Der Schutz der Umwelt ist wichtig, aber es ist unfair, ihn einseitig auf Kosten des Lebensstandards der Bergbewohner zu fordern. In diesem Sinne sehe ich das, was sich in den Öztaler Alpen in 40 Jahren vollzogen hat, milder, auch wenn ich der Meinung bin, daß vieles nicht oder anders gebaut hätte werden sollen.

Ja, und gebaut wurde viel in den Öztaler Alpen. Jedes der großen Täler im Nordtiroler Teil hat zu seinen „normalen“ Bahnen und Liften sein Gletscherskigebiet bekommen. Die Störung für den Bergsteiger ist allerdings unterschiedlich, die Umweltzerstörung gleichfalls. Die Öztaler Gletscherskigebiete liegen gewissermaßen in bergsteigerischen Randbereichen. Der winzige Gletscherfleck rund um den Wurmtalerkogel (Bereich Obergurgl) kann ohnehin nicht als „Gletscherskigebiet“ bezeichnet werden. Die Erschließung des Rettenbachferners (Bereich Sölden) berührt keine wichtigen und vielbestiegenen Gipfel, der kühne Tunnel, der den Zugang zum Tiefenbachferner ermöglicht, erscheint dem Umweltschützer zwar als arges Stück, aber ehrlich gesagt: es ist früher kaum einmal ein Bergsteiger zu diesem entlegenen kleinen Gletscher gekommen. Für den Bergsteiger ist der Schaden durch die Lifterschließungen im Ötztal sehr gering geblieben. Wenn er von Obergurgl die prachtvollen Ostflanken von **Maningbachkogel (3314 m)**, **Zirmkogel (3278 m)** usw. begeht, hat er eine ganze Talseite für sich allein und wird schlimmstenfalls durch den Anblick der verkabelten Talseite gegenüber gestört. Ein Stück taleinwärts gar, in Richtung **Langtalareckhütte (2430 m)**, und man hat die Spuren der (touristischen) Zivilisation vollständig hinter sich gelassen. Hier gibt es auch ein „Sommerskigebiet für Tourenfahrer“ zu entdecken, das hochgelegene **Hochwildhaus (2866 m)**, von dem aus ich im August noch mit großem Vergnügen die Ski benütze — sehr zum Neidwesen der sommerlich ausgerüsteten Bergsteiger, die sich im tiefen Firn über die endlosen Gletscherflächen mühen. Eine (fast) heile Skitourenwelt schließlich finden wir, wenn wir in Zwieselstein (Zwiesel = Gabel) nicht nach links ins Gurgltal, sondern nach rechts ins Venter Tal abzweigen. Das traditionsreiche Bergsteigerdorf Vent (1895 m), das man nach 13 km (auf gut ausgebauter Straße, nicht mehr mit dem Jeep auf einem Karrenweg) erreicht, ist trotz einiger neuer Häuser, die aber nicht so protzig und wuchtig ausgefallen sind wie häufig in Sölden oder Obergurgl, das Bergsteigerdörfchen meiner Jugend geblieben. Die Erschließung mit Liften ist bescheiden und beschränkt sich auf einen Sessellift und drei kleine Schlepplifte. Unverfälscht geblieben sind die großartigen Tourenmöglichkeiten von den drei „Skihütten“ aus, die man von Vent erreicht. Die meisten Tourengeher zieht die **Martin Busch Hütte (2501 m)** an. Hier lockt der **Similaun (3606 m)**, einer der leichtesten



Dreitausender der Ostalpen. Etwas stiller geht es auf dem **Hochjochhospiz (2412 m)** zu, das mit der **Weißkugel (3738 m)** den Zugang zu einem der höchsten und schönsten Gipfel Österreichs bietet — allerdings führt der Anstieg als rechter „Hatscher“ über den schier endlosen Hintereisferner. Für gute Skiläufer sind da schon Gipfel wie **Hauslabkogel**, **Saykogel**, **Sennkogel**, **Kreuzkogel** . . . lohnender. Sehr gut besucht ist auch die **Vernaghütte (2755 m)** mit einem wahren Kranzartiger Skigipfel: **Hochvernagtpitze**, **Fluchkogel** und natürlich **Wildspitze**, um nur einige aus der großen Auswahl zu nennen. Jeder Höhenmeter muß hier mit eigener Muskelkraft überwunden werden — wie vor 40 Jahren!

Das **Pitztal** war noch vor wenigen Jahren ein Musterbeispiel für „Sanften Tourismus“ — mit allen Vorteilen für den Bergsteiger, aber auch den wirtschaftlichen Nachteilen für die Bevölkerung, die ihre Lage vor allem im Vergleich mit dem Wohlstand im benachbarten Ötztal als bedrückend empfand. Die Erschließung beschränkte sich auf Anlagen am Anfang (Hochzeiger bei Jerzens) und eher bescheidene (Sessellift zum Riffelsee) am Ende des Tales. Das hat sich gründlich geändert. Der bereits erwähnte „Pitz-Expres“, eine unterirdische Standseilbahn, bringt Bergsteiger, Skifahrer und auch bloße „Schauer“ auf fast 3000 m. Aufstieghilfen erschließen den Mittelbergferner und schränken die ehemals so vielfältigen Tourenmöglichkeiten der Braunschweiger Hütte erheblich ein. Bis zum Bau der Pitztaler Anlagen wurde nur der Hüttenzugang durch die Gletscherstraße zum Rettenbachferner (Bereich Sölden, Ötztal) verkürzt. Die



unschöne Verkabelung des Mittelbergferners trifft uns Bergsteiger ungleich härter als die Lifterschließungen in den Gletschergebieten des Ötztals. Da sind uns prachtvolle Skigipfel genommen worden wie z. B. der **Hintere Brunnenkogel (3438 m)**.

Das Pitztal hat aber auch noch andere, für uns Tourengerher freundlichere Gesichter. Spät im Jahr können sich erfahrene Ski-Bergsteiger das herrliche, aber sehr anspruchsvolle Tourengebiet rund um das **Taschachhaus (2432 m)** vornehmen. Keinesfalls störend für uns ist der Sessellift zum Riffelsee, der keinen Eingriff in das Tourengebiet bedeutet, sondern lediglich den Hüttenanstieg auf 10 Minuten verkürzt. Die klassischen Skigipfel sind ebenso schön wie vor 40 Jahren, der leichte **Wurmtaler Kopf (3225 m)** etwa oder der anspruchsvolle **Rostizkogel (3394 m)**. Im Pitztal ist übrigens auch ein Stützpunkt für den Hochwinter zu erwähnen, die **Lehnerjochhütte (1935 m)** mit den Skigipfeln **Schafhimmel (2820 m)** und **Fundusteiler (3079 m)**.

Noch vor dem Pitztal wurde das Gletscherskigebiet im **Kaunertal** erschlossen. Die Kaunertaler, die sich wie die Pitztaler benachteiligt fühlten, hatten bei ihren Erschließungsplänen den Vorteil, daß als Teil von Kraftwerksbauten bereits eine Straße bis zum Ende des Gepatsch Stausees (1772 m) vorhanden war. Die Straße wurde bis zum Weißseeferner fortgesetzt, wobei man bedenkenlos einen der größten und schönsten Zirbenbestände Tirols zerstörte. Auch hier bin ich der Meinung, daß im

Vergleich zum Ötztal durch die Gletschererschließung ungleich größerer Schaden angerichtet wurde als im Ötztal. Die Eignung des Gebietes für den Skilauf und damit der wirtschaftliche Erfolg sind im Kaunertal, vorsichtig ausgedrückt: problematisch. Darüber täuschen auch markige Werbesprüche nicht hinweg, die zum „Gletschern“ am Fuß der Weißseespitze verlocken sollen. Das Angebot an Liften mit jeweils etwa 300 m Höhenunterschied ermöglicht von Ende April bis Dezember das ökologisch — und in diesem Falle auch ökonomisch — fragwürdige Vergnügen des Gletscherskilafs. Wir Tourengerher können die Straße nicht mehr abreißen, und unser Boykott gliedre der Aussage „Recht frieren soll mich, warum kauft mir der Vater keine Schuhe . . .“ Also nützen wir die Straße, um früher endlos lange Anstiege bequem als Tagestouren bewältigen zu können — z. B. den **Glockturm (3353 m)** mit der Abfahrt über die großartigen Osthänge. Der Anstieg erfolgt von Parkplätzen an der Gletscherstraße aus. Aus dem Skigebiet selbst läßt sich nicht mehr viel unternehmen. Natürlich ist die **Weißseespitze (3526 m)**, nach wie vor ein prachtvoller Berg, nun gleichfalls in lächerlich kurzem Anstieg zu erreichen. Das ist aber skiläuferisch nur lohnend, wenn Verhältnisse und Können es erlauben, die eindrucksvolle Nordflanke zu befahren. Firnflanken dieser Art sind in den Ötztaler Alpen sehr häufig und könnten zu Steilabfahrten verlocken, einer nicht ungefährlichen Spielart des Alpinismus, für die ich nicht werben möchte.

Von den weiteren Erschließungen im Nordtiroler Teil der Ötztaler Alpen ist auf Nauders zu verweisen. Auch hier sind die Veränderungen im Vergleich zu meiner Jugend beträchtlich. Was war das doch für ein herrliches Tourengebiet, das einem, im Gegensatz zu den typischen Ötztaler Touren, bereits im Frühwinter die herrlichsten Möglichkeiten bot? Die **Nauderer Skihütte (1910 m)**, einst wichtiger Stützpunkt, steht nun ein wenig verloren mitten im Liftgebiet. Wenige Meter unter dem von uns damals hochgeschätzten **Tscheyegg (2666 m)** endet ein Sessellift. Bei anderen Touren wie beim **Mataunkopf (2886 m)** oder **Schartkopf (2808 m)** hat sich der Charakter der Touren entscheidend geändert, weil man halt doch zuerst den Lift oder die Bahn benützt und dann erst die Felle anschnallt.

Viel geringer sind die Veränderungen im Südtiroler Teil der Ötztaler Alpen, die ich erst in den frühen fünfziger Jahren kennenlernte. Da ist ein Mini-Liftgebiet im **Langtauferer Tal**, ein Sessellift und zwei Schlepplifte, die den Tourengerher — Hand aufs Herz! — eigentlich überhaupt nicht stören. Durch das endlos lange **Matscher Tal** bin ich als Zwanzigjähriger zu Fuß zu den Glieshöfen gepilgert. Da es damals auch keine Auffahrtsmöglichkeit nach Matsch gab, waren es 14 km von Tartsch. Gar so lustig war das nicht. Ich genieße es daher trotz der Schelte fanatischer Umweltschützer, daß ich heute bequem bis zu diesem Ausgangspunkt fahren kann. Die Touren selbst haben sich nicht verändert. Sie sind — mit wenigen Ausnahmen — so lang und so alpin wie vor Jahrzehnten. Manche Täler im Südtiroler Teil der Ötztaler Alpen kennt (fast) kein Mensch. Oder waren Sie, lieber Leser, schon einmal im **Schlandrauner Tal**? Das nächste große Tal beschert uns wieder ein Gletscherskigebiet.

War das romantisch, als ich mit meinem Lateinprofessor, der auch mein erster Berglehrer war, auf einem Karrenweg von Naturns nach Unserfrau im **Schnalstal** wanderte! Romantisch war's schon — für uns, nicht für alle Bewohner, die nach und nach abwanderten, weil der karge Boden zu wenig hergab, um die Kinder zu versorgen. Da war man natürlich froh, als der engagierte Leo Gurschler, Bauernsohn aus dem hintersten Talboden, den Fremdenverkehr ankurbelte. Der Schaden für den Tourengänger ist zum Glück gering. Von der Schönen Aussicht Hütte muß man — mit Ausnahme der Grawand, auf der die Seilbahn endet — nach wie vor alle Gipfel aus eigener Kraft erreichen, einen Teil davon (z. B. die Fineilspitze oder den Hauslabkogel) allerdings nach einer Querung unterhalb des Gletscher- skigebiets. Aber selbst das schafft noch eine gewisse Genug- tunung, wenn man von einer prachtvollen Tour zurückkommt (beim Hinweg ist ohnehin noch niemand auf der Piste zu sehen) und man bedauert die armen Würstl, die einen eintönigen Glet- scherhang — und nur diesen! — x-mal herunterfahren müssen. Bei den Anstiegen nach der anderen Richtung merkt man vom Liftgebiet gar nichts, etwa beim Anstieg zum **Hohen Eis** mit der prachtvollen Südfahrt ins Tal, oder beim (etwas umständli- chen) Aufstieg zur Weißkugel, dem zwar nicht höchsten, nach der Meinung vieler Bergsteiger aber schönsten Gipfel der Ötzta- ler Alpen.

Der übrige Südtiroler Teil der Öztaler Alpen — und das ist rein flächenmäßig nicht wenig! — ist vollständig liftfrei und in der Skitourensaison sehr einsam. Das gilt für ein Seitental des Schnalstales, das **Pfossental**, mit seinen großartigen Anstie- gen auf Similaun, Hohe Weiße und Texelspitze. Das gilt aber ebenso für das gesamte **Passeiertal**, das im Winter und Früh- jahr unverdient selten Besuch erhält. Wer schließlich bereit ist, mit einem Winterraum vorlieb zu nehmen, der kann von der Lodnerhütte aus die anspruchsvollen Gipfel der **Texelgruppe** besteigen, einer Untergruppe der Öztaler Alpen, die unter Na- turschutz gestellt wurde. In diese Gruppe führt auch das nur im Sommer vielbesuchte **Spronser Tal**. Wer Einsamkeit sucht, hier wird er sie mit größter Sicherheit finden!

Überlaufene Öztaler Alpen?

Sicherlich gehen heute viel mehr Bergfreunde auf Skitour als vor 40 Jahren. Sie haben mehr Zeit und mehr Geld. Ist es nicht schön, daß so viele dieses Geld in eine Skitourenausrüstung umsetzen und ihre Zeit in die Mühe und Plage eines Anstiegs ohne „Aufstiegshilfe“? Sollten wir uns nicht eher darüber freuen, als darüber zu klagen, daß wir zunehmend mehr andere Tourenfreunde auf den Gipfeln treffen? Wobei dieselbe Zahl von Tourengängern an einem Tag beim Anstieg und der Abfahrt von einem beliebten Skigipfel in den Kitzbüheler Alpen, z. B. dem Lodron oder dem Galtenberg, ungleich stärker den Ein- druck von Masse vermittelt als auf den weiten Gletscherflächen der Öztaler Alpen.

Wer in den Bergen Einsamkeit sucht, braucht nicht — wie frü- her — mehr Geld als die anderen, sondern eine gediegene Aus- bildung (alpine Vereine und zahlreiche Bergsteigerschulen bie- ten sie an) und ein wenig Phantasie. Mitunter muß er auch auf Annehmlichkeiten verzichten können.

Um beim letzten Punkt zu beginnen: Es ist ein Widerspruch, ge- pflegte Straßen zu den Ausgangspunkten zu erwarten, wohlge- spurte Wege zu den Hütten (wenn nicht gar Aufstiegshilfen, Fahrstraßen oder wenigstens eine Gepäckseilbahn), eine gute Spur auch zu den Gipfeln, einwandfreie Versicherungen beim letzten Felsaufschwung — und gleichzeitig Einsamkeit. Das ge- pflegte Bett, das Schnitzl und das Bier — das alles ist nicht nur mit Geld, sondern auch mit Einsamkeit zu bezahlen.

Wer früheren Zeiten nachtrauert und die Einsamkeit „wie frü- her“ haben will, der muß nur die Unannehmlichkeiten „wie frü- her“ in Kauf nehmen, dann hat er auch die Einsamkeit. In den Öztaler Alpen gibt es mehr als 30 Schutzhütten. Nur wenige da- von sind zur Skitourenzeit bewirtschaftet, fast alle aber haben Winterräume. Einsamkeit, für die man mit eingeschränkter Be- quemlichkeit bezahlt. Damit hängen aber auch die Anforderun- gen an die Ausbildung zusammen. Man muß nicht nur die er- wähnte Phantasie besitzen, sondern auch die Fähigkeit, aus Landkarte oder Führer ein (wenig bekanntes, keinesfalls be- rühmtes) Ziel herauszusuchen, man muß es ohne vorgegebene Spur im Gelände finden. Dazu sind nicht nur Kenntnisse im Um- gang mit Karte, Höhenmesser und Bussole erforderlich, son- dern auch die Fähigkeit zur Beurteilung der Lawinengefahr oder der Überwindung gewisser alpiner Schwierigkeiten.

Übrigens kann man auch berühmte Gipfel einsam vorfinden, wenn man sie zu bestimmten Zeiten besteigt. Wer nicht auf das Wochenende angewiesen ist, der hat natürlich Vorteile. Aber auch jahreszeitlich kann man viel für seine Bergeinsamkeit tun. Viele Tourengänger sommern ihre Ski nach dem Ostermontag ein, obwohl Mai und Juni prachtvolle Schneeverhältnisse bie- ten. Das kleine Opfer für die Einsamkeit: Man muß die Ski häu- fig ein gutes Stück zum Schnee tragen. Sehr günstig für einsa- me Touren auf berühmte Berge sind die Wochen nach der Be- wirtschaftungszeit der großen Skihütten, die meist Anfang Mai endet. Fast ebenso günstig und gerade für die Öztaler zu emp- fehlen: die ersten Wochen der Sommersaison. Da sind die Som- merbergsteiger noch nicht zahlreich vertreten und man ist mit seinen Tourenski Kaiser, insbesondere bei der Abfahrt.

Wem es aber wirklich nur auf das Naturerlebnis oder auf den unberührten Schnee ankommt, für den genügt zumeist die Wahl des „unberühmten“ Gipfels, von dem aus man häufig mit stiller Schadenfreude das Gedränge auf dem berühmten Nach- barn sieht.

Wer aber trotz dieser vielen Hinweise in einer kilometralangen Schlange von „anderen“ am Ostersonntag von der Vernaghütte zur Wildspitze oder von der Martin Busch Hütte zum Similaun zieht, der kann sich immer noch mit Eugen Roth trösten:

*„Du möchtest gern in Freuden wandern,
doch ständig stören dich die andern.
Du bist, und das bedenke heiter —
ein andrer andern, und nichts weiter.“*

Politik und Schafe

Von Hans Wielander

Es gibt viele Möglichkeiten von politischer Weiterbildung, eine davon ist die Schafwanderung von Südtirol zu den Almen im Nordtiroler Ötztal, jährlich Mitte Juni, schon seit Jahrhunderten, da ziehen also viele tausend Schafe aus dem Vinschgau, früher auch aus dem Ultental über die eisbedeckten Jöcher der Ötztaler Alpen, um die alten Rechte wahrzunehmen, uralte Weidrechte der Südtiroler Bauern, die auch die neue Grenzziehung nicht auszulöschen vermochte, sie ziehen also mit ihren Schafen über den Alpenhauptkamm, wie einst die ersten Siedler, die vom Süden her das oberste Ötztal bevölkert haben, noch heute gibt es gleiche Familiennamen, es wurde hin- und hergeheiratet, es wurden Holztruhen über den Gletscher geschleppt mit dem Heiratsgut der Braut, ein schönes Bild, sich vorzustellen, daß eine mit Sonnenrädern und Fruchtbarkeitszeichen beschnitzte Truhe mit gotischen Bögen über den Firn geschoben wird, eine Firngleitruhe, darin gestickte Brauttücher, die Braut daneben hergehend, mit einem Bündel, in Tracht natürlich, und sie wird so schnell nicht wieder zurückkehren, denn schon im nächsten Jahr wird sie ein Kind unter dem Herzen tragen und dann noch viele und sie wird nicht mehr so leicht übers Joch kommen, vielleicht einmal noch in späteren Jahren, ein letztes Mal, man war also verwandt, man hat sich besucht, auch kirchliche Bande verknüpften die Hochtäler mit Südtirol, die Toten wurden sogar von Vent über zwei Jöcher ins ferne Gölflan getragen, und wenn im Winter gestorben wurde, mußten die Leichen auf dem Dachboden gespeichert werden und konnten erst in der wärmeren Jahreszeit dem Friedhof der Mutterkirche übergeben werden, so will es die Sage, sicher aber ist, daß die Pfarrbindung erst im sechzehnten Jahrhundert aufgelöst wurde und zwar im Jahre 1582, aber die Almrechte, die gelten heute noch, da können Staaten Grenzen machen, welche sie wollen, das hält zusammen, das ist so fix, daß nicht einmal der Mussolini daran gerüttelt hat, er hatte vielleicht besonders viel Verständnis für Schafe, oder er wollte von hier aus das Eroberungswerk fortsetzen, jedenfalls ist der jährliche Zug der Schafe ein wichtiges Ereignis, schon längst auch für die Presse, für Filmemacher und Fotografen, die Schafe und Hirten, auch ihre Hunde, sind Fernsehstars geworden und Fotomodelle, aber das nur so nebenbei, denn in Wirklichkeit ist das eine harte Arbeit, und wenn man mitgeht, kommt man außer Atem, wird ruhig und zurückhaltend, da vergeht einem das Reden, sogar die Politik, aber mit Politik hat die Sache doch zu tun, mit politischer Weiterbildung,

dabei meine ich weniger die alte Landeseinheit, die hier beschworen wird, ich meine den politischen Unterricht durch die Schafe, den ich da genossen habe, so daß ich nun endlich mehr von Politik verstehe, aber ich meine auch nicht den guten Hirten, den ich da gesehen habe mit dem Lämmlein auf den Schultern, wie unser Herr Jesus, auch das habe ich gesehen, das war nicht Schau, das war vor allem anstrengend, denn das auf dem Weg Neugeborene mußte mit, man konnte nicht haltmachen, morgen mußte ein weiterer, noch höherer Paß überstiegen werden, die Perlenschnur der weichen Wollknäuel mit den roten, blauen und grünen Farbflecken, an denen der Eigentümer seinen Besitz wiedererkennen würde, wenn im September der Zug zurückkehren wird, also der anfangs noch ausgrasende, kugelige Haufen streckt sich allmählich, die Müden bleiben etwas hinten, die Hunde, wollige Spitzschäferhunde, treiben die Ausreißer zurück, sie folgen den unsichtbaren Winken der Hirten, es braucht nicht befohlen und nicht gepfiffen zu werden, das Gelände wird steiniger, schon längst ist die Waldgrenze überschritten, aus der Mulde des Kortscher Sees ziehen Nebelwolken zum Joch, wo wir hinwollen, plötzlich wird es ganz dunkel und alles verlöscht, wie im Theater, dann öffnet sich wieder der Vorhang, grell und stechend die Sonne, ich muß die Augen schließen, dann ist es wieder dunkel und kaltefeucht, die Schafe werden zusehends verzagter, es gibt nur mehr Steine und immer häufiger drängen sich Schneefelder von den Flanken zum Talboden, immer schmaler wird der Weg, bis er sich im Geröll verliert, nur die rotweißen Markierungszeichen des Alpenvereins deuten die Richtung an, hinauf, irgendwo hinaus in den Nebel, der zärtlich um schwarze Felsen streicht, lautlos, es wird immer weißer, das Steinband, über das die Schafe klettern, das sie völlig ausfüllen mit ihren weißgrauen Wolleibern, auch schwarze Schafe gibt es und braune, das Steinband endet plötzlich, der Zug stoppt, ein Schneefeld müßte überschritten werden, um wieder auf festen Grund zu gelangen, aber der Leithammel will nicht, dabei ist er gar kein Hammel, diese Rolle übernimmt hier ein erfahrenes Mutterschaf, eine Görr, sie hat schon mehrmals diesen Weg gemacht, sie wird geachtet und nicht geschlachtet, aber, so frage ich, wozu taugen eigentlich die Widder, warum gibt es keine männlichen Führer, aber es ist eben so, die Görren haben vielleicht mehr Geduld, sie wissen von den trächtigen Schafen, die bald lämmern werden, vielleicht noch auf dem Weg, sie nehmen Rücksicht, und tatsächlich stehen sie nun

still, etwa dreihundert Schafe, sie sind schon seit sieben Stunden unterwegs, stehen still und scheuen sich, das lächerliche Schneefeld zu überqueren, etwa drei Meter, aber die Schafe sind eben keine Wintersportler, sie blöken jämmerlich und irgendwie anders, ich weiß nicht, ist es der Sonnenstich oder die dünne Luft, plötzlich verstehe ich ihre Sprache, höre sie reden, sie sagen: nein, da gehen wir nicht hinüber, das kann man uns nicht zumuten, das ist unerhört, wir kehren um, zurück ins Schlandrauntal, zurück in den Stall und jedes Schaf beeilt sich, dasselbe zu sagen, zuzustimmen, mit einem ängstlichen Blick auf die Hunde zwar, aber die Hunde tun so, als sehen sie nichts, auch die Hirten zeigen keine Eile, die Schafe aber besprechen aufgeregt die Lage, wiederholen und wiederholen ihre Einwände gegen die Obrigkeit, die Obrigkeit wartet, der Spitz betrachtet die Landschaft, die Schafe sind noch immer aufgeregt, diese Zumutung, sagen sie, sagen es fünf Minuten lang, zehn Minuten, vielleicht noch länger, dann verändert sich das Geblök, jemand sagt, jemand von den Schafen natürlich, vielleicht ein Unterführer, sagt ganz bedächtig, ja, was sollen wir hier, wir brauchen ja Futter und wir müssen auch an die Menschen denken, gemeint waren wohl eher die Hunde, vielleicht könnte man dieses Schneestück doch überqueren, so schlimm ist das ja auch wieder nicht, sagt ein anderes Schaf, ein mutiges und allmählich verstummen die Jammerer, die Tapferen werden lauter, die Görr überquert das Schneefeld, es folgt ihr Junges, ein zartes Lämmlein, da fassen alle Mut und nun strömt die ganze Herde, erreicht das rettende Steinfeld und weiter geht der Zug, hinauf zum Joch, aber bis dahin muß noch eine Stunde lang geklettert werden, immer häufiger müssen Schneefelder überquert werden, das wird jetzt sicher schneller gehen, denke ich, die Meinungsbildung wird sich beschleunigen, aber da habe ich mich völlig geirrt, es wiederholt sich das gleiche Schauspiel, jeder Erkenntnisprozeß braucht seine zehn Minuten, die Hirten fügen sich diesem Rhythmus, die Hunde ebenfalls, es ist wie vor politischen Wahlen, die Schafe wollen ihr vertrautes Element, der Fels und die Erde nicht verlassen, große Beratung, heftiges Aufbegehren, dann allmählich Einlenken, immer wieder vergehen zehn Minuten, dann kommt der Meinungsquantensprung, dann beginnt das Strömen und so erreichen wir endlich das Taschljoch, schon sieht man auf die andere Seite, hinunter in den grünen Talgrund, nun rasten auch die Hirten, nun wird gegessen und getrunken, auch gesprochen, zwei Almen besitzen die Südtiroler im Ötztal, andere werden gepachtet, früher trieb man auch Kühe hinüber, aber da hat sich durch den Rückzug der Gletscherzungen eine tiefe Schlucht aufgetan, über die nur eine schwache Brücke führt, seitdem werden nur mehr Schafe hinübergeführt und der Hirte erklärt mir den Übergang, der uns morgen bevorsteht und wir schauen hinunter nach Kurzras, wo die Schafe vor dem Grenzüberschreiten noch einmal vom Tierarzt untersucht und gegen Ungeziefer gebadet werden, er spricht von anderen Gruppen, die über das Hochjoch gehen, wir aber werden morgen über das Niederjoch gehen, das allerdings auch über 3000 m hoch ist und er zeigt auf den Bergkamm und spricht von der Rosenwirtin aus Unser Frau, die ist auch von drüben, vom Ötztal, das hat man genau gesehen bei der Hoch-

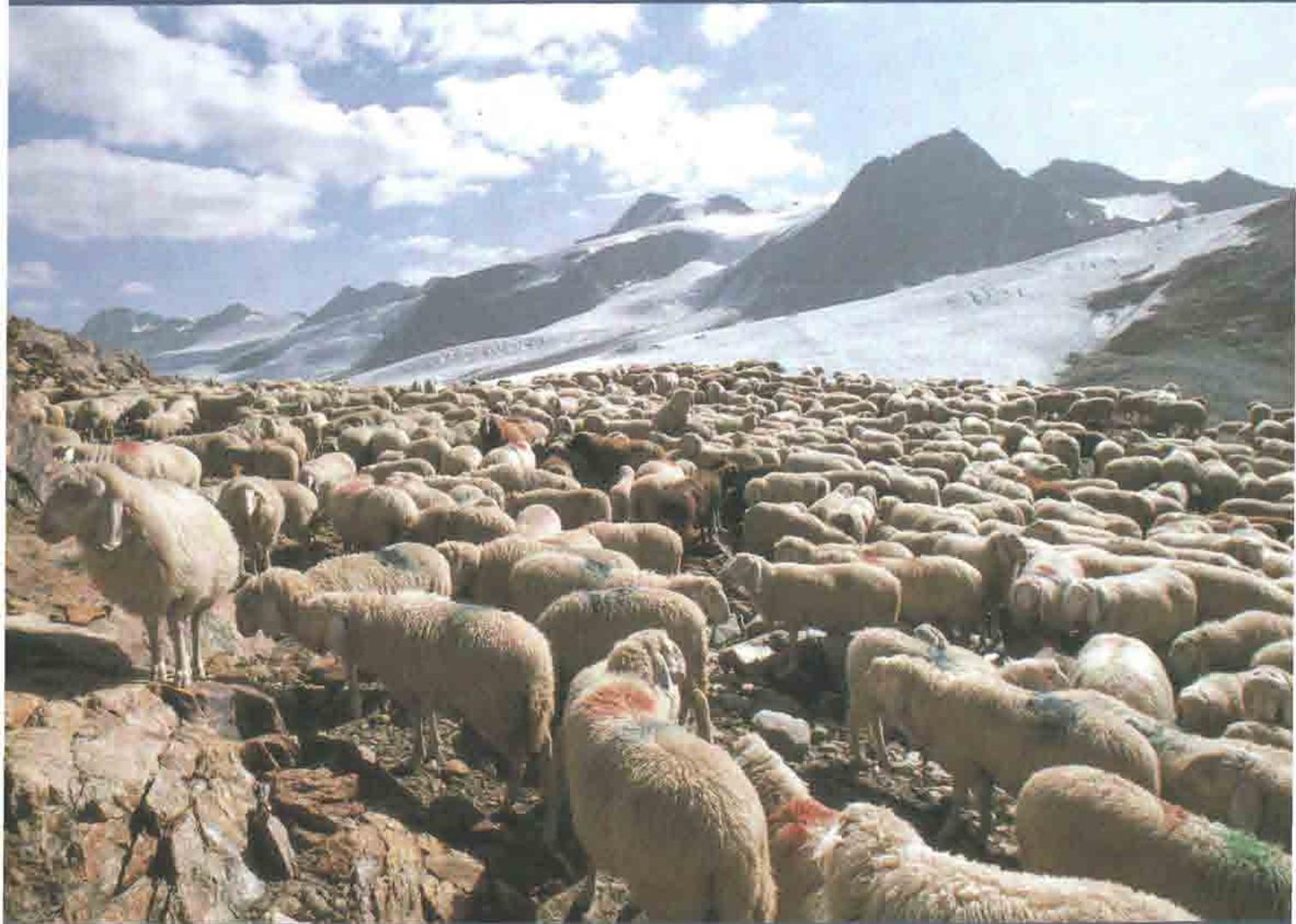
zeit, da sah man die fremde Tracht, bunte Bänder um den Hut, das hat man bei uns nicht und die Älteste vom Platzgummer, die hat hinübergeheiratet, sagt der Hirt und der Bürgermeister von Sölden heißt Santer, so heißen viel in Schnals, aber dann war wieder Aufbruch, das Gespräch war zu Ende, der Abstieg würde nun wohl schneller gehen, meine ich, die Schafe meinen das aber gar nicht, sie lieben ihre Beratungen und Konferenzen, sie interessieren sich nicht so sehr für frisches Gras sondern für demokratische Beschlüsse, auch dürsten sie nicht nach Wasser sondern nach Beschlüssen, nichts verstehe ich von Schafen, erkenne ich, ich ertappe mich, an den Fortschritt der Erkenntnis zu glauben oder an Erfahrung und meine, das müsse allmählich schneller gehen und dabei vergesse ich Idiot natürlich etwas ganz Wichtiges, ich vergesse oder übersehe den Genuß des Widerstandes, des Neinsagens, den Genuß des Wartens, den Genuß des Wiederkauens, den Bremsgenuß und trotzdem, jetzt, da das Gras vom Tal herauf grüßt, denke ich, jetzt müßte der Sprung von Schneefeld zu Schneefeld doch etwas schneller gehen, denke ich, die Schafe denken dies aber keineswegs und nicht die Hirten, die können warten und mit ihnen die Hunde, blöde Schafe, sagt mein Freund Gianni, die Lamas in Südamerika wintern das Gras schon auf der Paßhöhe, wir aber nicht, sagen die Schafe, wir lieben langwierige Beschlüsse, auch wenn es sich immer um dasselbe handelt, wir haben auch unseren Stolz, unser Stolz ist es, kein Lama, kein kameleartiges, sondern eben ein Schaf zu sein.

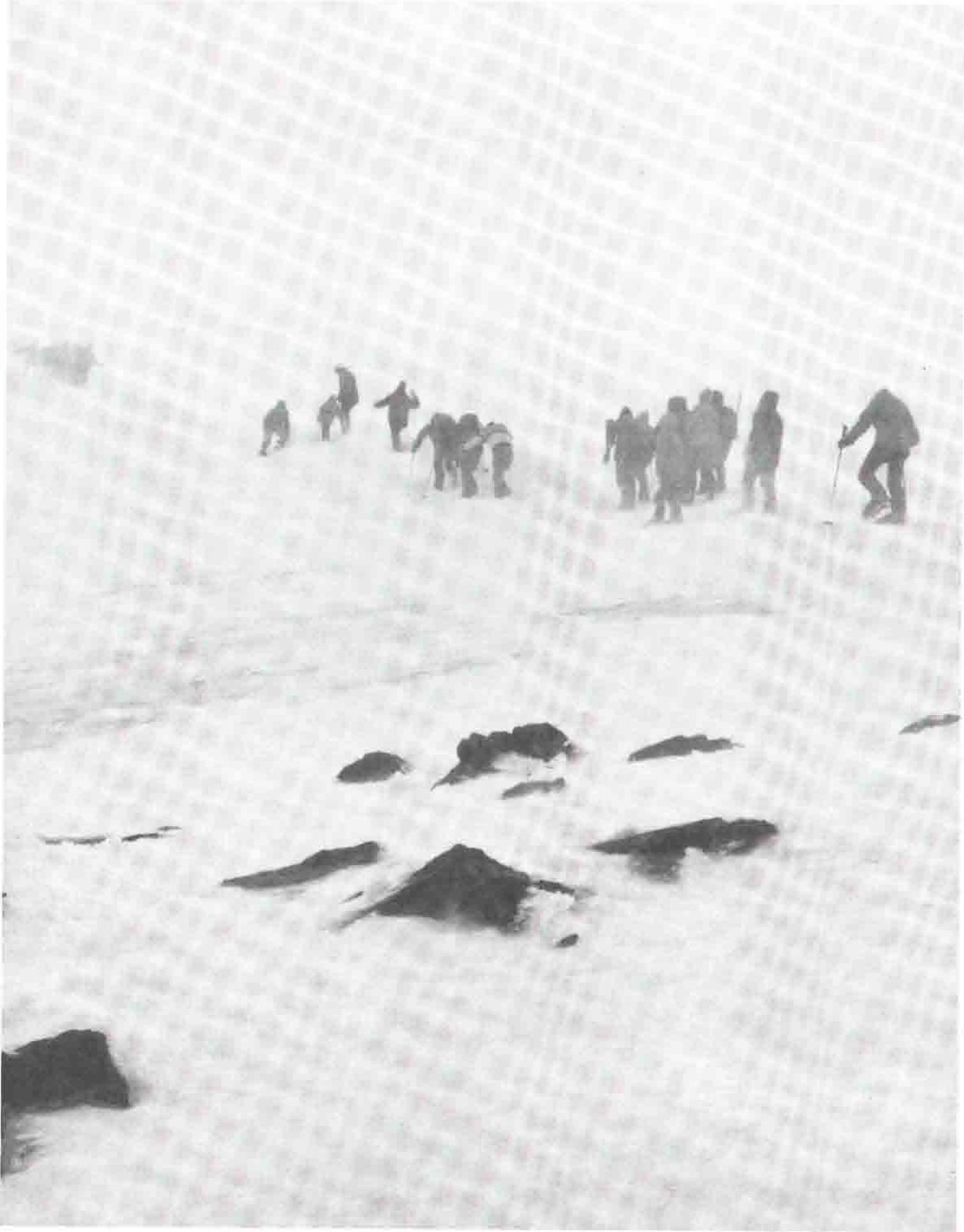
Seite 49:

*Alljährlich wandern tausende Schafe
aus dem Vinschgau in Südtirol über die
Jöcher im Ötztaler Hauptkamm,
hier übers Niederjoch,
zur Sommerweide:*

Fotos: Gianni Bodini

Schafwanderung





Fünf Tage vom Matscher Tal zum Timmelsjoch

Eine besinnliche Wanderung in den südlichen Ötztalern

Von Gianni Bodini*

Seite 50: „Nur bei bestem Wetter...“
Am Gipfelgrat des Similaun

Foto: Rainer Köfferlein

Auf den folgenden Seiten möchte ich eine Bergtour beschreiben, die uns vom oberen Vinschgau ins hintere Passeier führt. Diese Wanderung in den südlichen Ötztalern beginnt im Matscher Tal und endet im Seewertal.

Fünf Tage sollte man sich Zeit nehmen, um in diese weitgehend unberührte Landschaft mit der nötigen Behutsamkeit einzudringen, auch um den Dialog zwischen wilder Bergwelt und der vom Menschen geformten Natur auf sich wirken zu lassen. Es sind dies uralte Übergänge, voll von Geschichte und Geschichten der Leute, die dort leben. Ihr Umgang mit den Bergen, bedingt durch alltägliche Probleme, bietet den besten Zugang und nicht die hetzende Gipfelstürmerei, das Erfinden neuer Routen. Wir wollen nicht jenen Helden nacheifern, die uns die Berge als ein mythisches Reich vorgaukeln, als Überwirklichkeit oder als einen zu bekämpfenden Drachen, der nur wenigen Auserlesenen den Zutritt gewährt. Zu oft haben diese zu teuren, in jeder Hinsicht zu kostspieligen Unternehmen Scharen von lächerlichen Nachahmern entstehen lassen. Sie treiben sich überall in den Bergen herum, in den entlegensten Winkeln der Welt, und wissen vielfach nicht, was sie eigentlich dort sollen. Ich glaube, daß ein behutsames Erwandern der Berge mehr Zufriedenheit und Naturnähe vermittelt — und weniger frustrierte Helden.

Hier handelt es sich um ein Bergerlebnis für jedermann. Diese Tour kann auch Gruppen empfohlen werden, auch Familien, die sich an den täglichen Entdeckungen freuen, zusammenwachsen, sich gefangen nehmen lassen vom Reiz dieser ganz anderen Natur. Oder man erkennt gemeinsam die überall drohenden Gefahren und beginnt über Auswege nachzudenken.

1. Tag

Schluderns 920 m — Glieshof 1807 m

Schluderns ist die vorletzte Station der Eisenbahnlinie Meran—Mals, die leider 1989 vorläufig — oder auch endgültig — eingestellt wurde. Hier spürt man bereits die Nähe des Engadins, besonders was die Architektur der alten Hausanlagen betrifft. Schluderns gehört zu den schönsten typisch vinschgauerischen Orten.

Wer am Vormittag hier eintrifft, wird nicht versäumen, die den Ort beherrschende Churburg zu besuchen. Der Name erinnert an die alten Beziehungen zur Bischofsstadt Chur, von wo aus auch diese Burg 1259 gegen die rebellischen Matscher Vögte errichtet wurde. Aber schon bald zogen die Matscher dort ein, bauten und erweiterten die Anlage. Dann kamen in direkter Nachfolge die Grafen Trapp, die in ungebrochener Erbfolge hier seit Jahrhunderten ihren Stammsitz haben. Der Kunstsinn dieser Familie hat hier eine der bemerkenswertesten Sammlungen entstehen lassen. Berühmt ist die Rüstkammer. Aber auch sakrale und weltliche Kunstschatze, ferner die Ahnengalerie, Möbel und Gebrauchsgegenstände — alles aus Familienbesitz — bilden ein langsam gewachsenes Ganzes. Alle Stilepochen sind hier vertreten. Im Renaissance-Loggiengang befindet sich unter den zahlreichen Malereien auch der mächtig aus dem Schoß eines Mannes wachsende Stammbaum der Matscher und Trapp.

Das Matscher Tal hat noch weitgehend seine Ursprünglichkeit erhalten. Von hier soll der heilige Florinus stammen, und Matsch soll — immer nach einer alten Überlieferung — die älteste Pfarre Südtirols sein. Als Aufstieg zum Tal folgen wir vorerst dem Lauf des Gschneirer Waales, der mit seinen zehn Kilometern zu den längsten des Landes gehört. Diese alte Wasserführung ist heute teilweise modernisiert; trotz störender Unterbrechungen aber führt uns dieser Weg durch eine bemerkenswerte Kulturlandschaft. Und wer es nicht wissen sollte, für den sei bemerkt, daß der Vinschgau sehr niederschlagsarm ist. So mußte man hier überall kilometerlange Wasserkanäle bauen, eben die *Waale*, die ihr Wasser aus den großen Gletscherbächen holten und in kühnen und kostspieligen Hanganlagen zu den durstigen Böden führten. Plastikröhren ersetzen heute die alten, aus Steinen gefügten Rinnen. Verdorrt sind nun die Buschreihen, und natürlich sind auch die darin lebenden Tiere verschwunden; es gibt keine „Waal“ mehr, jene Männer, die den sehr verantwortungsvollen Beruf ausübten, die Waale zu erhalten und das Wasser gerecht zu verteilen.

Auch dieser Waal wurde also technisch erneuert und wird vielfach nur mehr als Wanderweg benutzt, der aber durch sein leichtes und gleichmäßiges Steigen sehr angenehm ist.

Bald schon nach dem Eindringen ins Tal erreichen wir die Ruinen der Burg Matsch mit der noch erhaltenen Kapelle. Die Schlüssel dazu kann man im nahegelegenen Hof leihen. Diese

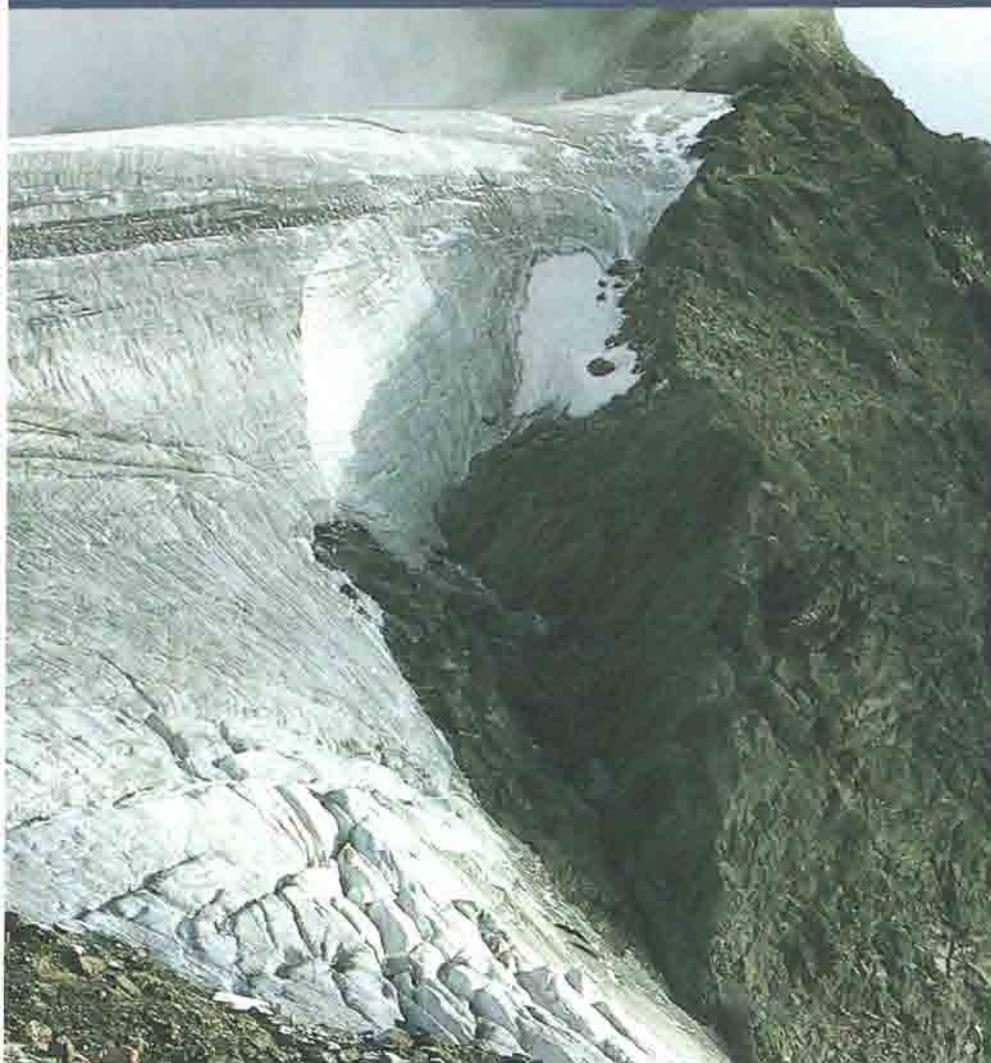
* Ins Deutsche übertragen von Hans Wielander

Besinnliche Wanderung durch die südlichen Öztaler

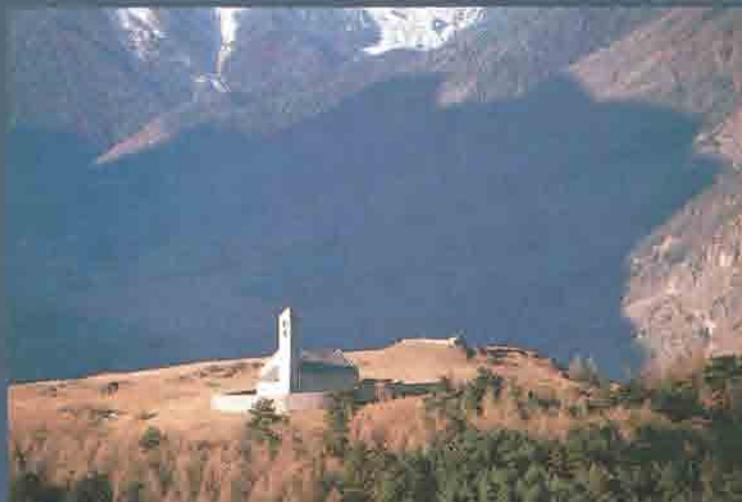
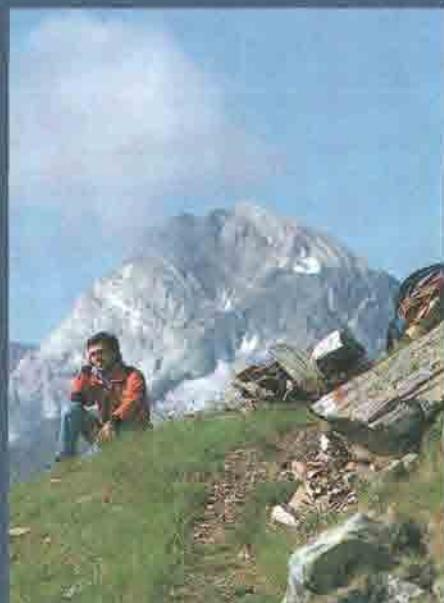


*Oben: Rabenstein
an der Mündung des Seewertales
Rechts: Das Dorf Matsch soll
die älteste Pfarre Tirols sein.*





Links: Am Seelenkogel
Unten: Letzte Rast am
Rauhejoch vor dem langen
Abstieg zur Timmelsjochstraße



Links:
Das Kircherl
von St. Veit
am Tartscher
Bühel

Alle Fotos:
Gianni Bodini



Von der Matscher Burg ist nur mehr die Kapelle erhalten.

Foto: Gianni Bodini

Burganlage befindet sich auf einem aussichtsreichen Moränenhügel. Es ist nicht mehr viel zu erkennen. Immerhin wissen wir, daß sie aus dem 12. Jahrhundert stammen dürfte.

Wir überqueren nun den Saldurbach, immer weiter dem nicht asphaltierten Weg folgend, bis zum Glieshof, unserem Tagesziel. Das Matscher Tal erinnert ganz besonders an das alte Rätien, besonders auch durch die zahlreichen durch Trockensteinmauern gebildeten „rätischen“ Fluren. Die Namen der Fluren und Höfe: Sass, Rumlatzsch, Muntaditsch ... Das Tal wurde bis jetzt vom Massentourismus verschont und damit auch vor dessen Begleiterscheinungen, vor der wüsten Bauspekulation. Hier herrscht noch eine friedliche Ausgewogenheit, ganz im Gegensatz zum innersten Schnalstal, das wir am nächsten Wandertag erreichen werden.

2. Tag

Glieshof 1807 m — Bildstöckljoch 3092 m — Vernagt 1700 m

Der zweite Wandertag führt uns in eine Urlandschaft, zumindest was die erste Hälfte betrifft. Nach Verlassen des Glieshofes, einem Alpengasthof, der ganzjährig bewirtschaftet wird, erreichen wir bald die Höllerhütte, die erst kürzlich neu eröffnet wurde, von wo wir auf sehr steilem Steig zum Bildstöckljoch aufsteigen. Es ist eine sehr herbe Landschaft, streng, Lieblichkeit vermitteln nur die Saldurseen, in deren Nähe man häufig ganze Murmeltierkolonien sehen kann, diese verspielten und neugierigen Bergwächter; mit etwas Glück sehen wir hier auch Gemsenrudel. Vom Paß aus weitet sich das Blickfeld. Schon können wir ins Schnalstal sehen und auf die es umgebende Bergkette. Wir sehen den Similaun, den wir morgen erreichen werden. Der Abstieg führt durch das Langgrubtal, und langsam nähern wir uns Kurzras. Schon sehen wir die großen Parkplätze, die Aufstiegsanlagen, die große Hotelanlage mit allem Drum und Dran. Man spürt geradezu den Spektakel, glaubt schon den Lärm zu hören. Dort unten also erwartet uns die Realität.

Die Talstation der Gletscherseilbahn lassen wir hinter uns und wandern nun auf dem hangliegenden Steig talauswärts, vorbei an überraschend schönen, bestens erhaltenen Bergbauernhöfen. Dann müssen wir ein Stück auf der asphaltierten Straße gehen, und zwar entlang dem Vernagter Stausee. Danach findet sich wieder der Steig — er trägt die Nummer 8 —, der uns zum Finailhof auf 1953 m führt, der als höchster Kornhof Tirols gilt. Dieser Hof ist eine Kostbarkeit bäuerlicher Architektur, eine wunderbare Einheit zwischen Lärchen und Steinen und in der heutigen Form etwa 500 Jahre alt. Danach führt der Steig langsam absteigend zum Weiler Vernagt, wo wir einkehren und ausruhen können. Der morgige Tag wird nämlich besonders anstrengend werden, und wir müssen uns darauf gut vorbereiten. In Vernagt gibt es einige Gasthöfe und Pensionen, und wenn nicht gerade die Schafe von ihrer Sommerweide aus dem Ötztal über das Similaunjoch hier durchziehen — etwa um die Mitte des Septembers —, werden die Ruhe dieses Orts, die prickelnde Bergluft und die Müdigkeit bald ihre Wirkung tun.

3. Tag

Vernagt 1700 m — Similaun 3606 m — Eishof 2089 m

Dieser Abschnitt ist der schwierigste der ganzen Tour; es sind die größten Höhenunterschiede zu bewältigen, teilweise führt der Weg über einen Gletscher, für den wir ausreichend ausgerüstet sein müssen. Jedenfalls sollte dieser Abschnitt nur bei besten Wetterbedingungen begangen werden. Sollte das Wetter aber unsicher sein, gibt es eine Wandervariante, auf der der Similaun vermieden werden kann. Wir nehmen den Steig über den Gurschler Berg, der uns ins Pfossental bringt und nach Vorderkaser auf 1676 m, von wo aus wir die geplante Route wieder aufnehmen.

Ist das Wetter aber sehr schön, die körperliche Tüchtigkeit der Wanderer entsprechend gut, und stimmt auch die Ausrüstung, dann gehen wir zur Similaun Schutzhütte auf 3019 m. Dafür brauchen wir etwa drei Stunden. Hier werden wir vorerst rasten, uns stärken und natürlich uns auch dem mächtig erweiterten Blickfeld hingeben. Darauf rüsten wir uns gletschertauglich aus und erreichen in einem unbeschwerlichen Aufstieg die Spitze des Similauns, wo sich die Aussicht ins Unermeßliche weitet. Auf dem letzten Abschnitt, kurz vor dem Gipfel, ist Vorsicht geboten, Schneewächtern sind nicht immer leicht erkennbar und könnten abbrechen. Der Abgrund der Nordwand hat schon zahlreiche Opfer gefordert.

Und nun beginnt ein langer Abstieg, anfangs noch immer auf Gletscher, später auf Geröllfeldern, dann über Weideböden, und schließlich erreichen wir, dem Grafenbach folgend, Vorderkaser, wo wir wiederum rasten und uns stärken können. Hier, in der Nähe dieses stielichten Bauernhofes, befindet sich auch eine Pestsäule; dieser Säulenstumpf erinnert an die düstere Pestzeit des Jahres 1636, die angeblich nur ein einziger Mensch überlebt hat.

Von hier aus bis zum Eishof führt ein leicht ansteigender Weg; einmal breiter und einmal schmaler schlängelt er sich durch



Nahrhafte Rast im 1973 wiederaufgebauten Eishof.

Foto: Gianni Bodini

Lärchenwälder, über Weideflächen, vorbei an Höfen und Heuhütten, die im Sommer bewirtschaftet werden. Hier wird gemolken, das Vieh weidet, das Gras wird gemäht — eine Welt, wie aus einer anderen Zeit. Ja, das Schnalstal mit seinen Nebentälern bietet große Gegensätze: Schaftrieb über Gletscher, Sommerskilauf, mittelalterliche Bauernhöfe, Hotels mit Schwimmbecken, Stuben mit alpenländischer Musik und Diskotheken. Alles findet hier statt im Schatten der Öztaler Gletscherberge.

4. Tag

Eishof 2069 m — Eisjöchl 2908 m — Zwickauer Hütte 2980 m

Nach der Übernachtung im Eishof, einem Alpengasthof, der nach dem Brand vom Jahre 1973 wieder aufgebaut wurde, folgen wir wiederum unserem alten Weg, besser gesagt, dem alten Alpini-Steig, der hier im Pfossental angelegt wurde. Das Pfossental ist die Grenze zwischen den Öztaler Alpen und der Texelgruppe, ist äußerst wildreich und wird als „natürlicher zoologischer Alpengarten“ bezeichnet. Der Steig zum Eisjöchl führt in gleichmäßiger, sanfter Steigung in breiten Kehren anfangs durch grüne Matten voller Blumen. Später folgen vereinzelte Sträucher; am Ende gibt es nur mehr flechtenbedeckte Steine. Bald schon erreichen wir den Paß, ohne Mühe, und wieder eröffnet sich ein herrlicher Weitblick. Hinter uns der mächtige Similaun mit seinem Gefolge, vor uns das langgestreckte Tal von Pfelders. Sofort hinter der Paßhöhe liegt der herrliche Grafsee. Die Stettinerhütte befindet sich ebenfalls bald hinter dem Paß auf 2875 m; das Bauwerk ist in üblem Zustand und wird nur kurzfristig im Sommer bewirtschaftet. Bei schlechtem Wetter dient sie immerhin als Notunterkunft. Schon seit Jahren spricht man von ihrer Wiederherstellung, die vor allem von den Wanderrern wegen der wichtigen Ausgangslage gefordert wird. Nach einer kurzen Rast beginnt nun der Abstieg. Wir folgen für kurze Zeit dem mit der Nummer 24 gekennzeichneten Steig, aber bei der Abzweigung folgen wir der Nummer 44 nach links.

Wir befinden uns nun auf dem Pfelderer Höhenweg und in etwas mehr als drei Stunden erreichen wir die Zwickauerhütte. Der Steig ist bestens gekennzeichnet. Bei der nächsten Abzweigung müssen wir links ein Stück hinaufklettern. Über uns befinden sich die Drähte der Seilbahn, die uns wie ein Kompaß die Richtung zur Schutzhütte zeigen. Es ist dies ein neues Gebäude, bestens ausgestattet, mit schöner Aussicht. Nur wenige werden der Versuchung widerstehen können, von hier aus einen Ausflug auf den Planferner zu unternehmen, zumal er bis auf wenige Meter vor die Hütte reicht. Ein kleiner Gletschersee wird vom Seelenkogel überragt. Überall Spitzen, etwa das aussichtsreiche Rotmoosjoch 3005 m. Hier endet unsere heutige Tour.

5. Tag

Zwickauerhütte 2980 m — Rauhejoch 2844 m
— Gasthaus Hochfirst 1800 m

Der erste Teil dieser letzten Etappe führt auf und ab, vorbei an zahlreichen Bächen, die wild und unbehindert sich entfalten können. Ab dem Rauhejoch weitet sich wiederum der Rundblick. Wir erblicken die Spitzen des Gurgler Kammes, darin vor allem den Granatkogel und den Hochfirst. Jetzt beginnt der lange Abstieg zur Timmelsjochstraße. Wir überqueren das Seewertal und folgen dem Seewerbach. Und dann kommen wir zum Seewertal und folgen dem Seewerbach. Und dann kommen wir zum Seewertal und folgen dem Seewerbach. Und dann kommen wir zum Seewertal und folgen dem Seewerbach. Rasten aber werden wir auf der Seewertalm, in deren Nähe sich dann der Steig auflöst und in eine — unasphaltierte — Straße mündet. Hiermit ist unsere Tour gewissermaßen zu Ende. Noch einige Schritte, ein bißchen Asphalt, und wir erreichen das Gasthaus Hochfirst.

Dieses Ziel haben wir seit fünf Tagen verfolgt. Schon bald nach dem Rauhejoch zeigte es sich als kleiner, leuchtender Punkt, der sich allmählich vergrößert. Aus dieser Entfernung scheint es ein großes Gebäude zu sein, man erkennt eine bequeme Terrasse mit Tischchen und sonnenergebenen Menschen, die köstliche Getränke genießen, alles Dinge, auf die wir uns nun besonders freuen. Abends können wir die Bilanz ziehen aus der Fülle der Eindrücke. Und am Morgen geht der Weg weiter, anfangs einige hundert Meter entlang der Landstraße. In der Nähe einer Brücke, die der Timmelsbach durchfließt, können wir wiederum auf einen Steig mit der Nummer 5 überwechseln. Es ist dies der Europäische Fernwanderweg, der vom Bodensee nach Meran führt. In Moos können wir in den Autobus einsteigen, um in die Passerstadt zu gelangen.

Aber in der Nähe jener Timmelsbrücke könnte uns auch der Übermut überfallen und die Lust, dem Wanderweg in die entgegengesetzte Richtung zu folgen. Er führt nun wieder aufwärts durch das Timmelstal, vorbei beim Schwarzsee, und am späten Nachmittag schon könnten wir die Becher Schutzhütte auf 3190 m erreichen. Vorher aber müssen wir noch den Übeltalferner überqueren, der so schön vor dem Zuckerhütl liegt, und dann, am nächsten Tag ...



Fotoquellennachweis: 1 Veronika Sint-Menzel im oberen Wandteil der Livanos-Verschneidung an der Cima Su Alto/Civetta, 1972. 2 Thomy Bonapace beim Biwak-Frühstück am Fitz-Roy/Patagonien, 1988. 3 Konrad Schuster in Filzpataschen im Karwendelschamott, 1922. 4 Arno Gasteigers Schatten an einem Monolith in Australien, 1986. 5 Hans Frenadamez und Ossi Schmiedhuber an der Kleinen Ochsen W-Wand, 30er Jahre. 6 Vor dem halbzerfetzten Zelt am Masherbrum sitzend, Andreas Orgler, 1985. 7 body, body oder Training für Einfingerlöcher am Balkan, Stefan Bichlbauer. 8 „Das Bergseil und seine Anwendung nach Wastl Mariner“, karikiert von S. Lessiak. 9 Auch hier einen Sonnenuntergang, irgendwo in den Dolomiten. 10 Veronika Sint-Menzel knapp unterhalb vom Gipfel des Mt. Kenya, 1982. 11 sunshine-climb am Colodri/Arco, Heli Neswadba und Thomy Bonapace, 1987. 12 Zwischen zwei Sicherheiten über dem Abgrund baumeln. 13 Andreas Orgler klettert eine der unzähligen Verschneidungslängen an der „Weinflasche“ am Mt. Dickey/Alaska nach, 1988. 14 Kletterer bei Dynamo mit Kulisse. 15 vermutlich Hias Auckenthaler an der Martinswand, 1936. 16 monkey-business oder Überhangkletterei in XI— mit Hüftgurt. 17 S. Lessiak hält die Filmarbeiten einiger Gipfelstürmer in der Rotwand mit L. Brandler auf Papier fest. 18 Michael Larcher beim Aufstieg ins 1. Hochlager, Masherbrum 1985. 19 die Autorin in der Ausstiegseillänge der Philipp/Flamm an der Punta Tissi, 1988. 20 Hermann Buhl im 3. Eisfeld der Eiger-Nordwand, Juli 1952. 21 Hermann Bischofer, 1. Begehung der N-Wand des Kleinen Tschingelhorns/Berner Oberland.

Der folgende Beitrag ist die von der Autorin überarbeitete Fassung eines Artikels aus der Tiroler Kulturzeitschrift DAS FENSTER (Jahrgang 23, Heft 45, 1989).

Alpinismus

vertextet und montiert

Von Helga Peskoller

Der allererste Impuls, lange vor dem Sammeln und Schreiben, waren Bilder oder Splitter davon: Gehörtes, Gesehenes, Erzähltes, selbst Erlebtes — hartnäckig haftengeblieben, Imaginatives oder Im Verschwinden Begriffenes. Kurz vorher aufgreifen, hervorholen und aufkleben; in einen Hexentanz der Formen geraten. Einen Überfluß an Bildern generieren, alle auswechselbar, eine Inflation derselben herstellen. Beinahe den Konkurs der Bilder vorbereiten und doch schneller als dieser sein, um Stücke äußerer Wirklichkeit zu erretten. In Archiven stöbern und mich bedanken bei: S. Bichlbauer, A. Gasteiger, M. Larcher, R. Mayr, H. Neswadba, A. Orgler, V. Sint-Menzel und W. Spitzenstätter.

„Zerklüftete Mauern aus dunklem Eis, gigantische Überhänge und mannhohe Eiszapfen drohen über unseren Köpfen. Ich bin sicher, daß das ganze halten wird. Irgendwie fühle ich mich unsterblich. Das Eis ist unheimlich spröde. Fünf-, sechsmal muß ich zuschlagen, bis die Eisgeräte halbwegs verankert sind, die Spitzen der Steigeisen dringen nur wenige Millimeter ein. Plötzlich ein dumpfes Bersten, ich gleite ab, glaube zu stürzen...“¹ Nicht abstürzen! Festhalten an der Frage: Wie sinnvollerweise einen Artikel über Alpinismus anfangen? Wo einsteigen? In die „Abrakadabra“ oder mit Mathias Rebitsch starten? Bei G. B. Vinatzer beginnen oder mit Hermann Buhl? Vielleicht bei Paula Wiesinger oder sogar mit Katharina Botsch, die 1552 in einer Damenseilschaft mit Regina von Brandis die Laugenspitze erstieg. Auch am Cho Oyu mit Sepp Jöchler wäre eine Möglichkeit oder inmitten einer Steilwand, die Heini Holzer mit den Skiern befuhr. Angelo Dibona, Angelo Dimai, Luigi Micheluzzi, Toni Egger, Lino Lacedelli, Erich Abram, Karl Gombocz, Peter Aschenbrenner, Hias Auckenthaler, Wastl Mariner, Otto Meizer, Hans Kammerlander, Cilli Dejako, Henriette Klier, Hermi Lottersberger, Veronika Sint-Menzl, Robert Troier, Walter Spitzenstätter, Sieglinde Walzl, Christine Eiter, Michael Larcher, Maria Lhotta, Riki Sulzenbacher, Gerhard Hörhager, Stefan Kiechl, Reinhard Schiestl: „Mit der linken Hand übers Kreuz mit der rechten. Ein guter Griff. Dann nur noch Dellen, in die ich die Griffe hineindachte. Als ich das Bändchen fassen konnte, merkte ich, daß es eigentlich nur die Angst gewesen war, die dieses

Stück so schwierig gemacht hatte. Dieses leise, wachsende Unbehagen, welches ich immer bekomme, wenn der letzte Ausweg nicht sicher ist. Oben spürte ich ein lautes, inneres Lachen, das nicht abstarb, bis wir am Gipfel waren. Dazwischen lag ein übermütiges Steigen, das Wissen, die Schlüsselstelle geschafft zu haben.“² Die Rede ist von der „Mephisto“ am Heiligkreuzkofel. Die Erstbegehung gelang im September 1978. Die Route ist mit dem Schwierigkeitsgrad VIII— bewertet.

Moderne Zeiten, Charlie Chaplin, Stern am Himmel — alles Routennamen — Iktarus, Morgenlandfahrt, Weg der Freunde, Nick Knatterton, Der letzte Mohikaner, In einem anderen Land: „Aber es ist unmöglich, eine halbwegs passable Sicherung unterzubringen. Noch zwei kleine Haken, ich wage kaum zu atmen, wie ich vom vorletzten Haken ein Millimeterschnürl herunterlösen will, um den letzten Haken abzubinden, löst sich der Haken nur durch die Bewegung des Schnürs. Jetzt schaue ich zum ersten Mal zum Michi hinunter, der blickt mich an und sagt: ‚Ich kann dir gar nicht zuschauen.‘ Das ist so ziemlich die einzige Unterhaltung während dieser Seillänge.“³ Heinz Zak, Heinz Mariacher, Hans-Peter Eisendle, Andreas Orgler, Luggi Rieser (S. P. Darshano) ... Nein, mit den Namen komme ich in Teufels Küchel Eine gerechte Reihung aufgrund der Leistungen erscheint mir aussichtslos. Es noch einmal andersherum versuchen: „Ich denke daran, wie Helli und ich gegen 10 Uhr abends unser Lager beim Fitz Roy verließen, um den Torre zu besteigen. In unseren Rucksäcken war nur das Wichtigste an Lebensmitteln und Ausrüstung, damit wir an Tempo zulegen konnten. Es war eine wunderschöne, sternenklare Nacht, der Mond beleuchtete mit einem unheimlichen Lichtkegel die Ost-Wand. Zwei Schneepitze in ihrem funkelnden Weißschimmer starteten am Ende der Gipfelwand wie zwei Froschaugen ins Tal herab.“⁴ Hinein in die „Philipp-Flamm“ an der Punta Tissi: „... das Überholmanöver, das Durcheinander mit den Seilen, hatten mich aus der Ruhe gebracht. Ich handelte nicht mehr instinktmäßig, sondern hastig und gewollt schnell. Die Bewegungen und Schritte der anderen hatten mir das Gleichgewicht genommen. Ich meine nicht das Gleichgewicht des Körpers — das war noch da. Vom seelischen Gleichgewicht spreche ich, ohne das ich nun nicht den richtigen Riß fand, sondern den daneben; an einer überhängenden Stelle hob ich den Fuß zu hoch und mußte wieder zurück. Ich hatte die Route verfehlt, versuchte es rechts,

dann links. Erst als ich am Beginn der großen Verschneidung stand, die anderen aus meinem Blickfeld verschwunden waren, hatte ich mich wieder gefangen.“⁵

Jetzt tausende Kilometer nach Osten auf den Mt. Everest: „Hinter jedem Zacken vermute ich den Gipfel, aber immer wieder Enttäuschung — immer wieder ein neuer Grataufschwung. Monoton steige ich den Grat hoch, ohne Pause — Schritt für Schritt. Auf einmal wird der Grat flacher, nur mehr eine kleine Kuppe und da sehe ich das Alu-Gestänge, das den Gipfel markiert, in der Sonne blinken . . .“⁶

Zurück mitten in eine Kletterwand irgendwo in Südtirol: „Unter dir hörst du wieder deine zwei Kollegen blödeln und unfeine Sprüche führen. So von ‚satte Brezn reißen‘ und dergleichen. Und du denkst dir ‚Wer den Bohrhaken hat, braucht für die schwere Stelle nicht zu sorgen.‘ Über dir sieht es auch ganz danach aus. Der Griff zurück ins Pulverhorn ist vorerst der beste, den du machen kannst. Nun beginnst du nach Griffen zu spähen, Betastest auch manche. Dir ist aber eher nach größeren zumute. Verschiedenste Standstellungen ziehst du in Betracht. Ein Blick nach unten zum Sicherungsschani . . .“⁷

Und noch einmal in den Himalaya: „Ich führe keinen Kampf gegen die Schwerkraft mehr; ich schleppe mich in eine Müdigkeit, die alles ausfüllt. Speichel, der mir beim hundehaften Atmen aus den Mundwinkeln rinnt, gefriert am Bart. Die Stirn, auf den Pickel gestützt, ist heiß. Mit verzerremt Gesicht kauere ich da, selbstvergessen. Wie die Lunge in meinen Ohren röchelt! Es ist schmerzhaft, wenn sich die beiden Geräusche in meinem Kopf überlagern.“⁸

Nur eine kleine Passage aus seinen vielen Bergbüchern, eine unter den zig Wandstellen, die er geklettert ist. Reinhold Messner hatte immer neue Ideen: „Als erstes wollte ich in Zukunft meine Expeditionen selbständig organisieren. Ich hatte vor, mit wenigen Partnern zu versuchen, was bisher nur große Expeditionen gewagt hatten. Achttausender allein oder zu zweit zu besteigen, wurde zu einer fixen Idee. Wenn ich auf Träger verzichten wollte, mußte ich ohne Hochlagerkette, ohne fixe Seile auskommen. Natürlich beabsichtigte ich weiterhin, ohne Sauerstoffgeräte zu steigen.“⁹

Meine Absicht ist, beim Schreiben bergzusteigen. Beim Denken klettern. Linien durch Fels, Eis und Schnee auf Papier bringen, bildhaft wie auf Zelluloid. An Kanten leben und in Sätzen wohnen.

Der Alpinismus schreibt eine Unzahl von Geschichten und hat viele Gesichter. Ich habe vor, ein paar nachzuzeichnen. Den roten Faden geben die Spielarten ab, die wieder soviel Variationen haben, wie Menschen, die sie betreiben. Ich befürchte, daß diesem Konglomerat des alpinen Tuns mit der Schrift nicht beizukommen ist. Das Schreiben ist an ein Hintereinander gebunden, an ein Auffädeln von Geschehnissen, die in Wirklichkeit gleichzeitig existieren. Naturlandschaften hier, Sprachlandschaften dort. Ein Foto rückt der Sache schon näher. Auf einen Blick werden mehr Ebenen sichtbar und ein Film fängt auch noch die Bewegung ein und kann mit ihr spielen, Zeit raffen und

sie verzögern. Den Atem hören, das Sirren, wenn ein Stein in die Tiefe springt oder das Krachen eines Seracs . . .

Dennoch versuchen, Sätze wie Griffe und Tritte zu verwenden, Szenen ins Bild zu setzen, Momentaufnahmen, Perspektivenwechsel. Bergschrift, Felscode, Eisgrammatik und Fragen: Wie schreiben sich diese eigenwilligen alpinen Abenteuer in die Körper der Menschen ein? Was passiert in ihren Köpfen? Was bedeuten für sie die Berge? Welchen Sinn hat es, jahre- und jahrzehntelang in die Berge zu gehen? Welche Logik steckt hinter der Besessenheit, Tag für Tag Stunden zu trainieren, an Holzbalken Klimmzüge zu machen oder Hunderte von Höhenmetern abzuspuhlen? Nur um besser zu sein, noch gefinkeltere Passagen klettern zu können, noch höhere oder längere Wände in nicht mehr vorstellbar kühner Linienführung zu durchsteigen? Schnell, womöglich allein oder gar barfuß und nachts? Das Unmögliche möglich oder das Mögliche wieder unmöglich machen.

Die Berge, eine riesengroße Projektionsfläche für fixe Ideen. Das Gebirge, eine unerschöpfliche Sandkiste zum Spielen und zum Spielregeln erfinden.

Schon sehr früh hat man gefragt: „Was will der Mensch da oben?“¹⁰ Warum hängt er sein Leben an Leisten und in Risse, an ein paar Meter Kalk, Granit oder Eis? Weshalb trägt er seine Kraft über Grate und Wächten und stemmt sich Eiskamine hoch? Weshalb ist dieser Nicht-Alltag so wichtig? Warum werden diese mehr oder weniger großen Verrücktheiten und Genererfahrungen die Triebfeder, das Herzstück ihres Lebensplans? Welche insgeheimen Wünsche oder Ahnungen zieht sie immer wieder in ein anderes Land?

In welches? Ist es tatsächlich anders? Wird dort auf die Differenz gesetzt, auch auf die der Geschlechter? Entkommen Mann und Frau dort dem Zwang zur Normalität? Errettet sich auch die äußere Wirklichkeit?

Die Fragen bleiben, denn ich zweifle an Antworten und ich bin skeptisch gegenüber Erklärungen. Warum? Die Talsprache scheint eine andere zu sein, darauf aus, das Unbestimmbare zu bestimmen und zu normalisieren. Der Faszination und Leidenschaft beikommen wollen mit Psychologie, Analyse und Abstraktion. Gegen die Entzauberung des Unnützen anschreiben oder sie parodieren: „Ich bin Sportkletterer und deshalb ehrgeizig, rücksichtslos, gefühllos, intolerant und dazu noch ein Fachidiot. Nebenbei bin ich natürlich süchtig — adrenalinsüchtig. Nur atemberaubende Situationen sind für mich gelebte Momente. Ein Tag ohne zu klettern ist kein Tag für mich. Wichtig ist für mich auch das tägliche Training. Es gibt noch Griff-Trittkombinationen, no hand rests, on-sight Begehung, touch downs und vieles mehr. Ich versuche mein ganzes Tun für die Lösung selbstgestellter Probleme einzusetzen . . .“¹¹

Jetzt ist der rote Faden geknüpft, wir sind mittendrin in der Spielart Numero eins:

Bouldern und Sportklettern — eine Szene

Gepunktet, gestreift, gefleckt! schwarzweiß, knallrot, türkis mit moosbeerblau — die Kletterhosen. Asolo, Hanwag, Fire, Sportiva — die Kletterpatschen. Magnesiumsäcke und Stirnbänder in allen Farben und Größen. „Die Hektisch am Ecktisch geht on-sight“, der Dünnerer zum Schwarzgelockten. „Im Mai habe ich die Flugzeuge im Bauch geflasht!“ ... Karabinergeklimper, nackte Haut und Seile überall.

Da kommt der Griffprofessor und putzt seine Tritte sauber. Man kennt sich und man kennt die Macken der anderen. Immer um dieselbe Zeit Training. Wer soll denn heute noch wild, so mir nichts dir nichts, den Venushügel hinaufkommen oder gar den Hyperfreiflug? Dazwischen lange Unterhosen, kurze Hosen, Badehosen.

Alles mögliche wird aus Nylonsäcken gezogen, aus Sporttaschen oder aus Rucksäcken vergangener Zeiten.

Dazugehören zählt. Inzwischen spannt sich ein unsichtbares Netz um die ganze Welt: Man klettert in China, in Australien und in den USA schon lange. Ein bunter Karneval, jo-joing eine Weltanschauung. Sie nennen sich Aussteiger und steigen ein in die strikten Normen des free-climbing, setzen sich freiwillig einem harten Leistungsdruck aus, einer strengen sozialen Kontrolle, denn, man sieht sich. Da gibt es keine Lüge, man beobachtet genau. „Nüchtern gesehen versteht man unter Sportklettern das Ersteigen einer Felswand unter streng sportlichen Gesichtspunkten. Als Griff oder Tritt zählt nur der Fels. Haken, Seil und andere Technologien dienen ausschließlich zur Sicherung.“¹² Weniger nüchtern betrachtet ist das Sportklettern „ein absurdes Tun. Du fährst um die halbe Welt, um solche Berge zu besteigen, versuchst tage- und wochenlang ein- und dieselbe Wand, die keinen Menschen interessiert und an der jeder achtlos vorübergeht. Du verbringst schlaflose Nächte damit, die richtige Griff- und Trittkombination zu finden. Vielleicht findest du sie irgendwann. Dann stehst du abgekämpft und mit blutigen Fingern, irgendwo, mitten im Wald und kannst sagen: ‚ich hab es geschafft.‘ Du hast deine Herausforderung und dein Abenteuer gehabt, aber was hast du damit wirklich erreicht? ...“¹³

Waren es vor über hundert Jahren die Berge selbst, die zu ersteigen reizte, so sind es bald die Wände geworden, immer schwierigere, bizarrere Wege zum Gipfel. Und jetzt? Jetzt muß es kein Gipfel mehr sein. Zwanzig Meter etwa — das genügt. Aber die haben es in sich.

Intensive Erlebnisse, Poetisierung des Kletterns, vertextete Wände. Man kommt darauf, wenn man im Dschungelbuch, einem Klettergarten bei Zirl in Tirol sitzt und in Rot geschrieben liest: Peter Pan, Baghira, Kleopatra, Skydiver, Herzflimmern, Krieg der Knöpfe, Das Letzte ...

Darüber ziehen imaginäre Linien hinauf, stoßen an Bohrhaken und gehen weiter. Wenn man nun nicht wüßte, daß an diesen Linien Sehnsüchte hängen, Sinn eingewoben ist und viele Ichs, dann könnte man diese leicht überhängenden Wände für ganz normale Felsen halten, bedeutungslos.

Oder bouldern. Eine Metamorphose aus Körper, Idee und Gestein. Seilfrei an zwei bis zehn Meter hohen Felsblöcken mit Bewegungsabläufen experimentieren.

„Darin wird ein glühender Kern von all den athletischen und mystischen Elementen umschlossen, die das gesamte Spektrum des Kletterns ausmachen.“¹⁴ Mittlerweile klettert man schon in Polyester, Kletter-Weltcups sind im Gespräch, Wettbewerbe finden seit Jahren statt. Wohin die Entwicklung drängt, ist kaum einzuschätzen. Eines scheint sicher: Es werden immer mehr, die klettern. Klettern, nicht um Berge oder Gipfel zu besteigen, sondern um Vorstellungen, fixe Ideen aufkommen und scheitern zu lassen. Denn das Problem sitzt im Kopf.

Eisfallklettern — Streiflichter

Sommer: ein tosender Wasserfall

Winter: ein erstarrter Eiszapfenvorhang. Feststehende Eissäulen, wenig Eisauflage. Klirrend kalt, zerbrechlich und hart.

Die Werkzeuge: Eisbeil, Eishammer, Eishaken, Eisschrauben, Steigeisen. Ohne künstliche Hilfsmittel geht da gar nichts.

Die Eisgeräte greifen.

Eisschollen platzen ab.

Fersen hängen lassen.

Die Frontalzacken krallen sich im Eis fest.

Kälte, Nässe.

Helm, Fäustlinge, Faserpelzjacke, Faserpelzhose, Überhose, Gamaschen, Rucksack.

Keine Bohrhaken.

Kein top rope.

Aber fast allein mit diesem Eispanzer. Milchigweiß und dann wieder glasklar. Die Verhältnisse wechseln.

Es kommt ganz auf die Verhältnisse an. Schwierigkeitsbewertung richtet sich nach der Steilheit: 60°, 75°, 90° — bouldern im Eis?

Auf die Moral kommt es an.

Entweder du fühlst dich gut und steigst ein oder du kehrst sofort um und fährst heim.

Sichere Selbsteinschätzung, Kraft und Sympathie zur Technik sind Voraussetzung.

Plageroß, Alzenbachl, Lisener, Seebacher, Wetterspitze, Gansohr, Lanebachwald — lauter Eiswasserfälle.

Im Durchschnitt vier Seillängen. Das Seil geht kaum durch den Achter. Steifgefroren, Stubai Eisteufel für den Stand.

Titan-Eisschrauben als Zwischensicherung.

Mit der Hand hineingedreht, minimale Sprengwirkung.

Eisfallklettern ist kein fruchtbarer Boden, um differenzierte Spielregeln zu entwickeln. Fast ausnahmslos wird im Vorstieg geklettert, ohne zusätzliche technische Hilfsmittel zu verwenden. Zum Festhalten und Ausruhen sind die Eisgeräte da.

Aber der Rotpunktgedanke ist im Kommen.

Ebenso der Mixed Climb aus Schottland: An Routen, im Sommer in Reibungspatschen und mit Magnesium hochgeturnt, soll man sich im Winter, an eisüberzogenen Felsplatten Stück für Stück hinaufarbeiten.

Seespitzriß in den Stubaiern, ein Beispiel. Erstmals im Winter von Andreas Orgler geklettert.
 Wieviel haltet der Stand wirklich? Cool bleiben.
 Nur kein Sturz! Die Eisgeräte könnten dich schön herrichten.
 Extreme Spannung.
 Ein Psychotriller auf Eis gelegt.
 Es fängt an zu graupeln.
 Leise rutschen Schneekristalle über die glatte Eisoberfläche.
 Dahinter schimmert es blau, türkis bis grün.
 Ein geheimnisvolles, zurückhaltendes Spiel mit Farben und Formen.
 Das Temperament bezähmen.
 Langsam.
 Eisbeil, Hammer, Schraube eindrehen, Frontalzacken ansetzen, belasten.
 Vorsichtig.
 Das Eis springt, ist spröde.
 Ausbalancieren.
 Mit dem rechten Eisen nachsteigen.
 Und wieder Eisbeil ausholen, zuschlagen.
 Monoton.
 Winternatur.
 Und oben?
 Abseilen oder absteigen. An Stauden, Latschen und Bäumen entlang.
 Irgendwo am Rand hinunter.
 Wach sein bis zum Auto.
 Kälte. Nässe. Steifgefrorenes.
 In Gedanken unter der heißen Dusche oder im Glotz'n Eisfall, am Rosshag-Eisfall, am Leitnerbach oder am Winkeljoch-Eisfall.
 Warum?

Alpinklettern — Geschichte(n)

Mustergasse 11 in Hall, E. Kienpointners Schuhwerkstatt, früher wie heute Klettertreff vieler, zum Ausgangspunkt machen.
 „E: Jo und des isch vielleicht des, daß zu mir viele kemmen sein, um de oane oder ondere Tour zun dafragn. Weil i ihnen hun sogn kennen, des geat do oder do. Oder do isch a schware Stell, do isch a Haggl, oder do muasch auppasn. I hun ihnen die Tour genau schildern kennen, ohne daß du in an Führer wos glesn hasch oder keart hasch.“¹⁵
 Angewiesen auf Kommunikation, da die Führerliteratur ungenau war, außerdem ist „eine alpine Unternehmung aber immer das, was nachher davon erzählt wird“.¹⁶ Und man erzählte viel, einiges verschwieg man und anderes schrieb man auf: „... Wir können nicht einmal mehr die Stricke abziehen, müssen augenblicklich aus der Gefahrenzone karabwärts flüchten. Herabspringende Felsbrocken zerbersten wie Schrapnelle hinter uns am Einstieg“, so Mathias Rebitsch über den ersten Versuch, die Direkte Lalidererspitze zu besteigen. Das war 1936. Zehn Jahre später sieht man zwei Männer einen rupfenen Sack voll mit Kar-

toffeln, Kraut und Polenta über die Jöcher zur Falkenhütte schleppen. Man hat Eile, es gibt Konkurrenz. Kuno Rainer und Herbert Eberharder sollen irgendwo herumgeistern. Am 20. Juli 1946 geht die Rechnung auf: „... wir stehen vor dem gelben Riß, unterhalb der Umkehrstelle von 1936. Der Sepp soll nun voraus den luftigen Riß voll ausgehen, ich dann mit geschonter Kraft den Weiterweg im Neuland erzwingen...“ — die Direkte ist erstgegangen.¹⁷

Dreißig Jahre später kommen zwei Gestalten über das Hohljoch herüber mit breitkrepigen Hüten und in Sakkos. Wenig später klettern sie sich in der Schmid-Krebs ein. Am nächsten Tag hält sie das Regenwetter fest: „Das lange Herumsitzen und Warten hinter dem warmen Kachelofen der Falkenhütte und das Essen, das zur interessantesten Tätigkeit wurde...“ Schließlich gibt es doch „ein 10 Uhr vormittag. Blauer Himmel leuchtete durch einige Löcher der noch immer dichten, grauen Wolkendecke.“ Zwei seltsame Gestalten querten die Geröllhalden zum Wandfuß. Don Quichote und Sancho Pansa. Ihm in der Wand zuhören: „Eine kurze schwere Wandstelle zog wieder meine ganze Aufmerksamkeit auf sich, und ich hatte den Vogel und seine Freiheit bald vergessen. Dann stand ich unter einem kleinen Dach. Haken? Als ich frei über das Dach kletterte, war ich der Meinung, daß uns nichts mehr aufhalten könnte. Nein, man mußte kein Vogel sein, um sich frei zu fühlen.“

Die Tour benannte man Charlie Chaplin. Heinz Mariacher begründet das so: „Charlie Chaplin ist am 25. Dezember 1977 gestorben. Im gleichen Jahr, in dem wir diese Route begangen sind. Charlie Chaplin war für mich einer der größten Künstler, die es je gegeben hat. Seine Filme lassen mich all die traurigen Dinge, die auf dieser Welt geschehen, vergessen. Sie geben mir wieder Mut und Fröhlichkeit und Lebensfreude. Und das ist genau das, was die Filme von Charlie Chaplin und die Berge für mich gemeinsam haben.“¹⁸

Abgesehen davon, daß O. Ampferer über Otto Melzer, der an einem Föhntag im Oktober 1901 an der Praxmarerkar-Nordwand abstürzte, ähnliches schrieb: „... für den eine Bergfahrt eine Art Auswanderung, ein Zug in eine andere Welt war, die ihm so viel Gutes und Schönes barg, daß er den Kummer der Tiefe wieder für eine Weile ertrug“¹⁹ frage ich mich, was ist da vor sich gegangen?

Früher bezeichnete man die Routen aufgrund ihrer Topographie bzw. Morphologie (Nordwand, -verschneidung). Später fügte man die Namen der Erstbegeher hinzu (Auckenthaler, Rebitsch/Spiegl). Und jetzt gibt es Namensträger, die mit großer Wahrscheinlichkeit nie geklettert sind, wie Charlie Chaplin, oder die man absolut nicht mit Bergsteigen in Verbindung bringt.

Nehmen sich die Kletterer selbst nicht mehr so wichtig? Haben sie ein anderes Verhältnis zum Berg und zu ihrem Tun — ein indirektes, abstraktes, symbolhaftes?

Hat die Einbildungskraft das Faktische verdrängt? Geht es ums Denken, ums Bewußtsein? Klettern kein Selbstzweck — was dann?

1981 eröffnete Sw. Pr. Darshano mit Hannes Schmalzl die „Hias Chaplin“, ein Verbindungsweg zwischen Nordverschnei-

dung und Großem Plattenschuß. Heißt das, daß eine Integration im Gange ist, ein Verschmelzen von früher und heute? Die Postmoderne im Fels.

Weiterlesen an der Marmolada-Südwand! Ein Ort, an dem sich das alpine Klettern der letzten zehn, fünfzehn Jahre buchstäblich verzeichnet hat. Neben der Vinatzer aus dem Jahr 1936, der Reinhold Messner im Zuge seiner 1. Alleinbegehung einen direkten Ausstieg hinzufügte (1969) und wo die beiden Innsbrucker, Otto Wiedmann und Walter Spitzenstätter eine spektakuläre Winterbegehung machten (5.—9. 3. 1967), gibt es eine Reihe von anderen Spuren. Franz und Peter, Gogna, Harlekin, Südtiroler Weg, Via dell'Ideale aber auch Nachdem der Regen kam, Zulum Babulu, Abrakadabra, Don Quichote, Sancho Pansa, Schwalbenschwanz, Weg durch den Fisch, Tohuwabohu ... Die „Modernen Zeiten“ waren für den Erstbegeher und Nacherschließer Heinz Mariacher Endpunkt einer Entwicklung, die „ich als Kletterer durchgemacht hatte, fast völlig fremd von äußeren Einflüssen, ohne spezielles Klettergartentraining, war ich den Weg des klassischen Felskletterers gegangen. Sauberes Freiklettern (Rotpunkt), kein Vorbereiten der Routen von oben, keine Bohrhaken, Anbringen der Sicherungspunkte aus der Kletterstellung waren zu unumstößlichen Regeln in meinem Spiel geworden.“²⁰

Fangen Namen wie Hatschi-Bratschi, Plattenspieler, Schlafwandler, Sturmwind das reglementierte Spiel besser ein als Südwandriß, Nordostpfeiler, Dibona-Mayer? Es sind so viele Routen geworden, eine neben der anderen. Im Wilden Kaiser ebenso wie im Rosengarten, am Schlüsselkar, am Piz Ciavazes, an der Fleischbank.

Treibt die Masse hier die Phantasie an? Experimentieren anstatt bezwingen, erobern, kämpfen wie in alten Zeiten. Nichts Heroisches, Idealistisches mehr, sondern schlicht und einfach so wie es ist? Das Alte eingeschmolzen in neuen Ausdrucksformen. Die Einstellung verändert, die Ausrüstung und die Klettertechnik perfektioniert. Und sonst?

Sonst hat sich wenig geändert, außer, daß die eine oder andere Wand abgeschmiert oder übernagelt ist und daß die Unterscheidung zwischen Alpinklettern und Sportklettern immer schwerer fällt. In der Marmolada-Südwand liest es sich wie in einem guten Tagblatt. Namen, Zahlen, Zeichen, Strukturen, Linien. Ein überdimensionierter Klettergarten?

Ja und nein; es kommt darauf an, ob dich in der Ausstiegsschlucht, 700 m überm Einstieg, ein Gewitter überrascht oder nicht. Außerdem fehlen weitgehend die Bohrhaken.

Apropos Bohrhaken. Kann es sein, daß sogar die 60er Jahre mit ihren Hakenleitern, im nachhinein gesehen, keine Sackgassen waren? Versetzt mit neuen Ideen, rotgepunktet, ist selbst dem „technologischen Alpinismus“ von damals heute Interessantes, Natürliches abzurufen. Freigeklettert ist bereits die Brandler-Hasse an der Großen Zinne, die Buhl-Gedächtnisföhre an der Rotwand, die Direkte Martinswand und vieles mehr. Paula Wiesinger hat 1928 eine Neutour am Einserkofel eröffnet, der im Schatten der berühmten Drei-Zinnen steht. Die Route hat sie „Weg der Jugend“ getauft. Es handelt sich um eine Nordkante, an der sich hell und dunkel bricht, wo der Einstieg schwer zu fin-

den ist. Verhauer genug, bisweilen brüchig, lang, schlecht abgesichert, voll von Überraschungen und einer eigentümlichen Logik folgend — eine Chiffre für die Entwicklung im Alpinklettern?

Ein realer Platz unter vielen, an denen Geschichte passiert. Nicht aus dem Sarg der Erinnerung Geschichten erfinden, das alpine Klettern gibt Material genug her, um am Tatsächlichen entlang zu erzählen. Bunt, eindringlich, skurril — eben so, wie es ist — aber wie ist es wirklich?

Kombiniertes Bergsteigen — Ausschnitte

Aus dem Tourenbericht von Veronika Sint-Menzel. Westalpen: Saibitschijen Westgrat, Stockhorn-Bietschhorn Südgrat und Südostgrat, Badile Nordostwand, Freney Zentralpfeiler, Walkerpfeiler, Bonattipfeiler, Frendo Pfeiler, Petites Jorasses Westwand, Les Droites Dir. Nordostpfeiler und viele andere. Namen stehen für Eindrücke. „Es geht einen Talboden entlang, dann windet sich der Weg in steilen Serpentina bergan. Der Rucksack drückt, wir kommen langsam höher. Weiter oben wird es kühler. Gegen Abend erreichen wir eine Biwakschachtel. Sie steht inmitten von Felsen und Schneeresten ... Es wird Tag. Eine herrliche Kletterei beginnt. Festes, rauhes, kristallines Gestein ...“²⁵

Namen stehen auch für Dramatisches, Peutereygrat auf den Mont Blanc, 5. Tag: „Tiefe, schwere Wolken, starker Wind und Nebel lassen uns Schlimmes befürchten ... Die Kletterei beginnt gleich vor der Biwakschachtel mit einem gar nicht leichten Quergang. Danach folgt blockiges, steiles Gelände, in dem wir relativ rasch weiterkommen. Doch nach einer Stunde beginnt es heftig zu schneien und zu graupeln, Sturm und dichter Nebel nehmen jede Sicht. Wie sollen wir uns hier ohne Beschreibung zurechtfinden?

6. Tag: Die Sicht ist immer noch schlecht, und die nun folgenden Querungen über stark gewächete Grate auf den zweiten und dritten Gipfel sind dadurch äußerst heikel und mühsam. Wir kommen auf einen steilen Eishang, der im Nebel scheinbar ins Nichts weiter abfällt. Haben wir uns wieder verirrt? Da wallt plötzlich der Nebel, reißt ganz auf, und geblendet stehen wir im gleißenden Sonnenlicht, 100 m über dem breiten Sattel des Col de Peuterey. Gegenüber die drei orangeroten Pfeiler wie wuchtige, gigantische Säulen, die die leuchtenden Eiskuppen des Mont Blanc tragen ...

8. Tag: Langsam kamen wir tiefer, aber bald standen wir ober einem gewaltigen Eisabbruch. Während wir noch überlegten, wo wir ihn überwinden könnten, ging mit ohrenbetäubendem Donnern eine riesige Eislawine über die einzige gangbare, im Nebel erkennbare Stelle in die Tiefe. Also zurück! Aber wohin?

9. Tag: Erschöpft saßen wir in unserem Eisloch und waren wenigstens dem Sturm entkommen. Aber von den Wänden tropfte

bald das Wasser auf uns nieder, bis wir ganz aufgeweicht waren. Meine Kameraden erzählten von vielen vergangenen und heil überstandenen Bergabenteuern, aber immer wieder kamen wir auf das unvermeidliche Thema: Essen . . .²⁶

Das Unternehmen ist gut ausgegangen, man hat aus den Fehlern gelernt und man klettert weiterhin zwischen Felsrippen und Eisrinnen, Blockgarten und über eisüberzogene Granitschuppen. Kombiniertes Bergsteigen zwischen Alpinklettern und Winterbergsteigen?

Kombiniertes Gelände auch in den Ostalpen — eine eigene Welt zwischen den Elementen, zwischen den Jahreszeiten, eingelagert in viel Natur, mit und ohne Mythos, mit oder ohne Dramatik, selten monoton und nicht überlaufen.

Winterbergsteigen — ein Kaleidoskop

Biwaks, schwere Schuhe, verschneites Gelände, kurze Tage, abgeschieden, Wächten, Kälte, Spuarbeit . . . Die Winter fallen unterschiedlich aus, die Vergleichbarkeit von Winterbegehungen ist schwierig. Ein Grund dafür, daß sie vom Mixed climb oder von Expeditionen überholt werden? Man ist mobiler geworden, technisch perfekter.

Dennoch, drehen wir die Zeit um zwanzig Jahre zurück und steigen ein in düstere Nordwände: „ . . . Oft sinken wir bis über die Hüfte in den lockeren Schnee ein. Um vier Uhr stehen wir am Einstieg. Jedem ist bewußt, Hilfe von außen können wir nicht erwarten.

Mittlerweile ist durch das Stehen die Kälte in meinen Körper gedrungen. Rolf nimmt das Seil ein, ich ziehe die Handschuhe aus und steige nach. Mich friert an den Fingern, bald habe ich überhaupt kein Gefühl mehr und hänge ganz gotterbärmlich in der senkrechten zweiten Verschneidung. Die Griffe sind glatt und teilweise vereist, der Rucksack zieht mich hinaus.“

Rolf Walter und Helmuth Wagner klettern vom 15.—27. 1. 1964 erstmals im Winter durch die knapp 900 Meter hohe Direkte Laidlerer Nordwand, deren Ausstiegslängen im Sommer keine allzugroßen Schwierigkeiten bereiten. „Vorerst müssen wir diese jedoch erst erreichen. Ein gelber Überhang und die drauffolgende senkrechte, vereiste Verschneidung zeigen uns nochmals, was die Wand zu bieten hat. Nahezu zwei Stunden ringe ich dieser Seillänge Meter für Meter ab.“²¹

Mit Reinhold und Heini Messner in die Furchetta-Nordwand, zu einem „Wettlauf im Winter . . . Gegen Mittag erreichten wir die Dülferkanzel. Wir hatten Mühe, unseren Kocher in Betrieb zu setzen, aber das war das wenigste, was uns in Sorge versetzte. Wir stellten nämlich fest, daß es in die Gipfelwand trockenen Schnee geblasen hatte — uns wurde unbehaglich zumute. Die Gipfelwand ist schwer, nun waren alle Griffe und Tritte verschneit. Von unten hatten die Bedingungen gut ausgesehen: — Am Horizont begannen lange, weiße Streifen heraufzuziehen, dort begann ein Schneetreiben . . .“²²

Die „Schubert“ am Torre Venezia im Winter: „ . . . drei oder vier Meter noch, dann scheint der Fels besser zu werden. Plötzlich

Hakengeklirr, ein gewaltiger Ruck, ich kann Franz waagrecht in die Augen schauen. 10 m vor mir weg hängt er in der Luft, dreht sich. Müde, ausgepumpt, fluchend hängt er lange da, will aufgeben. Endlich gelingt es ihm, hinaufzuprusiken . . . Arg leiden wir unter dem Durst. Wir rücken zusammen, bleierne Müdigkeit überfällt uns . . . Lange, unendlich lange zieht sich die Nacht . . . Aber jetzt wird es wirklich heller, lange liegen wir da, unfähig zu handeln. Endlich rafften wir uns auf, falteten mit ungelassenen Bewegungen den Biwaksack. Bald haben wir uns warmgeklettert, die folgenden Seillängen in herrlicher Freikletterei bereiten uns keine Schwierigkeiten . . .“²³

Zurück aus den Dolomiten und hinein ins Karwendel: „Als wir das Lafatscher Joch erreichen, ist bereits heller Tag. Über eine steile, teilweise vereiste Rinne steigen wir ab und queren unter der Nordwand hinüber zum Einstieg des Pfeilers. Die Verhältnisse sehen denkbar ungünstig aus. Große Schneepolster hängen an Absätzen und Leisten, auch die Risse sind mit Schnee vollgeblasen . . . Nur langsam komme ich vorwärts. Da nur wenige Zwischenhaken sind, erfordert die Kletterei vollste Konzentration. Der Ausstieg aus der Verschneidung ist sehr schwierig, da sich auf dem Band darüber eine große Wächte befindet. Stück für Stück versuche ich von der Wächte abzubauen, um wieder neue Griffe zu finden. Das Unangenehme dabei ist, daß der ganze Schnee, den ich abräume, meinem Begleiter auf den Kopf fällt . . .“²⁴

Und was steht am Schluß dieser Erlebnisberichte?

„Wir sind überglücklich, den Berg im völligen Einklang mit der Natur erlebt zu haben.“²¹

Oder: „Als wir die ersten Lichter sahen, die ersten Stimmen hörten, wußten wir, daß St. Peter noch eine Stunde von uns entfernt war. Beim letzten Bauernhof ließen wir die Skier stehen und gingen mit gleichmäßigen, aber schweren Schritten weiter. Unsere Scherze wurden immer wieder durch Nachdenklichkeit abgelöst und unsere Freude durch Müdigkeit gedämpft. Noch immer hingen unsere Gedanken in der Nordwand. Um 23 Uhr hatten wir unser Dorf erreicht.“²²

Und: „Öfter bleiben wir stehen und schauen zurück zu dieser schlanken und doch so mächtigen Berggestalt, deren Wand nun schon im Dunkeln liegt. Nun haben wir es nicht mehr eilig, das Bier und die Pizza im Tal sind uns sicher.“²³

„Noch eine Steilstufe, dann stehen wir am Grat. Lachend reichen wir uns die Hände — jetzt merken wir, daß wir müde sind.“²⁴

Expeditionsbergsteigen — Entwicklungen

1.

Es ist der 19. Oktober 1954. S. Jöchler steht mit H. Tichy und Pasang auf dem 8201 m hohen Cho Oyu. Das Besondere: „Verglichen mit anderen Expeditionen waren wir eher ein armseliges Häuflein.“ Die Mannschaft bestand aus ganzen drei Leuten. Herbert Tichy, Abenteurer und Schriftsteller; Helmut Heuberger, Geograph; Sepp Jöchler, Bauingenieur und Hobbyberg-

steiger: „Um für die Dauer fast eines halben Jahres fort zu sein, mußte ich meine Stellung kündigen, meine Wohnung aufgeben...“²⁷

Amateure.

Ein Jahr vorher kam der Innsbrucker Hermann Buhl in einem „wahren Leidensgang“ allein und als erster auf den Gipfel des Nanga Parbat (8125 m), Erschöpfung, Angst und Halluzinationen. Buhl beschreibt selbst den Abstieg: „Ich kämpfe mich mit letzter Energie weiter. Eine zweite Nacht im Freien überstehe ich nicht! Vom eigenen Schatten gezerrt, getrieben und genarrt, taumle ich dahin. Ich bin nicht mehr ich, nur mehr mein Schatten. Ich taumle wie ein Betrunkener, stürze, krieche, gehe, taumle...“²⁸

1957 ist wieder eine Kleinexpedition erfolgreich. Den Österreichern M. Schmuck, K. Diemberger, F. Wintersteller und H. Buhl gelingt der Aufstieg zum 8047 m hohen Broad Peak im Karakorum. 18 Tage später bleibt H. Buhl durch einen Wächtenbruch an der Chogolisa verschollen.

2.

1978: R. Messner und P. Habeler ersteigen erstmals ohne Verwendung künstlichen Sauerstoffs über den Normalweg den Mt. Everest. Die Expedition leitet W. Nairz, Horst Bergmann dreht einen Expeditionsfilm; Franz Oppurg steigt vom Lager V allein zum Gipfel auf...

1980: Ohne Hochlagerketten, allein kommt Messner als Erster durch die Nordwand des Mt. Everest bis auf den Gipfel.

Im Jahr 1986 hat er schließlich alle 14 Achttausender bestiegen; sein Partner, Hans Kammerlander aus Sand in Taufers, stand bereits auf sieben. Die Liste aller Bergsteiger mit vier oder mehr Achttausendern ist lang.²⁹

Expeditionen während der Monsunzeit, im Winter, extrem schwierige, gefährliche Routen, sogar Überschreitungen von Achttausendern werden bereits durchgeführt. Tragödien spielen sich nach wie vor ab. Von der Klein-Expedition zur Groß-Expedition und wieder zurück zum Alpinstil im Himalaya. Lange Wege, Irrwege, Umwege. Wer viel Geld hat, kann sich auch in Expeditionen einkaufen und schnell einen Achttausender im Urlaub machen.

Trekking, Expeditions Müll, das Geschäft mit den Achttausendern schreckt ab. Immer mehr suchen andere, neue Expeditionsziele; an den Trangotürmen, VII oder VIII klettern, in Patagonien oder in Alaska, das fasziniert.

3.

„... über ein Jahr hat sie mein Denken bestimmt, mich nicht mehr losgelassen.“ Es dreht sich um die 1600 m hohe „Weinflasche“ am Mt. Dickey im Ruth-Gorge-Gebiet in Alaska. Andreas skizziert rasch aus dem Gedächtnis. Es ist der 29. September 1988, kurz nach elf Uhr, wir sitzen im Cafe Zentral. Vor mir baut sich ein riesiger Granitpfeller auf. Fünf Biwaks sind zu beziehen, ein riesiger Materialsack aufzuhieven, VII+ und A3+ Stellen sind zu überwinden und alles, ohne einen Bohrhaken zu setzen. Es kriecht mir kalt über den Rücken hinunter und ich bin froh, daß wir endlich auf dem Grat sind. Rundum Berge, Glet-

scher, der Mt. McKinley... Seine Erzählung hat mich fortgetragen. Zurück zur Wirklichkeit. Vom 10. bis 15. Juli 1988 gelang Andreas Orgler und Thomas Bonapace diese anspruchsvolle Erstbegehung. Fernab von Publikum, ohne Rückversicherung, Gütertransport per Sportflugzeug...

Ist das noch Expeditionsbergsteigen? Auf jeden Fall ist es was anderes als Alpinklettern in den Ost- oder Westalpen.

Was wäre, wenn nun einer auf seinem Stuhl in einem Zimmer säße und dasselbe erlebte, wie jemand, der durch 2000 Meter Granit klettert? Eine unerlaubte Frage, irrelevant? Kann sein.

Enchainement — eigene Mixt(o)uren

Orgelpfeifenföhre an der Marmolada-Schrammacher-Nordwestwand (Brankowsky)-Schmidt/Krebs Route an der Laliderer... so der Plan. Es lief auch alles wie am Schnürli, wenn nicht das Auto kurz vor der Eng eingegangen wäre. Heli Neswabda und Andreas Orgler müssen ihr Vorhaben noch einmal aufschieben. Thomy Bonapace reihte an einem Tag die Ortler-, Zebra- und Königsspitzen-Nordwand aneinander. Natürlich muß man da solo klettern oder großteils seilfrei, synchron mit dem Partner, sonst reicht die Zeit nicht aus.

Innerhalb eines Tages bzw. in 24 Stunden irgendwelche Touren hintereinander klettern, Kondition mit ausgefeilter Klettertechnik verknüpfen, das ist „enchainement“. Hochform, originelle Ideenverbindungen, absolut sicheres Wetter, Geschwindigkeit und verlässliche Transportmittel sind die Variablen dieser sonderbaren Spielart, die aus Frankreich kommt.

Sie erinnert mich an Telefonnummern oder an Autokennzeichen, denn die Möglichkeiten zu kombinieren sind schier endlos. Kombinationsspiele in einem Raritätenkabinett — für jeden und für jede eine ganz einzigartige, individuelle Variante.

Zum Beispiel die Aste/Susatti an der Punta Civetta hinauf, die Philipp/Flamm herunter, dann hinein in den Schwalbenschwanz und zum Abschluß die Schückrinne am Ortler mit den Skiern abfahren.

Oder vier Wände aller Himmelsrichtungen. Vom Locker vom Hocker in die Bettelwurf-Nordwand, dann über Hermann von Barths Spuren auf die Speckkarspitze, abseilen durch die Pechverschneidung und über die Sturmwind nach Hause?

Sieben Routen, die mit „H“ anfangen oder eventuell 10 Kamine am Fließband? Den Einfällen sind keine Schranken gesetzt, die große Chance für Erfinderische. Wäre da nicht das Problem der Beförderung. Wie in Windeseile vom Wetterstein ins Vomperloch? Wie von der Marmolada d'Ombretta zum Ortler?

Skrupellose und Profis setzen natürlich den Hubschrauber ein, aber was tun die anderen? Mit dem Gleitschirm, dem Mountainbike oder streckenweise ein Kajak einsetzen? Rafting oder mit dem Drachen fliegen? Auto und Motorrad hätte ich beinahe vergessen, die eigenen Füße auch. Letztere beschränken zwar, dennoch wurden sie beim ersten großen „enchainement“ nach „Big-wall-Technik“ erfolgreich eingesetzt. Franz Oppurg und Arno Gasteiger kletterten im Sommer 1980 800 Meter mal zwei.

Vormittags die Lafiderer-Nordverschneidung und nachmittags die Auckenthaler, dazwischen schnell die Spindler Schlucht. Arno selbst zu Wort kommen lassen:

„Um 7.00 Uhr stiegen wir in die Nordverschneidung ein. Die Freude am Steigen, an der Bewegung verdrängte unsere vorsichtige Stimmung. Wir kletterten zügig und sicher. Jeweils der Nachsteiger schulterte den Rucksack, in dem wir Jause und Biwakausrüstung mittrugen. . . . Unsere Stimmung nahm der Tatsache, daß wir uns in einer 800 m hohen Nordwand bewegten, jegliche Finsternis. Um 11.00 Uhr jausneten wir in der Biwakschachtel am Graf. Wir hatten uns vorgenommen, um 13.00 Uhr in die Auckenthaler Führe einzusteigen, und nun, nachdem wir zum Wandfuß zurückgekehrt waren, lagen wir mit dem Rücken an einen Felsblock gelehnt, hatten noch Zeit. . . . Auch in der Auckenthaler Führe kletterten wir leicht und geschmeidig. Der untere Wandteil mit interessanten Freikletterstellen verschaffte uns Hochstimmung, die zweite Wandhälfte das Gegenteil. Mächtige Eiszapfen glänzten uns entgegen. Wir beschlossen, in die Direkte (Rebitsch/Spiegl) hinüberzuzukeren. Während ich am Ende eines 40 m langen Querganges ohne Zwischensicherung auf einer Reibungsplatte stand, donnerte es plötzlich, und kurz darauf balancierte ich in einem Steinhagel, meine Hände schützte ich in den Hosentaschen. Der Gedanke an einen 40-Meter-Pendler verlieh mir ungeahnte Standfestigkeit. Was sich Franz in solchen Situationen gedacht hat, habe ich nie erfahren. Meine Spannung löste er durch die trockene Feststellung ‚nach dem Motto, jedem sein Schamotto‘. Die Wand wurde nun flacher, dafür kletterten wir in einem Gemisch von Erde und Wasser. An der Herzogkante banden wir uns lachend von den schmutzigen Seilen los. Übermüht stiegen wir weiter. Am Gipfelplateau umarmten wir uns, tanzten, schrien unsere Freude hinaus. Es war 18.30 Uhr. Durch die Spindlerschlucht gelangten wir wieder zum Wandfuß. Wir liefen zur Hütte, machten Sprünge, fielen uns um den Hals und wußten, jetzt kommt der zweite Teil . . .“³⁰

Den zweiten Teil des Bergabenteuers überspringen und hinein in den dritten eines Papierlebens. Zu begründen versuchen, warum dieser Artikel so konzipiert ist und nicht ganz anders. Ein paar Überlegungen zur Auswahl des Informationsmaterials anstellen, sich Gedanken über Anordnung und Schreibstil machen.

Was ich mit dem Schreiben will, steht in der Einleitung, wie ich vorgeht und zurechtkam, steht noch aus. Zuerst trug ich eine Reihe von Einzelfakten über Jöcher und zu Einstiegen. Dann kletterte ich damit durch die Punta Civetta, an der Cima Scotoni, am Zwillingssturm des Salbitschijen. Die Abstiege halfen zu sortieren, Denkfigurationen formten sich, die Ordnung wurde klarer. Schließlich behauste ich Zetteltürme, Zeitschriften und Bücherberge. Ich geriet in ein Chaos an der Schreibmaschine. Ständig der Konflikt zwischen Kopf und Körper, die unerträgliche Spannung, beim Tippen festzusitzen.

„Den rechten Einstieg finden“, sagte ich mir, „darauf kommt es an.“ Querdenken, absichern, etwas riskieren, Zitatensammlung, Sprachspiele, Stilbruch.

Eine halbwegs objektive Geschichtsschreibung abfassen, Dokumentarisches in Literarisches einspleißen, Systematik auf Entwicklungen prallen lassen, so der Vorsatz. Ich verschickte über sechzig Aussendungen an Alpenvereinssektionen, Hochtouristengruppen, Klubs und an Einzelpersonen. Die Rücklaufquote lag bei 12%. Welche Namen sollten unbedingt aufscheinen, welche Leistungen dürfen keinesfalls übersehen werden? Telefonate, Gespräche, Archivarbeit und die Frage: Wer liest das?

Eines Tages war ich plötzlich von ‚zerklüfteten Mauern aus dunklem Eis‘ umstellt, es lief. BergsteigerInnen selbst das Wort geben. Neugierig sein, was sich hinter der Feststellung verbirgt — am 23. 7. 1985 am Gipfel des Masherbrum. Stimmungen hervorholen durch Originalzitate, mittels knappen Überleitungen einen Rahmen bauen und Fragen formulieren, die Risse in Alpinklischees sprengen, so das Konzept.

Trotzdem, vieles fehlt: Naturschutz und Franz Senn,³¹ ‚Johann Haller und Alexander Klotz, beide aus St. Leonhard im Passeier‘, die ‚an der österreichischen-ungarischen Nordpolexpedition von Julius Payer in den Jahren 1872 bis 1874‘ teilnahmen und dabei das Franz-Josephs-Land entdeckten, und daß heute in Innsbruck ‚der Hauptsitz des nach dem Zweiten Weltkrieg wiedererstandenen Österreichischen Alpenvereins‘ ist.³² Nichts über das Bergrettungs- und Bergführerwesen. Wissenschaftliches kommt anders vor, keine Kartographie, nichts über Namensforschung im alpinen Raum. Ski- und Eistouren fehlen, Bergwandern, Bergläufe, Wildsaurennen und ähnliches sind ausgespart. Ich habe mich auf eine Handvoll Gebirge konzentriert. Karwendel, Marmolada, Abstecher in die Furchetta, an den Einserkofel, ins Wetterstein, auf den Peutereygrat, hinüber nach Patagonien, nach Alaska, in den Himalaya . . . schön, der Stoff geht nie aus, schade, daß hier nur wenige Seiten zur Verfügung standen. Deshalb den Blick auf das Typische richten. Und Namen fehlen nach wie vor. Carl Thurwieser, Hans Fiechtl, Leo Baumgartner, Ernst Schmid, Hanspeter Schratenthaler, Rudl Eller, Anton Ponholzer, Egon Obojes, Klaus Gürtler, Sepp und Franz Sint, Paul Koller, Franz Kröll, Kurt Scholßwohl, Anna Hecher, Sepp Mayerl, Kirchturmrestaurator aus Görlich i. Osttirol. ‚Zuhause auf der Tenne und natürlich auf den bis zu acht Meter hohen ‚Harpfen‘ war genug Gelegenheit zu üben . . . Die Begeisterung fürs Klettern und Bergsteigen wuchs, und neue Pläne wurden gefaßt. Zuerst überkletterte ich alle von der Alm erreichbaren Grate und Gipfel, dann kamen die Berge um den Wangenitzsee“, und dann ging es über den Yerupaja Grande zum Lhotse Shar, Yalung, Kang, Fang . . . wo anfangen, wo aufhören?

Ich habe mich hier darauf beschränkt, ausschließlich Nord-, Ost- und SüdtirolerInnen aufzunehmen, auch Ladiner. Details aus dem breiten Bergpanorama heben. Schwerpunkte setzen, wie sie das zusammengetragene Material vorschreibt und meinen persönlichen Kontext berücksichtigen. Aufgewachsen in Hall und auf der Bettelwurfhütte im Karwendel, später



... wie ihr Tun,
das an Sisyphos erinnert.“

Foto: Uli Wiesmeier

von den Dolomitenwänden fasziniert und jetzt von einer neuen Spielart: Beim Schreiben klettern, Nachdenkkundfahrten by fair means, Quellennachweise zum Weiterforschen, sie verwenden wie Hochlagerketten. Zwischen Zufall und Konstruktion hindurchschreiben. Am Zaun sitzen, am Grat zwischen den Welten und ein kleines Stück Geschichte einsehen. Weniger Augenmerk auf Einzelpersonen legen (obwohl sicherlich wichtig) oder auf Expeditionen. Den raschen Veränderungen Rechnung tragen, Problemerknoten finden und an Inhalten entlangdenken. Altes im Neuen erkennen und umgekehrt. Auch die Bergsteigerbewegung wächst sich zu einer Massenbewegung aus. Die Leistungsdichte ist so groß, wie die Alpingeschichte lang ist. Spezialisierung und Allroundbergsteigen. In und von Kontrasten leben, ins Sichtbare geholt durch die Text- und Fotomontage. Die gute Erfahrung machen, auf Grenzen des Machbaren zu stoßen. Immer wieder Menschen anzutreffen, vom Unnützen begeistert, der Zeit voraus oder hintennach, wohl auch etwas sonderbar wie ihr Tun, das an Sisyphos erinnert . . .

Quellennachweis:

- 1) RENZLER, R., OeAV-Expedition 1985 zum Masherbrum. In: OeAV Mitteilungen 6, 1985, S. 5
- 2) zit. In: PERFAHL, J., Kleine Chronik des Alpinismus. Rosenheimer: Rosenheim 1984, S. 196f
- 3) MAYR, R., 1. Begehung Lallidererspitz-Nordwand „In einem anderen Land“. In: Bericht für die Jahre 1979—1983 des Alpenklub Karwendler, Innsbruck 1984, S. 29
- 4) BONAPACE, Th., Schönes und schwieriges Patagonien. In: Mitteilungen des ÖAV-Zweiges Innsbruck 3, 1988, S. 44
- 5) MESSNER, R.; DER 7. Grad. Extremstes Bergsteigen. BLV: München 1973, S. 88
- 6) OPPURG, F., Ein Tag wie jeder andere . . . In: Bericht für die Jahre 1975—1978 des Alpenklub Karwendler, Innsbruck 1979, S. 25f
- 7) SPRACHMANN, M., No chance with galoshkis — oder — brown shoes don't make it. In: Bericht für die Jahre 1979—1983 des Alpenklub Karwendler, Innsbruck 1984, S. 15
- 8) MESSNER, R., Alleingang Nanga Parbat. BLV: München 1979, S. 129 (TB-Ausgabe, Knauer)
- 9) ders., Überlebt. Alle 14 Achttausender. BLV: München 1987, S. 57
- 10) HOFMANN, H., Was will der Mensch da oben? In: Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins 1887, S. 246—253
- 11) SANTIN, O., Der Sportkletterer. In: Sturzflüge 12 (1985), S. 4
- 12) EISENDLE, H. P., Geschichte und Szene. In: Sturzflüge 12 (1985)
- 13) HROVATH, Th., Sportklettern, Climbing. Weishaupt: Graz 1987
- 14) ZAK, H./GÜLLICH, W., high life. Sportklettern weltweit. Rother: München 1987, S. 110
- 15) PESKOLLER, H., Vom Klettern zum Schreiben — ein Versuch, sich zur Gänze zu verwenden. Monographie einer Dissertationsgeschichte als erzählte Wissenschaft. Dissertation Innsbruck 1988, 985 S., Materialienband 2, S. 141
- 16) MARIACHER, H., Sportklettern in Italien. In: ZAK, H./GÜLLICH, W., high life. Sportklettern weltweit. Rother: München 1987, S. 161
- 17) REBITSCH, M., Die „Direkte Lallidererspitze“. Geschichte einer Erstbegehung. In: Alpenvereinsjahrbuch 1981, S. 64f
- 18) MARIACHER, H., Lalliderer Nordwand „Charlie Chaplin“. In: Alpenvereinsjahrbuch 1981, S. 77
- 19) zit. In: Mitteilungen des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins 22 (1902), S. 266
- 20) zit. In: PERFAHL, J., Kleine Chronik des Alpinismus. Rosenheimer: Rosenheim 1984, S. 200f
- 21) WAGNER, H., Erste Winterbegehung der Direkten Lalliderer Nordwand. In: Alpenvereinsjahrbuch 1981, S. 73ff
- 22) MESSNER, R., Aufbruch ins Abenteuer. Athesia: Bozen 1972, S. 36f
- 23) MAYR, R., Stille Abenteuer zwischen Anden und Himalaya, Steiger: Innsbruck 1985, S. 24f
- 24) OPPURG, F., Ein Wintertag im Karwendel (1. Winterbegehung des Lafatscher Pfeiler). In: Bergfahrten und Gedanken 1964—1974; Berichte des Alpenklub Karwendler, Innsbruck 1975, S. 25f
- 25) SINT-MENZEL, V., Der lange Grat. Stockhorn-Bletschhorn- Südgrat und Südostgrat. In: Bericht für die Jahre 1975—1978 des Alpenklub Karwendler, Innsbruck 1979, S. 37
- 26) RUF, R., Ein dramatisches Bergabenteuer (gesamter Peuterey-Grat auf den Mont Blanc). In: Bericht für die Jahre 1979—1983 des Alpenklub Karwendler, Innsbruck 1984, S. 19ff
- 27) JÖCHLER, S., 25 Jahre Cho Oyu. In: Bericht für die Jahre 1975—1978 des Alpenklub Karwendler, Innsbruck 1979, S. 17
- 28) BUHL, H., Alleingang am Nanga Parbat. Neubearb. Auflage von „Achttausend drunter und drüber“, Steiger: Innsbruck 1984, S. 161
- 29) MESSNER, R., überlebt. Alle 14 Achttausender. BLV: München 1987, S. 240f
- 30) GASTEIGER, A., Zwei Routen an einem Tag. In: Bericht für die Jahre 1979—1983 des Alpenklub Karwendler, Innsbruck 1984, S. 26
- 31) FLIRI, F./STECHE, R., Franz Senn und „die Geister, die er rief“. In: Alpenvereinsjahrbuch 1984, S. 99—108
- 32) DISSERTORI, A./GIRARDI, W./THIEL, T., Alpinismus und Sport. In: Tirol in Vergangenheit und Gegenwart. Hrsgg. von W. Pfandler, Innsbruck: Innsbruck 1980, S. 659
- 33) MAYERL, S., Der Turm in mir. Zu den schwierigsten Gipfeln der Erde. Rosenheimer: Rosenheim 1984, S. 15.



„Geht nicht gibt's nicht“

Fünf Dolomitenwände in zwölf Stunden und ein Sturz in den Bach

Von Thomas Bubendorfer

Seite 66: Als vierte Route seines *Enchaînements* bewältigte Thomas Bubendorfer den „Schwalbenschwanz“ (VI—) in der Marmolada-Südwand.

Alle Fotos zu diesem Beitrag: Thomas Hrovat

So passieren diese Dinge, fast nur so passieren sie: locker, perfekt trainiert an der einen Hand gehängt, in Pose, wie der Fotograf es will. „Gesicht zur Kamera, Zunge hinein, freie Hand in den Magnesia-Beutel, nicht bewegen“; zehn Sekunden Belichtungszeit, weil die Felsen ringsum so dunkel sind.

Routine ist so eine Arbeit für mich. Routine, allzu oft schon erlebt und geübt.

Ein wichtiges Foto für einen Poster, einen Prospekt. Fremdenverkehrswerbung, ich habe einen Vertrag. Ein Sommermotiv sollte es sein, durch meine Schuld ist es schließlich der 19. November geworden: leichter Schneefall. Ich habe das übliche leichte sommerliche Zeug an, also fast nichts. Wir wollen es möglichst schnell hinter uns bringen.

Der Fotograf, Walter Oczlon aus meinem Heimatort St. Johann in Salzburg, wechselt die Fotoplatte seiner riesigen Kamera, 13 x 18-Format. „Du kannst Dich ausruhen“, sagt er, und ich, ja, ziehe, will hinauf, bewege mich, ganz überrascht irgendwie und da — plötzlich, das gibt es gar nicht, die Schwerkraft mit rasender, unglaublicher, fassungslos machender Gewalt.

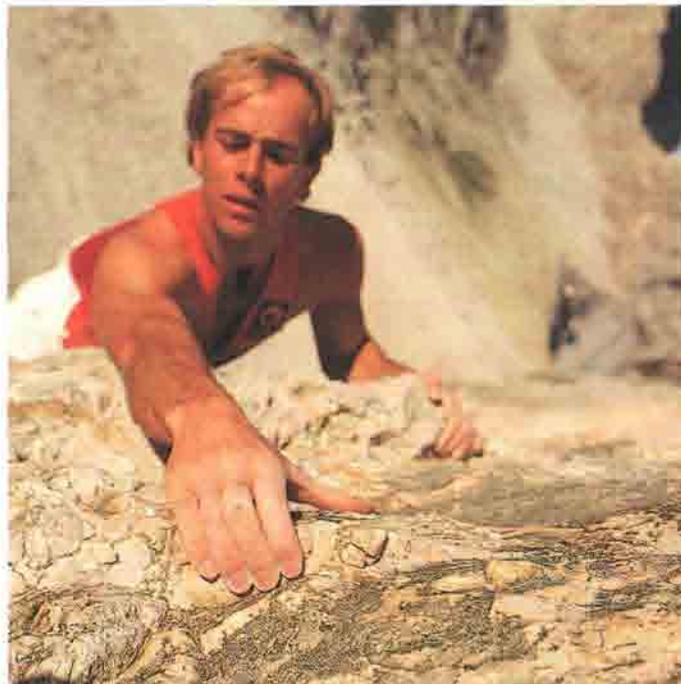
Bewußt muß ich dennoch gefallen sein, sagen sie, trainiert von den hohen Stürzen ins Wasser beim Training an der Küste; gefallen wie eine Katze im tierhaften Reflex, auf die Füße, nicht auf den Kopf.

Am nächsten Tag haben sie mit dem Seil zwanzig Meter Tiefe ausgemessen.

Aufgeschlagen auf einem schiefen Stein, in einen Tümpel gerutscht, Kopf unter Wasser. Mit dem gesunden Bein mich rücklings auf die überronnene Felsplatte geschoben, um nicht zu ertrinken.

Das geschah gedankenschnell, unter tierhaftem Brüllen, sagen die Augenzeugen. Dann lag ich absichtlich bewegungslos: das ganze Denken, der Kopf, die Seele von der schrecklichsten aller Ängste ausgefüllt: vor der Lähmung, denn der Rücken tat höllisch weh. Auch der Fuß war böse verformt, „Haut über Brei“, dachte ich, und so war das eigentlich auch.

Wenn man mein Körpergewicht und die zwanzig Meter zur Grundlage der Berechnung der Wucht nimmt, die auf den Fuß eingewirkt habe müssen, mit dem ich aufgeschlagen bin, so kommt man auf rund eine Tonne. Fersenbein zertrümmert, vorderes Sprunggelenk zertrümmert, stellt man dann auch später fest.



„Gesicht zur Kamera...“ — Auch für einen Kletterprofi gelten die Gesetze der Schwerkraft

Neben der namenlosen Angst vor allem ein Gefühl wie bei einer riesengroßen Dummheit, wie auf frischer, äußerst peinlicher Tat ertappt. Scham, daß *mir* das passiert! Ja, ich schäme mich. Es war bitter kalt, es schneite leicht, ich war klitschnaß und lag mit dem Rücken in rinnendem Wasser. Drohend fielen die schwarzen überhängenden Felsen der Klamm über mir zusammen. Ich kam mir vor wie der Cornett in Rilke's Weise, der Cornett, der, nackt, die Fahne hochgehalten hatte und auf den, ganz zum Schluß, die Schwerter der Türken zublitzten. Oben, oberhalb des Fotomotives, hantierte Sepp Brugger, einer der besten und erfahrensten Bergrettungsmänner Österreichs, im künstlichen Schlingenstand fieberhaft mit dem Seil. Er hatte blitzschnell reagiert, und keine zehn Minuten später — eine Ewigkeit für mich — zog er mich mit fachmännischem Griff an



„Die Kranken leben in solchen Stunden von den Gedanken, den Träumen, von der Erinnerung“ — Die Drei Zinnen aus der Vogelperspektive. Vorn die Gelbe Kante an der Kleinen Zinne.

den Rand der Schlucht, der von unverrückbarem Geröll bedeckt war. Bis zu den Knien im Wasser wattend, wickelte er mich in seine gefüllte Jeansjacke und zischte ab, die nötigen Geräte: Seilwinden, eine Bahre, zu holen, die Bergung zu organisieren. Unter den gegebenen Umständen kamen sie sehr schnell. Ich lag schlotternd unter einem Rinnsal, das von oben unausweichbar auf meine Brust fiel, die Ewigkeit von wenig mehr als einer Stunde.

Völlig hilflos war ich, ausgeliefert, zum ersten Mal in meinem Leben, und für die nächsten mindestens zwei Monate blieb ich das auch.

Spital zuerst: liegen, ohne den Oberkörper zu heben; Wirbelbrüche. Ganz am Anfang Intensivstation, gegen die Schmerzen Morphin. Sie mußten mich füttern, eine Weile lang.

Am 31. Dezember endlich aus dem Spital heraus: Krücken, weitere sechs Wochen, drei Nägel in der Ferse, Gips am Fuß, nicht auftreten, damit sich das künstliche Knochenmaterial verfestigt.

*„Meine Wahl ist dabei auf die Drei Zinnen gefallen.“
Die Nordwände der Kleinen, Großen und Westlichen Zinne waren der Auftakt.*

Kalbs-Spongiosa. Deprimierendes, erniedrigendes Stürzen, Hinfallen, Ausrutschen auf ebenem aber glattem, nassem Boden, und in Österreich auf Eis. Jeder Sturz schneidet einem ein Stück vom Rest des Selbstvertrauens ab.

Die Menschen waren die ganze Zeit sehr nett zu mir. Allen voran die Familie, dann die Krankenschwestern. Stapel von aufmunternder Fanpost, das Fernsehen, kein Journalist schrieb einen bösen Artikel.

„Perfekt“ abgestürzt, die Bergung gelungen, die Operation, dank den Künsten des Primarius Ferdiny, ebenfalls. Ich hatte in jeder Hinsicht großes Glück gehabt.

Sobald die Operation vorbei war, ich in der Intensivstation aufgewacht bin, ging aber das eigene Wollen, das Glauben, ging das Kämpfen an.

Zuerst kamen die Fotografen mit ihren Blitzlichtern, kamen die Journalisten, das Fernsehen. Sie kamen mehrere Tage lang, ununterbrochen, wie mir schien. Trotz der Schmerzen, trotz meines Schocks war mir das recht: ein gutes Zeichen, daß es weiterging. Ich erinnerte mich schnell an die Prinzipien, die in einer schwierigen Wand gelten: wenn ich will, dann kann ich.

In so manchen Situationen hatte ich zwar zum Wollen rein gar keine Lust mehr gehabt: aber die Konsequenz meines Wollens waren Dinge, die eine Eigendynamik entwickelt hatten, die nicht mehr aufzuhalten war. Ich mußte, mir blieb keine Wahl.

Ich lag allein in einem großen Zimmer. Die beste Zeit in diesen Wochen war der späte Abend, wenn der letzte Journalist längst gegangen, wenn auch draußen auf den Gängen endlich Ruhe war. Da waren dann keine störenden Geräusche mehr. In diesem Krankenhaus-Frieden fiel meine Hilflosigkeit vorübergehend völlig von mir ab. Ich nahm sie gar nicht mehr wahr. Die Kranken leben in solchen Stunden von den Gedanken, den Träumen, von der Erinnerung.

Ich dachte vor allem an das, was bisher am stärksten in meinem Leben gewesen war: die Berge. Alles, was ich weiß und was mir jetzt half, haben sie mich gelehrt. All die Dinge, die über das Bücherwissen und über die jahrelangen Worte der Eltern hinausgehen, die Dinge, auf die es in so einer Situation ankommt.

Die Berge, die ungezählten extremen Wände vor allem, die ich seit meinem sechzehnten Lebensjahr im Alleingang in mehr oder weniger regelmäßigen Abständen bestiegen habe, haben mich meiner Macht bewußt gemacht. Da oben habe ich erfahren — alle Extrembergsteiger kennen dieses Gefühl —, daß eine Kraft in mir ist, daß ich Dinge kann, die nur wenige können; daß ich überlebe, allein, auf mich selbst gestellt, wo die meisten Menschen keine Chance hätten. Die leblosen, abweisenden, senkrechten, oft eisverkrusteten Wände, abgeschieden, kilometerweit, gletscherweit entfernt von aller Sicherheit haben mir gezeigt, daß ich überlegen bin, daß nichts unmöglich ist. Es hat sich so oft gezeigt: es geht, es geht, wenn ich nur unbedingt will. (Was in keiner Weise bedeutet, daß es jeden Tag geht.)

Das war es, das Stark-Sein da oben, das Mich-Festkrallen-Können, ohne Hilfe eines anderen Mich-Behaupten, sogar ohne Seil, alle Verantwortung bei mir, ich, ich ganz allein. Deshalb bin ich hinaufgegangen, deshalb vor allem habe ich da oben gelebt.



Verletzt, im Spital, und jetzt, mit dem Damokles-Schwert eines zu versteifenden Sprunggelenkes über mir, bin ich wieder in einer unbekanntenen, unglaublichen, endlos langen Wand. Es geht nicht, sagen sie, vergiß es; und doch, bei allen phasenweisen Zweifeln, glaube ich fest daran.

Anfang August 1988, in den Dolomiten, ist das letzte markante Beispiel, das ich von einem persönlichen „Geht nicht gibt's nicht“ geben kann.

In insgesamt ca. zwölf Stunden reiner Kletterzeit bin ich ungesichert fünf berühmte extreme Wände mit insgesamt ca. 3000 Höhenmetern geklettert. Meine — subjektive — Wahl ist dabei auf die Nordwände der Drei Zinnen gefallen, weil sie die bekanntesten Felsformationen in den Alpen sind; die brüchige und auch heute noch berühmte „Cassin“ an der Westlichen Zinne Nordwand war die erste, die ich anging; sie war eine der ersten Routen, die mit dem damals superlativen Schwierigkeitsgrad VI+ bewertet worden ist.

Dann die „Comici“ an der Großen Zinner Nordwand, in der ebenfalls Alpingeschichte geschrieben worden ist. Sie war an meinem „Enchaînement“-Tag mit drei Seillängen im VII. Schwierigkeitsgrad, da ich sie streng „free-solo“, also ungesichert und ohne Hakenberührung kletterte, die technisch anspruchsvollste Wand; zu der absoluten Schwierigkeit kam der die Nerven zusätzlich belastende, nicht immer zuverlässige Fels. Als dritte die Nordwand der Kleinen Zinne, die ist leicht. Weiters, nach bereits ca. 1400 bis 1500 gekletterten Höhenmetern die fast 900 Meter hohe Südwand der Marmolada, in der im modernen klassischen Alpinismus, — das muß kein Widerspruch

sein: modern und klassisch — wichtigste Impulse gesetzt worden sind; und schließlich, als letzte an diesem langen Tag: die senkrechte, oft überhängende, pechschwarze und 800 Meter hohe Nordwestwand der Pordoi-Spitze mit der berühmten „Via Niagara“, die bis dahin noch keine Alleinbegehung hatte und an der in jedem Sommer noch immer mehr Seilschaften gescheitert als durchgekommen sind. Obwohl rein klettertechnisch nur V+, wird sie als Gesamttour um einen Grad höher eingestuft als die bekannten Vier-Modetouren am gegenüberliegenden Piz Ciavazes.

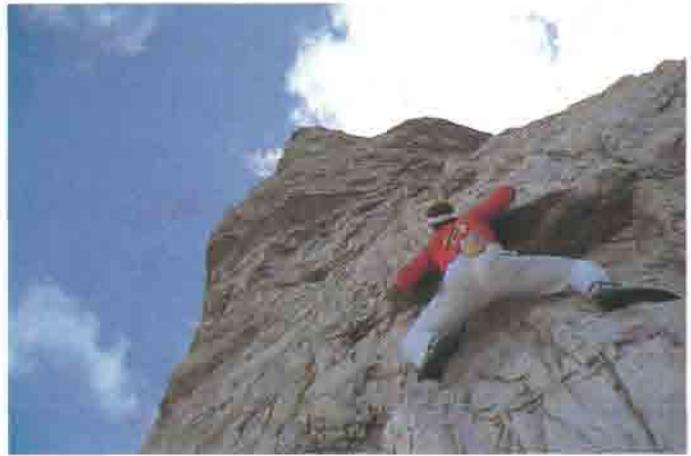
Meine Angstwand, in die ich nach bereits fast 2400 Kletterhöhenmetern einsteigen wollte. Die Alleinbegehung hatte ich in drei Jahren zwei Mal erfolglos versucht; und ich war nicht der Einzige, der da gescheitert ist.

Ich war schon immer ein ziemlicher Leistungsfetischist. Auf dem einen oder anderen Gebiet werde ich das wohl mein Leben lang sein.

Leistung ist wohl für jeden jungen Menschen ein existentielles Bedürfnis. Leistung auf irgendeinem Gebiet, in irgendeiner Form. Wir müssen alle immer wieder an unsere Grenzen gehen. Denn wie sonst sollen wir wohl erfahren, wissen, wo diese unsere Grenzen sind? Die logische Folgerung daraus ist: wenn wir *nicht* an unsere Grenzen gehen, wie wissen wir dann, was wir können, was wir wert sind?! Selbstvertrauen kommt doch nur aus dem Bewußtsein, daß man etwas kann.

Ich persönlich laufe, bewege Gewichte, klettere am Seil oft bis zur völligen Erschöpfung. Das brauche ich, nicht nur wegen eines optimalen Trainingseffekts, sondern weil ich mich in der An-

„Die
ganze
Cassin
leide
ich“



strenge, im strömenden Schweiß, im Rasen des Herzens, und weil ich mich in meiner Überwindung bestätigt sehe. Mir tut das einfach gut.

Meine ganze Arbeit, das Schreiben, Vorträgehalten, seit kurzem Filmemachen, mein gesamtes Profitum gehe ich mit der gleichen Einstellung an. Dabei heißt es leider — im Gegensatz zum Klettern — fast immer: „es ist nicht gut genug“!

In der Fachsprache heißt das Aneinanderreihen von Wänden an einem Tag — vorzugsweise von Alleingängern betrieben, weil sie halt schneller sind — „Enchaînement“. Dieser Ausdruck kommt aus dem französischen „chaîne“ (Kette), wahrscheinlich weil die Franzosen die ersten waren, die das „Enchaînement“ in der heute so bekannten Form salonfähig und berühmt gemacht haben.

Freilich darf man nicht vergessen, daß der Belgier Claudio Barbier bereits Anfang der Sechziger Jahre an einem Tag die Zinnen-Nordwände im Alleingang gemacht hat — ohne Hubschrauberunterstützung, im Gegensatz zu mir; eine für die damalige Zeit geradezu unvorstellbare Tat.

Auch der Südtiroler Reinhard Batscheider war mit dem Aneinanderreihen der Nordwände von Ortler, Königsspitze und Zebbru seiner Zeit — und den Franzosen — weit voraus.

Ein Jahr nach meinem Eiger-Nordwand-Alleingang hatte ein bekannter deutscher Manager als Steigerung, als neue Sensation, die sich gut verkaufen lasse, die „Trilogie“ von mir verlangt: die Nordwände von Eiger, Matterhorn und Grandes Jorasses an einem Tag.

Ich bin Profi, und meine Sponsoren hätten so ein Medienspektakel gern gesehen; aber obwohl ich hin und wieder nichts gegen eine spektakuläre Aktion habe, weil ich es gut und notwendig finde, wenn der Alpinismus endlich „transparenter“ wird, nach außen geht, so muß ich mich doch damit identifizieren können, mit dem, was ich da tue. Zu dieser vorgeschlagenen „Trilogie“ — Christophe Profit hat sie bekanntlich später bravourös als Erster gemacht — fehlte mir ganz einfach die Motivation. Noch einmal durch extreme Routen und Wände, die ich ohnehin schon alle allein und ohne Seil gemacht hatte, das interessiert mich bis heute nicht. Nein, Geld allein ist auch für mich kein Grund, an einen Alleingang zu denken.

Wenn meine Informationen stimmen, so sind die französischen „Enchaînement-Meister“ — allen voran der genannte Christophe Profit, dann Eric Scoffier und Jean-Marc Boivin — bei ihren Aneinanderkettungen auf kombinierte Wände spezialisiert. Diese relativ „geneigten“ Wände haben für den heute eigentlich immer vom TV via Hubschrauber beobachteten Alleingänger den angenehmen Vorteil, daß er fast jederzeit aus der Luft gerettet werden kann — wie es mit Eric Scoffier am Matterhorn im Winter geschehen ist.

Die Franzosen leben in Chamonix oder in der Nähe der Westalpen und haben, was dort besonders wichtig ist, die Verhältnisse immer gut im Auge. Ich im Gegensatz dazu lebe in Monte Carlo und habe den ganzen Winter über bei tollem Klima die herrlichen Felsen der Côte d’Azur vor der Tür.

1986, im Sommer nach meinem patagonischen Fitz Roy-Alleingang, als ich müßig kletternd durch die Ostalpen gestreift bin,

oft im Alleingang, mehr noch zu zweit, ist mir die Idee zu diesem großen, reinen Fels-„Enchaînement“ gekommen. Das hatte dort bisher noch kein Alleingänger in modernem Stil durch mehrere extreme Wände gemacht. Die genaue Wahl der Wände und Routen hatte sich dabei erst ganz zuletzt entschieden.

Meine „Fünf-Wände-Tour“ hob sich von den bisher von Alleingängern in den Alpen durchgeführten Aneinanderkettungen nicht nur in der höheren absoluten Kletterschwierigkeit ab.

Die halbe Matterhorn-Nordwand, zwei Drittel der Droites, fast ein Drittel der Eiger-Nordwand kletterte ich, wenn ich will (das heißt, ich habe es ja getan) mit der Stirnlampe in der Nacht. Bei den hohen Schwierigkeiten in den Dolomitenwänden hat man hingegen nur bei Tageslicht Zeit. Da verrechnet sich ein ungesicherter Alleingänger ohne die geringste Ausrüstung, abends, wenn er müde und ausgebrannt ist, besser nicht; und, wie gesagt, eine Hubschrauberrettung mitten in der Wand ist fast überall ausgeschlossen.

Dagegen ist das „Enchaînement“ in den Westalpen auf Grund der größeren Höhe anstrengender, die Wände sind im Schnitt höher, es werden noch größere Höhenunterschiede bewältigt, und meistens sind die Verhältnisse, auf die es in solchen Wänden auch ankommt, an den Tagen, wo Journalisten und Hubschrauber und Fernsehen bereitstehen, auch nicht gerade so, wie der Alpinist sich das wünscht; so stelle ich mir das wenigstens vor.

Eine alpine Aneinanderkettung ist auf Länge angelegt. Man muß schnell sein, und der Alleingänger muß sich die Kraft bis zum letzten Meter genau einteilen. Deshalb waren die von mir gewählten Wände nicht maximal schwierig.

Der Italiener Maurizio Giordani zum Beispiel hat die Route „Moderne Zeiten“ in der Marmolada-Südwand, seiner „Hauswand“, als einziger im „free-solo“-Stil gemacht. Diese Tour ist mindestens um einen Grad schwieriger als der „Schwalbenschwanz“, den ich gewählt hatte.

In den Westalpen haben Christophe Profit und Marco Pedrini die berühmte „Amerikanische Direkte“ an der Dru „free solo“ gemacht; immerhin unterer VIII. Schwierigkeitsgrad!

Nur ist es halt ein Unterschied, ob einer nach mehr als 1400 gekletterten, mehr oder weniger extremen Höhenmetern, darunter immerhin auch Seillängen im VII. Schwierigkeitsgrad und ungezählte im VI. Grad, zur Marmolada-Südwand kommt, oder ob der andere frisch in aller Ruhe beim schönsten Morgensonnechein einsteigt und sich „nur“ auf diese eine einzige Tour für den Tag konzentriert, ohne sich Gedanken zu machen, wie das dann noch in einer abschließende „Via Niagara“ werden wird.

Ich hatte natürlich mit einigen Kritiken zu rechnen, in bezug auf



In der „Via Niagara“
an der Pordoispitze

die „Fünf Wände“, das war mir schon klar. Nur, was die einzelnen Leute gesagt haben, das war schon einigermaßen absurd. Meine Sponsoren und ich hatten natürlich für möglichst intensive Berichterstattung in Italien, Deutschland und Österreich gesorgt. Der bekannte österreichische Filmemacher und Kameramann Erich Lackner hatte mich vom Hubschrauber aus in jeder einzelnen Wand stundenlang gefilmt. An der Marmolada war außerdem das staatliche italienische Fernsehen dabei. Am Beginn des Querganges in der „Cassin“ in der Nordwand der Westlichen Zinne und in der anschließenden „Comici“ in der Großen Zinne Nordwand, war in den Schlüsselseillängen nach einem Drittel Wandhöhe ein Filmteam plaziert.

Trotzdem hatten einige Fachleute keine Ahnung, was ich wirklich geklettert hatte und haben ihre Kritiken auf irgendein haltloses Gerede bezogen.

So schwafelten manche abschätzig von der leichten „Demuth-Kante“, die ich angeblich geklettert sei, und meinten, Claudio Barbier hätte da seine Sache noch besser gemacht. Manche hatte außerdem der Hubschrauber gestört, aber gar nicht prinzipiell, nein, sondern ich hätte andere Dolomitenwände klettern sollen. Die von mir gewählten Wände waren „phantasielos und unlogisch“. Gut! Begleiten Sie mich in meine phantasielose, unlogische Welt.

7. August 1988: Mein Wecker läutet nicht, und die innere, auf Aktion eingestellte Uhr reißt mich erst eine Stunde später auf. Streß, den ich vermeiden wollte, von Anfang an.

Ein herrlicher, eisiger Morgen.

Der Weg zum Einstieg der Nordwand der Westlichen Zinne ist zu kurz, um mich zu wärmen. Das Filmteam oben am Quergang der „Cassin“ wartet seit einer Stunde. Sie sind schon im Morgengrauen an den gestern installierten Fixseilen hochgestiegen. Denen ist sicher bitter kalt.

Steif, langsam, unsicher klettere ich zu ihnen hinauf, an zwei Seilschaften vorbei.

Die ganze „Cassin“ lang leide ich. Ich habe mir viel zu viel vorgenommen. Der ganze Tag, über 3000 zu kletternde Meter, lastet gerade jetzt in diesem ersten steilen, brüchigen, sogar überhängenden Zinnenfels auf mir.

Meine Finger spüren nichts. Die Kamera läuft. Ich bin so unsicher. Mir ist so kalt. In meinem Bauch ist Eis, in meinem Kopf ist die Angst. Der wahnsinnige Hubschrauber endlich mit seinem Höllenlärm gibt mir fast den Rest.

Die Kletterei dauert anscheinend eine Ewigkeit.

Weiß Gott, wie das zugegangen ist, es sind nur zwei Stunden. Über die „Comici“ ist wenig zu sagen. Die Unsicherheit war wie

weggeblasen. Ich war, was so selten ist, perfekt. Deshalb finde ich wenig Worte. Keine Spur von Kälte, Angst, Streß und Zitterrei. Nicht einmal die drei Seillängen im VII. Grad halten mich auf. Im Gegenteil, sie beflügeln mich. Der Kameramann hat mir auf die Finger gefilmt. Die vielen Seilschaften waren sehr zuvorkommend und rücksichtsvoll. Nach genau zwei Stunden am Gipfelkreuz.

Gut eine Stunde später auf dem höchsten Punkt der Kleinen Zinne. Die Nordwand dort ist sehr leicht.

Ruhiger Hubschrauberflug zur Marmolada. Die zweite Wandhälfte ist von Wolken bedeckt. Wir landen in einer Senke unterhalb der Hütte und besprechen uns kurz. Wenn der Nebel bleibt, muß ich mit der Seilbahn ins Tal. Das würde sehr zeitraubend sein. Außerdem, oben vom Grat über das steile Eis und die Randkluft auf den flachen Gletscher zu kommen, das macht mir Sorgen, mit profillosen Schuhen und ohne Seil.

Wir werden sehen. Mit müden, schweren Oberschenkeln steige ich ein. Die lange Pause des Fliegens hat mir nicht gutgetan. Sie geben mir ein störendes, schweres Funkgerät mit: ich habe mich überreden lassen, Mikrofone und Funkgeräte wollte ich nicht. Nach zwei Drittel der Wand, in den endlosen typischen Marmolada-Platten, da verliere ich mich. Ziemlich dichter Nebel. Der Fels ist hell und grau, der Nebel ist hell und grau. Vor sieben Jahren war ich auf dieser Route. Jetzt kenne ich mich überhaupt nicht mehr aus.

Sehr lange, vorsichtige und langsam gekletterte Querungen sind völlig umsonst. Ich finde nichts. Optisch verschluckt der Nebel zwar die Tiefe, aber er täuscht mich deshalb noch lange nicht.

Ich ende schließlich links des Pfeilers der „Don Quixote“ in einem eisgefüllten Kamin, in einer Schlucht. Da geht es eine Weile gut hoch. Dann blankes Eis, Wasser kommt vom Gletscher herab. Der Kamin wird zum spreizen zu weit. Wie soll das hier weitergehen? Ein großer Block, auf den ich vorsichtig trete, bricht polternd unter meinen Füßen weg. Herzschlag bis zum Hals herauf. Alles sehr, sehr steil hier. Fehlen lächerliche fünf Meter, dann ist es geschafft. Es sind immer nur ein paar Meter, um die es geht. Ein schwarzer, schmutziger Fingerriß ist an der rechten, überhängenden Wand. Viel Magnesia, den linken Fuß „auf Reibung“ auf das spiegelblanke Eis gesetzt ... auf die fünf Meter vollste Fingerkraft; ich bin oben.

Wütend am Grat: der Hubschrauber kommt nicht, das große Funkgerät funktioniert nicht. Ich spreche mit der Truppe von der Pordoi-Spitze, doch an der nahen Talstation, wo der Hubschrauber parkt, hören sie mich nicht. Von der Seilbahnstation blecht der Lautsprecher: „Letzte Talfahrt in zehn Minuten“.

Profillose Kletterschuhe, kein Seil, größtenteils blanke Eisflanke, Randkluft. Hetze wie ein Wilder über den splitttrigen Grat. Es ist weit. Der erste riskante Versuch, über schneebedecktes Eis auf den flachen Gletscher zu gelangen, scheitert. Ein Ausrutscher, und du liegst unten in der Spalte. Wieder hinauf, splitttriger Grat, wenn ich die Seilbahn nicht erwische, ist alles aus.

Endlich am Schnee. Ewige drei Stunden war ich bei all der Sucherei in den Platten in der Wand. Jetzt verliere ich wieder nicht eingeplante Zeit, mindestens eine weitere Stunde. Rase, immer



wieder hinfallend, im Sprint in die Station. Deutlich über 3000 Meter ist das hier. Fluche auf den Hubschrauber. Es ist geschafft.

Mein Kopf ist müde, eigentlich will ich nicht mehr. Doch die Grenze dessen, was ich kann, ist noch nicht erreicht. Gerade wegen dieser Grenze aber, wegen *meiner* Grenze bin ich doch hier. Es geht ja nicht, auch wenn es einige nicht verstehen, um einen „Rekord“.

Freilich sage auch ich es gern, wenn ich irgendwo schneller als die anderen bin. Aber eine Gebirgswand ist kein Klettergarten, keine überdachte Halle. Da oben gibt es keinen wirklichen Wettkampf in herkömmlichem Sinn. Jeder gegen jeden, in der Hoffnung, damit nur ja ich siege, daß der andere stürzt. Schnelligkeit im Gebirge bedeutet Sicherheit. Deshalb ist Schnelligkeit nichts als eine unbedingte Notwendigkeit.

Mein Kopf ist müde, die Muskeln meiner Schultern, vom Obenhalten der Arme die ganze lange Zeit, sind es auch. Der stets senkrechte schwarze Fels der „Via Niagara“ erfordert vollste Konzentration. Jetzt werde ich ja sehen, ob es möglich ist, ob ich es kann. Das große Fragezeichen vor diesem Tag war ja nie die Muskelkraft gewesen, oder die Kondition. Nein, ich wußte nur, wie müde ich normalerweise nach einem Marmolada-Tag gewesen bin. Diese Wand hat ganz einfach rundherum gereicht. Und heute war sie nicht einmal der dritte Teil. Die große Frage war die ganze Zeit gewesen, ob ich es schaffen würde, mich all die vielen Klettermeter dermaßen absolut zu konzentrieren; dreitausend mehr oder weniger senkrechte Meter lang keinen einzigen Fehler machen zu dürfen. Immerhin fünf Wände lang vollstes Risiko.

Sehr bedächtig ziehe ich an dem Filmteam und dem Fotografen Thomas Hrovat vorbei. An einigen Stellen ist der Felsen feucht. Heute vormittag haben drei Seilschaften abgeseilt: zu naß ... Weit hinauf hält mich dennoch nichts. Dann verliere ich wieder den Weg, gehe viel zu weit nach rechts. Mein Freund Herbert Haselsberger brüllt mir von unten aus dem Führer Anweisungen herauf. Er ist aber viel zu weit weg. Ich verstehe ihn nicht. Die Route kenne ich zwar, aber es ist ebenfalls schon wieder viel zu lang her.

Für einen Rückzug, zum Abklettern ist es längst zu spät. Meine Hose ist dünn, das Leibchen ärmellos, Hinter dem Langkofel geht die Sonne unter. Im Film später, sieht das sehr schön aus. Wieder wird es kühl. Mir bleibt nicht mehr viel Zeit. Nirgends nämlich ein Platz zum Liegen, nicht einmal zum Sitzen ist ein Fleckchen groß genug. Einmal ein Standplatz mit zwei Haken in der Senkrechten; was nützt mir das? Keine Reepschnur, kein Karabiner. Ich verfluche mich. Das mußte ja nun wirklich nicht sein.

Tief im Bauch, lauernd, spüre ich jetzt die Panik. Die Grenze ist jetzt sehr, sehr nah. Zwei Mal ziehen sich die Finger ein im Krampf. Halten Halten Halten, den ganzen Tag. Wie steil die Wand ist. Schon seit langem schaue ich nicht mehr hinunter. Auch Herbert schreit seit einer Weile nicht mehr. Er hat eingesehen, es hat doch keinen Sinn. Immer im Senkrechten, vorsichtig vorsichtig hinauf. Die Schlüsselseillängen hängen über. Gute Griffe, athletische Kletterei, ungeheuer ausgesetzt. Ein schlechter, falscher Griff, und du hast vierhundert Meter Freiflug. Es dämmt. Weit kann es auf das riesige Band nicht mehr sein. Nicht mehr weit, aber vielleicht zu weit. Senkrecht, keine Haken weisen den Weg.

Langsam, langsam und ungeheuer vorsichtig kletternd erreiche ich erstaunt das flache Band.

Es ist fast dunkel. Ich senke auf die Knie und brülle, brülle mir alle Angst und die zurückgedrängte Panik aus dem Leib. Das habe ich noch nie getan. Was für eine unendliche Erleichterung!

Was wäre aus mir geworden, ohne Reepschnur, in der Senkrechten mich haltend, nicht einmal ein Platz zum Sitzen, im dünnen Leibchen, in dieser Höhe, eine ganze lange Nacht ...

Für die restlichen 200 Meter zum Gipfel, die leichter sind, bleibt keine Zeit. Es ist fast finster, der Hubschrauber kommt. Dabei hätte ich so gern auf den höchsten Punkt gewollt.

Leider, da mußte ein Schönheitsfehler, ein Wermutstropfen bleiben: daß ich nicht ganz, ganz oben war. Und das werde ich wohl nie sein, weil es immer noch, nach jedem höchsten Punkt, einen höheren gibt: unerreichbares Ziel einer lebenslangen Sehnsucht!



„Eine bizarre, wie gemeißelte Granitsäule von dreifacher Höhe eines Marmoladapfeilers mit daraufgesetztem Campanile di Val Montanaia (insgesamt 2000 m kompakter Fels) — am Ende der Welt, in einem Reich kaum vorstellbarer Stürme . . .“

Im Jahre 1959 standen Cesare Maestri und Toni Egger als erste Menschen auf diesem Berg, dem Cerro Torre in Patagonien. Beim Abstieg kam Egger ums Leben — und nach einigen erfolglosen Wiederholungsversuchen begannen die Zweifel: Bis Maestri 1970 zurückkehrte, um „in einer fast schon pathologischen Sturheit sein Vorhaben zu vollenden“. Er hat den Cerro Torre zweimal überwunden. Die Zweifler und Schreibtischexperten aber sind unüberwindlich.

Foto: Jürgen Winkler

Höhenschwindel und krumme Touren

Irrtum, Zweifel und Betrug im Alpinismus

Von Adolf Mokrejs

„Der Lüge kecke Zuversicht reißt hin; das Wunderbare findet
Gunst und Glauben“
Schiller

„Die Jäger und die Kletterer, das sind die größten Schmetterer“
Volksmund



„... ein Mann von schlichten Geistesgaben.“
Balmat mit Saussure
Aus: Steinitzer: Der Alpinismus in Bildern, München 1924

Als mich der Bergfreund anrief, taten wir zunächst das Nächstliegende: wir besprachen ausführlich unsere letzten Heldentaten. — Dann wurde seine Stimme hörbar mißvergnügter: „Ist dir eigentlich aufgefallen, wie die Scharlatane immer mehr und immer lauter werden?“ Aktueller Anlaß war eine für die Regenbogenpresse inszenierte alpine Clownerie gewesen. Doch ich hatte schon mein Standardzitat zur Hand, genauer im Mund: „Nichts Neues geschieht unter der Sonne!“ Beim Rückblenden in die Alpingeschichte wird deutlich, daß Großsprecherei, bewußte wie unbewußte Irreführung, Neid und Schwindel von Anfang an wie ein Wasserzeichen durchscheinen.

Nicht von ungefähr treffen wir am offiziellen Beginn des Alpinismus neben dem tatkräftigen und uneitlen Montblanc-Erstbesteiger Michel-Gabriel Paccard eine sinistre Gestalt wie den Journalisten, Chorsänger und Mochtegern-Erschließer *Marc-Theodore Bourrit*. Dieser Intrigant, der selber am Berg nach übereinstimmenden Berichten denkbar schlechte Figur machte, wollte sich als Pionier und eigentlicher Initiator der ersten Montblancbesteigung 1786 darstellen. Mit journalistischen Untergriffen und giftigen Propagandaaktionen machte er Front gegen den Chamonixer Gemeindefarmer Paccard und benutzte dessen Begleiter, den Kristallsucher Balmat — einen Mann von schlichten Geistesgaben —, indem er ihn zu unüberlegten und unwahren Aussagen verleitete, ihn zur treibenden Kraft und sich selbst zum spiritus rector hochstilisierte.¹ Immerhin aber hat er als traurige Randfigur weit über Gebühr in der Montblanc-Geschichte Raum gegriffen. Während heute vielfach ökonomische Zwänge diverse Semi- und Pseudoprofis zu marktschreierischen Aktionen animieren, war es damals wohl in erster Linie Ruhm- und Geltungssucht.

Wegweiser und festgefügtter Wertkatalog auf diesem Pfad war — und ist vielfach noch heute — die Gipfelhöhe.

Zahlenfetischismus

Größere Höhe = größere Leistung: diese simple Formel ist nicht nur im oberflächlichen Illustriertenpublikum nahezu unverrückbar verankert. Auch der geeichte Berggeher verbindet mit den naheliegenden Tausender-Kategorien fast automatisch ein aufsteigendes Anforderungsprofil: die Dreitausender der Ostalpen; die Viertausender der Westalpen; die Fünftausender des Kaukasus (derzeit gleich dem Rubel nicht konvertierbar); die Sechstausender der Anden; die Siebentausender der zentralasiatischen Hochgebirge, und die Achttausender des Karakorum und Himalaya. Ein „leichter“ Achttausender bleibt eben ein Achttausender mit seinem hohen Prestigewert, ein Siebentausender demgegenüber „nur“ ein Siebentausender, selbst wenn er einer der schwierigsten Hochgipfel der Welt ist wie der Gasherbrum IV mit seinen 7925 m. In diesem Wertgefüge fallen die Gipfel Grönlands oder Baffin Islands, knapp um die Zweitausendermarke („bessere Voralpenerhebung“), völlig durch den Rost, selbst wenn sie mit Big-Wall-Klettereien von 50 Seillängen aufwarten können; die schwierigsten Kletterberge der



Links: Er mußte als falscher Sechstausender jahrelang Expeditionen über sich ergehen lassen: Kilimandscharo (5895 m)
Seite 77: Er bleibt der Höchste: Mount Everest (8884 m)

Fotos:
Franz Bauer

Welt, die Granitspitzen Patagoniens, leiden trotz allem ein wenig unter dem Makel, „nur“ zu den Dreitausendern zu zählen, und selbst die gewaltigen Felstürme des Baltoro, wie Pajju Peak, Uli Biaho oder Trango Tower mit ihren sechstausend Metern Gipfelhöhe und bald doppelten Dimensionen einer Dru-Westwand werden nach diesem System unterschwellig in der Kategorie der „gehobenen Trekkinggipfel plus Schwierigkeitszuschlag“ eingeordnet.

Führen Gipfel knapp unterhalb einer bestimmten Tausendergrenze meist ein rechtes Aschenbrödel-dasein, so werden sie ab einem gewissen Bekanntheitsgrad aus National- oder Lokalstolz (respektive Fremdenverkehrsinteressen) gerne „hinauf“-gemessen. So etwa wird dem Dachstein (2996 m) vielfach — unbeirrt von der Kartografie — zum Gardemaß von 3004 m verholfen; manchen Tirolern wiederum scheint es unerträglich, daß der höchste Gipfel Österreichs (3797 m) nicht einer aus ihrem heiligen Land, sondern ein gewisser Großglockner sein soll, daher werden in Abständen immer wieder gerüchtweise Äußerungen diverser Vermessungskünstler lanciert, welche diesen Ruhm der Wildspitze (3774 m) zukommen lassen möchten („Irgendwas muß doch daran sein ...“).

Der Kilimandscharo (Uhuru Peak, 5895 m) mußte als falscher Sechstausender jahrzehntelang „Expeditionen“ über sich ergehen lassen, wie auch der Aconcagua (6959 m) in echt südlichem patriotismo zuweilen noch beharrlich als Siebentausender ausgewiesen wird. Er liegt dazu in Konkurrenz mit dem schwer zugänglichen Ojos del Salado (6885 m) in der entlegenen Hochwüste Chiles, zu dem in schöner Regelmäßigkeit Vermessungstrupps entsandt werden, um ihn vielleicht doch noch zum höchsten Berg Südamerikas hochzurechnen.

Ein besonderer Tort wurde dem Chan Tengri im Tienschan von der Geologie angetan: ein solcher Bilderbuchgipfel — und „nur“ 6995 m hoch! Die Schweizer haben für einen solchen Grenzfall eine typisch eidgenössisch-praktische Lösung ersonnen: der 3996 m hohe Fletschhorngipfel soll ganz einfach aufgestockt werden, damit nach Erklimmen des vier Meter hohen Steinhauens im Alpinisten ein ähnliches Selbstwertgefühl aufglühe wie auf den von Mutter Natur etwas großzügiger bedachten Nachbarn Lagginhorn (4010 m) und Weißmies (4023 m)!

Der Zehntausender

In weit großzügigere Kategorien stieß 1875 A. J. Lawson vor. In jenem Jahr erschien sein Buch „Wanderungen im Inneren Neu-Guineas“. Auf der fernen, regendampfenden Dschungelinsel hatte der wackere Captain außerordentliche Leistungen vollbracht. Sein Ziel war ein bis dato (und fernerhin bis heute) unbekannter *Mount Herkules*, der mit genau gemessenen 32.783 Fuß (= 10.748 m) angegeben wurde — nichts Geringeres als der höchste Gipfel der Welt. In schöner Bescheidenheit gab der Autor indes zu, nicht die höchste Spitze, sondern „nur“ eine Höhe von 25.314 Fuß (= 8299 m) erreicht zu haben. Um vier Uhr früh sei er in Begleitung eines Eingeborenen namens Aboo von seinem Basislager in 2.000 Fuß (= 655 m) Höhe aufgebrochen, hatte um neun Uhr bereits 14.000 (etwa Monte-Rosa-Höhe) und um dreizehn Uhr 25.000 Fuß erreicht.

Das entspräche einer Steigleistung von 840 Höhenmetern pro Stunde, konstant durch 9 Stunden durchgehalten, und das selbstverständlich nicht auf gebahnten Pfaden, sondern im unwegsamsten Gelände: Durch Dschungel und hohes Urwaldgras, über glatte Felspassagen und Schneefelder, frei von Akklimatisationsproblemen in die höchste Höhe, in die damals (und bis 1922) je ein Mensch vorgedrungen war ...

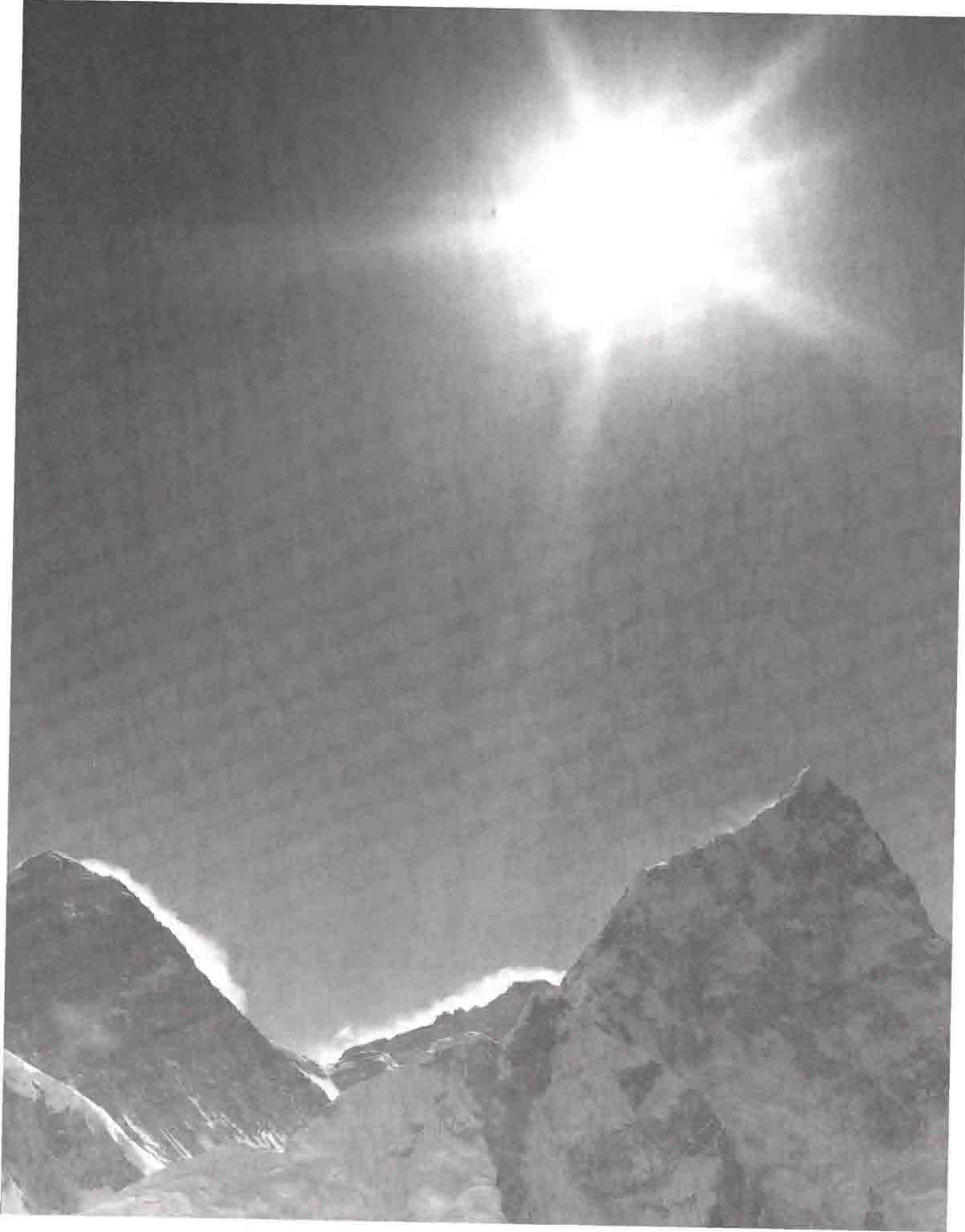
Die Leistung dieses Superalpinisten müßte — selbst wäre sie tatsächlich erbracht worden — vor der seines kleinen Begleiters Aboo verblassen, der mit seinen 127 cm Körpergröße (vermutlich vom Stamm der Sowosama?) tapfer Schritt hielt ...²

Die Unterhaltungspresse nahm sich dieses Unfugs jedenfalls mit Begeisterung an, ehe das Alpine Journal mit garstiger Pedanterie die Legende vom Mount Herkules ausräumte.

Der höchste Gipfel Neuguineas, die Carstensz-Pyramide (5029 m), wurde übrigens erst 1962 durch Heinrich Harrer, Phil Temple, Bert Huizinga und Russ Kippax bestiegen.

Die Neuntausender-Saga

Das Zwanzigste Jahrhundert blickt nieder auf eine geheimnisvolle Welt — keine unbekanntenen Küsten, vergessenen Inseln oder unentdeckten Gebirge mehr ... Und doch nährt gerade eine fast vollständig erforschte, kartierte und ausgemessene Erdkugel ein menschliches Urbedürfnis nach dem Unerforschten,



Suche nach
der Arche Noah:
Ararat (5137 m)

Foto:
Renate Hörmann



phantastisch Spekulativen (Däniken läßt grüßen!). Nur muß es unser Jahrhundert eine Nummer kleiner geben als Captain Lawson. Immer wieder tauchten Zweifel (Wunschgedanken?) auf, ob die Chomolungma, besser bekannt als Mount Everest, mit 8884 Metern wirklich der Gipfel der Welt sei. 1922 hatte der britische General Pereira in der chinesischen Provinz Ch'inghai im Gebiet der großen Hwang-Ho-Schleife einen Berg entdeckt, von dem er mutmaßte, er sei höher als der Everest. Der amerikanische Botaniker Rock kam diesem Gipfel, der höchsten Erhebung der *Amnyi Machin-Kette*, von Osten bis auf 100 km nahe und schätzte ihn auf rund 9000 m.

Dann kam im Frühjahr 1944 eine Meldung, welche diese Annahme unterstützte: ein amerikanischer Pilot hatte auf der Strecke Burma-Chungking die Wolkendecke durchbrochen und in 9300 m neben sich einen schneebedeckten Berg gewahrt, dessen Gipfel noch einige hundert Meter über seiner Flughöhe lag — und sein Höhenmesser habe einwandfrei funktioniert! Seltsamerweise hat der große Asienforscher Wilhelm Filchner auf seinen Expeditionen 1903 bis 1905 das Gebiet durchwandert, ohne daß ihm ein derart riesenhafter, alles überragender Gipfel aufgefallen wäre. Schon bald nach der Nachricht des Fliegers hat der „Himalayapapst“ G. O. Dyhrenfurth seine Zweifel an der Existenz eines solchen Berges angemeldet und genau berechnet, aus welcher Entfernung dieser Gigant sichtbar sein müßte.

Das Wunderbare findet Gunst und Glauben ...

1948 organisierte der Chicagoer Füllfederfabrikant und Millionär Milton Reynolds eine Flug-Expedition zu diesem Fabelgipfel. Nach mancherlei technischer Schwierigkeiten unternahm Reynolds im März 1948 mit seinen Begleitern Odom, Sallee und Lear einen von den Chinesen nicht genehmigten Flug über das Berggebiet. Danach verlangte die chinesische Regierung von Reynolds, daß er im Lande bliebe, bis alle offenen Rechnungen bezahlt seien, doch am Tag nach seiner Zusage, am 4. April, verflüchtigte sich der Millionär unter Zurücklassung der chinesischen wie der amerikanischen Expeditionsteilnehmer sowie eines beträchtlichen Schuldenberges — zumindest dieser wies astronomische Höhen auf.

Bald darauf, durch die Reynolds-Expedition aufmerksam geworden, überflog ein Zivilpilot auf dem Flug von chinesisch-Turkestan nach Lanchow — ebenfalls ohne Genehmigung — die Amnyi Machin-Kette in 22.500 Fuß (= 7300 m) und stellte jedenfalls fest, daß die Gipfel tief unter ihm gelegen seien. Am 16. April 1948 wurde durch den Chinesen Moon Chin mit einer Gruppe chinesischer und amerikanischer Fotoreporter (allerdings ohne Wissenschaftler an Bord) ein siebenstündiger Flug über das Gebiet des oberen Hwang-Ho-Bogens unternommen, wobei man zu dem Ergebnis gelangte, daß der Gipfel des Amnyi Machin kaum 6000 m hoch sei.

Dennoch organisierte der Amerikaner Leonhard Francis Clark im Frühjahr 1949 für das Magazin „Life“ eine umfangreiche Expedition, die das Gebiet um diesen hartnäckig als „Höchsten“ bezeichneten Berg genau zu vermessen. — Für derlei phantastische Projekte lassen sich offenbar immer wieder Mittel flüssig

machen, wie das aktuelle Beispiel seines Landsmannes, des Ex-Astronauten Armstrong zeigt, der Jahr für Jahr Sponsoren für seine Ararat-„Expeditionen“ zur Suche nach der Arche Noah findet ...

Clarks imposanter Expeditionstroß umfaßte Spezialisten für Topografie, Strahlenforschung und Medizin, eine berittene 50-Mann-Eskorte, 20 tibetische Kundschafter und 150 Tragtiere, und erreichte am 7. Mai 1949 eine Hochebene auf etwa 4600 m. *„The whole mountain was covered with snow and ice from its base in the 15.000-Foot-level to its ridge or domelike peak. Only the thin dark edges of stony ridges running upward the culminating peak were clear of snow and ice. Possibly the wind never ceases in the higher regions. Amnyi Machin Peak is a great Fortress, the pinnacle of the earth's crust, with mountain range upon mountain range laid down for its Foundation ...“*

Die Schilderung Clark's in Bezug auf die Vermessung ist weit weniger blumig. Es wurde eine Basis von etwa 1000 m Länge ausgemessen, ihre Meereshöhe jedoch nach der chinesischen Karte — geschätzt! Die wegen herannahenden Schlechtwetters in großer Eile durchgeführte Vermessung ergab bei solchen eingebauten fundamentalen Fehlerquellen natürlich gerne ein Wunschergebnis von 29.661 Fuß (= 9040 m) und wurde von der geografischen Fachwelt nicht sonderlich ernst genommen. — Die Expedition endete übrigens in Kanton mit einem Eifersuchtsdrama, bei dem Clark zwei Männer tötete und selber verletzt der Polizei in die Hände fiel.⁵

Mit dem Beginn des Kalten Krieges rückte das Amnyi-Machin-Massiv schließlich für westliche Bergsteiger in unerreichbare Ferne. Die Neuntausender-Saga hatte sich wohl als unhaltbar erwiesen, doch über die tatsächliche Höhe des Berges war man sich noch immer nicht im klaren. Am 2. 6. 1960 hat eine Expedition des geologischen Institutes Peking unter Pai Chin Hsiao den Gipfel erstmals bestiegen und mit 7160 m angegeben (Alpine Journal No. 303, Nov. 1961) — eine gewaltige Überschätzung, die einem Geologenteam eigentlich nicht unterlaufen sollte! Noch dazu, wo sie den Zeitpunkt des Gipfelsieges — 12,30 Pekinger Zeit — geradezu akribisch notierten. In „Berge der Welt, 1968/69“ dagegen ist der Gipfel gar nur mit schnöden 5500 m ausgewiesen! — 1981 wurde der Berg wieder einmal erstbestiegen: Im Zuge der Öffnung Chinas wurde der Amnyi Machin zur „Erstbesteigung“ quasi feilgeboten (zugleich mehreren Gruppen — geschäftstüchtig sind sie ja, die Chinesen!) Im Mai waren Japaner erfolgreich, im Juni Amerikaner, dicht gefolgt von einer deutsch-österreichischen Mannschaft.

Auch das schöne Geschlecht.
„Mlle. d'Angeville au Mont Blanc (1838)“
Aus: „*The early Mountaineers*“ von
Francis Gribble, London 1989

Die Höhenangaben können mittlerweile als unanfechtbar gelten: Das Amnyi Machin-Massiv weist vier Gipfel über 6000 m auf. Den Hauptgipfel mit 6282 m sowie drei Nebengipfel mit 6268, 6090 und 6070 m. Womit das ehrgeizige Wunschziel „Höher als der Everest“ endgültig auf die futuristische Disziplin des Mars-Bergsteigens verwiesen wird: dort wurde ein Klafp namens Mount Olympus ausgemacht, der mehr als 20000 m hoch sein dürfte ...

Höhenrekorde, echte und unechte

Vorläufig jedoch müssen sich „Höchst“-Leistungen jeglicher Art auf unseren alten blauen Planeten beschränken.

Solange noch ein Überfluß an hohen unerstiegenen Gipfeln herrschte, konnte die größte erreichte Höhe logischerweise als Rekord reklamiert werden; hiebei wurde im Lauf der Jahre in zwei Ebenen verfahren: jeweils der höchste erstiegene Gipfel, sowie die größte erreichte absolute Höhe — wobei eigenartigerweise durch Jahrzehnte hindurch die beiden Marken weit auseinanderklafften.

Vor 1900 hat kein Mensch die 7000er-Grenze überschritten, sehr wohl aber haben südamerikanische Hochlandindianer in präkolumbianischer Zeit den Lullaiyaco (6723 m) und andere hohe Vulkanberge zu kultischen Zwecken erstiegen. Der Aconcagua (6959 m) wurde 1897 von Mathias Zurbriggen erstmals bestiegen. 1905 erreichte Tom Longstaff am Gurla Mandhata (7728 m) eine Höhe von etwa 7250 m, und stand 1907 auf dem Gipfel des Trisul, 7120 — dem ersten Siebentausendergipfel. Die Quote 7300 erreichte der Herzog der Abruzzen 1909 bei einem Versuch an der Chogolisa. 1911 schraubte Kellas am Pauhunri (7128 m) den Gipfelrekord um 8 m höher, der erst 1928 mit der Besteigung des Pik Lenin, 7134 m durch Karl Wien, Eugen Allwein und Erwin Schneider überboten wurde. Währenddessen war man an den Flanken des Mount Everest in unvergleichlich großer Höhe vorgestoßen: 1922 hatten Mallory, Norton und Somervell 8225 m erreicht, Bruce und Finch eine Woche später 8326 m, und 1924 stand Norton (ohne künstlichen Sauerstoff) auf 8572 m — eine Leistung, die erst 1953 überboten wurde.

Dagegen nahmen sich die höchsten erstiegenen Gipfel eher bescheiden aus: 7473 am Jongsang Peak (Schneider und Hoerlin 1930), 7755 am Kamet (Smythe, Shipton u. a., 1931), 7816 m an der Nanda Devi (Tilman und Odell 1936). — Erst 1950 gelang es den Franzosen Louis Lachenal und Maurice Herzog, den ersten Achttausendergipfel, die 8078 m hohe Annapurna zu besteigen und den jahrzehntelangen Bann zu brechen.

Die Engländer erwiesen sich förmlich als Spielverderber, indem sie 1953 gleich den höchsten Gipfel der Erde bestiegen und dem scheinweisen Höherlizitieren (etwa nach Gewichthebrauch) ein Ende machten. Wurden danach noch die jeweils ersten Besteigungen der höchsten Gipfel durch verschiedene Nationalitäten gefeiert (1980 wurde sogar noch im schönsten Kolonialstil eine „Erstbesteigung durch Weiße“ des von Chine-



sen 1964 erstmals betretenen Shisha Pangma nachgereicht), so halten wir derzeit bei Provinzial- und Lokal„rekorden“ — der „höchste“ Schlierseer, Kärntner oder Emmentaler können sich bejubeln lassen.

Künftige Rekordanwärter müssen sich folgerichtig auf Spezialdisziplinen verlegen: Erstbesteigung mit einem Fahrrad oder sonstigen Sportgerät auf dem Buckel (in Kriegszeiten pflegten Gebirgstruppen sinnigerweise durch große Alpenwände und -flanken übungshalber MG's [Totenkirchl-Westwand] oder Granatwerfer [Pallavicinirinne] zu transportieren), ferner warten zahllose Gipfel auf die Erstbesteigungen etwa mit Boxhandschuhen, durch den Inhaber eines bestimmten Parteibuches, jedweder Berufsgruppe, eines Linksträgers oder einer virgo intacta ...

Freilich wäre es ein Wunder gewesen, hätten die Frauen dem lächerlichen männlichen Rekordgestrampel tatenlos zugesehen.

Seit Henriette d'Angeville 1838 als erste Dame den Montblanc bestiegen hat, begann auch das schöne Geschlecht in diesen Reigen der Eitelkeiten einzusteigen, mit denselben zuweilen grotesken Auswüchsen, und dem Recht auf die gleichen Dummheiten: So ließ 1855 die Fürstin Kolzow-Massalsky, besser bekannt unter dem Pseudonym *Dora d'Istria*, ein mehrbändiges Werk über ihre Schweizerreise drucken, anlässlich derer



Klärte den Huascaran-Schwindel:
 Fanny Bullock-Workmann, die „Welthöhenrekordhalterin
 für Damen“ an der Jahrhundertwende, im Bild
 „on the summit of sharp rock, 20571 feet“
 Aus: „Peaks and Glaciers of Nun-Kun“, London 1909

sie den damals noch unerstiegenen *Mönch* erklommen hätte. Ihre Führer Peter Jaun und Peter Bohren seien zuerst auf den Gipfel gelangt und hätten eine Fahne gehißt, die Fürstin sei ihnen nachgefolgt und hätte diesen um 3 Uhr nachmittags erreicht. Am selben Abend (!) habe man noch Grindelwald erreicht und sei sogleich nach Interlaken weitergefahren! Allein diese Angabe ist verdächtig, der Bericht enthält zudem zahlreiche topografische Lücken und Ungenauigkeiten. Wahrscheinlich haben die Führer die schon etwas mitgenommene Hoheit im Nebel auf eine Kuppe in der Nähe des Mönchsjochs geführt und ihr dann ein offizielles Zeugnis über ihr tapferes Mithalten an der „allerersten Besteigung des Mönch“, am 13. Juni 1855“ ausgestellt — ein Kuriosum ersten Ranges, wurde es doch üblicherweise mit derlei Zeugnissen gerade umgekehrt gehalten!

Höher hinaus wolle *Miß Annie Peck*, die 1908 in Peru einen „weiblichen Höhenrekord“ aufgestellt hatte, und zwar gleich an einem über 8000 m hohen Berg. Die peruanische Regierung ließ aus diesem Anlaß sogar eine Medaille prägen, auf der auch die fabelhafte Höhenangabe eingraviert ist. Fanny Bullock-Workman, die mit ihrem Mann 1906 den Pinnacle Peak (7091 m) im Himalaya erstbestiegen hatte, ließ wütend ihren betuchten Gatten eine Expedition von Experten der Pariser Akademie ausrüsten, welche die Angaben der Konkurrentin abklopfen und richtigstellen sollte. Der *Huascaran*, der „Achttausender“ der *Miß Peck*, schrumpfte alsbald auf 6768 m, und daß die

ehrgeizige *Miß* den Haupt- oder auch nur den niedrigeren Nordgipfel erreicht hat, gilt als höchst unwahrscheinlich. Wie in derartigen Fällen damals schon üblich, gab es nur mißlungene oder nichtssagende Fotos, und der Höhenmesser wurde versehentlich, wie das Leben so spielt, im Zelt liegengelassen.⁴

Den Anspruch auf den Titel der „höchsten Frau“ konnte Hettie Dyhrenfurth nach der Erstbesteigung des *Sia Kangri*, 7315 m im Jahr 1934 volle 18 Jahre aufrecht erhalten, (sie wurde dafür bei den Olympischen Spielen 1936 in Berlin mit der nur damals vergebenen goldenen Bergsteigermedaille ausgezeichnet) ehe 1952 Claude Kogan am *Cho Oyu* 7700 m erreichte. Die zierliche, aber ungemein energiegeladene Modezeichnerin aus Nizza hat es nicht geschafft, als erste Frau einen Achttausender zu besteigen: 1959 ist sie am *Cho Oyu* umgekommen. 1975 schließlich erstiegen die Japanerin Junko Tabei, und kurz darauf die Tibeterin Phundog den *Mount Everest* und schlossen damit auch dieses Kapital ab.

Als Postskriptum zum Thema erreicht uns noch die buchstäblich atemberaubende Meldung, daß sich der Tibeter *Cering Doji* im Mai 88 anläßlich einer *Mount-Everest*-Überschreitung 99 Minuten „ohne Sauerstoff“ (vermutlich ohne künstlichen Sauerstoff) auf dem Gipfel aufgehalten und damit einen neuen Rekord aufgestellt hat ...

Vom Höhenbergsteiger über den Schnellkletterer bis zum stempfressenden Weitwanderer spielen sie im Grunde alle das alte Steinzeitspiel mit dem aufgeplusterten Fell, dem Kopfputz und der unverzichtbaren Rassel, welches da heißt: „Ich bin der Größte!“

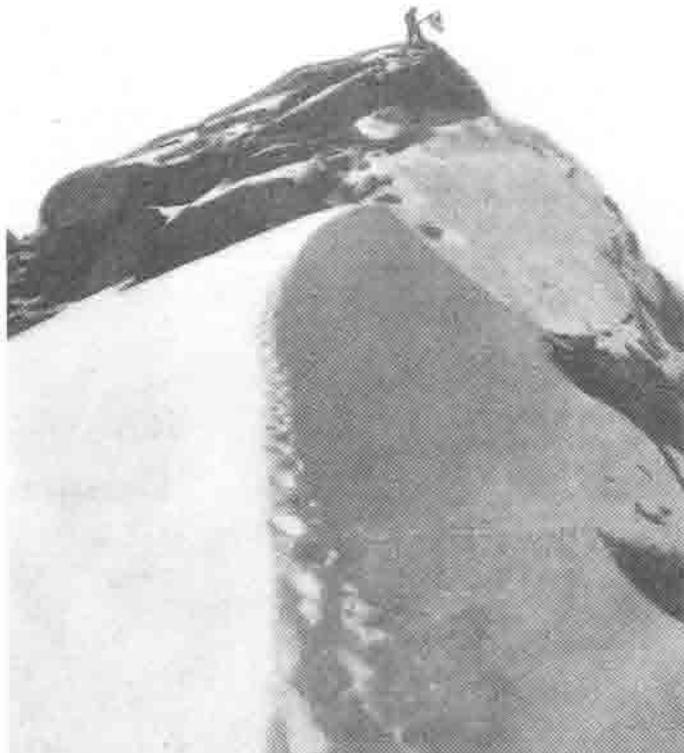
Der Rekord oder zumindest das Rekordchen scheinen eine weitverbreitete, ja fast lebensnotwendige Krücke bergsteigerischen Selbstbewußtseins zu sein.

Soviele Erste, Schnellste, Beste ...

Dabei kann häufig gar kein leichtfertiger Umgang mit der Wahrheit unterstellt werden. Schon Jahre vor Kurosawas filmischem Meisterwerk wurde das *Rashomon*-Syndrom in der alpinen Literatur abgehandelt: Vier Personen schilderten einen Kletterunfall im *Montblanc*gebiet — vier recht subjektive und unterschiedliche Darstellungen je nach Position innerhalb der Seilschaft, als Abstürzender, Sichernder oder vom Geschehen mehr oder weniger Überraschter.

Die höchst persönliche Sicht all dieser kleinen Zentren des Universums (man vergleiche etwa Augenzeugenberichte von Verbrechen oder Unfällen) erfährt noch eine zusätzliche Retusche durch den Faktor Zeit, indem allmählich eine vorgefaßte, teilweise durch Wunschenken gefärbte Darstellung des Sachverhaltes einsickert.

Bei alten Bergsteigern war es fast immer der noch Lebende einer klassischen Seilschaft, der die schwierigsten Stellen geführt respektive als Erster den Gipfel erreicht hat und sich häufig auch beschwert, daß die berühmte Route nach seinem Partner benannt ist ...



„The Flag on the summit. . .“ Cooks Schwindelbild vom angeblichen Gipfelsieg auf dem McKinley, veröffentlicht in Harper's Monthly Magazin, 1907

Aus: Steinitzer: Alpinismus in Bildern, München 1924

Der nächste Schritt sind dann die kleinen Korrekturen, mit denen die Wahrheit (was immer das sein mag) ein wenig aufpoliert wird:

Wer kennt etwa nicht jene geschönten „reinen“ Kletterzeiten, denen zufolge nach Abzug aller Minuten für Anseilen, Standplatzwechsel, Foto-, Eß- und Pißpausen sowie Nachlesen im Führer die Seilschaft beinahe gleichzeitig mit dem Beginn der Kletterei den Ausstieg erreicht hätte? Oder die Eisflanken, die üblicherweise um 5, häufig aber 10 Grad steiler gemacht werden (schon Paul Preuß stellte die spöttische Frage, ob es sich wohl um Angaben in Fahrenheit-Graden handle?).

Und die oft erstaunlich geringe Zahl der angeblich verwendeten Haken hat ihre heutige Entsprechung gewiß in so mancher Rotpunkt-Begehung, die man ebenfalls nicht peinlich unter die Lupe nehmen dürfte ...

Bis zu einem gewissen Übertreibungs-Level herrscht diesbezüglich fast ein Konsens, denn wer hätte wohl noch nie ein wenig zu dick aufgetragen?! Schließlich sind Wettbewerb und Ehrgeiz wesentliche Triebkräfte alpinistischer Betätigung. Allerdings kann letzterer zuweilen in krankhafte Formen münden.

Der arktische Münchhausen

Am 16. September 1906 hat der amerikanische Arzt *Dr. Frederick A. Cook* (1865—1940) mit einem gewissen *Edward Barill* den „Scheitel des Kontinents“, den Gipfel des 6193 m hohen *Mt. McKinley* (Denali) als Erster betreten.

Hat er zumindest behauptet. Und fleißig darüber berichtet. In Harpers Monthly Magazine vom Mai 1907 ist auch der fotografische „Beweis“ abgedruckt: Auf einem aperen Felsbuckel über einem sanften Firngrat steht ein Männchen und schwenkt eine Fahne. „*The Flag on the summit of Mt. McKinley, 20.300 Ft above sea-level*“, verkündet die Bildunterschrift. Im exklusiven American Alpine Club (AAC), dem Cook angehörte, wurde diese Besteigung angezweifelt, doch Cook war zum Zeitpunkt nicht greifbar: er war auf einer Expedition zum damals noch nicht erreichten Nordpol unterwegs. In dieses „Rennen“, wie es bereits klassifiziert wurde, konnte er einiges an einschlägiger Erfahrung einbringen: 1891 war er Teilnehmer einer vielbeachteten Grönlandexpedition unter der Leitung seines späteren Rivalen *Robert E. Peary* gewesen, 1898 nahm er an der ersten Überwinterung auf dem antarktischen Kontinent teil, und nun war jener Punkt der nördlichen Halbkugel sein Ziel, der von Abenteurer-Wissenschaftlern seit drei Jahrhunderten vergeblich anvisiert wurde.

Robert E. Peary (1856—1920), Marine-Ingenieur aus Maine und mittlerweile hauptberuflicher Abenteurer, gab sich mit Vorliebe als ehrgeiziger, beinhardter, unerschütterlicher Kraftmeier — und war es wohl auch, wie sein von Jugend an durch 23 Jahre währendes Ringen um den Nordpol zeigte. Unvorstellbare Strapazen hatte er auf sich genommen, nach Erfrierungen waren ihm sämtliche Zehen amputiert worden, und trotz dieser Verkrüppelung unternahm er noch zwei Polarmärsche von beispielloser Härte. — Im September 1908, im Alter von 52 Jahren, begann er seine entscheidende Reise zum Pol. Der eigentliche Vorstoß von einer Basis im nördlichsten Grönland begann im Februar 1909. Am 6. April stand er mit seinen Begleitern am Ziel — an jenem Punkt der Nordhalbkugel, an dem sich Nord und Süd, Ost und West aufheben.

Auf seinem Rückweg begegnete er mit seiner Mannschaft jenen beiden Eskimos, die Cook begleitet hatten. Sie schilderten, daß sie Anweisung hätten, von einem Marsch weit über das Meereis zu berichten, doch wäre das Land immer in Sichtweite gewesen. Peary nahm dieses Konkurrenzunternehmen nicht sehr ernst, doch als er seine Siegesmeldung in die Welt telegraphierte („*Das Sternenbanner an den Pol genagelt!*“), kam er zu spät: Wenige Tage zuvor hatte der eben zurückgekehrte Cook verkündet, daß er ein Jahr zuvor, im April 1908, den Nordpol erreicht hätte ...

Peary tat nun das Falscheste: er bombardierte Agenturen und Redaktionen mit wütenden Protesttelegrammen, in denen er Cook als Betrüger und Schwindler bezeichnete — allein, man glaubte nicht ihm, dem verbissenen, arrogant wirkenden Ironman, sondern dem charmanten Dr. Cook, der sich allgemeiner Sympathie erfreute, und der Peary zu seiner schönen Leistung

ganz herzlich gratulierte. Denn Peary war beileibe kein freundlicher Kuschelbär, sondern ein skrupelloser Egoist: seine Strategie zum Erreichen des Pols ruhte auf einer Pyramide von Domestiken, an deren Spitze zwingenderweise nur einer, nämlich er stehen konnte. Für seinen Kapitän Bartlett, dessen Beitrag zum Erfolg einen beträchtlichen Prozentsatz ausmachte, war da kein Platz. Er wollte als einziger Weißer am Pol stehen — sein schwarzer Diener Henson fiel schließlich in eine andere Kategorie. Nach fünfundzwanzig Jahren gemeinsam überlebter Strapazen und Todesgefahr, gemeinsam erlittenem und errungenem Erfolg mußte er Peary in seinen Briefen wie Onkel Tom mit „Dear Sir“ anreden ...

Während der folgenden Kontroverse veranstaltete eine Pittsburger Zeitung eine Umfrage: nur 2814 Leser hielten Peary für den wahren Eroberer des Pols, während sich überwältigende 73.238 für Cook aussprachen und zudem überwiegend der Meinung waren, Peary hätte den Nordpol gar nicht erreicht. Im Ausland hingegen war die Einschätzung umgekehrt: ein Komitee der Universität Kopenhagen kam zu dem Schluß, daß Cooks angebliche Beweise nicht zu halten seien, eine Ansicht, der sich später auch die Royal Geographic Society in London anschloß. „Beweisfotos“ analog Gipfelfotos sind am Nordpol nicht — oder umgekehrt überall möglich. So gibt es bis heute eine Cook- und eine Peary-Fraktion, auch unter ernsthaften Experten. War doch Cook mitnichten ein Wohnzimmer-Abenteurer: Grönlandfahrt, Antarktisüberwinterung und auch seine McKinley-Expeditionen 1903 und 1906 sind hinlängliche Befähigungsnachweise. Zum Kahiltnagletscher, wo der heutige Gipfelaspirant vom Flugzeug abgesetzt wird und sich mit frischen Kräften den noch immer genügend hohen Anforderungen dieses subpolaren Berges stellen kann, war Cook (es war ja noch nicht einmal die Alaska-Bahn erbaut) bereits wochenlang durch Mückensümpfe, dichtes Taigagestrüpp und eiskalte Flüsse unterwegs gewesen. Er hat auf der Suche nach dem Zugang zum Gipfel wirkliche Pionierarbeit geleistet und schließlich eine Höhe von 3500 m erreicht.

1910 — die Nordpol-Diskussion war noch lange nicht beendet — kamen B. Browne und H. Parker, zwei Alpinisten des AAC, von einer neuerlichen Mc-Kinley-Expedition mit einem Gipfelfoto zurück, welches mit dem von Cook offensichtlich deckungsgleich war. Nur: es stammte keineswegs vom „Scheitel des Kontinents“, sondern von Cooks Schwindelberg, den die beiden Detektiv-Alpinisten weitab unter dem echten Gipfel dingfest machen konnten. Cook wurde daraufhin aus dem AAC ausgeschlossen. Seine Anhängerschaft hielt jedoch weiterhin zu ihm, auch als 1913 der Mount McKinley durch den Erzdiakon Hudson Struck mit drei Gefährten tatsächlich zum ersten Mal bestiegen wurde, wobei die Gipfelverhältnisse völlig anders als von Cook geschildert wurden. Seine Fangemeinde begann erst abzubrockeln, als der gewinnende Dr. Cook wegen eines umfangreichen Betruges mit Ölakten eine mehrjährige Gefängnisstrafe antrat ...

Zwischen 1951 und 1957 unternahm der Bostoner Geograf und Alaskaexperte Bradford Washburn fast alljährlich McKinley-Expeditionen, die der Aufnahme einer genauen Karte dienten. Als

Nebenprodukt versuchte er dabei die Cook-Story fotografisch exakt nachzuvollziehen. Da infolge des Gletscherrückganges der verflorenen fünfzig Jahre das Eis um fast 15 Meter abgeschmolzen war, ließ er einen 15 Meter hohen Alumast fertigen, der den Fotostandpunkt Cooks akribisch genau wiederherstellen sollte. Allein — bei der nächsten Unternehmung war das Eis um weitere 3 Meter zurückgegangen, sodaß der Mast unverrichteter Dinge für eine allfällige künftige Dokumentation deponiert wurde.

Eine neuerliche Rekonstruktion würde allerdings nur bestätigen, was man schon 1910 wußte, und was der große Ozeanograph und Polarforscher *Peter Freuchen* im Zug der Nordpolkontroverse epigrammatisch auf den Punkt brachte: „Cook war ein Lügner und ein Gentleman, Peary war weder das eine noch das andere.“⁵

An Eides Statt

Bergsteiger vor Gericht! Es handelte sich aber mitnichten etwa um ein Eifersuchtsdrama auf schauriger Höh', wie es heimatsfilmgeschädigte Leser anzunehmen geneigt sein dürften, sondern um „Beleidigung und üble Nachrede“. Angeklagt war der damalige „Bergkamerad“-Redakteur *Toni Hiebeler*, und auf der Zeugenbank saßen unter anderem Anderl Heckmaier und Kurt Diemberger.

Das kam so: Am 30. August 1959 hatten der Baseler *Robert Stieger* und sein Partner *Hans Grünleitner* aus Weil am deutschen Rheinufer die Eiger-Nordwand in 21 1/2 Stunden durchstiegen. Die Wand wies zu dieser Zeit erst 14 Begehungen sowie einen ungeheuren Nimbus auf („Mordwand“, „Todeswand“ etc.). Die meisten Kletterer benötigten zwei bis vier Tage, nur die beiden Österreicher Leo Forstenlechner und Erich Waschak hatten es im Zusammenspiel von körperlicher Höchstform und besonders guten Verhältnissen in 18 Stunden geschafft. Und nun diese Leistung von Unbekannten — phantastisch!

In jedem Sinn phantastisch: Schon tags darauf zweifelte man auf Scheidegg das Unternehmen an. Niemand hatte die beiden in der Wand oder beim Abstieg gesehen. Gewiß, es hatte an diesem Tag meist Nebel geherrscht — aber zwei Freiburger Bergsteiger, die am nächsten Morgen (31. August) über den Mitteleggigrat heraufkamen, fanden im Gipfelfirn keinerlei Spuren der Blitzseilschaft. Ein erfahrener Gletscherpilot, der an jenem 31. zu diesem Zweck die Nordwand inspizierte, konnte ebenfalls in der Wand keine Zeichen einer Begehung erkennen. Außerdem stimmte der Zeitplan der beiden Schnelkletterer, die ihren Bericht bereits zahlreichen Zeitungen verscherbelt hatten, ganz einfach nicht mit der bergsteigerischen Logik überein, obwohl sie trotz ihrer Eile nicht vergaßen, über ihre Stationen genau Buch zu führen; daß sie zum Beispiel für die vierhundert-schwierigen Klettermeter vom „Bügeleisen“ über das Dritte Eisfeld und die Rampe nur eineinhalb Stunden gebraucht und dabei noch eine ausgedehnte Kochpause (sowas geht bekanntlich nicht unter einer satten halben Stunde ab) gemacht hätten, wollte ihnen niemand abnehmen. Oder auch die nächtliche Klette-

rei durch die schwierigen Ausstiegsrisse und über das Gipfel-
eisfeld (bei vollständiger Dunkelheit, um 3.30 morgens seien sie
am Gipfel gewesen!) gab zu Zweifeln Anlaß.

Aber sie hatten fotografische Beweise anzubieten, war doch
Grünleitner Bildjournalist. Allerdings hatte noch kein Eigerken-
ner jemals solche Fotos gesehen: Beim „Eiswulst unter der
Rampe“ und beim „Hinterstoisser-Quergang“ müßte der Foto-
graf drei bis vier Meter von der Wand entfernt in der Luft ge-
schwebt sein, die „Rampe“ und der „Schwierige Riß“, zwischen
denen 600 Höhenmeter liegen, wiesen fast identische Fels-
strukturen auf, wobei sich auf letzterem Bild eine Felskante ge-
gen den Himmel abhob, während auf jedem von diesem Stand-
punkt aus geschossenen Foto im Hintergrund die konkave Rie-
senmauer der Roten Fluh sichtbar sein mußte. Merkwürdig
auch der Umstand, daß alle Bilder nahezu gleiche Beleuch-
ungsverhältnisse aufwiesen, ebenso, daß die Knitterfalten an
Stiegers Überhose durch 6 Stunden harte Kletterei praktisch
unverrückt blieben ... Ein Foto zeigt Stieger hammerschwin-
gend mit einem Haken zwischen den Zähnen — reinster „Sind-
bad-der-Seefahrer-Klamauk“, obendrein schamlos auf-
gesteilt — die Fachwelt war nun mehr als skeptisch in bezug
auf die Echtheit dieser „Dokumentation“.

Hiebeler kam nach Rücksprache mit zahlreichen Nordwandklet-
terern zu dem zwingenden Schluß, daß die Grünleitner-Fotos
unmöglich auf dem herkömmlichen Anstieg durch die Eiger-
wand (1959 existierte nur die Heckmair-Route) aufgenommen
sein konnten. Andererseits war auch von derart gravierenden
Abweichungen, wie sie sich durch die Fotos ergeben haben
mußten, im Bericht nie die Rede gewesen, sie hätten sich nur
schwerlich mit der flotten Kletterzeit vereinbaren lassen.
Schließlich wurde es nach sorgfältiger Prüfung ausgesprochen:
die ganze Tour de Force durch die Eigerwand müsse ein Bluff
sein!

Grünleitner versuchte noch die Veröffentlichung seiner Bilder
im „Bergkamerad“, die er zuvor an Tages- und Wochenzeitun-
gen so freigiebig verkauft hatte, zu stoppen — aber er kam zu
spät, er konnte nur mehr eine einstweilige Verfügung gegen ei-
nen Teil der Auflage erwirken. „Frecher Betrug!“ war der einhel-
lige Tenor der Bergsteigerkommentare. Selbst der „Spiegel“
(Nr. 49 vom 2. Dezember 1959) nahm sich der Angelegenheit
an, hatte aber entgegen seiner Tradition keine eingehenden
fachlichen Recherchen angestellt und sich halbblind auf die
Seite der beiden Phantomkletterer geschlagen, um — nicht
ohne Häme — den etablierten „Mythosbewahrern vom Eiger“
eins überzuziehen.

*„In Wirklichkeit ist die Wand nie schwieriger als Vier; ich traue
mir zu, in jeder Saison zwanzig Seilschaften hinaufzuführen“*,
verkündete Grünleitner. Starker Tobak!

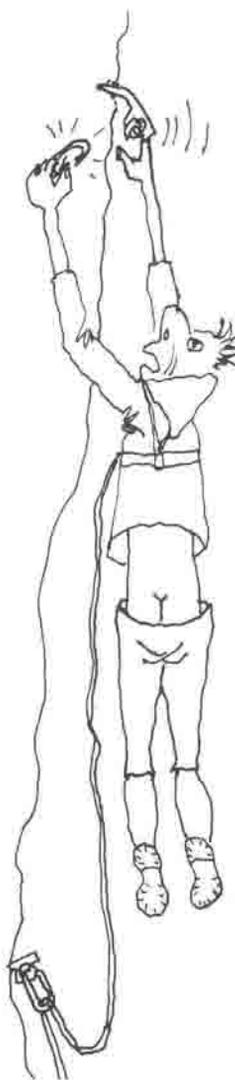
Hiebeler entgegnete sachlich, mit den Aussagen von einem
Dutzend tatsächlichen Eigerkletterern und 900 echten Fotos im
Rücken, und baute den beiden sogar noch eine Eselsbrücke:
Hätten sie erklärt, während ihrer Schnellkletterei keine Zeit für
Fotos erübrigt, und dies später am Wandfuß nachgeholt zu ha-
ben, wäre dies als läßliche Sünde hingegenommen worden! So

aber mußten sie die Lügenspirale Windung um Windung weiter-
drehen, um ihre Geschichte aufrecht zu erhalten, und dabei sei
der ganze Betrug ans Tageslicht gekommen. Dies und die
Schützenhilfe des „Spiegel“ ließen Hiebeler im Zug seiner Re-
plik sich immer mehr ereifern, bis ihm der Ausdruck „Lügenkna-
ben“ aus der Feder floß.

Klage!

Am 21. 4. 61 fand im Lörracher Amtsgericht der Eigerwand-Pro-
zeß statt. Während der Vernehmung stellte sich unter anderem
heraus, daß sich das alpine Vorleben von Grünleitner und Stie-
ger hauptsächlich auf achtbaren Normalanstiegen wie Mont-
blanc, Matterhorn und Eiger-Westflanke abgespielt hatte.
Zudem aber lagen die vier Originalfotos vom „Bergkamerad“
nicht vor, die Negative waren verschwunden, leider ...

Dafür gab es neues, interessantes Bildmaterial. Der Zeuge
Diemberger war besonders von einem Foto gefesselt, welches



Nie
schwieriger
als
Vier?

Zeichnung:
Walter
Kargel

Grünleitner auf mehrfaches Befragen ganz sicher als „am Bügeleisen“ aufgenommen identifizierte. Auf dem Negativ entdeckte Diemberger die Ecke einer Gedenktafel für die 1938 abgestürzten Dolomitenkletterer Bortolo Sandri und Mario Menti! Diese Tafel befindet sich im untersten Teil der Wand — wo genau, das vermochte auf Anhieb niemand zu sagen.

Widersprüche über Widersprüche. Der Richter sah den einzigen Ausweg darin, Stieger den Eid ablegen zu lassen.

Und Stieger schwor, daß er erstens mit Grünleitner die Eiger-Nordwand in einundzwanzigeinhalb Stunden durchstiegen habe; daß zweitens alle Fotos an den genannten Stellen aufgenommen wurden, und drittens die Bilder anlässlich der Durchsteigung aufgenommen wurden.

Damit war für das Gericht entschieden — das Gewicht des Eides wog schwerer als noch so begründete Zweifel ohne eindeutigen Beweis. Hiebeler wurde — allerdings nur wegen der Bezeichnung „Lügenknaben“ — verurteilt.

In der Folge unternahm er alle Anstrengungen, die Beweise seiner Behauptungen zu erbringen. Der Glücksfall mit der Gedenktafel half ihm weiter. Schon beim ersten privaten Lokalaugenschein wurde er fündig: 70 Meter über dem Wandfuß fand er mit einem Begleiter die Sandri-Menti-Gedenktafel und in ihrer nächsten Umgebung alle Kletterstellen der Seilschaft Stieger-Grünleitner, ihren „Hinterstoisser-Quergang“, ihr „Bügeleisen“, ihr „Zweites Eisfeld“, ihren „Schwierigen Riß“ — alle Rißchen, Flechtenflecken, sogar lose Steine stimmten detail-genau mit jenen Bildern überein, die Stieger als authentisch beeidet hatte. Anlässlich eines Berufungs-Verfahrens vor dem Landgericht Freiburg trieben die Beweisfotos mitsamt einem geologischen Gutachten über die Eigerwand Grünleitner in die Enge — er mußte bekennen, daß alle seine Bilder am Wandfuß aufgenommen wurden, zwei Tage vor ihrer Begehung. Von dieser selbst gibt es keine Fotos.

Stieger kannte sich nicht mehr aus, wie das mit den Bildern alles gewesen sei, er könne nur bezeugen, daß er mit Hans Grünleitner in einundzwanzigeinhalb Stunden —

Und er schwor noch einmal ...⁶

Das geschah in einer Epoche gesicherter alpiner Wertkategorien. Welche Alpenroute hätte derzeit noch einen derartigen ruhmverheißenden Nimbus, um ein solches Konstrukt zu lohnen? Und wer würde sich andererseits solchen detektivischen Mühen unterziehen, um es zu Fall zu bringen? Damals unvorstellbare Enchainements sind — allerdings mit Hubschrauberunterstützung, die damals ebenfalls unvorstellbar war — an der Tagesordnung, und wenn einer berichtet, er habe etwa als Alleingänger den gesamten Peutereygrat im Aufstieg und den Fréneypfeiler im Abstieg begangen, kann der Durchschnittsbergsteiger sein ohnehin schon fast nicht mehr existierendes Selbstbewußtsein höchstens mit der Frage retten: „Und was hast du am Nachmittag gemacht?“

Kleine Ironie am Rande: auch die erste Winterbegehung der Eigerwand, an der Hiebeler gewissermaßen als „Expeditionsleiter“ beteiligt war (6.—12. 3. 1961 durch Walter Alamberger, Toni Kinshofer, Anderl Mannhardt, Toni Hiebeler) stand wegen der

„Stollenloch-Affäre“ im schiefen Licht einer neiderfüllten Kritik. Am 27. 2. war die Seilschaft bis in die Höhe des Stollenloches der Jungfraubahn geklettert, als sich das Wetter verschlechterte. Am 28. 2. stiegen sie — nachdem sie einen Teil der Ausrüstung deponiert hatten, wieder ab, und begannen am 6. 3., vom Stollenloch in die Wand querend, ihre endgültige Durchsteigung. Dieser Umstand, bei den Berichten immer diskret umgangen, rief Puristen und vor allem Neider auf den Plan: dies wäre keine vollständige Besteigung gewesen! Natürlich war es ein kleiner Schönheitsfehler, aber ebenso selbstverständlich war es sehr wohl die erste Winterbegehung, ein hartes und hervorragendes Unternehmen gewesen. Nun — Hiebelers Stern hätte nicht weniger gegläntzt, hätte er von Anbeginn auf diesen Umstand hingewiesen. Aber er kannte schließlich nicht nur *den* „Bergkamerad“, sondern auch *die* „Bergkameraden“!

„Die Bergsteiger sind wie die Schwammerlsucher“, pflegte mein alter Freund Schwanda als eine der Erkenntnisse seines langen Alpinistendaseins zu resümieren: „dort vergunnt einer dem anderen kan schönen Püsling, und da einer dem anderen ka schöne Tour!“

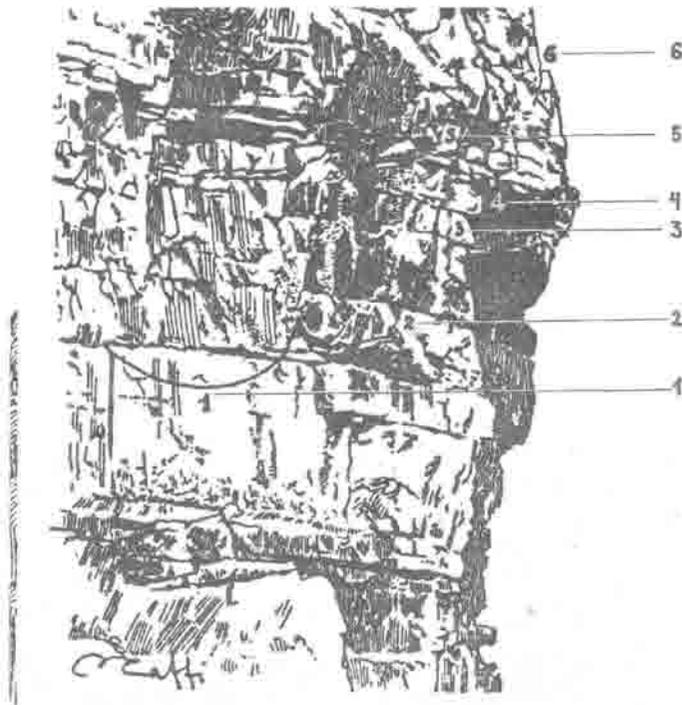
Deswegen wurden und werden außergewöhnliche Erfolge meist sehr genau unter die Lupe genommen. Oftmals aus Neid, Arroganz, um die eigenen Impotenzen zu kaschieren.

Bereits in grauer Alpin-Frühzeit wurde in dieser Weise verfahren: der Pichler-Josele, der am 27. 9. 1804 im Auftrag des Vermessungsoffiziers Dr. Gebhardt den Ortler erstbestiegen hatte, mußte seine Erstbesteigung zweimal wiederholen — einmal, um eine große Fahne auf dem Gipfel aufzupflanzen und ein weiteres Mal, um droben ein Feuer anzufachen, ehe ihm seine Leistung auch von den Dorfbewohnern am Wirtshaustisch und der überheblichen Offiziersclique abgenommen wurde ...

Zuweilen aber erwiesen sich gesunde Zweifel als durchaus berechtigt.

Der unmögliche Turm

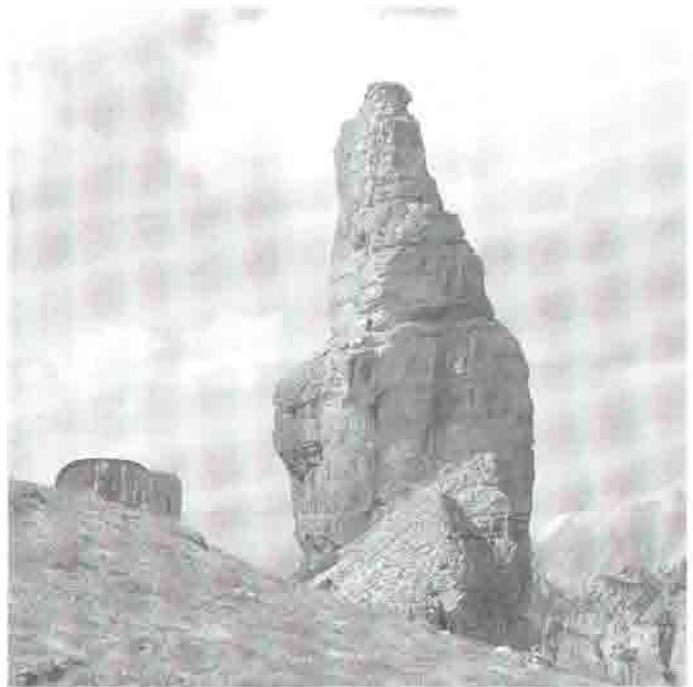
In den Karnischen Voralpen, im Val Montanaia, schwingt sich der gleichnamige Campanile zum Himmel, eine der kühnsten und merkwürdigsten Berggestalten der Alpen. Der herausfordernde Felsurm weist in halber Höhe rundum eine wulstartige Verdickung auf — der weitgereiste Alpenmaler Compton hat ihn deshalb „den unlogischsten Berg“ genannt. Die erste Erkletterung des *Campanile di Val Montanaia* gelang 1902 der Grazer Seilschaft Wolf von Glanvell und Günther Freiherr von Saar — sie fanden die „logischste“ Route auf diesen unlogischen Zapfen, die bis heute meistbegangene, welche noch immer mit dem IV. Grad bewertet wird. In der Folge wurden auch Versuche an der abweisenden und kaum möglich erscheinenden Nordwand unternommen. Die Dolomitenführer Schroffenegger, Bleier und die Brüder Fanton kamen über den Sockel des Turmes bis an den unteren Abbruch des Wulstes. In schwindelerregender Artistik formten drei der Kletterer eine menschliche Pyramide, von deren Spitze der führende Schroffenegger einen Haken setzen und einige Meter nach rechts in Richtung auf eine sägeartige Kante gewinnen konnte, die möglicherweise eine Aussicht auf



Der Nordüberhang am Campanile di Val Montanaia.
 1. Das Seil Schroffeneggers vom ersten Versuch (es hängt links in einem Haken, rechts an der Gruppe von drei Haken). 2. Der waagrechte Spalt. 3. Die sägeartig gezähnte Kante. 4. Der dachartige Überhang. 5. Der Felsbuckel. 6. Standplatz

Links: Der Schroffenegger-Versuch am Campanile di Val Montanaia
 Aus: Der Bergsteiger 1938/39
 Unten: Der unmögliche Turm. Campanile di Val Montanaia in den Karnischen Voralpen

Foto: Willi End



Überwindung des Wulstes versprach. Er konnte noch drei weitere Haken schlagen, dann war er mit seinen Latein am Ende — er mußte zurück. Das Seil wurde hingengelassen. — Wenige Tage darauf brach der erste Weltkrieg aus und vereitelte weitere Versuche.

1925 erklärte der Turiner Kletterer, Rechtsanwalt, Comici-Spezl und Preuß-Verehrer *Dr. Severino Casara*, er habe im Alleingang die Nordüberhänge des Campanile bezwungen! Eine alpine Räuberpistole: mit einem abenteuerlichen Manöver habe er sein Seil in den ersten Haken Schroffeneggers gefädelt, sich zu den drei weiteren Haken gearbeitet, die er als Tritte(!) benutzte, sei beim Versuch der direkten Erklöterung des Wulstes gestürzt und frei pendelnd im Seil hängengeblieben! Nach einer Erholungspause habe er sich emporgezogen, über eine Hangelleiste, die FüÙe frei in der Luft, die erwähnte rechte Kante erreicht und schließlich den großen Überhang bewältigt. Und dies alles barfuß und ohne Verwendung von Mauerhaken! — Die Nacht habe er schließlich auf dem Gipfel verbracht. Zeugen dieser Besteigung gab es nicht. Dafür begründetes Mißtrauen. Denn Klassekletterer vom Kaliber eines Piaz, Micheluzzi, Tissi, Andrich und Zanetti konnten unter Einsatz aller künstlichen Hilfsmittel die fehlenden Meter zur rechten Kante nicht überwinden. Sie nagelten sich daher in gerader Linie den Überhang hinauf, worauf sich die Meinung verdichtete, das Casaras Kletterkunststück unmöglich sei. Im Club Alpino Italiano wurde sogar eine Art Disziplinaruntersuchung angeordnet, um diesen Fall zu klären. Mittlerweile hatte sich auch eine Pro-Casara-Fraktion gefunden, die den Beweis zu erbringen versuchte, daß eine Erklöterung auf der Linie Casaras möglich sei. Der Seilschaft Gilberti-Castiglioni gelang es schließlich, bis zur sägeartigen Kante

vorzudringen, danach schaffte eine Triestiner Gruppe unter Giulio Benedetti nach mehrmaligen Versuchen mit Hilfe zahlreicher Haken den dachartigen Überhang und war nach wenigen senkrechten Metern in leichterem Gelände. War dies nun die zweite oder die erste Erklöterung des Casara-Überhanges? Denn diese etappenweise Ernagelung einer Route durch eine Klettergruppe kann klarerweise nicht untermauern, daß ein barfußiger Alleingänger, ein gewiß fähiger, aber nicht über die gesamte Elite herausragender Kletterer, ohne Hakenhilfe diese von namhaften Experten als unmöglich erklärte Wand durchstiegen habe.⁷ Wäre es heute denkbar, daß einer On sight und Free solo mindestens einen Grad schwieriger klettert als das Spitzenfeld, danach aber nie mehr mit einer ähnlichen Leistung sein Können unter Beweis stellen kann? Hat Casara die Wand, wie er behauptete, in einer Art Trance bewältigt? Jedenfalls wurde er aus dem Club Alpino Accademico Italiano ausgeschlossen.

Pikanterweise stand einer dieser Experten, *Luigi Micheluzzi*, bald darauf selber in einem ähnlichen Zwielficht. Vom 6. bis 7. September 1929 war ihm mit Christomannos und Perathoner die erste Erklöterung des *Marmolada-Südpfeilers* gelungen, einer Route, die jahrelang jedem Wiederholungsversuch trotzte. „Der Club Alpino will Beweise haben für die Kante. Wie sollen wir sie geben, da uns doch beim Ausstieg niemand gesehen hat? Sie sind nur zu erbringen durch eine zweite Begehung!“, klagte er. Und diese wollte einfach nicht gelingen: eine ausgezeichnete Seilschaft fand die Schlüsselstelle, einen gewaltigen Kaminüberhang, völlig vereist vor und mußte gerettet werden,

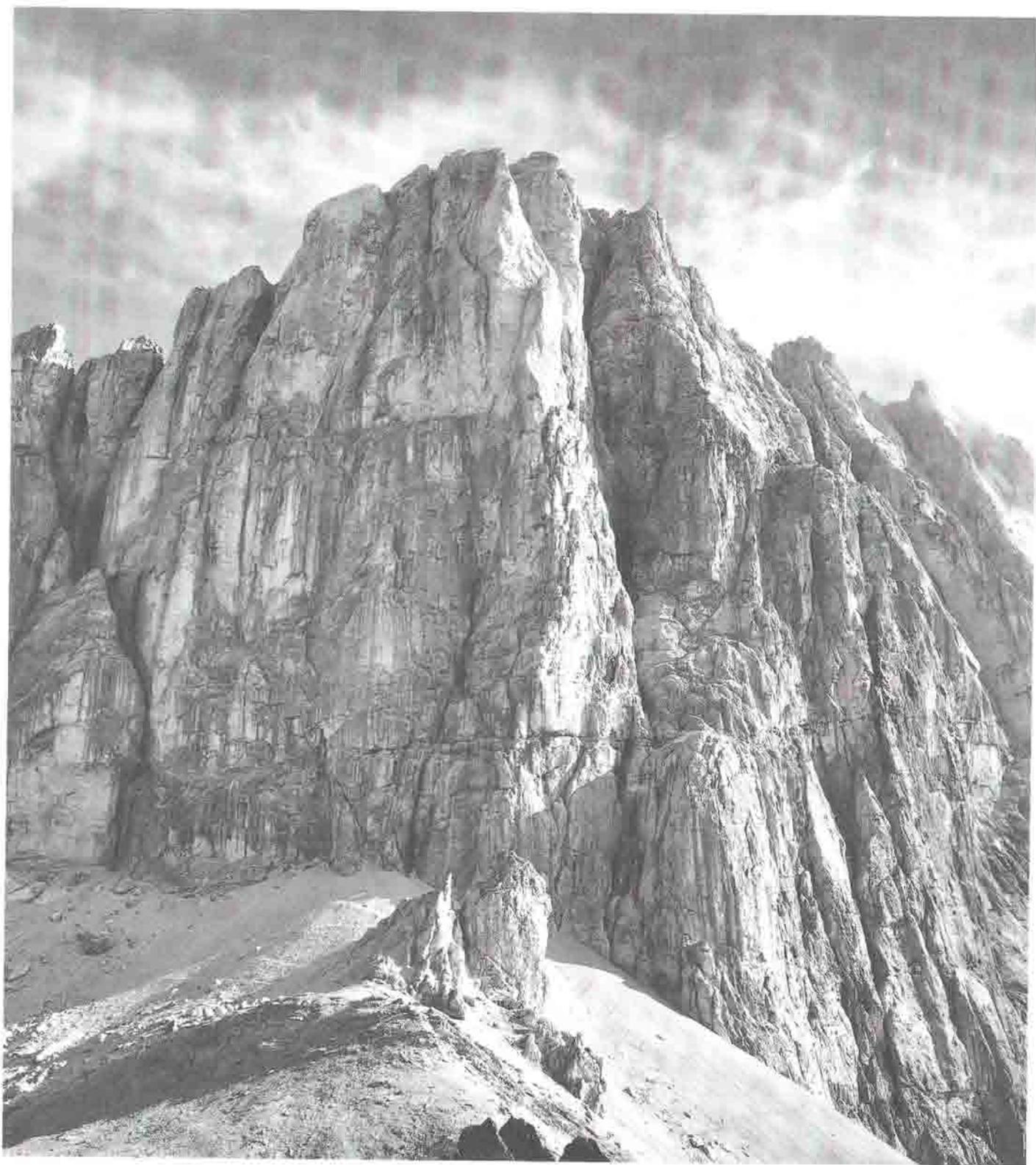


Foto: Jürgen Winkler

andere kamen gar nicht soweit, der blonde Recke Walter Stöser scheiterte zweimal ebenfalls an Vereisung, ehe ihm im August 1932 mit Fritz Kast endlich diese zweite Begehung gelang. — Eine kleine Ungereimtheit blieb dennoch schweben: Micheluzzi will in dieser berühmten 600 m-Route teilweise sechsten Grades nur 6 Haken verwendet haben. Fünfunddreißig Jahre später (1965) veranschlagte ein Gremium der besten Dolomitenkletterer ein Minimum von 20—30 Haken für diese Tour. Waren die Kletterer der dreißiger Jahre soviel besser gewesen, oder hatten sie russisches Roulette gespielt?

Noch ein Turm

Und nochmals ein Gerücht.

Der Turm und sein Umfeld scheinen menschliches Maß zu übersteigen: Eine bizarre, wie gemeißelte Granitsäule von dreifacher Höhe eines Marmoladapfeilers mit daraufgesetztem Campanile di Val Montanaia (insgesamt 2000 m kompakter Fels) — am Ende der Welt, in einem Reich kaum vorstellbarer Stürme, Kap Hoorn, die Südspitze Südamerikas, liegt nicht weit, jener umtoste Alptraum der alten Seefahrer. Windgeschwindigkeiten von mehr als 340 km/h hat die moderne Elektronik gemessen, ehe sie ausfiel, und heutige Spitzentalpinisten (nur solche haben überhaupt den Funken einer Chance) mußten beim Rückzug von diesem Berg im Sturm auf dem aperen Gletscher auf allen Vieren, ja auf dem Bauch kriechen und Zwischensicherungen ins Eis schrauben, um nicht in die Spalten geweht zu werden ...

Cerro Torre! Im Januar 1959, dem patagonischen Sommer, standen der Triestiner *Cesare Maestri* und der Osttiroler *Toni Egger* auf der Spitze dieses unglaublichen Turmes, den manche Belagerer oft wochenlang nicht einmal zu sehen bekommen, und der jahrelang als „der schwierigste der Welt“ gehandelt wurde. Der kleine, leichte Toni Egger, der sich zuvor schon über die morschen Riffelwände des Jirishanca in den peruanischen Anden zum höchsten Punkt dieses „Kolibrischnabels aus Eis“ emporgeschwindelt hatte, und der starke Maestri, dem als erstem Menschen ein frei gekletterter Abstieg durch eine Dolomitenwand des sechsten Grades gelungen war, hatten wegen vabanque gespielt: Die obere Hälfte ihres Aufstieges waren sie mit Steigeisen geklettert, auf einer Eisglasur und Anraumschicht, welche die Stürme an den Fels geklebt hatten, voran der federgewichtige Egger, der auch den alle Phantasie übertreffenden „Eispilz“ des letzten Gipfelaufbaues führte. Nach dreitägiger Kletterei Abstieg im neuerlich beginnenden Sturm, noch ein Biwak, — unzählige Abseilfahrten abseits ihrer Aufstiegsroute, als Spielball des Windes ...

Sie waren schon relativ nahe beim Einstieg, als einer der infolge des Temperaturanstieges ausgelösten Eisstürze Egger erfaßte, das Seil abschlug und ihn in die Tiefe riß. In einem verzweifeltem Überlebenskampf, ausgelaugt und fast von Sinnen, erreichte Maestri das Basislager.

1968 versuchten britische Kletterer die zweite Besteigung des Cerro Torre — erfolglos. 1970 scheiterte eine italienische Expe-

dition. Gerüchte vom „möglicherweise unterstiegenen Cerro Torre“ wurden laut. Keine Gipfelbilder, der einzige Zeuge tot ... Wer weiß ...?

Und das in einem Land, das zu Intrige, Ehre und Pathos ein besonderes Verhältnis hat! Maestri, der aussieht wie ein italienischer Filmschauspieler, der einen Dolomitenkletterer spielt, reagierte wie in einem Bergfilm der Dreißiger Jahre: Er fuhr nochmals zu jenem furchtbaren Turm, um mit einer zweiten Besteigung seine erste zu bestätigen, den gerüchtstreuenden „Schwächlingen“ eine Lektion zu erteilen und vielleicht auch, den ihn seelisch belastenden Tod seines Freundes, für den er sich insgeheim verantwortlich fühlte, aufzuarbeiten.

Außer seinen Begleitern Claus und Vidi war ein Vertrag mit der Firma Atlas Copco mit von der Partie sowie ein 70 kg schwerer Kompressor, mit dem Löcher für Bohrhaken in den Fels gebohrt wurden.

Als eine Kreuzung von Akrobaten und Lasttieren, Akkordarbeitern und Flagellanten hingen sie wochenlang an dieser zwei Kilometer hohen Steinsäule, im patagonischen Winter, vom Sturm (80—150 km/h) geprügelt, von Schnee- und Graupelschauern überschüttet, bis es kälter und kälter wurde und die Aufgabe, Bohrhaken in den Fels zu dreschen und das Kompressor-Monster hochzuheben, trost- und sinnlos erschien. Nach 54 Klettertagen, an denen sich nur sechsmal die Sonne zeigte, waren 1600 Meter des Aufstieges über die Südostkante bezwungen — dann war die Luft raus, die Mannschaft hatte teilweise Erfrierungen davongetragen und war ausgepumpt.

Am 15. November desselben Jahres (1970) kam der unglaublich zähe Maestri wieder, um in fast schon pathologischer Sturheit sein Vorhaben zu vollenden. Mit seinen Gefährten Alimonta und Claus schuftete er Tag um Tag bis zu elf Stunden, um die Hakenlöcher zu bohren, den Kompressor, dessen Motor ausgewechselt worden war, höher zu bringen — ein alpiner Sisyphos. Am 2. Dezember erreichten die drei Kletterer den Gipfel. Den Kompressor samt vierzig Meter Druckschlauch ließen sie eine Seillänge unterhalb des Gipfels hängen, schlugen die obersten Bohrhaken um und begannen die 45 Abseilfahrten von je 40 Metern.

Das war die zweite Besteigung des Cerro Torre, je nach Standort als Wahnsinnsunternehmen, avantgardistische Wende oder unsportlicher Irrweg klassifiziert. Den Beweis, den Maestri für seine erste Besteigung erbringen zu müssen glaubte, hätte er allerdings nur auf der Route von 1959 führen können, und zwar im selben klassischen Stil wie damals. Jene Eisglasur, die ihnen den Aufstieg ermöglichte, ist jedoch eine zeitweilige Laune der Natur, deren Vorhandensein nie mit Sicherheit vorausgesetzt werden kann und deren Flüchtigkeit (und Gefährlichkeit) sich nicht für ein derartiges „verbohrtes“ Unternehmen eignet, das ungeachtet jedes Aufwandes zum Ziel führen muß. Solcherart war das Kompressor-Unternehmen Wasser auf die Mühlen der Zweifler und Kritiker, die Zahl der angeblich verwendeten Bohrhaken und jene der Schreibtischexperten wuchs unaufhörlich.

Tatsache bleibt, daß trotz der angeblich „lächerlich geringen Hakenabstände“ nach wie vor die überwiegende Anzahl der Versuche an diesem Turm der Stürme scheitert —

daß der größte Teil der erfolgreichen Besteigungen an Maestris geschmähter „Bohrhakenleiter“ stattfindet (in Wirklichkeit sollen es an die 300 sein — bei 2000 Metern Kletterstrecke) — und daß ohne diese Haken der Cerro Torre niemals bereits über 30 Besteigungen aufweisen würde.⁸

Toni Eggers Leichnam wurde 1975 von einer Schweizer Expedition gefunden. — Maestri wird nun allgemein die Erstbesteigung des Cerro Torre zuerkannt, er lehnt es aber nicht ohne gewisse Verbitterung ab, sich fernerhin darüber zu äußern, wie er mit seinen durch böswillige Zweifel verursachten psychischen Verwundungen fertig geworden ist, wie jene zweitausend Meter Stein sein Schicksal geprägt haben.

Der Beweis

Fast vierzig Jahre lang wurde die Erstbesteigung des *Pik Kaufmann* (später *Pik Lenin*, 7134 m) durch *Allwein*, *Schneider* und *Wien* im Jahr 1928 wegen der unwahrscheinlich schnellen Zeitangaben von offizieller sowjetischer Seite in Zweifel gezogen. Erst als anlässlich der österreichischen Pamir-Expedition 1967 der Tiroler Rolf Walter, soeben im Basislager von einer Lungenentzündung genesen, in derselben Superzeit den Gipfel erreichte, erfuhren die noch lebenden Doch-Erstbesteiger Eugen Allwein und Erwin Schneider eine späte Geste der Fairneß in Form der Urkunde, die jedem Lenin-Bezwinger überreicht wird. Landläufiges Beweismaterial für eine gelungene alpinistische Tat, die der Welt mitgeteilt werden muß, ist das Foto. Als visuelles Wesen glaubt der Mensch vor allem, was er „mit eigenen Augen“ oder eben stellvertretend durch den Fotoprozeß wahrnimmt.

Wie dokumentiert man aber zum Beispiel einen Alleingang oder gar eine Nachtbesteigung?

Die chinesische Everest-Expedition von 1960, die den Gipfel bei Nacht erreicht haben will, ist nach wie vor höchst umstritten. Jene polnische Expedition, der am 13. 2. 1973 die erste Winterbesteigung des Noshaq im Hindukusch gelang, war ebenfalls in der Nacht auf dem Gipfel — sie konnte ebenfalls kein Dokumentarfoto mitbringen, aber zumindest als Nachweis ihrer Anwesenheit aus Steinen geformt „WINTER 73“ hinterlassen.

Fotos müssen also sein.

Cho Oyu 1964: „Alpinismus“ zieht folgendes Resümee:
„Die dritte Besteigung des 8189 m hohen *Cho Oyu* im Nepal-Himalaya wurde am 25. April 1964 zwischen 16 und 17 Uhr von dem Münchener *Fritz Stammberger* durchgeführt. Sein Begleiter *Fudorje*, ein *Sherpa*, blieb etwa 50 m vom Gipfel entfernt zurück. Die Teilnehmer *Georg Huber* aus *Flintsbach* bei *Rosenheim* und *Alois Thurmayr* aus *München* konnten ab *Lager IV* in 7200 m Höhe dem voraussteigenden *Fritz Stammberger* nicht mehr folgen. Beim „*Quarzband*“, zwischen *Lager IV* und *Gipfel*, traf er im Abstieg mit ihnen zusammen; alle vier Bergsteiger begaben sich dann hinab nach *Lager IV*, in dessen Zelt der 26. 4.

schlafend verbracht wurde. Am 27. 4. sollte eine weitere Gipfelbesteigung durchgeführt werden, aber die Bergsteigergruppe war zu erschöpft, sie entschloß sich zu weiterem Warten. Am 28. 4. stieg Fritz Stammberger ab zum Basislager, wo der Expeditionsleiter Rudi Rott über die Situation im Lager IV aufgeklärt wurde. Erst sieben Tage später, am 5. Mai, traf eine Rettungsmannschaft mit Fritz Stammberger im Lager IV ein, aber Gerog Huber war bereits tot; Alois Thurmayr starb beim Abtransport. — Die Expedition war mit Ski ausgerüstet, und es war beabsichtigt, die erste Skibesteigung eines Achttausenders durchzuführen. Gipfelfotos, auf denen ein Hintergrund sichtbar ist, brachte Fritz Stammberger nicht nach Hause.“⁹

Die „Gipfelbilder“ Stammbergers zeigen einen Skistock mit UNO-Flagge schräg in einer Schneefläche stecken; auf einem ist im Hintergrund, aus den Wolken ragend, der *Shisha Pangma* erkennbar, ein anderes, „aus liegender Position aufgenommen“, zeigt überhaupt bloß einen windgepreßten Schneehang. Im Vergleich zu *Tichy's* Bildern anlässlich der Erstbesteigung 1954, annähernd zur gleichen Tageszeit aufgenommen, weisen die Stammberger-Fotos eine wesentlich flachere, kürzere Schattenzeichnung auf und lassen vor allem auf eine andere Hangneigung als das flache Gipfelplateau schließen.

Der Himalaya-Experte *Prof. Dr. G. O. Dyhrenfurth* kam nach der Analyse der Fotos zu folgenden Schlüssen: sie sind erstens nicht um 17 Uhr gemacht worden (als Stammberger auf dem Gipfel zu sein behauptete), sondern wesentlich früher, nach dem Sonnenstand zu schließen gegen 14 Uhr; — und sie sind nicht auf dem Gipfel des *Cho Oyu* aufgenommen worden, sondern wahrscheinlich in einer Höhe zwischen 7600 und 7700 m zwischen dem „*Quarzband*“ und dem Gipfelplateau.

Und er schließt: „Natürlich ist das kein zwingender Gegenbeweis gegen eine Gipfelbesteigung Stammbergers. Es ist denkbar (wenn auch unwahrscheinlich), daß Stammberger die Aufnahme oberhalb des „*Quarzbandes*“ gemacht hat, dann weitergegangen ist und gegen 17 Uhr oben war. Dort hat er dann nicht fotografiert, weil er kalte Finger hatte oder weil wirklich ein Nebel aufgekommen ist. Da er nun keine echte Gipfelaufnahme vorzeigen konnte, ist er auf die Idee gekommen, die Aufnahme vom „*Quarzband*“ als Gipfelaufnahme zu deklarieren. Also — ich bestreite nicht die Gipfelbesteigung. Ich behaupte nur, daß das erwähnte Bild keine Gipfelaufnahme ist und daß Stammberger jeden Beweis für seine Gipfelbesteigung bisher schuldig geblieben ist.“

Angesichts des Umstandes, daß bei diesem — um es dezent auszudrücken, leichtfertigen Unternehmen „... gegen die allgemein bekannten Grundsätze bei Planung und Durchführung der Expedition verstoßen wurde“ (Untersuchungskommission in den DAV-Mitteilungen 1964/11), was zwei Menschen das Leben kostete, bleibt die Diskussion um echte oder unechte Gipfelbilder eine zweitrangige Facette des Geschehens, und auch die erfrischenden Darstellungen und presserechtlichen Gegendarstellungen zum Thema sind Schnee von gestern. Stammberger kann zur nachträglichen Klärung nicht mehr befragt werden: Er ist 1975 von einem Alleingang zum *Tirich Mir* nicht mehr zurückgekehrt.

Um zu zweifelndem Bildmaterial von einem Achttausendergipfel zu gelangen, kann man selber hinaufsteigen. Es gibt aber einen müheloseren Weg: Man heuert zwei leistungsfähige, aber unbekannte, vorzüglich junge sowie an unbedingte Ehrlichkeit wie Sauberkeit in Bergsteigerkreisen glaubende Alpinisten an. Die läßt man dann filmend und fotografierend gipfelwärts steigen, bleibt selber unpäßlich in einem unteren Lager. Dann übernimmt man (ganz wichtig!) ihr Filmmaterial zum Entwickeln. Daraufhin muß man feststellen, daß aus all den Aufnahmen nichts geworden sei: Tz, tz, sehr bedauerlich ... Und dann kann man Lichtbildervorträge halten, Bücher verfassen, Filme anbieten ... Wenn dann die Dúpierten ihr Bildmaterial wiedererkennen, genügt eine eidesstattliche Versicherung — Moment, hatten wir das nicht schon mal?!

Cho Oje — der „Göttin des Türkis“ bleibt keine Sonderbarkeit der Menschenseele erspart: angefangen von der vergleichsweise harmlosen Konkurrenz um die Erstbesteigung, welche immerhin durch ein gentlemen agreement geregelt wurde, über Stammbergers falsche Gipfelbilder und die Schwarzbesteigung der Südwand bis zu den Erzählungen aus tausendundeiner Nacht des in Frankfurt ansässigen Persers *Vahabzudeh* „*Mischka*“ *Saleki!* — Vierundzwanzig Versuche mit insgesamt vier geglückten Gipfelbesteigungen des Cho Oyu hat er nach eigenen Angaben unternommen, allerdings hat es bei keiner zu eigenen Gipfelbildern gereicht.

Merkwürdig ist nur, daß seine beiden Expeditionskameraden Norbert Hertkorn und Rudi Klingl ihre am 15. und 17. November 1983 aufgenommenen Gipselfotos und Filmsequenzen in den Werken dieses Märchenerzählers finden ...¹⁰

Küsserkönig Saleki, der schon „... zweimal die Spitze des Mount Everest geküßt“ (Frankfurter Abendpost) hat, versteht offensichtlich, auch gestandene, aber vermutlich in alpinen Belangen unbelastete Fernsehmanager mit „geborgten“ Fotos und erfundenen Achttausenderbesteigungen zu beeindrucken.

Nicht erfunden hingegen hat er den Titel seines jüngst angebotenen Werkes: „Höher als der Everest“. In „Higher than Everest“ schildert der indische Everestbesteiger des Jahres 1965 H. Ahluwalia, wie er — infolge einer Verwundung im indisch-chinesischen Grenzkrieg querschnittgelähmt — sein Schicksal gemeistert hat ...

Der Fall Cho Oyu ist noch immer gerichtsanhängig. Im übrigen wollen wir es mit Reinhold Messner halten, für den Saleki „... als Bergsteiger und als Mensch nicht existent ist ...“

„Und warum“ fragte der Bergfreund, als ich ihm den aktuellen Stand in Sachen Schwindelalpinismus mitteilte, „wann läßt du diese Minusmänner nicht verdienstlicher Weise in der Rumpelkammer der Alpingeschichte vermodern?“

Warum eigentlich nicht?

Einmal, um jene rotkarierte Tuchent mit der Aufschrift „Edle & idealistische Bergsteiger-Brüderschaft“ zu lüften, die aus falschem Harmoniebedürfnis gerne über derlei Unsauberkeiten gedeckt wird; schließlich haben allmählich Allzuviele, vom

augenzwinkernden Schwadronneur bis zum flackernden Psychopathen, völlig zu Unrecht diesen noch immer gültigen Treueheiligkeitsbonus in Anspruch genommen.

Des Weiteren, um durch Darlegung der gängigsten Verhaltensmuster potentiellen Hochstaplern künftig größere Mühe oder vielleicht sogar ganz einfach — Ehrlichkeit — abzuwingen.

Und nicht zuletzt, um den mehr und mehr geschichts- und in der Folge gesichtslos werdenden Alpinismus in seinen dunklen Winkeln auszuleuchten. Dabei können ganz überraschende Fakten ans Licht kommen.

Karl Artur Ritter von Englisch-Payne

galt jahrzehntelang als der Prototyp des alpinen Betrügers, als Flunkerer von höchsten Graden, dessen Tätigkeitsfeld in den Bergen der *Hohen Tatra* lag. Er veröffentlichte regelmäßig in den Jahrbüchern des „Karpathenvereins“, in einem romanhaften und schwülstigen Stil Berichte von zahlreichen „Neutouren“, die sich zum Teil als erfunden herausstellten. Den alpinen Zeitschriften Europas lieferte er auch Fotos von Alpengipfeln zu seinen Aufsätzen, die ihm schließlich den Ruf eines Münchhausen eintrugen: die Aiguille des Chamois gab er als „Spitzen Turm“ der Tatra aus, den Cimone della Pala als „Große Kirche“, die Fünffingerspitze als „Papyrusturm“ und den Großglockner als „winterliche Plattenspitze“. Der Gipfel dieser Fälschungen war aber ein Bild: „Spitzer Turm von Tatra-Schreckhorn, aufgenommen von M. d'Englisch“, welches die Aiguille du Dru zeigte. Und dieses Foto (das übrigens gar nicht von Englisch aufgenommen war) wurde ausgerechnet in der Zeitschrift des Club Alpin Français reproduziert!¹¹

Scheinbar für alle Zeit als alpiner Lügenbaron festgeschrieben, war Englisch zur Panoptikumsfigur im Reich der alpinen Schwindler herabgesunken. Jedenfalls, bis 1988 der neue deutschsprachige Tatraführer von Ernst Hochberger erschien, der im Anhang ein umfangreiches Personenregister aufweist, in welchem ein differenziertes Bild dieser schillernden Persönlichkeit gezeichnet wird:

Englisch, Karl Artur Ritter von (Karol Artur de Englisch-Payne), geb. 1881 in Krakau, umgekommen im Konzentrationslager Stein. Vater Polizeipräsident von Krakau, Mutter begeisterte Bergsteigerin. — Jurist, ab 1904 hoher Staatsbeamter in Wien, ab 1918 im polnischen diplomatischen Dienst, 1920 Habilitation, ab 1936 im Geheimdienst, ab 1941 als Gegner des Nationalsozialismus im polnischen Untergrund (Deckname „Tatzański“), 1943 von der Gestapo verhaftet, am 15. 4. 1945 im Konzentrationslager Stein erschossen.¹² Englisch war ein hervorragender Erschließer der Hohen Tatra, aber auch eine umstrittene Persönlichkeit, der man leider Jahrzehnte hindurch nicht gerecht wurde. Er führte 40 Erstbesteigungen und Neuanstiege aus, darunter jene des Jahre umlagerten Spitzen Turmes, ein Markstein in der Entwicklung des Tatra-Bergsteigens. Seine Erfolge wurden ihm von vielen geadert, veranlaßten aber auch ernsthafte Kritiker (G. O. Dyhrenfurth, A. v. Martin, R. Kordys u. a.) zu schweren Angriffen, die sich gegen falsche Anga-

ben, erdichtete Erstbesteigungen, ungebührliche Mystifikation, gefälschte Gipfelfotos und Verbreitung falscher Bilder von Tatra-Gipfeln — für die er in der Alpinpresse Fotos von Alpengipfeln unterschob — richteten. — Inzwischen ist geklärt, daß er fast alle Neutouren tatsächlich ausgeführt hat, so auch zwei besonders angezweifelte Erstbesteigungen, jene der Große Kirche und des Östl. Rovinkihornes. An den übrigen Vorwürfen ist er nicht unschuldig, da er ein paarmal geplante Routen nicht zweifelsfrei als solche publizierte, viele seiner Berichte sind zu überschwänglich und unkonkret. Auch sein Führer Hunsdorfer sen. war an manchen falschen Angaben mitschuldig. Englisch hatte grenzenloses Vertrauen zu ihm, der alles auskundschaftete, organisierte und ihn beriet. Hunsdorfer allerdings „verkaufte“ seinem Herren Erstbesteigungen und -begehungen, die er schon mit anderen ausgeführt hatte, oder wo er etwa bei schlechtem Wetter mit einem „Herren“ nur bis zum Vorgipfel ging und den Hauptgipfel für einen anderen aufhob.

Englisch veröffentlichte fast nur in deutsch, wenig in polnisch, ging zwar nur mit deutschen Bergführern, verstand sich aber als polnischer Patriot, der etwa zum Spitzenturm eine polnische Flagge im Rucksack mitführte und zuletzt auch im polnischen Geheimdienst sein Leben ließ. — An ihn erinnert die Englisch-Spitze (Malý Kolový štít).¹²

Ein Geheimagent gar, und dazu noch ein fähiger Bergsteiger (das allein wäre schon eine Filmvorlage!) — hatte Englisch wirklich den falschen Glitzer seiner Übertreibungen nötig?

Offenbar ließen ihm Eitelkeit und übersteigertes Geltungsbedürfnis keine andere Wahl. Dabei kommt, mit tantenhaft erhobenem Zeigefinger, die Wahrheit früher oder manchmal auch viel später doch meist zutage.

Ob sich die aufreibende und mit der Zeit immer mühsamer aufrecht zu erhaltende Errichtung solcher Kartenhäuser lohnt, ob das Licht eines zweifelhaften Ruhmes, welches allmählich zum

Zwie- und später zum schiefen Licht wird, erstrebenswert ist, muß wohl — wie jede andere Form der Lebenslüge — jeder Charakter mit sich selbst arrangieren.

Für meinen Teil — diese private Schlußbemerkung sei gestattet — wäre solches zu mühselig und unbehaglich. Freilich kann ich leicht reden, habe es auch nicht nötig, aus meinen Rekorden viel Aufhebens zu machen (so etwa gerade neulich die erste Spätherbstbesteigung des Badener Turmes ohne lange Unterhose), kann ich mich doch jederzeit zurücklehnen in den großen grünen Ohrenfauteuil des Ruhmes, der bekannteste Alpinist des Hauses zwosechsfünfundzig, wenn nicht sogar der gesamten Breitenfurterstraße zu sein!

Quellen:

- 1) Berg 87, S. 103ff
- 2) Schmidkuz: „Zwischen Himmel und Erde“, S. 238f
- 3) Berge der Welt IV, S. 167, 169, V, S. 257, 258, VI, S. 238, 239
- 4) Schmidkuz: „Zwischen Himmel und Erde“, S. 241, 242
- 5) Schmidkuz: „Zwischen Himmel und Erde“, S. 240
Alpinismus 1965/4/7
„Die großen Polarexpeditionen“ (Original: David Mountfield, A History of Polar Exploration, 1974) S. 156ff
- 6) Hiebeler: „Eigerwand“, S. 33ff
„Bergkamerad“ 1959, S. 41, S. 196f
- 7) Der Bergsteiger 1939/ S. 690; ÖAZ 1957, S. 51
- 8) Der Bergsteiger 1975/1, S. 23
Alpinismus 1971/12, S. 46
Bergwelt 1985/5, S. 88
- 9) Alpinismus 1964/10, S. 32
- 10) Bergwelt 1986/2, S. 78, 1988/1, S. 60
- 11) ÖAZ 1906, S. 114ff
- 12) Hochberger: „Hohe Tatra“, S. 937

Unten: Ich bin der Größte
Zeichnung: Walter Kargel



Locker vom Hocker

Die Benennung von Sportkletterrouten

Von Mario Klarer

Eines Tages fiel mit einer Vielzahl von kleinen, roten, säuberlich gepinselten Inschriften auf den Felsen unseres Klettergartens auf. Ich begann zu lesen über den *Freiflug* eines *Nick Knatterton*, *Peter Pan* und eines *Supergoof*, die alle drei einen *Superflip* in der *Schiefen Welt* vollführten. *Lukullus*, der römische Genußspecht, vergnügte sich mit dem verschwenderischen *King Luis* so sehr am *Venus Hügel*, daß beide bald eine jähe *Energiekrise* ereilte. *Keopatra*, ganz *Hektisch am Ecktisch*, zettelte einen *Krieg der Knöpfe* an, da ihr *Falkenriß* *Noch nicht fertig* war. Gottseidank rettete sich der *Bolzenspringer* mit leichtem *Herzflimmern* zum *Haifisch*, was dann auch wirklich *Das Letzte* war. Ungefähr in dieser Art spielte sich meine erste Leseerfahrung mit den neuen Kletterroutennamen ab, als ich den Klettergarten von Westen nach Osten durchwanderte und die Routennamen auf den Felsen sonderbare Assoziationen hervorriefen. Ich überflog sie und verband sie in meinem Unterbewußtsein zu einem wirren Text. Ich fühlte eine magische Anziehungskraft zu diesen scheinbar so zusammenhanglosen Wortgebilden, die jetzt die überhängenden und abweisenden Kalkwände zierten. Das alles geschah vor etwa fünf Jahren, als sich auch in unseren Breiten die Sportkletterbewegung massiv durchzusetzen begann. Wo eben noch Efeu und wilder Wein emporrankten, schmückten plötzlich Buchstaben und Pfeile den grauen Alltagsfels. Ich war fasziniert von der Buntheit, dem Einfallsreichtum und der spielerischen Leichtigkeit dieser sprachlichen Gebilde, die ich nicht recht einzuordnen wußte. Sie machten mir Spaß, und ich fühlte mich sofort angezogen von ihrer Unverständlichkeit. Bald aber stellte sich heraus, daß diese Worte nicht nur bloße Formen schöpferisch spielerischen Ausdrucks sind, sondern Inschriften, die wie die Vorschriften eines Gesetzes Besitzverhältnisse festlegen und Zuständigkeiten abgrenzen. Der *Freiflug*, so verkündete der neuerschienene Kletterführer, gehört Peter Gschwendtner. Nun konnte man die Namen am Felsen natürlich ganz anders lesen, etwa so:

Heinz Zacks *Baghira* rief dauernd ein *Berg Heil*, das aus dem Munde von Oswald Santin kam, zu Markus Eberls *Sugar Baby*, und Markus Ragg wollte immer noch seinen *Fingertango* mit Stefan Kiechls *Pompidu* tanzen. In Stefan Bichlbauers *Paradies der Tiere* stellte Reinhold Scherer seinen berühmten *Nackten Tiroler* der Kletterwelt vor und hatte es wirklich schwer, da die-

ses unbedeckte Ungetüm natürlich seinem *Gentil Sesso* sehr zugetan war. So kam es dann auch, daß ein *Smooth Deflator* in Markus Eberls *Galerie der Irrtümer* seine Unschuld an Zacks *Sex Pickel* verlor. Leider war A. Fessler *Fezzi on sight* und beobachtete die ganze Schweinerei aus dem *Parkverbot*. Schließlich wurde die ganze Schmutzwäsche in Andrea Eggers *Lo-vermat* mit Waschgang VI- reingewaschen.

Es war mir bald klar, daß diese kurzen Worte Zauberformeln eines neuen Rituals waren. Die Anbetung vertikaler Felsen und das Murmeln Ihrer exotischen Namen wurden immer mehr zu einem neuen Kult, der sich regen Zulaufs erfreut. Die neuen Routennamen waren Zauberworte, deren Abakadabra sich so schnell abrieb wie der Gummi der Kletterschuhe auf den Tritten im überlaufenen Klettergarten. Die *Pumprisse* verloren bald ihre Anziehungskraft an den *Magnet*, und bald wurde ein wahrer *Sautanz* aufgeführt, da auch dem *Face* schon ins Gesicht geschrieben war, daß es sich die Führungsrolle abschminken konnte, weil andere schon den *Fisch* aus dem *Kanal im Rücken* an Land gezogen hatten.

Ganz am Anfang war noch *Locker vom Hocker* die Devise, aber schon bald war auch der *Bayrische Traum* ausgeträumt. Die Börsenkurse an der *Wall Street* steigen und fallen, und heute in diesen *Modernen Zeiten* hält sich keine Route mehr lange. Die Namen verlieren ihre Magie schnell, und es gibt dann sofort neue, die angerufen und gebettelt werden wie verschlossene Jungfrauen, die noch jeden Bewerber abgeschüttelt haben. Aus aller Herren Länder pilgern die schönsten und kräftigsten Prinzen zu der *Signora delle Apigii* und singen ihr *Yesterday* unter ihren Überhängen, Bäumen, trotz *Piazschuppen* und den abweisenden erogenen Zonen, wo es heißt: „no hand rest“. Da sieht man sie lagern wie die fahrenden Sänger des Mittelalters in Zeltstädten vor den Burgen, hinter deren senkrechten Mauern sich die schönen wohlbehüteten Fräuleins verbergen, die sich dann aber oft im nachhinein als *Zombie* herausstellen. Aber nichtsdestotrotz geben die Kletterer nicht auf und erheben sich nach jedem Fall aus ihrem Elend wie der mythologische Vogel *Phoenix* aus seiner eigenen Asche. Oft aber hat es der werbende Kletterer leicht und es „funkelt“ sofort zwischen ihm und der Begehrten. Deshalb nennt man das dann „flashen“, aus dem Englischen „blitzen“, oder andere sagen auch „on sight“, was dann wohl so etwas wie „Liebe auf den ersten Blick“ sein muß.



Routennamen im „Dschungelbuch“
an der Martinswand bei Innsbruck

Fotos: Mario Klarer

Unter der asketischen Oberfläche

Ich hatte anfangs große Schwierigkeiten mit Kletterroutennamen, die auf sexuelle und erotische Inhalte hinwiesen und wußte nie so recht, wie sie in Zusammenhang mit dem Klettern zu setzen sind. Namen wie *Sex Pickel*, *Lovermat*, *Venushügel*, *Smooth Deflorator* u. ä. schienen einfach nicht in diese so betont „kameradschaftliche“, „harte“ und vor allem „edle“ Sportart zu passen. Der Kletterer ist ja so etwas wie der *Mönch* im Berner Oberland, ein Asket, der fern von allen Versuchungen des Fleisches seinen Kampf mit den Urgewalten aufnimmt. So scheint es zumindest an der Oberfläche, kratzt man aber etwas an dieser Fassade, so kommt vielleicht eine ganz andere Moral des Kletterns zutage, die vielen sicher etwas zu unmoralisch sein wird.

Ein Erlebnis, das ich hier kurz schildern möchte, hat mich dabei auf neue Gedanken gebracht und mir neue Einsichten in die Sexualität des Kletterns beschert. Während eines Kletteraufenthaltes in Finale Ligure hatte ich in einer benachbarten Route schon einige Zeit einen Kletterer beobachtet, der sich an der Schlüsselstelle der Route zu schaffen machte. Er befand sich in der entscheidenden Passage, also der Schlüsselstelle, der Kletterföhre, die ja bekanntlich das Gustostück aber auch das Gefährlichste einer jeden Tour darstellt. Die Schlüsselstelle ist die Belohnung für die durchstiegene Durststrecke. Man könnte auch sagen: der Höhepunkt nach einem Vorspiel, in dem sich beide — Fels und Kletterer — nur geneckt hatten.

Aber zurück nach Finale zum *grand finale*, wo wir uns am spannenden Höhepunkt der Geschichte befinden, zu jenem Kletterer also, der sich zu diesem Punkt in freudiger Erwartung — gemischt mit Todesangst — hingearbeitet hat. Er hat nicht mehr genügend Kraft und warnt seinen Kameraden: „Paß auf!“, da er einen Rückzieher machen möchte, aber zu spät — Aufpassen ist einfach nicht das sicherste Mittel zur Verhütung solcher Ausrutscher. Er kann nur noch unter Schweißausbrüchen, Röcheln und Stöhnen ein „Ich komme jetzt!“ herauspressen. Er fiel glücklicherweise nur ins Seil; mir fiel Sigmund Freud ein, der Liebe und Tod, oder wie er es nannte: Eros und Thanatos, als zwei untrennbare Teile einer Einheit betrachtete. Plötzlich verstand ich vieles über das Klettern, daß zum Beispiel auch hier höchste Lust und größte Trauer, Orgasmus und Tod ganz nahe nebeneinander liegen oder gar zusammengehören. Viele Sprachen bezeichnen den Orgasmus als „kleinen Tod“: die Franzosen nennen es „la belle mort“, die Engländer „little death“. Im Klettern sind es auch die „kleinen Tode“, die man stirbt, wenn man an seine körperliche Grenze gerät, und in welchen dann Lustgefühl und Todesangst eine untrennbare Einheit bilden.

Gleich nach dieser Einsicht schloß sich der Kreis der Überlegung auch von einer anderen Seite, nämlich der Eroberermentalität im Klettersport. Da wundert es nicht mehr, daß der junge ungestüme Sportkletterer nicht die schon lange bestiegene alte *Jungfrau* in der Schweiz heimsucht, sondern als *Smooth Deflorator* an noch unberührten knackigen Überhängen und Wülsten sonnengebräunter Südländerinnen in Arco, Buoux und Verdon seine Manneskraft verschwendet. Am Strand des Gardasees

„Ich komme!“
Sturz an „Rose le Vampir“
in Buoux, Frankreich

Foto:
Uli Wiesmeier

liegen sie, eine nach der anderen, verführerisch, sonnenbade-nd, mit klingenden italienischen Namen: *Theresa, Rita, Claudia*.

Da fällt mir noch als Abschluß dieser Tirade von Obszönitäten im Klettersport die Praktik des Griff-Einpuderns (chalken) ein, aber damit genug davon, und Jedefrau aber besonders Jedermann kann sich selber an der Nase nehmen und über seine persönliche Einstellung nachdenken.

Sexualität ist sicher ein kontroversieller Punkt in einer Überlegung zum Sportklettern, und eine gewisse Provokation von Gegenargumenten ist bestimmt in meiner Absicht. Ich bin jedoch froh, daß es in der Sportkletterszene möglich wurde, diesen Aspekt des Kletterns und des Alpinismus beim Namen zu nennen und auszuleben. Ich freue mich über jeden Lustgewinn im Klettern, solange es eine Belustigung aller Beteiligten ist.

Es ist natürlich klar, daß die Männer in dieser Überlegung nicht gut abschneiden, da sich im Klettern viel von männlichen Sexualvorstellungen spiegelt, was wir gerne verschweigen möchten. Ich glaube, daß die männliche Sexualität des Kletterns sich wie ein Leitmotiv durch die ganze Geschichte des Alpinismus verfolgen läßt und für ein Verständnis dieser Sportart eine der wichtigsten Voraussetzungen ist.

Behalten wir also das Sexuelle im Gedächtnis, wenn wir uns nun auf scheinbar neutraleren Boden begeben und kurz betrachten, wie sich die Routenbenennung im Laufe der Geschichte gewandelt hat. Namensgebung ist an sich ein faszinierender Vorgang, denn was gibt es schöneres, als Dingen einen Namen zu geben und damit etwas bis dahin unbekanntes für andere Leute verständlich und erkennbar zu machen. Benennung von Dingen ist nicht nur kreatives Schaffen sondern vor allem Ausdruck von Macht und damit etwas zutiefst Menschliches. Die Genesis, die Werdensgeschichte des Menschen in der Bibel, beginnt mit der Bezeichnung für Tag und Nacht und der Benennung der Tiere durch Adam. Aber zurück zum Klettern: Routennamen beziehen sich auf bestimmte Territorien, sie dokumentieren Ansprüche auf Gebiete. Ein Ding gehört einem, wenn man ihm seinen Namen gegeben hat. Angefangen hat das alles schon in Urzeiten mit den Eroberungen und Entdeckungen neuer Länder und Kontinente. Diese Verhaltensmuster stammen aus dem Tierreich, wo Territorien mit allen möglichen Zeichen: Lauten, optischen Signalen, Gerüchen u. ä. gekennzeichnet werden. Der Mensch ist hier keine Ausnahme, und je zivilisierter und kultivierter er ist, desto mehr werden Namen für diesen Zweck eingesetzt.

Am Anfang dieser Entwicklung stand sicher der Zwang, Grundbedürfnisse wie Nahrungs-, Fortpflanzungs- und Wohnraum zu sichern. Auch Kolonisation und Entdeckung sind letztlich auf diese Triebe zurückzuführen. Als aber der Großteil der Erde erobert und unterworfen war, wandte *Mann* sich neuen Zielen zu, die nicht mehr in abgelegenen Kontinenten jenseits des Horizontes zu suchen waren, sondern in der vertikalen, unmittelbaren Umgebung.

Der Alpinismus ging an die Eroberung der senkrechten, wirtschaftlich nicht nutzbaren Flächen des eigenen Landes. Der



Gipfel trat an die Stelle eines unbekanntes Landes oder einer neuentdeckten Insel. Heute, rückblickend, werden diese Routen als „Normalwege“ bezeichnet.

Als mit der Zeit alle Alpengipfel bestiegen und keine Erstbegehungen im ursprünglichen Sinn mehr möglich waren, sah sich der Alpinist nach neuen Territorien um, die noch unberührt waren. „Jungfräuliche“ Gipfel waren nicht mehr zu „besteigen“, dafür aber neue Routen auf ein und denselben Gipfel. Der Erstbesteigungsgedanke, die Eroberung der Unschuld eines Berges, mußte abgeändert, den neuen Umständen angepaßt werden. Nicht mehr der Gipfel, sondern der Weg zum Gipfel wurde wichtig. In dieser Zeit versuchte man, alle Seiten eines Berges zu bezwingen. Erinnern wir uns, wie wichtig es in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts war, daß die bedeutenden Berge der Alpen von allen Himmelsrichtungen her erstiegen wurden. Der Kampf um die letzten großen Nordwände in den Alpen ist Ausdruck dieser Mentalität. Man könnte vielleicht wagen zu behaupten, daß diese Besessenheit, sich alle Himmelsrichtungen eines Berges untertan zu machen, gerade im Nationalsozialismus ideologische Unterstützung fand. Das Ziel war eindeutig, die Welt zu beherrschen, und waren es auch nur die vier stellvertretenden Richtungen des Kompaß. Die Benennung dieser Ära verwendet vor allem den Bergnamen zusammen mit einer geographischen Angabe wie z. B. *Matterhorn-Nordwand* oder *Eiger-Nordwand* etc.

*Die Manifestation des Eroberer- und Besitzdenkens.
Routennamen mit geographischen Angaben oder mit den
Namen der Erstbegeher. Rechts: Sulzfluh, direkte SW-Wand.
Unten: An der Herzogkante im Karwendel*

Fotos: Rainer Köfferlein, Horst Heller

Natürlich konnte auch diese Art der Benennung von Routen nicht für ewige Zeiten verwendet werden, da in einer solchen geographischen Einheit wie einer Nordwand nicht nur eine einzige Route eröffnet wurde. Mit der Zeit wurden also zu den geographischen Angaben noch sogenannte topographische hinzugenommen, die auf Risse, Kanten, Verschneidungen, Kamine u. ä. hinwiesen.

Die sprunghafte Entwicklung im Klettersport hatte aber binnen kürzester Zeit dazu geführt, daß auch diese Art der Benennung unzureichend wurde, da immer mehr Routen in immer kleineren Wandteilen entstanden. In anderen Worten, die Südwestwand oder der Nordostgrat beherbergten plötzlich mehr als nur eine einzige Führe. Man behalf sich damit, daß die Namen der Erstbegeher herangezogen wurden, um die neue Route von den umliegenden Anstiegen zu unterscheiden. Hier tritt wohl der Besitzcharakter des Routennamens am deutlichsten heraus. Die *Schwarzenlander-Sint* gehört den beiden Erschließern, alle Nachfolgenden dürfen sie benutzen, ein wenig teilhaben an der Eroberung dieses schmalen, senkrechten Streifen Landes. Das Neuland, das man noch vor hundert Jahren der Wildnis abringen konnte, wird jetzt auf die vertikalen Felswüsten übertragen, die es in anderer Weise zu bebauen, kultivieren und fruchtbar zu machen gilt. Die Pfosten der Umgrenzungen werden zu Haken, die Zäune zu gedachten Grenzlinien dazwischen. Die Namen der Anstiege werden registriert und in die Grundbücher und Kataster des Alpinismus — die Kletterführer — eingetragen, womit die Besitzverhältnisse und die Qualität von Routen festgelegt und bewahrt werden.

All die genannten Arten der Namensgebung sowie unzählige Mischformen gestalteten die alpine Landschaft bis in die Siebziger Jahre. Die rapide Entwicklung in Trainingsmethoden, Klettertechnik, Ausrüstung und nicht zuletzt eine neue Ethik revolutionierten nicht nur das Klettern als solches, sondern schlug sich auch in ungeahnter Weise in der Namensgebung von Sportkletterrouten nieder. Diese Entwicklung brachte es mit sich, daß in einem kleinsten Gebiet von *einem* Erstbegeher oft Dutzende neue Anstiege geschaffen wurden. Folglich war auch die Bezeichnung von Routen mit dem Namen des Erschließers nicht mehr sinnvoll.

Merkmale eines Kunstwerkes

Damit kommen wir zum Ausgangspunkt der Überlegung zurück, jener Überfülle an neuen Schöpfungen, die nicht mehr vorhersagbar sind wie die alten Nordwand- und Kantenbezeichnungen oder andere geographische bzw. personenbezogene Routennamen. Die Vielfalt und Ungewöhnlichkeit der neuen Namen rührt sicher von einer neuen Einstellung der Kletterroute gegenüber her. Immer mehr wird der künstlerische Aspekt hervorgekehrt und betont. Die neue Sportkletterroute besitzt die wichtigsten Merkmale eines Kunstwerkes: einen Erstbegeher (Autor oder Urheber), Wiederholungen (ähnlich den Aufführungen eines musikalischen Werkes oder dem Lesen eines Textes), Bewertungen (Kritik des Kunstwerkes in der Fachliteratur),



ästhetischen Forderungen (Linienführung, freie, technische, dynamische, statische Fortbewegung) und schließlich einen Titel oder Namen.

Trotz all dieser Kennzeichen eines Kunstwerkes stellt sich doch das Problem der Dinghaftigkeit, da eine Kletterroute materiell nicht geschaffen wird, sondern schon vor der Erstbegehung besteht. Der Kletterer sucht sich einen Weg durch schon Vorhandenes. Erst durch die Benennungen entsteht ein Raster, der den Felsen wie ein Netz umspannt. Betrachtet man die Routenskizzen eines Kletterführers, so drängt sich wirklich der Eindruck eines Netzes auf, das scheinbar über das Foto gelegt ist und damit den Berg förmlich einfängt. Dieser Raster gliedert, ähnlich wie die Straßen eines Stadtplanes, ein geographisches



Gebiet mittels Sprache in kleinste Einheiten. Das Klettern und die damit erfolgende Namensgebung bereiten eine Felswand für feinere Wahrnehmung auf. Sicher ist an der Substanz und Dinghaftigkeit des Felsens nicht zu zweifeln, doch steht die Kletterroute eher der „Aktionskunst“ näher als anderen gängigen Formen künstlerischen Schaffens. Gerade die neuesten Spielregeln des Sportkletterns stellen die ethischen Forderungen auf, keine dauerhaften Spuren (z. B. Haken) am Felsen zu hinterlassen, sondern andere wieder entfernbare Sicherungspunkte (Keile, Friends) zu verwenden. Der Fels stellt also den Tanzboden mit vorgegebener Struktur dar, die der Kletterer in der jeweiligen Aufführung mit neuem Inhalt anfüllt. Man ist an Jazzmusik erinnert, in der vorgegebene Strukturen (Themen) variiert und persönlich interpretiert werden, wobei großer Wert auf Virtuosität gelegt wird. Ausdruck dieses Geistes in der Kletterszene sind in jüngster Zeit Wettkämpfe, in denen versucht wird, neben Schnelligkeit und Schwierigkeit auch Stil, Technik und Anmut zu bewerten.

Mit der genannten Neigung der zeitgenössischen Kletterszene zu artistischen Vorstellungen kommt eine bis dahin unbekannte Komponente hinzu — der Zuschauer. Das Phänomen des Zuschauers sprengt den bis dato so elitären und abgeschlossenen Charakter des Kletterns. War früher der Akt des Kletterns nur einem ganz beschränkten Kreis von Eingeweihten zugänglich, so ist diese neue Spielart förmlich von den Höhen des Olymp bis vor unsere Haustüren herabgestiegen. Damit entwickelt das Klettern alle bereits ansatzweise vorhandenen Anlagen zur Aktionskunst. So werden früher nebensächliche Attribute wie Kleidung und Design stark betont, was zusammen mit den klettertechnischen Fortschritten dieser Zeit und der oben genannten Verlagerung des Klettergeschehens Einfluß auf die sprunghafte Entwicklung in der Betitelung von Routen ausübt.

Eine riesige Zahl von neuen Routennamen verweist auf Buch-, Musik- und Filmtitel und versucht damit die Route diesen Kunstwerken gleichzusetzen. Hier eine relativ willkürliche Auswahl solcher Benennungsformen: Es finden sich die literarischen

Neuschöpfung:
Robert Schauer in der Route
„young and negativ“ an der Martinswand

Fotos: Mario Klarer



Klassiker *Moby Dick* und *Don Quixote*, *Ulysses*, *Das Bildnis des Dorian Gray*, *Der letzte Mohikaner*, *Gravity's Rainbow*, *Lord of the Flies*; sowie die Kindergeschichten *Das Tapfere Schneiderlein*, *Max und Moritz*, *Lord of the Rings*, *Peter Pan* oder *Die Unendliche Geschichte*, aber auch Philosophisches wie *Prinzip Hoffnung*. Natürlich ist es nicht Sinn und Zweck dieser Arbeit, für jeden Titel eine Erklärung zu finden, aber es sei darauf hingewiesen, daß einige dieser Titel für das Klettern relevante Inhalte berühren, wie z. B. die Suche nach Abenteuer, die Überwindung der Schwerkraft oder Eigenschaften wie Tapferkeit und Hoffnung.

Ähnlich den literarischen Titeln gibt es eine Unmenge an Musik- und Filmtiteln. Wie bei den Entlehnungen von Buchtiteln spiegeln sich auch in diesen Namen Ängste der Erstbesteiger oder äußere Begebenheiten der Begehung wieder: *Flugzeuge im Bauch*, *Kleiner Mann was nun*, *Sunshine Reggae*, *Rain Dogs*, *Snoopy hang on*, *Über den Wolken*, usw. Hier eine kurze Auswahl von Filmtiteln wie: *Tanz der Vampire*, *Rambo*, *Shining*, *Nosferatu*, *Jobber-Wocky* und *Psycho Vertikal*, die Angst- und Horrorgefühle des Kletterns zu unterstreichen versuchen.

Damit nicht der falsche Eindruck entsteht, daß es in dieser Gruppe nur gut erklärbare Namen gibt, nun die Liste mit undurchsichtigen bzw. objektiv nicht eindeutig festlegbaren Filmtiteln: *Moderne Zeiten*, *Excalibur*, *West Side Story*, *Paris, Texas*, *Der ganz normale Wahnsinn*, *Alien*, *Exorzist*, *Flashdance* und *Deep Throat*.

Es würde viel zu weit führen, für alle diese Titel eine Erklärung in Bezug auf den Klettersport zu suchen. Ein bekanntes Bei-

Foto: Uli Wiesmeier

spiel möchte ich jedoch herausgreifen und an Hand dessen aufzeigen, wie die Übertragung von einem literarischen Text auf die Kletterroute vor sich gehen kann — aber natürlich nicht muß.

A Separate Reality

Vor etwa 10 Jahren setzte im amerikanischen Yosemite Valley eine neue Ära des Kletterns ein, die neben ihrer Auswirkung auf die Klettertechnik auch maßgeblichen Einfluß auf die Namensgebung ausübte. Routennamen reflektierten erstmals direkt Zeitgeisterscheinungen, Trends oder Lebensphilosophien der Erstbegeher. Herausragende Beispiele sind die damals entstandenen Routen *Separate Reality*, *Mescalito* und *Magic Mushroom*, in denen sich die psychodelische Drogenphilosophie des Schriftstellers Carlos Castaneda spiegelte. Das Gedankengut seiner Bücher, das eine zentrale Rolle im Lagerleben des legendären Camp IV (dem Zeltplatz der Kletterer im Yosemite Valley) spielte, wurde eine Quelle für neue Formen der Namensgebung im Klettersport. Das Beispiel *Separate Reality* eignet sich ganz besonders gut als Demonstrationsobjekt, da es hier neben den bloßen Routennamen auch noch Berichte von Kletterern über das Lagerleben von Camp IV gibt.*

Der Name wurde von Carlos Castaneda's Buch *A Separate Reality* übernommen, einem Roman, der das Gedankengut der Drogenkultur der Sechziger Jahre verarbeitet. Castaneda vertrat in seinen Büchern die Ansicht, daß es durch gezielten Drogenkonsum möglich wäre, seine geistigen und auch körperlichen Leistungen um beträchtliches zu steigern. Warum sich gerade zwischen Castaneda's Drogenphilosophie und der Kletterbewegung im Yosemite Valley solche Berührungspunkte ergeben, ist nicht schwer zu erraten, wenn man sein Buch *A Separate Reality* näher betrachtet. Castaneda beschreibt hier, wie sich die Einnahme bestimmter Drogen in übernatürlichen Kletterfähigkeiten niederschlägt. Es handelt sich dabei um einen spektakulären Kletterakt, der durch lange Fasern oder Tentakeln, die aus dem Bauch des Betreffenden wuchsen, möglich gemacht worden war. Es verwundert einen nicht mehr, daß gerade dieses Buch mit seinen direkten Anspielungen auf das Klettern eine Fundgrube für neue Namen wurde.

Eine andere gebräuchliche Form der Benennung einer Kletterroute ist der Überraschungseffekt mit einem Sprichwort. Dabei wird eine bekannte Redewendung oder ein bekanntes Textzitat übernommen, ein Teil jedoch wider erwarten abgeändert. Der Leser komplettiert nach Wahrnehmen des ersten Bestandteils die ihm bekannte Wendung, wird jedoch beim Weiterlesen durch die jähe Änderung des Zitatverlaufs überrascht. Es wird zum Beispiel bei dem Routennamen *Eile mit Keile*, bei welchem dem Leser auf den ersten Blick das bekannte Sprichwort „Eile mit Weile“ suggeriert wird, bei genauerem Hinsehen ein neuer Sinn über das altbekannte Sprichwort gelegt. Das Austauschen

eines Buchstabens macht „Weile“ zu „Keile“, speziellen Geräten, die zur Sicherung in Rißklettereien benutzt werden. Der wohl bekannteste Shakespearevers „To be or not to be“ wird zu *To bolt or not to be*, wobei mit dem englischen Wort für ‚Schraube‘ bzw. ‚Bohrhaken‘, der in sicherungsfeindlichen Sportkletterrouten große Verwendung findet, gespielt wird. Der Name der Popgruppe „Modern Talking“ wird zu *Modern chalking*, einem Titel der sich auf den Gebrauch von Magnesiapulver (im Kletterjargon „chalk“) bezieht.

Eine andere aber ähnliche Art der Routenbenennung ist das Zusammenziehen zweier Wörter. Dabei gibt jedes Wort einen Teil seines Lautkörpers auf. Beispiele dafür sind: *Rumpelröschen* (aus „Rumpelstilzchen“ und „Dornröschen“) und *Slipstick* (aus „lipstick“ und „slapstick“).

Aber hinter diesen kurzen exotischen Titeln, die sich alle auf ein allgemein bekanntes Buch, einen Film, ein Musikstück oder Sprichwort beziehen, verbirgt sich ein noch viel komplizierterer Text — die Kletterroute als solche. Der Kletterer ist wirklich ein muskulöser Bibliothekar geworden — ein *Conan the Librarian*, der mit seinen gehackten Fingern Buchstaben für Buchstaben der Kletterroute ertastet, indem seine hypotrophen Bi-, Tri- und Quatrizeps die Worte aneinanderreihen und sein Latissimus, Torsi und Pectoralis sanft die Seiten — oder sind es Seillängen — überschlägt. Der Buchcharakter der Anstiege wird auch in den Namen für Sportklettergebiete betont: wie z. B. das *Dschungelbuch* und das *Alpinmagazin* bei Innsbruck. Diese Bezeichnungen treffen die Situation recht gut: der Kletterer als Autor und Schriftsteller, der seine kurzen Texte in die Felswände zeichnet.

Diese Beispiele zeigen, wie am Beginn des Sportkletterns zuerst Titel übernommen und als Namen für Anstiege eingesetzt wurden. Später ging die Entwicklung eher in Richtung eigenständiger, selbstkreierter Namen. Es ist kaum möglich, innerhalb der Gruppe ‚origineller‘ Benennungsformen Unterteilungen zu treffen, da sie meist sehr persönlich sind. Nichts destotrotz lassen sich doch einige wiederkehrende Motive erkennen. Zu nennen sind hier Namen, die körperliche Phänomene des Kletterns beschreiben, wie z. B. das häufig wiederkehrende Fingermotiv in: *Fingertango*, *Butterfingers*, *Flaming Fingers*, *Superfinger*, *Heiße Finger*, *Fingerbeißer*; oder das Sturzmotiv in *Air Voyage*, *Schleudersitz*, *Fallout* und *Flugkontrolle*. Oft werden auch äußere Begebenheiten während der Erstbegehung in den Titel miteinbezogen wie: *Hagelschauer*, *Sturmwind*, *Wet Friends*. Andere wieder gehen auf Eigenarten der Route ein, sei es Linienführung in *Zig-Zag*, *Zick-Zack-Weg*, *Serpentine*, oder Felsbeschaffenheit in *Erosionsweg*, *Grasweg*, *Reibbeisen*, *Wasserrillenweg*, *Plattenzauber*, *Rauh wie die Sau*, etc. Dies sind nur einige Beispiele, welche eine Klassifizierung zulassen, aber der Großteil widerstrebt solchen Einteilungskriterien und erhält wohl gerade dadurch seinen ganz besonderen Reiz.

Die folgende wahllose Auswahl aus dem Register eines Sportkletterbildbandes soll einen kurzen Querschnitt dieser zahlenmäßig größten und wahrscheinlich kreativsten Gruppe von poetischen Betitelungen geben: *Anxiety Neurosis*, *Asteroid Crack*, *Atomic Cafe*, *Audial by Fur*, *Buntschillernde Seifen-*

* vgl. dazu Reinhard Karl: „Mit dem Glück ist es so wie mit dem Abstieg“. Alpenvereinsjahrbuch 1980. München und Innsbruck: Rother 1980: 142ff.



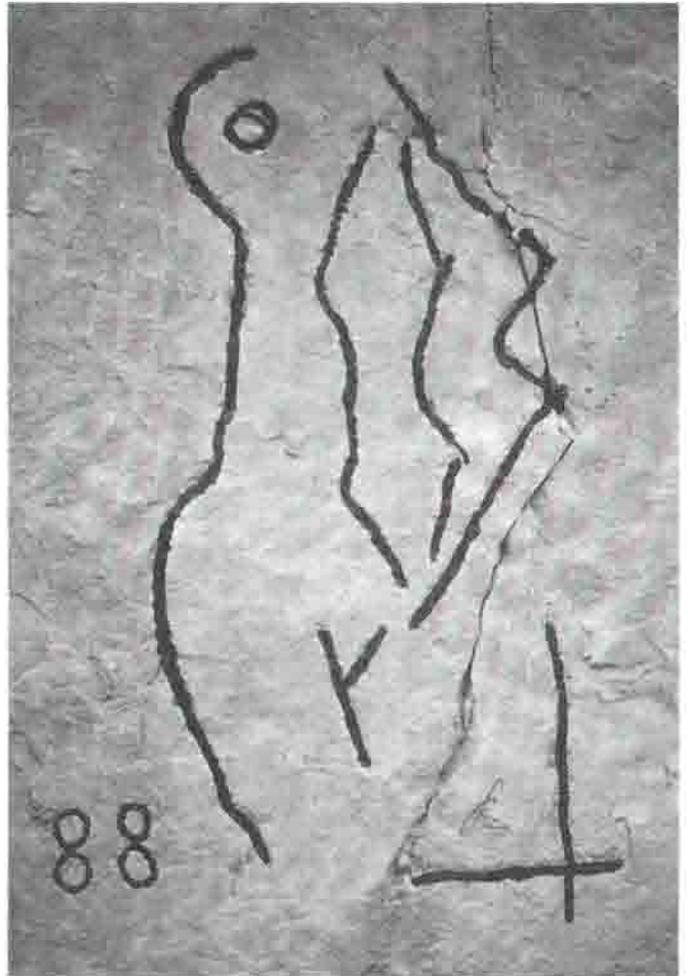
blase, Catchy Corner, Chain Reaction, Chasin' the Trane, Dream Topping, Electric Africa, Equinox, GhettoBlaster, Geschenk Gottes, Hall of Mirrors, Hangdog Flyer, Kanal im Rücken, Karate Crack, Kein Wasser, kein Mond, Lustgarten, Luftschloß, Necronomicon, Wer ko, der ko.*

Betrachtet man diese letzte Art der Betitelung, so hat man den Eindruck, als hätten die Urheber dieser Namen versucht, die Forderungen der modernen Lyrik zu erfüllen. Die Kletterrouten versuchen zu „dichten“. Dichten kommt von verdichten, geballte Information in kurzer Zeit. Ein Routenname muß ohne Zweifel kurz und prägnant sein, ein paar Worte höchstens. Die notwendige Breite der Information muß somit auf andere Weise erreicht werden, nämlich durch Anspielung auf schon Bekanntes oder die Verwendung von emotionsgeladenen Motiven aus allen nur erdenklichen Quellen.

Der Kletterer als Bildhauer

Abschließend möchte ich noch auf einen ganz neuen Trend im Sportklettern eingehen, der natürlich auch wieder in der Namensgebung seinen Widerhall findet — nämlich das Phänomen „künstliche Kletterroute“. In einer nicht kletterbaren Wand werden mit Hammer und Meißel, Bohrmaschine und Brecheisen Griffe und Tritte in den Felsen gehauen. Ist das die nächste Stufe der stilisierten Eroberung und Unterwerfung der Natur? Der Kletterer als Bildhauer, der sich die Natur nach seinem Bild formt. Die Natur, die nur mehr die tote Materie zur Verfügung stellt, der der kletternde Mann dann Form verleiht. Reinhold Scherer nennt seine neue künstliche Kletterroute bezeichnenderweise *Scultura Smarita* (verirrte Skulptur) und malt eine nackte Frau dazu. Die bekannte amerikanische Wissenschaftstheoretikerin Carolyn Merchant streicht genau dieses Verhalten der Männer heraus, daß sie nämlich die Natur als bloße weibliche Materie betrachten, denen der männliche Geist eine Form und damit einen Sinn verleihen will.

Mich erinnert dies an die antike Sage von dem Bildhauer Pygmalion, der sich eine Frauenstatue schuf, in die er sich so verliebte, als wäre sie eine Frau aus Fleisch und Blut: *„Weißes Elfenbein schnitzte indes er mit glücklicher Kunst und gab ihm eine Gestalt, wie sie nie ein geborenes Weib kann haben und ward von Liebe zum eigenen Werke ergriffen. Oftmals berührte er sein Werk mit der Hand und versuchte, ob es Fleisch, ob Elfenbein sei ... gibt ihm Küsse ... glaubt seine Finger drückten dem Fleisch ihres Leibes sich ein. Wieder ... betastet [er] die Brust mit der Hand, da wird das betastete Elfenbein weich, verliert seine Starrheit, gibt seinen Fingern nach und weicht wie ... Wachs ... von den Fingern geknetet. [Er] prüft mit der Hand ... wieder und wieder. Fleisch ist's und Bein. Es pochen vom Finger betastet die Adern.“* (Ovid, *Metamorphosen X*, 247ff)



Der Kreis schließt sich und wir erinnern uns an die Kunst und Sexualität im Klettern, daß über den Fels gesprochen wird, als wäre er eine Frau, die es zu kreieren, zu erobern oder zu unterwerfen gilt.

Ausgangspunkt meiner Überlegungen zu dieser Arbeit war die Annahme, daß sich in Namen von Kletterrouten der Schlüssel zu einem besseren Verständnis dieser Sportart verbirgt. Die Vielfalt der Namen für Kletterrouten und ihre Veränderung im Laufe der Geschichte des Alpinismus läßt es zu, Rückschlüsse auf dahinterliegende Zeitgeisterscheinungen, Motive, Anliegen, Beweggründe und Ziele des Klettersportes zu ziehen. Besonders die jüngsten Namen der Sportkletterergeneration lassen hier viele Einblicke zu.

Offen bleiben muß natürlich, wie sich der Klettersport und damit wohl auch die Namen gerade angesichts der Vermarktung in Werbung und Medien und der ständig größer werdenden Zahl von Kletterinnen entwickeln wird. Eines steht aber fest: die Kletterer, ob Männer oder Frauen, versuchen auf den fahrenden Zug aufzuspringen, egal wohin er auch fährt, unter dem Motto *Chasin' the Trane*.

* W. Güllich und H. Zack: High Life. Sportklettern weltweit. München: Rother, 1987: 211ff.

Alpinismus und Geologie

Fünf Jahre im Fels der Karnischen Alpen

Von Lutz H. Kreutzer

... Mit vielen bin ich in den Karnischen Alpen gewesen, und keiner meiner Begleiter ging aus dem Gebirge fort, ohne reich beschenkt zu sein von seiner Herrlichkeit. Dankbar gedenke ich der Tage, die mir dieses Gebirge geschenkt hat. Nun kommt die kalte, nüchterne Überlegung der Wissenschaft an die Reihe. Hinter kühlen Darstellungen, hinter Profilen und Karten aber steigt die unbeschreibliche Schönheit des Karnischen Kammes auf, die Erinnerung an das große Erlebnis, das dieses Gebirge für mich gewesen ist.

Franz Heritsch, 1936

Zum ersten Mal sah ich die Karnischen Alpen im Sommer 1983, und zuvor wußte ich nicht einmal genau, wo sie liegen. Ich studierte Geologie an der Technischen Hochschule in Aachen, in einer Stadt, deren höchster Berg gerade 268 Meter hoch ist. Zwei Professoren des geologischen Institutes hatten für jenen Sommer eine Exkursion geplant, die quer durch die Ostalpen führen sollte. In den Jahren zuvor hatte ich als Kletterer gemeinsam mit Freunden verschiedene Regionen der Alpen kennengelernt. Für die kommende Saison plante ich erneut einen Kletterurlaub, anschließend diese Ostalpen-Exkursion, und ich freute mich auf eine schöne Zeit: Angenehmes und Lehrreiches sollten sich ergänzen. Damals ahnte ich nicht, wie sehr die Karnischen Alpen mein Leben beeinflussen sollten und wie untrennbar meine Arbeit mit ihnen verwachsen würde.

Nach meinem Klettersommer war es endlich soweit: Studenten und Professoren trafen sich in Hallein. Wir durchstreiften die Salzburger Kalkalpen, die in ihrem Gewölbe bizarre Eishöhlen aufbewahren, ließen uns den Bau des Dachsteinmassives erklären, Reste eines Korallenriffes vor Millionen von Jahren, durchquerten das kristalline Gebirge der Tauern, welches durch die darüberliegenden Kalkgebirge im Norden und Süden schaut, wie durch ein Fenster; und dann erreichten wir das Gailtal, die Naht zwischen Ost- und Südalpen. Wo vor unvorstellbar langer Zeit ein Ozean war, ist heute nur noch ein Flußbett, dessen Zone sich durch das Pustertal bis zum Adamello fortsetzt. Gewaltige Kräfte haben die Südalpen an die Gailtaler Alpen herangeschoben, und sie tun das immer noch. Die heutige Kulisse

der Berge ist nur ein vorübergehender Zustand, so wie es der Ozean war, der hier urzeitliches Leben in Hülle und Fülle beherbergte. Südlich des Gailtales stehen die ältesten Zeugen jener Lebens-Epoche: die Berge der Karnischen Alpen.

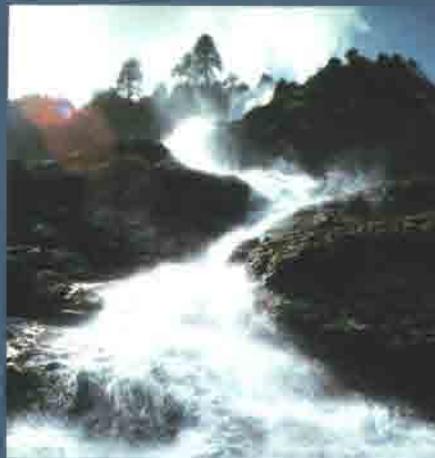
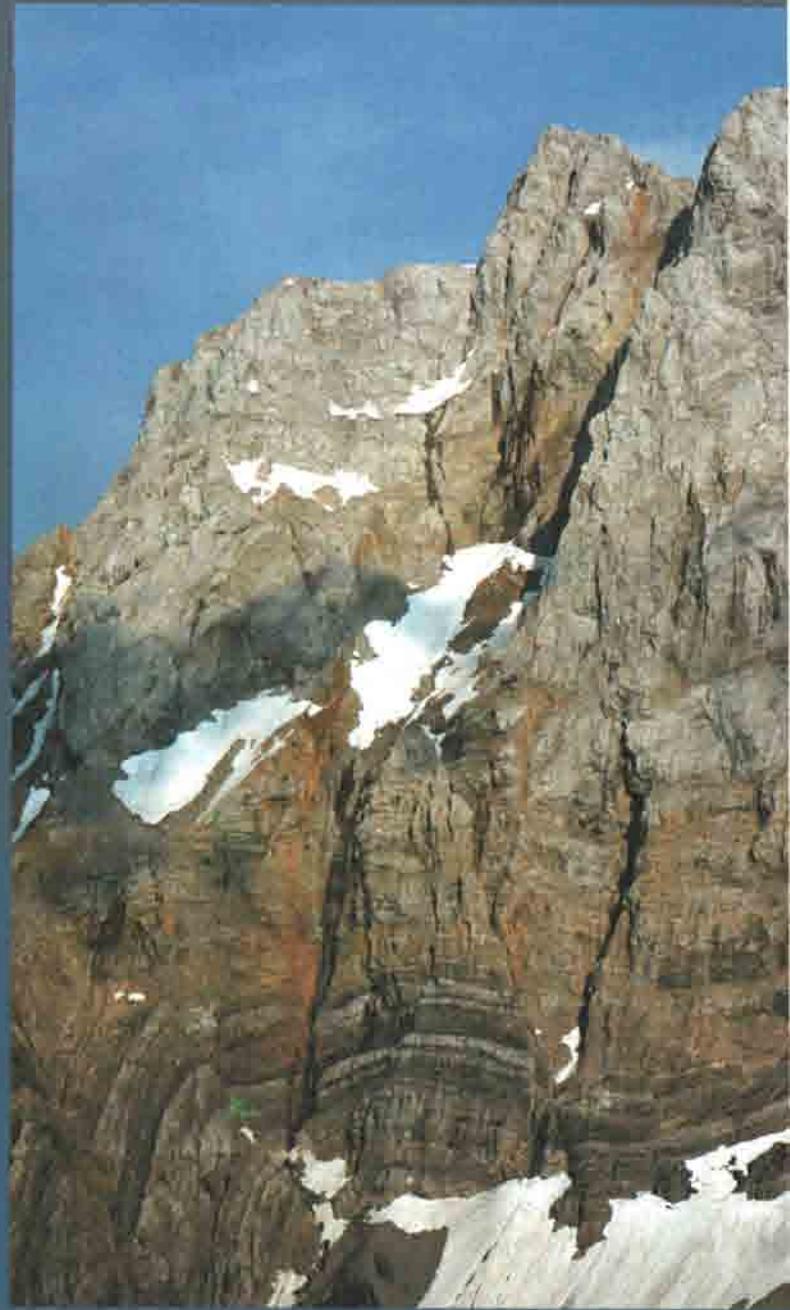
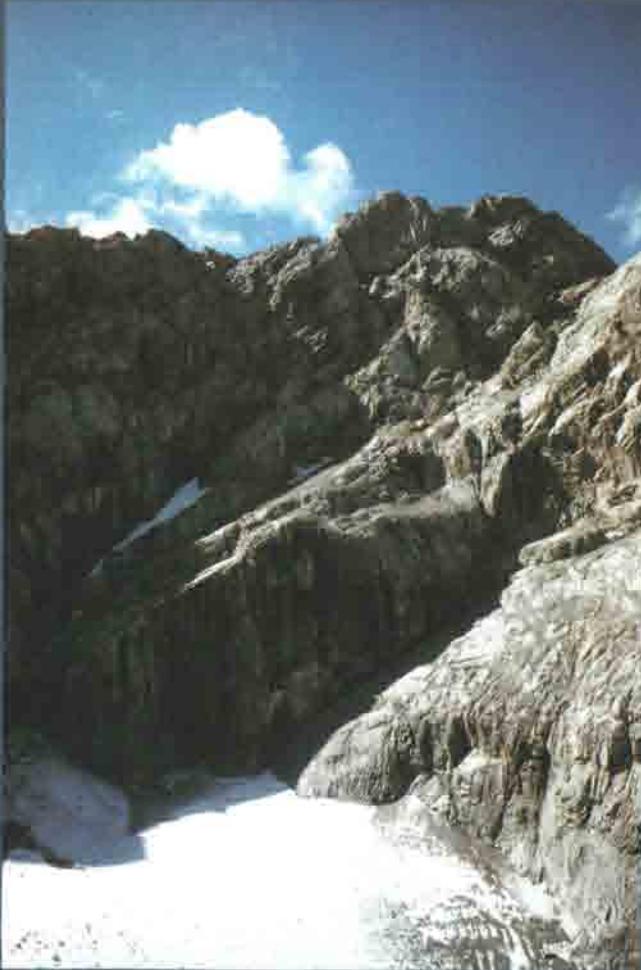
Den ersten Abend in den Karnischen Alpen verbrachten wir in Hermagor. Am nächsten Morgen fuhren wir durch Kötschach-Mauthen in Richtung Plöckenpaß. Wir verließen unseren Bus am Heldenfriedhof, der auf halber Strecke am Eingang zum Valentintal liegt. Dieser Friedhof konfrontierte mich zum ersten Mal mit den Ereignissen des ersten Weltkrieges, der in diesem Alpenabschnitt traurige Berühmtheit erlangt hat.

Die Eduard-Pichl-Hütte am Wolayer See war unser Tagesziel. Wir wanderten durch einen Mischwald, der nur Ausschnitte der Wände durchblicken ließ, welche das Tal nach Süden begrenzen. Nachdem wir die Obere Valentalalm erreicht hatten, machten wir eine Pause. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte ich mich aufs Gehen konzentriert und die Landschaft wenig beachtet. Nun hatte ich Ruhe und schaute auf, und sie ragten vor mir empor: die Kellerwände, über ihnen das Horn des Kollinkofels, die Hohe Warte, der höchste Berg der Karnischen Alpen, in dessen Nordwand durch die diesige Luft des Tales ein Firnfeld zu erkennen war. Vom Gipfelkamm wurden von Süden her Sonnenstrahlen aufgefächert, von den höchsten Spitzen abgeschnitten. Auf der anderen Talseite war die Gipfelregion des Rauchkofels bestrahlt, sein rotes Gestein leuchtete, ein Kontrast zum Grau der Kellerwände. Das Licht- und Schattenspiel der Südwände von Gams- und Mooskofel hob Strukturen hervor, die das Massiv lebendig wirken ließen. Und im Talgrund toste der Valentinbach, klares Wasser, das von den Schneefeldern abgeschmolzen wurde, die vom Winter übriggeblieben waren.

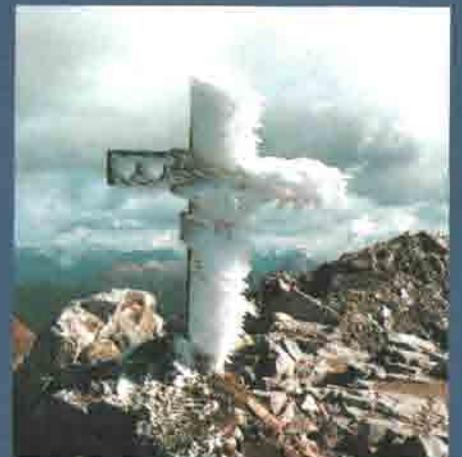
Besonders faszinierte mich der Anblick der Kellerwände. Niemand war bisher in diese abweisende Region eingedrungen, um geologische Untersuchungen durchzuführen. Die Wände waren zu steil und zu hoch, das Gebiet zu ungastlich und gefährlich. Es gab nur Vermutungen über den geologischen Aufbau dieses Kernstückes der Karnischen Alpen. War eine geologische Arbeit in diesem Gebiet unmöglich?

Als wir die Pichl-Hütte erreicht hatten, waren meine Gedanken verfliegen. Die Wirte empfingen uns freundlich, wir freuten uns über die märchenhafte Lage dieser Hütte am Wolayer See und

Rechts:
Kellerspitze
und Kellerwandturm
Unten: Die Kellerwände
über dem Eiskar



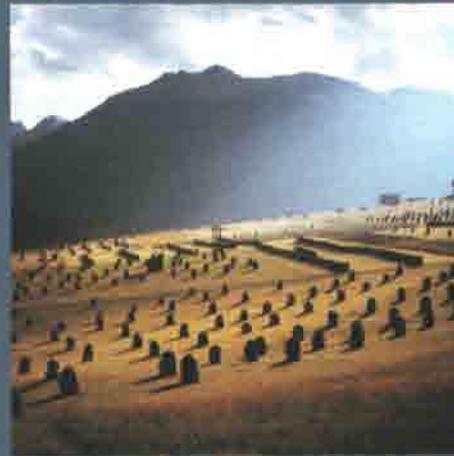
Ganz rechts:
Gipfelkreuz auf der Hohen Warte
Rechts: Der Kartltscher Wasserfall
am Weg zur Obstanzer Seehütte



Karnische Impressionen



Unten: Blick von der Hohen Warte nach Süden. Am Horizont von links nach rechts Civetta, Antelao, Marmarole, Tofana und Cristallo.



*Ganz links:
Hohe Warte Nordwand
Links: Heuernte bei
Obertilllach*

*Fotos:
Willi End (2)
Lutz H. Kreuzer (5)*

Foto: Lutz H. Kreuzer



stillten erst unseren Durst. Am Abend sprach ich mit unseren beiden Exkursionsleitern über das Bergsteigen. Beide sind Österreicher, Hans-Peter ist Dozent an der Universität in Wien, Gerd ist Professor in Aachen; er war während seiner Studenzeit in Graz ein begeisterter Kletterer. Wir hatten uns schon einmal über Routen der höheren Schwierigkeitsgrade in den Kalkalpen unterhalten, Erlebnisse ausgetauscht und fröhlich dazu gedichtet.

Nach einer Zeit fragten mich beide überraschend, ob ich Lust habe, das Gebiet der Kellerwände geologisch zu kartieren. Sie erzählten mir, auf halber Höhe in den Kellerwänden sei ein Gletscher eingelagert, den man vom Valentintal aus nicht sehen kann: das Eiskar: „Am unteren Ende des Eiskares liegt eine Kaverne aus der Zeit des ersten Weltkrieges. Heute ist sie zu einer Art Biwakschachtel ausgebaut. Von Österreich erreicht man sie nur über einen Klettersteig, der durch die Untere Kellerwand führt.“

Die Idee faszinierte mich, sie nahm von mir Besitz; meine Begeisterung ließ mir keine Zeit, lange darüber nachzudenken. Ich sagte sofort zu.

Den kommenden Winter nutzte ich, den langen Sommer in den Karnischen Alpen vorzubereiten. Ich las Fachliteratur von Geologen, die in der Umgebung und am Wolayer See gearbeitet hatten. Im Frühjahr begann ich wie in jedem Jahr mit dem Training in den Buntsandstein-Klettergärten der Eifel. Das Hauptproblem jedoch war für mich das Alleineleben und die Alleingänge in einem Gebirge, über das ich so gut wie nichts wußte. Aus dem Alpenvereinsführer über den Karnischen Hauptkamm suchte ich mir Routen heraus, die es mir eventuell erlauben würden, Gesteinsproben zu entnehmen und zum Ausgangspunkt zurückzuschleppen. Nach gründlichem Studium des Führers war mir klar, daß es auf österreichischer Seite in der Umgebung des Eiskares keine Wege gibt. Alles muß kletternd zurückgelegt werden. Ich unterhielt mich oft mit Freunden, die lange vor mir mit dem Klettern begonnen hatten. Waren die Routen

Foto: Wolfgang Sauer

meiner Auswahl im Alleingang zumutbar? „Was, auch noch Proben hämmern und Ausrüstung mitschleppen? Das schaffst Du nicht!“, unkte der eine. „Doch, es muß gehen!“, prophezeite der andere. Und der Sommer kam:

Alleine im Eiskar

In Kötschach-Mauthen im Gailtal werde ich mit den Leuten vom Bergrettungsdienst bekanntgemacht. Sie geben mir ein Funkgerät, mit dem ich mich jeden Morgen und jeden Abend aus dem Eiskar bei ihnen melden soll.

Die Eiskarhütte wurde in Privatinitiative Ende der siebziger Jahre erneuert, von einem engen Kreis von Bergsteigern, die in der Umgebung zu Hause sind, allen voran Emmerich. Er erklärt mir bei einem Glas Wein den Aufstieg zum Eiskar, beschreibt mir die Gefahren: „Nein, das ist kein Klettersteig, wie Du ihn Dir vorstellst. Die Befestigungen sind größtenteils aus dem ersten Weltkrieg. Und festhalten darf man sich da nicht! Der wird nur wenig instandgesetzt. Im unteren Teil hat er gar keine Versicherungen mehr.“

Am Abend will Emmerich in der Eiskarhütte auf mich warten. Meine Ausrüstung und Verpflegung lagere ich in einem Raum auf der Oberen Valentinalm. Die Alm ist längst verfallen, aber ein Raum ist noch abschließbar, er steht der Bergrettung zur Verfügung. Sepp ist Chef der Bergrettung und zeigt mir, wo der Schlüssel versteckt ist. In meinem Rucksack sind die nötigen Dinge für die nächsten Tage verpackt. Sepp erklärt mir den Weg zum Einstieg, gibt mir noch ein paar Tips, und ich ziehe los. Es ist bereits sechs Uhr abends.

Der Weg schlängelt sich durch einen Wald von Erlen und Lärchen, über Schotter und Schiefer, bis er an einer Wand endet. Einladend sieht der Einstieg nicht aus: abschüssige Felsstufen, die überall mit Erde bedeckt sind, Produkt der Verwitterung durch die Lärchen, die hier wachsen. Der Lärchenrücken ist 75 bis 80 Grad steil. Emmerich erzählte mir, daß hier vor drei Jahren ein Freund von ihm abgestürzt ist, am 20. September — das ist mein Geburtstag.

Es ist sehr warm, obwohl die Route einer Nordwand folgt. Ich habe das Gefühl, daß die Luft von den Bäumen festgehalten wird. Gewitterschwüle. Nach 200 Höhenmetern treffe ich auf das erste Aluminiumseil. Das Seil ist neu und hat seine volle Berechtigung. Es nutzt mir allerdings nicht viel wegen meiner feuchten Hände, trotzdem komme ich schnell höher. Ein Weg auf einem Band quert die Nordwand Richtung Westen. Über Schrofen geht es empor auf einen Absatz, auf dem die letzte Lärche steht — und eine Bank, liebevoll aus zwei Brettern und ein paar Steinen zusammengezimmert. Die Leute haben wirklich Humor. Eine Drahtseiltraverse führt um die Ecke in einen Kamin. Ich schaue nach oben: ein Überhang, von einem Drahtseil entschärft. Mein Rucksack baumelt schwer auf meinem Rücken, ich fluche leise.



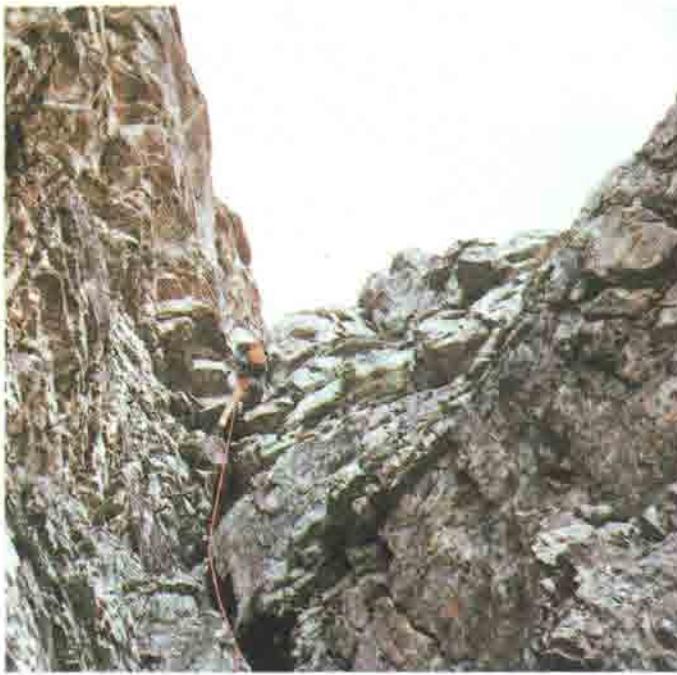
Nach dem Überhang sehe ich eine Trittschlinge an einer glatten Wand. Die Schlinge bewegt sich im Wind, der bereits vom Berg ins Tal weht. Darüber hängen Drahtseile, die völlig verrostet sind und ins Ungewisse führen. Der Ausstieg ist noch nicht zu sehen. Es beginnt zu regnen. Der Fels ist abschüssig und plattig, jetzt wird er zusätzlich schmierig. Ich beeile mich, endlich der Ausstieg. Meine Augen halten Ausschau nach einer Hütte; nichts zu sehen. Ich bin ein wenig verwirrt. Die Dämmerung bricht herein. Über mir erkenne ich Haken in der Wand, die gleichen uralten Haken wie bisher auf meinem Weg. Sie folgen einem Riß, der senkrecht nach oben zieht. Der Riß sieht schwierig aus. Nach 50 Höhenmetern im Dreier-Gelände ahne ich, daß ich mich verstiegen habe. Ich quere aus der Wand nach rechts um eine Kante und stehe am Fuße einer Schotterrinne. Über mir quillt Rauch aus einem Ofenrohr: die Hütte.

Emmerich empfängt mich mit einem Obstler und einem Tee. In der Hütte ist alles vorhanden, was man zum Leben braucht: ein Lager für acht Personen, Tisch, Bänke und Stühle, ein Kohleofen, eine Spüle, gespeist von frischem Gletscherwasser, — und eine Handvoll freundlicher Leute, alle ein wenig neugierig auf den, der es hier oben sechs Wochen alleine aushalten will. Am Abend verlassen sie mich und steigen mit Stirnlampen ab. Die erste Nacht ist unheimlich. Die kratzenden Geräusche stammen von Mäusen, die in dieser Höhe hausen. Sie fressen alles, was nicht niet- und nagelfest ist.

Früh morgens werde ich von der Sonne geweckt, die genau durch das kleine Fenster auf das Lager scheint. Im Tal liegt ein Meer von Wolken, das allmählich mit zunehmender Kraft der Sonne beginnt, den Berg hinauf zu kriechen. Es ist warm, kaum ein Wind, der mir ab und zu ein Frösteln entlockt.

Das Frühstück genieße ich draußen. Beim letzten Schluck Kaffee hüllen mich die Wolken ein. Sie steigen schnell hoch ins Eiskar und die Sonne kommt wieder zum Vorschein. Ich gehe ein Stück auf dem Weg, der zur Freiluft-Toilette führt, die aus den Felsen freitragend hinausgebaut worden ist. Von hier aus sieht man 500 Meter tiefer auf das Dach der Oberen Valentalalm, die Wanderer schrumpfen aus dieser Perspektive zu winzigen Punkten — und keiner von ihnen vermutet, daß er beobachtet wird.

An diesem Morgen will ich das Eiskar erkunden. Der Weg führt durch eine Rinne empor, die nach Norden aus dem Eiskar bis zur Hütte führt, wo sie von der steil abfallenden Nordwand abgeschnitten wird. Die Rinne ist östlich vom Eiskarkopf und westlich von den Wänden der Kunzköpfe begrenzt. Firnfelder und Grobgeröll erschweren das Gehen, über mir ist immer noch alles von steigenden Wolken verschleiert. Schnell gewinne ich an Höhe, den Blick immer am Boden. Als ich den unteren Rand des Gletscherkessels erreicht habe, sind die Wolken verzogen, und vor mir steht ein Amphitheater aus mächtigen Felswänden, die den Gletscher um 500 Meter überragen, steil und mit Firnfeldern gespickt. Der Anblick dieser Wände erschlägt mich. Im er-



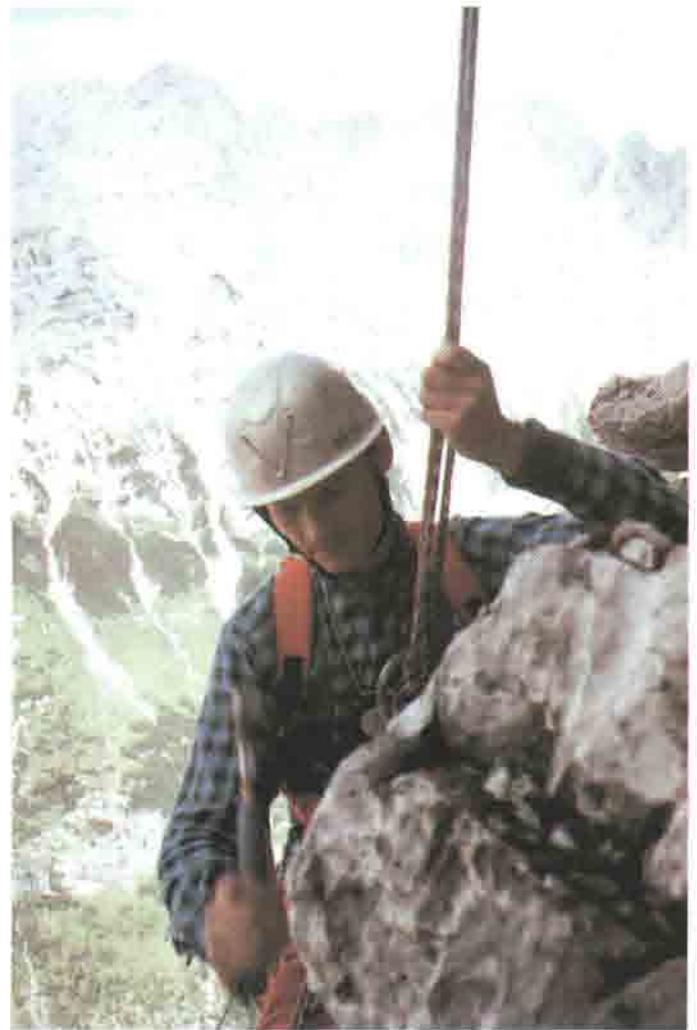
Links: Auf dem „Weg“ ins Eiskar
Unten: Probeentnahme im Abseilsitz

Fotos: Lutz H. Kreuzer

sten Moment scheint mir diese fremde Welt meine Arbeit als Alleingänger zu verbieten. Meine Ruhe schwindet dahin. Von einem Felsblock mitten auf dem Gletscher betrachte ich die Wände und suche mir zaghaft Linien für Anstieg und Probennahme. Gegen Mittag ziehen Wolken auf und fallen von Süden über die Kellerspitzen in das Eiskar. Davor wurde ich gewarnt: nichts wie weg, Leises Donnergerollen begleitet mich. Gut, daß die Firnfelder bis kurz oberhalb der Hütte reichen. Ich fahre auf Schuhen ab, in 15 Minuten bin ich in der Kaverne. Schummeriges Licht läßt die Landschaft unfreundlich werden, bald beginnt ein tosendes Gewitter. Blitze lassen die Berge kurz aufleuchten. Regen und Donner lösen enormen Steinschlag aus.

In den nächsten Tagen wird das Wetter besser. Nach zwei Wochen habe ich bereits eine stattliche Zahl Gesteinsproben gesammelt. Bei vielen Alleingängen traf ich auf versteckte Stellungen aus dem ersten Weltkrieg, wo ich niemals welche vermutet hätte: Zeugen eines sinnlosen Krieges. Unvorstellbare Anstrengungen und Entbehrungen waren nötig, um solche Posten zu errichten. Ich stieß auf viele Dinge, die 70 Jahre früher jemand gehört haben, der vielleicht an dieser Stelle sein Leben lassen mußte. Mehr Soldaten starben unter Einwirkung von Wetter, Lawinen und Steinschlag als unter Feindbeschuß.

Bei all meinen Begehungen schaute ich immer wieder zu den Kellerspitzen hinauf, die den Felsenkessel klar beherrschen. In der Nordwand ziehen zwei Rampen in östliche Richtung zum Eiskar hinab; die westliche zergliedert nur die untere Wandhälfte, die östliche führt bis auf die „Weiße Schulter“, die heute „Schnackl“ genannt wird. Dieser ausgeprägte Grat wird vom Gipfelaufbau der Kellerspitzen um weitere 200 Meter überragt. Über die weiße Schulter erreichte Paul Grohmann 1868 zum ersten Mal den Gipfel der Kellerspitzen. Damals reichte das Eis noch bis auf die Rampe hinauf, die Schwierigkeiten im „Grohmannweg“ überstiegen nie den zweiten Schwierigkeitsgrad. Heute ist der Gletscher stark zurückgegangen, die Einstiegs wand ist völlig glattpoliert (fünfzehn Meter IV ohne Abstriche), und die Breite des Bergschrundes macht das Begehen der Originalroute oft unmöglich.



Auf die Kellerspitzen

An einem klaren Sonnentag beschließe ich, die Kellerspitzen über diesen „Grohmannweg“ zu besteigen. Der Einstieg liegt 350 Höhenmeter oberhalb der Hütte. Es ist früh am Morgen, die Sonne scheint noch auf die Rampe, die Wand wirkt freundlich. Eine firnbedeckte Eiszunge reicht bis an den glattpolierten Abbruch unterhalb der Rampe. Der Bergschrund ist über einen Meter breit, doch die Überschreitung dürfte keine Probleme bereiten — nur abrutschen darf ich nicht. Ich lasse mich an den Fels fallen, der vom Schmelzwasser eines Firnfeldes überronnen wird, das Wasser läuft mir in die Ärmel hinein. Mein rechter Fuß findet kaum Halt, doch es reicht aus, um mich nach oben zu bewegen, und die senkrechte Platte liegt bald unter mir. Auf der Rampe wird es leicht, nahezu Gehgelände. Immer wieder achte ich auf die Gesteine und die Fossilien, die in ihnen eingebettet sind. Vom Probenehmen wird der Rucksack schwerer. Endlich stehe ich auf der „Weißen Schulter“. Hier liegt alles

voller Calcitkristalle, so groß wie mein Hammer. Sie sind durchscheinend; werden die Kristalle gegen das Licht der Sonne gehalten, brechen sich in ihnen die Strahlen und sie beginnen zu glitzern.

Am Mittag erreiche ich über eine Kante die Kellerspitzen. Der Himmel ist tiefblau, die Sicht ist klar. Vor mir breiten sich die vergletscherten Gipfel der Zentralalpen aus.

Nach einer langen Rast beschreite ich den Gipfelgrat zum Kollinkofel, den Steig auf der Südseite haben die Italiener vor dem ersten Weltkrieg angelegt. Ich lasse mir viel Zeit zur Probenahme. Der Abstieg ins Eiskar führt über den Nordostgrat des Kollinkofels, der sich in der Hälfte gabelt. Ein markierter Steig führt nach Osten bis zur Grünen Schneid, nach Nordosten ist der Abstieg ins Eiskar möglich, aber schwierig zu finden. Emmerich hat mir jede Scharte, jede Kante und jede Querung genau beschrieben; die Route wird äußerst selten begangen, nur Wenige kennen sie. Die letzten dreißig Meter seile ich ab und stehe wieder im Eiskar, den Rucksack voller Proben . . .

Im Frühherbst habe ich meine Arbeiten abgeschlossen. Mein Kletterfreund Django besucht mich. Wir sitzen drei Tage in der Kaverne und können nichts unternehmen. Das Wetter hat seinen wilden Tiefpunkt erreicht: Es beginnt zu schneien. Wir beschließen den Abstieg über Italien. Im dichten Schneetreiben verlassen wir das Eiskar Mitte September — ich hoffe, nicht für immer.

Die neue Technik: Geologie im Abseilsitz

Gerd und ich haben einen Antrag bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft gestellt, ein Projekt zur Klärung der fossilen Lebensräume im Gebirgszug vom Cellon bis zur Hohen Warte. Sollte das Projekt genehmigt werden, würde für mich ein Traum in Erfüllung gehen: Ich könnte das Bergsteigen zu einem Teil meines Berufes machen, in Verbindung mit meiner abgeschlossenen Ausbildung zum Geologen. Und eines Tages klingelt mein Telefon, Gerd sagt, unser Antrag sei genehmigt.

Im September 1986 bin ich wieder in den Karnischen. Vor mir liegt eine Zeit, in der ich wesentlich mehr Probenmaterial den Berg hinunterschaffen muß, als ich das während meiner ersten Arbeitsphase in den Karnischen Alpen getan habe. Emmerich erzählt mir, daß er westlich des Aufstieges ins Eiskar eine Abseilpiste durch die Wand gelegt hat: „Sechs mal 45 Meter hinunter, und Du stehst im Schotterfeld 200 Meter oberhalb der Oberen Valentinalm!“

Ich werde stutzig, dieser Bereich ist dem Steinschlag sehr ausgesetzt. Emmerich erläutert mir die Standplätze: Alte Militärhaken, normale Kletterhaken, und diese wurden mit neuen Drahtseilen verbunden und verschraubt. Außerdem sei jeder Abseilplatz sicher vor Steinschlag — bis auf den dritten. Ich lasse mir durch den Kopf gehen, ob es vernünftig ist, meine Lasten hier hinunter zu transportieren. Ich werde die Piste erst einmal ausprobieren.

Wieder einmal sitze ich bei Nebel im Eiskar. Vorgenommen habe ich mir für den heutigen Tag die obere Kellerwand. Ein

Blick vor die Hütte, und schon hat die Sicht meine Pläne durchkreuzt. Ich beschleße die Abflußrinne nach Norden zu beproben. Sie stürzt steil in die Wand hinab, ideal, um im Abseilen zu arbeiten. Und am Seil kann man sich im Nebel nicht versteigen. Ich gehe auf einen Felsvorsprung und schlage zwei Ringhaken. Beim Abseilen an der senkrechten Wand kann ich vielleicht fünf Meter tief hinabschauen, unter mir, über mir und hinter mir nur dieser feuchte und kalte Nebel. Der Wind bläst stark und läßt unter meinem Helm Geräusche entstehen, die mit dem optischen Eindruck vermischt eine Stimmung aufkommen lassen, die mich an Roman Polanskis „Macbeth“ erinnert.

Nachdem ich mich dreißig Meter abgeseilt habe, erreiche ich ein waagerechtes Felsband, links von einer Verschneidung abgeschnitten, rechts von mir steht in schätzungsweise fünfzehn Metern Entfernung ein Felssturm, gerade noch im Nebel zu erkennen. Merkwürdig, im Aufstieg hätte er mir an dieser markanten Stelle schon einmal auffallen müssen: das Band ist vom Militärsteig durch die Nordwandroute gut einsehbar. Vielleicht habe ich nie darauf geachtet.

Plötzlich reißt der Wind ein Loch in den Nebel und ich traue meinen Augen nicht: Der vermeintliche Felssturm steht nur sieben Meter neben mir und beginnt sich zu bewegen. Es ist ein Steinadler! Er schaut genauso überrascht aus wie ich. Gott sei Dank, ich hänge am Seil. Der Adler stößt sich vom Fels ab und beginnt über mir zu kreisen, emporgetragen von dem ständigen Luftzug, der vom Tal die Wand entlang nach oben weht. Er kommt näher auf mich zu. Ich schätze die Spannweite dieses Raubvogels auf zweieinhalb bis drei Meter: ein gewaltiger Anblick. Unter seinem Hals trägt der Adler helle Federn, ansonsten ist er tiefbraun. Ich bin froh, an dieser Verschneidung zu stehen, da kann er mich kaum erreichen. Zwei Meter über mir dreht er ab, und ich habe das Gefühl, er wollte gar nicht angreifen. Nun ist er im Nebel verschwunden; meine Knie werden weich.

Mittlerweile habe ich einige Alleinbegehungen hinter mir und mit ein paar österreichischen Freunden die schöne Koban-Route (IV) auf die Kellerspitzen durchstiegen, wobei ich die Rucksäcke meiner Begleiter mit Steinen vollpackte. Siggli, Bergführer aus Lienz, zeigte wenig Verständnis dafür, daß man die Berge freiwillig zu Tal befördert, wo doch schon genug Steine hinunterfallen würden (Er hatte die schwerste Probe zu tragen). Er fragte mich, was ich damit vorhabe. Ich erklärte ihm, daß sie auf 40 Mikrometer dünngeschliffen und auf eine Glasplatte aufgeklebt werden, damit man sie durchleuchten kann, um sie mit einem Mikroskop zu betrachten. Die ganz schweren Proben werden in Säure aufgelöst, bis nur noch winzige Mikrofossilien übrigbleiben, an denen man das Alter der Gesteine bestimmen kann. Siggli schüttelte den Kopf, aber er trug geduldig seine Last zur Bar am Plöckenpaß.

Stephan und Michael haben sich angekündigt, sie wollen mit dem Fahrrad über die Alpen kommen und mich in Kötschach besuchen. Stephan will mich beim Klettern unterstützen. Michael will die Steine über die italienische Seite zum Plöckenpaß tragen.

Mit Stephan will ich Emmerichs Abseilpiste testen. Zwei Halbseile zu je 45 Meter werden durch den ersten Ringhaken gefädelt, ich verknüpfe sie mit einem doppelten Spierenstich. Die Wand ist mal wieder in Dunst gehüllt, was das Aufsuchen der Standplätze nicht gerade erleichtert. Emmerich hat sie jedoch farblich markiert. Ich gleite die leicht überhängende Felswand hinab und sehe unter mir ein Felsband — und den roten Punkt. Wieder stehe ich vor einem mächtigen Haken, der absolutes Vertrauen auslöst.

Stephan empfängt meinen Ruf und wird wenige Minuten später über mir sichtbar. Als er dort hängt, muß ich schmunzelnd an gestern denken: Wir hatten beim Abstieg durch die untere Nordwand alle fünf Meter eine Probe genommen; an einer Stelle benötigte ich einige Zeit zum Hämmern, und Stephan fixierte sich mit einem Karabiner an einem Haken, sein Helm lehnte am Fels — und er war hängend eingeschlafen.

Jetzt steht er direkt neben mir und baut sich eine Selbstsicherung. Ich hoffe, er hat den Spierenstich ein Stück über die Felskante mitgenommen, sonst gibt es Schwierigkeiten beim Abziehen der Seile. Als ich zu ziehen beginne, ist das Seil zwar schwer, aber es kommt. Plötzlich hängt es fest. Ich schaue Stephan an, er versichert mir, den Knoten über die Kante gelegt zu haben. Jetzt haben wir den Salat: Wie soll ich hier wieder hochkommen?

Ich habe eine Steigklemme dabei. Stephan fixiert das Seilende, das nach oben führt, und ich beginne die 15 extrem schwierigen Meter hochzuklettern, an einer Steigklemme gesichert, die sich Stück für Stück am Seil emporschiebt. Ich schaffe die glatte und überhängende Wandpartie mit Mühe und Not und komme in einen Kamin, der leichter ist. Immer wieder ziehe ich am Seil, es läßt sich nicht lösen. Schließlich sehe ich den Knoten über mir, er hat sich in einem nach oben offenen Riß verklemmt, wie man es von einem gut gelegten Klemmkeil erwartet. Meine Kräfte haben unter diesem Aufstieg gelitten. Erleichtert seile ich wieder ab, nachdem ich den Knoten befreit habe.

Die nächste Abseillänge läuft reibungslos. Allerdings stehe ich am dritten Standplatz sehr ausgesetzt. Ich hoffe nicht, daß mich der Steinschlag erwischt. Durch Stephans Abseilen und das hin- und herschwingende Seil hagelt es nur so herab. Mein Rucksack, den ich über meinen Kopf gezogen habe und mein Helm, der an den Seiten noch herauslugt, werden wahrhaft bombardiert, doch ich habe Glück.

Im Regen und Nebel kommen wir am Wandfuß an, nachdem uns der letzte Hängestand noch einmal richtig Freude gemacht hat. Wir toben das Schotterfeld hinab und sehen schließlich neben uns die Obere Valentinalm aus dem dunklen Nebel auftauchen. Zufrieden und durchnäßt fahren wir zum Plöckenpaß, wo Michael bereits auf uns warten wird.

In den letzten Jahren habe ich mir zu wenig Zeit genommen, die Landschaft der benachbarten Berge kennenzulernen. Das ist insofern bedauerlich, da mir viele Leute vom Karnischen Höhenweg und den reizenden Hütten vorschwärmen.

So fahre ich mit Andrea nach St. Lorenzen, um zum Hochweißsteinhaus zu wandern. Die Hütte liegt vor einer imposanten Bergkulisse. Hier ist die letzte Station auf dem Karnischen Hö-

henweg, wenn man von Westen zum Wolayer See will: Weiße Berge aus Marmor ragen aus grünbraunen Schiefergesteinen empor und schreiben bizarre Linien in den Himmel. Gerade wehen Nebelfahnen durch das Blickfeld, der Wind pfeift und entlockt mir einen Schauer, der schnell in ein Wohlgefühl umschlägt.

In der Hütte lernen wir Ingeborg, die Hüttenwirtin kennen. Sie sagt, sie kenne mich über Leute aus Kötschach. Wir unterhalten uns eine Weile mit ihr, und schließlich empfiehlt sie uns, keine Klettertour zu unternehmen, ein Gewitter hat sich angekündigt. Deshalb wandern wir am Hochweißstein vorbei zum Monte Chiadenis. Schließlich hüllen uns triefende Wolken ein, und wir treten den Rückzug an.

Den Klettersteig auf den Chiadenis von der Calvihütte ausgehend lerne ich zwei Jahre später kennen, eine Idealtour für Anfänger auf dem Gebiet der verschärften Wanderdisziplin. Ähnlich leichte Steige führen auf den Hochweißstein, weiter im Westen auf die Porze und auf die Kinigat, die oberhalb der malerischen Filmoor-Ebene thront und wie ein riesiger Reißzahn eine Bresche in den ansonst sanften Horizont des westlichen Karnischen Hauptkammes schlägt. Begeht man den Grat von der Obstanzer-See-Hütte zur Porze-Hütte, so verleiht die Überschreitung der Kinigat der Wanderung die nötige Würze.

Am Ende der Saison — es ist bereits Anfang Oktober — klettern Stephan und ich noch einmal durch die Nordwand der Hohen Warte. Wir haben uns die Damberger-Route ausgewählt. Vor zwei Jahren sind wir schon einmal hier hoch. Die Schwierigkeiten überschreiten zwar nie den III. Grad, aber wegen der Probenahme und der Brüchigkeit nehmen wir diesmal ein Seil mit. Wir haben auf der Pichl-Hütte übernachtet und ziehen am Morgen los. Im unteren Wandteil folgt man dem Koban-Prunner Klettersteig bis zum ersten Schotterfeld, wo die Damberger-Route nach links abbiegt. Die Tour folgt dem markanten Pfeiler in der Wandmitte, der von einem Kaminsystem durchzogen wird. Das System folgt dem Pfeiler, bis zu seinem Gipfel. Von hier ab geht man über Schrofen zum höchsten Punkt der Hohen Warte.

„Die haben sich nie beschwert“

Im Sommer 1987 konzentriert sich meine Arbeit auf den Cellon und den östlichen Bereich. Mit Hans Peter gehe ich zur Grünen Schneid. Er will mehrere Drei-Kilo-Proben bergen. Ich kontrolliere gleich am zweiten Tag meiner Ankunft meine Kondition und bin zufrieden nach einem Wettlauf gegen die Zeit vom Plöckenpaß bis zur Schneid. Wir hacken eine Stunde und füllen unsere Rucksäcke: mörderisch, dieses Gewicht. Ich schätze mein Tragegewicht auf mehr als 30 Kilogramm. Mir geht ein Flugzeug durch den Kopf, ja, fliegen müßte man können.

Hans Peter hat sich einen Traum erfüllt: Er hat in den Karnischen Alpen einen Geologischen Lehrpfad ins Leben gerufen, der in ganz Europa seinesgleichen sucht. Es werden Tafeln aufgestellt, Führungen gemacht und Gesteine als Beispiele in den

Hütten am Karnischen Hauptkamm zur Schau gestellt, mit Text und Bildern illustriert. Eine dieser Tafeln trage ich auf die Pichl-Hütte, an einem Tragegestell auf meinem Rücken befestigt. Sie ist zwar leicht, aber so groß, daß sie mich um einen Meter überragt und doppelt so breit macht. Als ich am Valentintörl stehe, werde ich von einer Böe erfaßt. Alleine hätte ich ihr Stand gehalten, jedoch das Monster auf meinem Rücken läßt mich tatsächlich das Gleichgewicht verlieren, sodaß ich mitsamt der Tafel den Weg hinunterpurzele. Nichts ist passiert, nur die Idee mit dem Fliegen kommt mir wieder in den Sinn.

Abends haben wir eine der Innenwände in der Pichl-Hütte mit Steinen und Schautafeln vollgeplästert. Der Vater des Hüttenwirtes amüsiert sich köstlich darüber und treibt seine Schmähe mit den Gästen, in dem er wie selbstverständlich den Fachmann mient. Wir hören still zu und freuen uns über das Geologenlatein, das da erzählt wird. Später berichtet er uns aus der Zeit, als er selbst noch sehr jung war: „Da waren Amerikaner, die wollten auch große Stein' sammeln. Und wir sollten die Stein' für Geld ins Tal bringen. Die waren so groß und schwer, da haben wir sie runterrollen lassen, und am Wasserfall haben wir nur noch die Hälfte gefunden. Die haben wir wieder hinuntergerollt, am Ende waren's nur noch ein paar, die übrig waren. Wir mußten aber die Steine mit der Bahn wegschicken. Da haben wir welche aus dem Bach genommen, die waren genauso groß. Die haben wir mit den anderen Steinen verpackt. Und die haben sich nie beschwert, die Amerikaner!“

Es wird Zeit, Proben aus dem Eiskar ins Tal zu schaffen, bevor sie sich zu sehr häufen. Ich beschließe, die Abseilpiste zu nutzen. Mit einem immens schweren Rucksack und zwei Seilen mache ich mich bereit. Langsam gleite ich die Wand hinunter, das überhängende Stück, der erste Standplatz. In dem Haken hängt ein Karabiner, so daß das Einfädeln der Seile entfällt. Ich werfe die Seile hinunter, der Rucksack zieht mich oft aus der Normallage, ich pendele hin und her.

Am dritten Stand ist das Stahlkabel durchtrennt — vom Stein Schlag zerfetzt. Die beiden Haken verbinde ich sicherheitshalber mit einer Reepschnur. Langsam ziehe ich die Seile von oben ab, da löst sich ein Brocken und fällt donnernd die Wand hinab. Er löst andere Steine und reißt sie mit. Ich presse meinen Körper gegen die Wand, kleine Steine schlagen auf meinem Helm auf, ein Brocken auf meinen Rucksack. Am schlimmsten hat es eines meiner Seile erwischt: es ist durchtrennt, ein Stein ist genau mit einer scharfen Kante daraufgefallen. Mir läuft ein Schreck durch die Glieder. Fieberhaft beginne ich die Meter zu zählen: Erlösung, nur die letzten fünf sind verlorengegangen. Für die nächsten Seillängen komme ich mit 40 Metern hin, wenn ich den Knoten um zwei Meter vorschiebe. Ohne Probleme erreiche ich den Wandfuß.

Als ich beginne, das Schotterfeld hinunterzugehen, bemerke ich die Wirkung meiner Tragleist: nichts geht mehr. Ich schwanke wie ein Betrunkener und strauchele andauernd. Alle zehn Schritte sitze ich auf dem Boden. Meine Hose ist zerfetzt, als ich an der Oberen Valentinalm ankomme.

Transportflüge mit dem Gleitschirm

Immer häufiger mache ich mir Gedanken darüber, wie schön es wäre, von einem Gipfel hinab ins Tal zu fliegen. Als ich einen Prospekt über Paragleiten in die Finger bekomme, denke ich: „Das ist es, genau das muß es sein!“ Ich beginne zu träumen, steige eine Wand hinauf, packe den Rucksack voll Proben und schwebe frei wie ein Vogel ins Tal zurück. Das muß phantastisch sein.

Zurück in Aachen gewinne ich schnell meinen Studienfreund Jens für diese Idee. Bald haben wir uns für einen Kursus in Ramsau am Dachstein angemeldet: Wir verbringen eine Woche im Mai in der Flugschule, erlernen das Paragleiten und erhalten nach der Prüfung unsere Lizenz. Ich bin so angetan von diesem jungen Sport, daß ich mir gleich einen Schirm kaufe, den ich nach seinem Traggewicht aussuche. Er ist zwar schwerer als ein Bergsteigerschirm, dafür hat er eine gute Gleitzahl und kann 110 Kilogramm transportieren.

Im Juli 1988 fahren wir zum Kletterurlaub in die Dolomiten. Mit Jörg wiederhole ich die Messnerföhre an der Neunerplatte, der Schirm hängt zusammengepackt auf meinem Rücken. Am Gipfel gibt es anfangs Startprobleme wegen aufziehendem Nebel. Schließlich gelingt es mir doch: Die Befliegung der Neunerspitze-Südwand. Ich starte von einem sehr kleinen Platz in der Wand, der Wind ist jedoch so gut, daß der Schirm gleich über mir steht. Später lande ich sanft auf der Landzunge, die in den kleinen See auf der Lavarella-Alpe hineinragt. Nur 12 Minuten habe ich gebraucht. Jörg benötigt zwei Stunden für den Abstieg. Dieses Fluggerät ist genial, wenn auch mein nächster Flug in der Pala glimpflich im höchsten Baum der Gegend endet. Trotzdem bin ich jetzt endgültig überzeugt, daß sich Bergsteigen und Fliegen gut verbinden lassen, vorausgesetzt, man handelt mit Überlegung.

In Kötschach treffe ich Michael auf der Unteren Valentinalm. Es ist heiß, wir sitzen draußen und trinken ein kühles Begrüßungsbier. In der Ferne hören wir einen Helikopter. Das Geräusch wird lauter, er nähert sich der Kellerwand. Wir beobachten ihn, ein Rettungshubschrauber: Von der Eiskarhütte ist ein Italiener die Wand hinab gestürzt. Sein Leichnam liegt am vierten Stand der Abseilpiste auf einem Felsband. Fassungslos beobachten wir die Bergung, ein Auftakt, der meine Freude über die Wiederkehr platzen läßt wie eine Seifenblase.

Charly erzählte mir, daß er den gesamten Sommer Zeit hat, wir sind oft im Klettergarten unterwegs. An einem Schönwettertag wollen wir die Kellerwand begehen, Charly ist in den Kellerwänden noch nie geklettert, weil er den Aufstieg zum Eiskar nicht mag. „Ich hasse Wiesensechser!“ urteilt er rasch.

Er hält es für gefährlich, ich kann ihn jedoch überreden. In der Hütte am Eiskar plauschen wir ein wenig und gehen früh zu Bett. Am nächsten Tag steigen wir auf, bevor uns der Nebel einholt: erst auf den Gletscher, dann die Rampe empor, bis wir am Einsteig der Koban-Route stehen. Die erste Seillänge ist ein guter Dreier, wir seilen nicht an. Am Stand sehen wir nach oben, über uns die IV+ Stelle. Charly schaut mich an, ich ihn und wir gehen weiter.



*Cellon-Ostpfeiler,
in der dritten Seillänge*

Foto: Lutz H. Kreuzer

„Auch mit dicken Schuhen muß das seilfrei gehen“, denke ich, und wir schwingen uns über den Überhang. Durch eine kaminartige Rinne steigen wir bis auf die Grohmannroute.

Am Gipfel der Kellerspitzen holt uns der Nebel ein. Es wird kalt und windig. Nicht nur die unnötige Last der Kletterausrüstung und das Gewicht von Steinen machen uns zu schaffen, jetzt nimmt uns dieser verdammte Nebel die Sicht. Bis zum Kollinkofel kann man sich nicht verlaufen. Aber der Abstieg zur Grünen Schneid stellt sich als äußerst kompliziert heraus: Wir finden oft die roten Punkte nicht, die schon längst verblaßt sind. Und fünf Meter Sichtweite verbieten uns, eine eigene Abstiegsroute zu suchen. Oft teilen wir uns, der eine sucht unten, der andere weiter oben, bis dann ein erlösendes „Roter Punkt!“ ertönt.

Endlich sind wir an der Schneid. Wir toben den Weg entlang und nehmen unterhalb des Cellons eine Abkürzung, ein dummes Fehler: Wir verlaufen uns in einem Gelände, das ich wie meine Hosentasche zu kennen glaubte. Ohne Orientierung ist der Mensch eben völlig hilflos. Also richten wir uns nach einigem Suchen nach der Schwerkraft, immer bergab. Einige Male rutschen wir auf dem nassen Gras oder dem lockeren Geröll aus und erhalten die Strafe für unsere Dummheit in Form von blauen Flecken und einer kaputten Hose. Als wir völlig durchnäßt in der Bar am Plöckenpaß ankommen, schaue ich auf die Uhr. Für die 1500 Meter Abstieg haben wir über drei Stunden gebraucht; wir lachen uns gegenseitig aus und plündern das Bierfaß.

Zuhause habe ich festgestellt, daß die Gesteinsproben, die ich letztes Jahr in der Cellon-Lawinenrinne entnommen habe, größtenteils nutzlos sind. Charly und ich beschließen, den Cellon-Ostpfeiler zu begehen und dabei Proben zu entnehmen, die hoffentlich mehr aussagen als die vom letzten Jahr.

Betrachtet man den Cellon von der Plöckenstraße aus, türmt sich der Ostpfeiler rechts neben der Lawinenrinne auf, die den Cellon in der Mitte messerscharf in zwei Hälften teilt. Zwei Seillängen des Pfeilers sind glatte Sechser. Unser Freund Erich hat die Route erstbegangen.

„Viele Wiederholungen hat er noch nicht zu verzeichnen“, meint Charly.

Am Einstieg ärgert sich Charly darüber, daß irgendjemand den Standhaken entfernt hat. Die erste Seillänge führt in einen schwierigen Rißkamin, der mir gar nicht gefällt, wie mir alle Kamine nicht gefallen. Meine Beine sind einfach zu lang, um sie in angewinkelte Stellung zu bringen. Also fluche ich, wie immer beim Stemmen. Dafür bietet die zweite Seillänge einen absoluten Ausgleich: Eine Sechser-Platte zieht sich leicht geneigt empor, führt in eine Verschneidung, oben von einem Überhang versperrt.

Charly gleitet mit einer bemerkenswerten Eleganz an der Platte empor: Seine Bewegungen erinnern mich an die junge Katze, die er Erich geschenkt hat, vor allem, weil sie genauso einen Wuschelkopf hat wie Charly. Ich werde von ihm gewarnt, die einzigen Griffe herauszuhämmern und sie für geologische Zwecke zu mißbrauchen. Das erinnert mich an den flapsigen Dialog zwischen Charly und Erich:

„Gar so geländegängig san's ja normalerweise' net, die Geologen!“

„Na, eher geländezerstörend!“

Hier und da finde ich trotzdem Möglichkeiten, meinem Forschungstrieb freien Lauf zu lassen und den Fels zu zerstückeln. Die letzten Meter unter dem dritten Stand sind am schwierigsten. Ein überhängender Riß muß durchklettert werden, mein Rucksack verklemmt sich, aber es geht. Der Stand befindet sich in einer kleinen Grotte, in dem vor langer Zeit eine Dohle ihr Nest gebaut hat. Ein Holzkeil zeugt noch aus der Pionierzeit dieses Pfeilers. Weiter geht es nach rechts auf die Kante, dann ein äußerst schwieriger Rißkamin, der es erlaubt, den gesamten Körper nach außen zu lehnen, phantastisch ausgesetzt und luftig.

Unten im Gailtal liegt Kötschach zu unseren Füßen, ein Ausblick, der Hochgeföhle hervorquellen läßt. Vor Freude beginne ich zu singen, allerdings nur, kurz bevor mir die Arme zu platzen drohen: Der Riß ist ein Kraftakt. Die letzte Seillänge ist leicht, wir gehen jedoch aus Freude an diesem Bombenfels eine Kantenvariante, vielleicht V, aber knifflig. Nach dem Pfeilergipfel erwartet uns noch ein Anstieg im leichten Gelände zum Gipfel. Dort oben machen wir eine Rast und freuen uns über diesen herrlichen Tag.

Am Nachmittag fahren wir zur Unteren Valentinalm, es ist Sonntag, im wahrsten Sinne des Wortes: Die Sonne knallt herunter und läßt die Gäste und das Personal schwitzen. Alle Tische der Terrasse sind besetzt. Wir hocken uns zu ein paar Bekannten und lassen es uns gut gehen. Schließlich haben wir heute meinen schwierigsten Anstieg im Arbeitsgebiet bewältigt und probiert.

Bei der Unterhaltung höre ich von einem Wettbewerb in Lienz, der in diesem Jahr zum ersten Male ausgetragen werden soll: Der Dolomitenmann. In einem alpinen Mehrkampf sollen vier ungewöhnliche Sportarten verbunden werden. Werner „Grizzly“ Grissmann, ehemaliger Skirennläufer, hat sich das verrückte Spiel ausgedacht. Gesucht werden Mannschaften mit je einem Bergläufer, einem Gleitschirmflieger, einem Wildwasserfahrer und einem Mountainbiker.

Wettkampf

Nach einer Woche haben wir eine Mannschaft beisammen. Ich soll den Gleitschirm fliegen. Also beginne ich in der Kötschacher Umgebung zu trainieren und suche mir als erstes den Flug vom Juckbichl nördlich von Kötschach aus. Es sind 800 Höhenmeter im Flug zu überwinden, die ich zuvor erst hochlaufen muß. Kurz nach dem Start werde ich vom Wind wie in einem

Aufzug in rasanter Geschwindigkeit 300 Meter nach oben getragen. Der Wind zupft an meinem Schirm, ich komme mir vor wie eine Marionette in der Augsburger Puppenkiste. Allmählich reduziert sich meine Steiggeschwindigkeit, der Schirm schwebt nahezu in konstanter Höhe.

Der Ausblick auf die Zentralalpen und den Karnischen Kamm ist atemberaubend: Klare Sicht, weiße Gipfel ringsherum, keine Wolke am Himmel, nur das leise Sausen des Windes unter meinem Helm, und unter mir 1000 Meter Leere.

Der Aufwind ist so stark, daß ich nur mit angezogenen Bremsen zum Sinkflug ansetzen kann. Bis zur Landung bin ich 33 Minuten in der Luft, und hätte mein schneidender Klettergurt nicht den Wunsch nach festem Boden unter den Füßen aufkommen lassen, hätte ich noch lange weiter fliegen können.

Andere Flüge trainiere ich in Lienz am Zettlersfeld. Und dann kommt der große Tag: Der Wettbewerb beginnt. Die Läufer müssen 1800 Höhenmeter von Lienz auf den Goiseleboden hinauflaufen, viel Sportprominenz ist dabei. Die Paragleiter stehen schon startbereit und fliegen gleich nach dem Abschlag los, um sich in der Nähe der Thurner Alm einen geeigneten Landeplatz zu suchen. Viele landen in den Bäumen, ich selbst in einem Schotterhaufen. Dort muß der Schirm gepackt und die gleichen Höhenmeter wieder hochgelaufen werden, allerdings in die andere Richtung. Fernsehubschrauber rasen immer wieder vorbei, um das Schauspiel aus der Luft einzufangen.

Am zweiten Startplatz wird der Schirm erneut ausgelegt, gestartet, und ein 1600 Meter hoher Sinkflug nach Ainet beginnt. Möglichst schnell soll man unten sein, der Landeplatz ist aus dieser Höhe gerade noch zu erkennen. Die Schirmflieger schrauben und pendeln sich nach unten, um möglichst schnell an Höhe zu verlieren, ein spektakulärer Anblick für die Zuschauer am Landeplatz. Am Sportplatz neben der Isel stehen die Kanuten schon bereit, um vom Flieger den Abschlag zu erhalten — und ab gehts in den Fluß.

Die Kanuten kämpfen sich durch das Wildwasser, um ihre Tore und Hindernisse zu umfahren. Zuschauer säumen die Isel bis Lienz. Dort warten die Fahrradfahrer, um als Schlußmänner für ihre Mannschaft eine möglichst gute Zeit herauszuschinden.

Sie fahren ein Stück durch die Stadt, dann 800 Meter hoch auf die Sternalm. Auf der Weltcup-Abfahrt H 2000 wurde ein Super-G Kurs abgesteckt, den die Mountainbiker hinunterdonnern, die Piste ist von Schaulustigen begrenzt. Das letzte Stück führt nach Lienz zum Hauptplatz. Am Zieleinlauf drängen sich begeisterte Zuschauer, die jeden Fahrer mit großem Beifall empfangen.

Nach dem Wettbewerb erzählen wir uns untereinander die Erlebnisse, die jeder gehabt hat und freuen uns über unseren 37. Platz von 54 gestarteten Mannschaften, obwohl unser bescheidenes Ziel der vorletzte Platz war.

Am Ende ist diese neue Form von Mehrkampf bei allen Beteiligten bombig angekommen, befriedigend für die Organisatoren, reizvoll für die Aktiven und spektakulär für die 10.000 Zuschauer, deren Begeisterung es zu verdanken ist, daß die Sportler so gute Leistungen vollbracht haben.

Schon einmal habe ich meinen Schirm auf den Kollinkofel hinaufgeschleppt, um nach Süden hinabzufliegen. Doch am Gipfel war die Sicht von Wolken verhüllt. Frustriert mußte ich ihn wieder hinuntertragen. Nun stehe ich mit Michael und Peter an der Grünen Schneid und nehme ein paar Proben an der Wand am Kollinkofel. Eigentlich wollen wir hinauf, aber das Wetter wird schon wieder schlecht. Wir steigen ab. Kurz unterhalb der Grünen Schneid lege ich den Schirm aus. Ein glatter Start, und die Proben werden hinabgeflogen. Ich lande auf der Collinetta di sopra. Später meint Hans-Peter: „Früher haben wir Geologen alles auf dem Rücken geschleppt, dann bekamen wir den einen oder anderen Hubschrauber gestellt, und jetzt ist die Zeit des Gleitschirmtransportes angebrochen.“ Er beschließt, ebenfalls das Fliegen zu lernen.

Michael hat sich auf der Unteren Valentinalm einquartiert und gehört hier schon fast zur Familie. Er macht die Geländearbeit für seine Diplomarbeit an Gams- und Mooskofel. Allerdings ist er kein Kletterer, und alleine war er noch nicht auf dem Gamskofelgipfel.

Früh morgens brechen wir von Kötschach auf und fahren nach Sittmoos auf der Nordseite des Gamskofelmassives. Bis auf 1300 Meter Seehöhe können wir fahren. Wir gehen durch den kühlen Wald, vor uns die klotzigen Silhouetten von Moos- und Gamskofel. Erich zeigt uns den Zebra-Grat, den er vor zwei Jahren mit einem Freund erstbegangen hat, eine scharfe Kante, die auf der Nordseite des Mooskofels eine logische Anstiegslinie beschreibt.

Durch den Wald windet sich ein Serpentinweg, der auf einer Schotterebene herauskommt. Von hier aus streben wir dem Raimundatörl zu, wo wir nach 700 Höhenmetern eine Rast einlegen. Im Westen sehen wir den majestätischen Zug des Biegebirges, das teilweise vom Kegel des Rauchkofels verdeckt wird, links von uns ragen die Gipfelaufbauten von Gams- und Mooskofel steil in den Himmel.

Über einen Grat nähern wir uns dem höchsten Punkt des Gamskofels, die ersten Sonnenstrahlen greifen nach uns. Aus dieser Perspektive sehe ich die umliegenden Berge zum ersten Mal. Von hier aus sieht die mir vertraute Umgebung völlig anders aus.

Die Kletterei ist einfach und genußreich. Nach weiteren 500 Metern Höhe stehen wir auf dem Gipfel. Wir schauen von hier aus nach Süden direkt in das Eiskar hinein, ein tiefes Gefühl erfaßt mich: Ich denke an meine Zeit alleine dort oben. Die Wände sehen von hier noch dunkler und abweisender aus, als von nahe. Nach Westen gehen sie in das Massiv der Hohen Warte über, eine prächtige Kulisse, die sich vom Cellon bis zur Seewarte nahezu sechs Kilometer ausdehnt.

Der Abstieg geht auf der Nordseite über harte Schneefelder und abschüssige Platten, wir packen das Seil aus, für Michael das erste „Mit Haken-und-Seil-Erlebnis“, wie er sagt. Am Wodnertörl zwischen Rauch- und Gamskofel beschließen wir, den Rauchkofel zu überschreiten, noch 400 Meter hinauf und wieder hinunter.



Die Unteren Kellerwände
aus dem Valentintal

Foto: Zojer

Später sitzen wir in der Pichl-Hütte, und mir wird bewußt, daß meine Geländearbeiten abgeschlossen sind. Ich habe alle Proben gesammelt, die ich für meine Arbeit brauche. Die Saison geht zu Ende.

Die Karnischen im Winter

Im Winter komme ich zurück. Schon vor zwei Jahren war ich hier in Kötschach, um Skilaufen zu lernen. Ich konnte zwar auf Brettern stehen und fahren, aber mit einem katastrophalen Stil. Emmerich meinte zu mir:

„Der größte Fehler den Du machst, ist der, daß Du überhaupt skifahren willst.“ Hart, aber wahr.

Sigi brachte mir das Fahren bei, zum ersten Mal bewegte ich mich damals im Tiefschnee. Sigi hat einen starken Willen, und sie schleppte mich hinterher, ich hatte gar keine Chance, aufzugeben. Schließlich habe ich es ein wenig gelernt.

Für diesen Winter haben Charly, Erich und ich uns vorgenommen, Silvester auf der Lambertenghi-Hütte, südlich des Wolayer Sees, zu feiern, mit Tourenskiern und Steigfellen arbeiten Erich und ich uns durch das Valentintal, Charly kommt später nach. Der Schnee ist bretthart, oberhalb der Oberen Valentinalm halten die Felle nicht mehr auf dem spiegelglatten Untergrund. Erich fragt, ob ich Harscheisen habe. Ich habe keine. Aus Solidarität schnallt er die Skier ab, und wir schultern. Dauernd breche ich im Schnee ein. Ein Kampf gegen meine Kondition beginnt, ich mache so etwas zum ersten Mal.

Ein Stück weiter oben wird es flacher, wir schnallen wieder an. Um uns herum sind die Berge mit Schnee bedeckt, sie haben ein neues Gesicht gegenüber dem Sommer. Ich genieße die Ruhe, kein Mensch außer uns ist im Tal. Am Steilstück vor dem Valentintörl müssen wir wieder schultern. Knietief versinken wir im Schnee und steigen gemächlich zur Scharte hoch. Im Dunkeln kommen wir am höchsten Punkt an.

Unter uns blitzt ab und zu eine Lampe auf: Charly kommt. Die Skier lassen wir am Törl zurück, weil man zu wenig sehen kann, wir gehen zu Fuß hinunter zum Wolayer See. Sein Wasser ist gefroren, die Pichl-Hütte steht verschneit oberhalb des Sees, die Berge zeigen ihre gespenstischen Umrisse, und am Himmel ist es sternenklar: eine wunderbare Nacht.

Bald sind wir an der Lambertenghi-Hütte, von der Südseite sind jede Menge Italiener hinaufgekommen. Als ich hineingehe, erlebe ich eine Überraschung: Michael sitzt da und begrüßt mich, ich habe ein Faß Bier an ihn verloren. Extra deshalb ist er für zwei Tage hierher gefahren.

Remo, der Hüttenwirt, gibt sich alle erdenkliche Mühe, die Feier zu gestalten. Wir erleben einen wunderschönen Silvesterabend, anschließend übernachteten wir im Winterraum der Pichl-Hütte. Am nächsten Morgen schauen Charly und ich aus unserem Bett genau auf die Nordwand der Seewarte, die Riesenverschneidung ist nicht schwieriger als III. Wir überlegen, hinaufzugehen. Aber nach dieser Feier gestern ziehen wir es vor, liegen zu bleiben.

Wir steigen Mittags zum Törl auf. Die Skier werden angeschnallt. Ich schaue hinunter ins Valentintal, und zum ersten Mal fällt mir auf, wie steil der Hang ist — und dann der harte Schnee. Die anderen fahren vor, ich als letzter hinterher. Es geht besser als ich dachte. Wir schwingen uns nach unten, bis mich mein Glück verläßt: Ein Ski rutscht mir weg. Ich falle hin und es gibt kein Halten mehr! Unaufhörlich rutsche ich hinab. Trotz Bauchlage kann ich kein bißchen bremsen. Der Hang geht irgendwann zu Ende, ich stehe auf und habe mir nicht einmal wehgetan. Erich ruft trocken:

„Na, dann wär das Problem mit dem Hang auch für Dich gelöst.“

Auf dem gesamten Weg ins Tal ist Vorsicht geboten. Überall schauen Blöcke heraus. Schließlich liegt so wenig Schnee, wie seit ewigen Zeiten nicht mehr. Trotzdem können wir bis zur Plöckenpaßstraße abfahren: ein würziges Erlebnis, die Gegend, in der ich im Sommer gearbeitet habe, auch im Winter kennenzulernen und sie mit Skiern zu durchfahren.

Das Bild eines Gebirges hat sich abgerundet. Nun kenne ich sie zu allen Jahreszeiten, die Berge und Täler der Karnischen Alpen: Im Frühsommer, wenn die Bäche tosend die schmelzenden Schneevorräte in die Flüsse leiten, im Sommer, wenn die Hitze in den Tälern flimmert, die Berge vom Dunst verschleiert sind und die Gewitter toben, im Herbst, wenn die Bäume ihre Blätter zu einem bunten Teppich ausbreiten und die glasklare Sicht ferne Gebirge näher rückt, und im Winter, wenn der Schnee Berge und Täler verzaubert und die klirrende Kälte selbst bei Sonnenschein den Atem vor dem Gesicht gefrieren läßt.

Mit heißer Liebe denke ich an die herrlichen Tage im Karnischen Gebirge, und es ist mir so zu Mute, wie wenn ich auf der Fahrt aus dem Gailtale in die heimliche Universitätsstadt den letzten Blick auf die in der Ferne entschwindenden Karnischen Berge zu erhaschen suchte.

Es ist ein Abschied — mit der beglückenden Hoffnung auf ein Wiedersehen!
Franz Heritsch, 1936

Den Stein der Weisen nicht gefunden

Lust in der Alpinausbildung — darf das sein?

Von Walter Siebert

Erstes Kapitel: Tegularius

1.

Tegularius ist eine Figur aus Hermann Hesses „Glasperlenspiel“.

2.

Tegularius — eine Figur mit skurrilen Einfällen. „Nur Einfälle, die von der Umwelt als unmöglich oder skurril angesehen werden, sind wirklich wichtig“, habe ich irgendwo gelesen. Insofern sollte es sich in Österreich als Ideenträger gut leben lassen, in einem Land der Verhinderer, das nach der Philosophie des Mittelweges lebt und als Grundsätze „das war noch nie so“, „das war schon immer so“ und „da kann ja jeder kommen“ hat. Denn in diesem Land wird bald einmal ein Einfall als skurril abgelehnt. Für eine weitere Vertiefung in dieses Thema siehe Thomas Bernhard.

3.

Tegularius ...

„Ein höchst unbequemer und unverdaulicher Bestand also in einer Gemeinschaft, deren Ideal Harmonie und Ordnung ist. Aber in eben dieser Schwierigkeit und Unverdaulichkeit war er inmitten einer so geklärten und geordneten kleinen Welt eine beständige lebende Unruhe, ein Vorwurf, eine Mahnung und Warnung, ein Anreger zu neuen, kühnen, verbotenen, vermessenen Gedanken, ein bockiges, unartiges Schaf in der Herde.“ Hesse: Glasperlenspiel.

4.

„Und dies ... war es, wodurch er trotz allem diesen Freund gewann.“

Zweites Kapitel: Tegularius in Meteora

1.

Skurrile Ideen erfordern Phantasie, und zwar ausgelebte, nicht unterdrückte Phantasie. Wie oft male ich mir aus, wie es sein wird, durchlebe ich das Abenteuer im Kopf, komme auf Unzulänglichkeiten drauf, erfinde Tricks, ... Wäre es besser, die Ziele realistischer abzustecken? Würde man dadurch mehr erreichen?

Vergeßt Eure Wenn's und Aber's! Die Sachzwänge sind Hinderis genug. Auch aus einem Mißerfolg kann man Positives holen. Und wenige Erfolgserlebnisse erscheinen mir wertvoller als ein Leben in Mittelmäßigkeit.

2.

Tegularius lebt von seiner Spontanität und Genialität. Ich glaube, daß in jedem Menschen ein Tegularius sitzt, der auf seine Chance wartet. Schaut Euch nur Eure Kinder an, solange sie noch nicht niedersozialisiert sind: Kreative Genies, voll Lust auf Neues, hinter die nächste Ecke schauen, überall hinaufklettern, in eine Höhle kriechen, das Radio zerlegen ...

Mir hat die Natur (oder was auch immer) die Möglichkeit gegeben, meinem Tegularius die Chancen zu bewahren ...

3.

Wir hatten uns bei unseren Streifzügen durch die Kieseltürme Meteoras mehrere Routen zurechtgelegt. Eines Tages fragte ich Harald: Welche willst Du? Er sagte: die Linie auf der Alpha wand. Die längste. Die skurrilste. Bei unseren abendlichen Flaschen Retsina sitzend beschlossen wir: Morgen sollen unsere Tegulariusse auf ihre Rechnung kommen.

4.

Fünf Tage später war die Erstbegehung gemacht. Die Idee alt, die Planung ein lustvolles Vorspiel, die Hilti-Akku-Maschine auf dem Rücken schwer ...

5.

Möglicherweise wäre es ohne die Bohrmaschine leichter gegangen, andererseits wäre die Tour vielleicht nie fertig geworden. Denn auf den Kieseltürmen ist erstbegehen gleich arbeiten. Schwer arbeiten. Doch unsere Arbeit war anders: Das Bohren, sonst die Hauptarbeit, war ein erlösender Orgasmus nach der vorangegangenen Anstrengung, nach dem Spiel mit den körpereigenen Rausch- und Suchtgiften; auch die Freude, etwas Verbotenes zu tun.

Das Schleppen gehört zu diesem Angst-Frust-Lust-Spiel.

6.

Fünf Tage mußten wir arbeiten. Ich erlebte bei mir eine fast fanatische Fixierung, etwas Vollendetes zu hinterlassen. Es war nur möglich, da es etwas Einmaliges war.

Dritter Tag: Mit der Bürste wurde der Quergang kletterbar gemacht. Sie war ein unerläßliches Utensil. Am Handgelenk baumelnd zauberte sie Kiesel um Kiesel aus den Flechten heraus. Nicht alle waren fest. Der Quergang führte zu einem Stand „on the edge“. Ich brauchte einige Zeit, bis ich mich um die Kante

Foto: Harald Fasching

schaun traute, wo man direkt in den Hohlspiegel blickt. Dort rechnete ich mir aus, daß man mit einer irren Abseilfahrt an zwei zusammengeknüpften Seilen möglicherweise den Boden erreichen könnte. Und wußte zugleich, daß wir heute in die Dunkelheit kommen sollten.

Die Kante darüber — als kühnste aber unwahrscheinlichste Lösung geplant — sollte sich als die bestmögliche herausstellen. Stunden an höchster Nervenanspannung. Der Partner wurde langsam müde: Dieser Stand ist wirklich sehr ausgesetzt.

Kiesel putzen, höhersteigen, Maschine nachziehen, bohren, einen Haken hineinklopfen.

Dann: the final game. Runout bis zum Ausstieg. Flucht nach oben. Der letzte Bohrhaken hing an einer Schraube, die nur zwei Umdrehungen drinnen war. Ich hatte den Imbusschlüssel vergessen.

Übertritt ins Flache. Ein großer Kiesel war locker und schlug nach endlosen Sekunden auf.

Stand am Bohrer. Hänger wie Expansionskeil waren der Schusseligkeit zum Opfer gefallen. Der Partner war binnen Minuten da. Schön, sich verlassen zu können. Flucht nach vorne. Die Tour war noch nicht zu Ende, da sie auf einem eigenständigen Sporn endete. Der Kamin zwischen Sporn und Hauptwand schien unmöglich. Eine versteckte Querung, ein unheimlicher Schlund war von der Natur für uns vorbereitet worden. Gibt's hier Bären oder Gespenster? Der Rest der Geschichte ist im alpinen Geschehen seit jeher so präsent, daß er fast kitschig wirkt: Dauerlauf über die Alphawand. Suche nach dem Abseilring. Seilsalat. Zweiter Haken nicht auffindbar. Weitersuchen. Der Entschluß, trotzdem weiter abzuseilen (obwohl das Seil nicht reichen würde). In letzter Sekunde doch noch den Ring gefunden. Stockdunkel. Glück muß man haben. Ich wäre ganz schön im Leeren gebaumelt. Nächster Ring ertastet. Querung zum letzten Ring, hier ging Harald vor, der ein Weltmeister im Ringfinden ist. Wir kommen bedenklich oft in die Nacht, da wir gerne lange schlafen und ausgedehnt frühstücken. Bei unserem letzten Abenteuer waren wir erst um drei nachmittags in die Kastraki-Südrisse (begeisterte Schulterrisse — aber nur für Sandsteinkletterer) eingestiegen. Auch dort hatte Harald im Stockdunkeln des Nordkamines bravourös den Abseilring gefunden. Und auch hier: Kling — gefunden. Zwei Stunden später hatten wir bereits eine Flasche Retsina intus. Ich bin froh, daß ich im Urlaub kein Vorbild spielen muß.

7.

Wir nannten die Erstbegehung „Tegularius“.

Drittes Kapitel: Tegularius in der Alpinausbildung

Eine ziemlich lange Einleitung, aber sie charakterisiert auch die oft schwere Geburt einer neuen Idee in der Alpinausbildung. Die Hauptakteure — lauter Tegulariusse?

Es war einmal ein Bankbeamter, der erkannt hatte, daß das bürgerliche Leben doch nicht das Wahre ist, und der nun als freiberuflicher Gruppenpädagoge (was auch immer das ist) und Betriebswirt lebt und seine Freizeit mit Bergsteigen und Skitourengehen aufwertet.



Weiters ein Sportpsychologe, der sein universitäres Korsett sprengen möchte, das von Arbeitsüberlastung und menschlicher Enge geprägt ist und der nebenbei Skilehrer ist.

Schließlich ein Bergführer, der den sozialen Zwängen zum Trotz nicht beamteter mit pragmatisiertem Wohlbefinden ausgestatteter Lehrer wurde, sondern freiberuflicher Outdoor-Pädagoge (was auch immer das ist).

Und dann war da die Idee: Der Bergführer wollte einmal ganz etwas anderes versuchen. Nicht mehr im eigenen Saft verkochen, sondern völlig spartenfremde Leute einladen. Er fand sie in obigen Personen vereint.

Die Chance: Trotz ihrer Verschiedenartigkeit können die Teammitglieder miteinander. Denn es gibt noch eine wichtige Integrationsfigur, die nur zu oft das Auseinanderbröckeln des Teams maßgeblich verhindert: Eine Psychotherapeutin, die Immerhin schon eine Supervisionsgruppe für Bergführer (was auch immer das ist) geleitet hat. Sie wird vorwiegend dann aktiv, wenn die anderen durch Konflikte passiv werden.

Dieses Team beschloß, die Alpinausbildung zu revolutionieren. Jede Revolution frißt ihre Kinder. Vielleicht bin ich deshalb aus der ersten Ausbildung, wo die neue Idee verwirklicht worden war, hochkant hinausgefliegen. Jetzt verfolgen wir einen sanfteren Weg, den der Evolution. Die läßt ihren Kindern eine Chance. Doch damals schien der Eklat unausweichlich. Die neue Idee paßte nicht in das System von Zucht und Ordnung, das oft den Schulbetrieb prägt. Wenn so ein Tegularius eine Idee durchsetzt, die für Harmonie und Ordnung zu unverdaulich ist (s. o.), läuft er Gefahr, ausgeschieden zu werden.

Das Argument der Verhinderer, der Systembewahrer:

„Der goldene Weg liegt in der Mitte.“

Antwort der Veränderer:

„Mittelmäßigkeit verändert nichts. Nur tote Fische schwimmen mit dem Strom.“

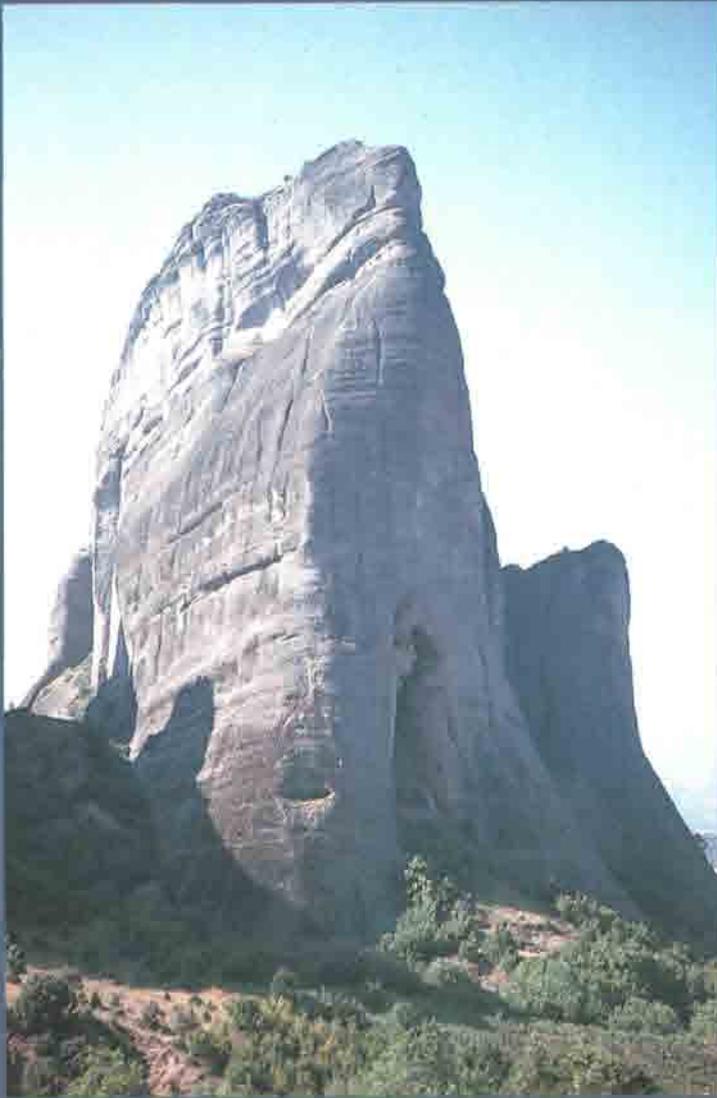
Ein Zuviel an Gegen-den-Strom-Schwimmen bewirkt allerdings bei der Gesellschaft Brechdurchfall. Und bei den Repräsentanten derselben Aggression durch existenzielle Angst.

So wurde ich ausgeschieden.

Na gut. Diese Phase scheint überwunden. Das Bauernopfer gebracht. Die Idee war allerdings stärker als das System, denn die Ausbildung läuft im neuen Stil weiter.

Die neue Strategie der Evolution: So gut wie möglich arbeiten, besser werden, andere in Ruhe lassen, niemanden zwangsbelücken, die Energie in positive, produktive Bahnen lenken. Und Neid und Mißgunst, die beiden Geschwister des Erfolges, ignorieren und damit intern fertig werden.

Meteora und die Lust am Alpinismus



*Links: Die Alphawand
Unten: Stunde der Besinnung
Ganz unten links: Der Quergang führte
zu einem Stand „on the edge“
Ganz unten rechts: Frei von
sozialen Zwängen*



*Fotos:
Harald Fasching (2)
Uli Wiesmeier (2)*

Viertes Kapitel:

Was hat Lust in der Alpinausbildung zu suchen?

Ausbildung ist eine ernste Angelegenheit. Lust hat dort nichts zu suchen. „Freunde, die Trauben hängen hoch ...“ haben wir bei Antritt unserer Ausbildung gehört. Prüfungsergebnisse werden nicht bekanntgegeben (erst bei der Endabrechnung). Prüfungskriterien sowieso nicht.

So ging es früher bei Alpinausbildungen zu. (Vielleicht vereinzelt jetzt auch noch?)

Es gibt Theorien (und zwar zahlreiche), die besagen, daß man die persönlichen Gefühle in das Lernen mit einbeziehen muß. Ich bringe hier nur einige Zitate: „Durch Tatsachen werden Einstellungen nicht verändert; zumindest gehen von Tatsachenvermittlungen nur selten Impulse für neue Entwicklungen aus“ (vgl. S. B. Kopp: *Triffst du Buddha unterwegs. Frankfurt 1978, S. 16*). „Das Lernen, das die meisten von uns aus der Schule kennen, ist uns als ein mehr oder weniger erfolgloser Versuch bekannt, lebloses und versteinertes Material zu lernen, das keine persönlichen Bedeutungszusammenhänge hat“ (H. Fasching, 1989). „Der Gebildete ist der Entfremdete“ (P. Freire: *Pädagogik der Unterdrückten. Reinbeck 1985*).

„Das Ideal des sich nach verhaltenswissenschaftlicher und didaktischer Gebrauchsanweisung reibungslos und zuverlässig in die gewünschte Funktion setzenden Schülers bildet die entsprechende Erziehungsphilosophie“ (J. Funke: *Handeln im Schulsport. Clausthal-Zellerfeld, 1985*).

Usw.

Zahlreiche Menschen haben sich mit der Kopflastigkeit in unserer Gesellschaft auseinandergesetzt.

Doch was wollen wir in der Alpinausbildung? Wollen wir Wissen vermitteln? Wissen und Handeln sind zweierlei. Oder wollen wir Einstellung verändern, Werte bilden, wie Verantwortungsbeußtsein und ähnliche? „Du darfst Werte nicht vermitteln, denn sonst sind sie ‚hin‘“. Menschen, auch solche, die sich ausbilden lassen, müssen selbst die Möglichkeit haben, sich ihre Werte zu schaffen.

Und jetzt kommt die Glaubensfrage: Hängen Lernen und Gefühle zusammen?

Ich glaube: ja!

Wenn man bestimmte Zentren in der Gehirnrinde reizt, dann treten Erinnerungen spontan auf: Bilder, die allerdings immer sofort auch die jeweilig damit verbundene Gefühlslage wieder aufleben lassen. Was aber, wenn ein eingelerntes Verhalten mit den unangenehmen Bildern (und Gefühlslagen) einer „ernsten“ Ausbildungs- und Prüfungssituation verknüpft ist? Ich denke, daß man solche Bilder nicht gerne aufleben läßt, sie eher verdrängt.

Ich habe die besseren Erfahrungen mit einer freudvollen Alpinausbildung gemacht. Und ich kenne beides, die „ernste“ Ausbildung und das Repertoire der Spiel- und Gestaltungspädagogik, der themenzentrierten Intraaktion, die „New Games“. Möglichkeiten gibt es genug. Es bedarf nur viel Mutes, sie einzusetzen. Dann kommt plötzlich Bewegung ins Lernen. Alles läuft anders.

Das bedeutet Verunsicherung ... Die Teilnehmer legen sie nach ein paar Tagen ab. Probleme haben nur Ausbilder, Zuschauer, Vorgesetzte ...

Zwei Zitate haben mir zu denken gegeben:

Carl Rogers („Lernen in Freiheit“) hat gefordert, Seminarscheine und Prüfungen abzuschaffen. Eine Maxime in der Outward-Bound-Philosophie lautet: Sie lernen nicht wirklich, solange der Instruktor bei ihnen ist. (Dort wandert die Gruppe im letzten Stadium des Kurses völlig ohne Ausbilder durch die Gegend. Wäre das bei uns möglich?)

Oder dient das alles nur dazu, um die heimlichen Ziele der Ausbilder noch wirkungsvoller durchzusetzen, nach dem Motto: Das Wichtigste am Führen ist, daß es dem Führer gutgeht. Genug der Philosophie, wo sind die Facts?

- Lassen wir die Teilnehmer an der Unterrichtsgestaltung und an der Festlegung der Lerninhalte teilhaben. Wenn der Teilnehmer eine echte Möglichkeit der Mitbestimmung hat, ist er auch mitverantwortlich. Er entscheidet sich: Das möchte ich lernen, das ist mir für meine Tätigkeit, die ich lernen möchte, wichtig. Es darf aber keine Scheindemokratie sein („Sagt, was Ihr wollt, ich sage Euch dann, was ihr braucht.“)
- Packen wir dann die Lerninhalte in freudvolle Methoden; über das spielerische Lernen ist schon genug geschrieben worden. Wenn wir die Hürde schaffen, wenn wir unsere Scheu vor dem Spiel ablegen, dann lernen wir effektiver. Wer sagt denn, daß wir beim Spielen nichts lernen?
- Es gibt Ausbildungen, da sitzen Vertreter der Teilnehmer im Ausbildungsteam, wenn das Programm geplant wird. Ich habe das bereits ausprobiert und keine Nachteile festgestellt. Im Klartext bedeutet das mehr Transparenz.
- Apropos Transparenz. Die Teilnehmer sollen sich, wenn schon geprüft werden muß, ihre eigenen Prüfungskriterien schaffen. Doch Achtung: Nicht das, was man erwarten würde, tritt ein (nämlich daß sie sich ein zu niedriges Niveau schaffen). Dort, wo ich das ausprobiert habe, war die Aufgabe der Ausbilder, das Niveau zu drücken. Die Teilnehmer hatten sich „die Latte derartig hoch gelegt“, daß sie die Kriterien kaum hätten erfüllen können.

Fünftes Kapitel: Epilog

„... ich suchte ja nicht Beifall und Zustimmung, ich bezweckte vielmehr Beunruhigung und Aufrüttelung.“ Dieses Zitat des Magister Ludi aus dem Gaspertenspiel soll den Zweck dieses Artikels artikulieren. Ich möchte die Worte des Magister Ludi abschwächen. Beunruhigung kann leicht in Ablehnung, Ablehnung leicht in Aggression umschlagen.

Die Zeit ist reif gewesen für eine Veränderung. Die Veränderung findet ja nicht nur in diesem engen alpinen Bereich statt. Ob es New Age genannt wird, ob das Zeitalter des Wassermannes begonnen hat, ob die Öffnung des letzten Chakras stattgefunden hat, es gibt viele Religionen und Weltanschauungen, die eine Veränderung in unserer Zeit dokumentieren.

Die Entwicklung ist im Fluß, der Stein der Weisen nicht gefunden.

Mit dem Fahrrad durch Deutschland

2129 km von den Alpen durchs Mittelgebirge zum Meer

Von Friedhelm Bertelmann



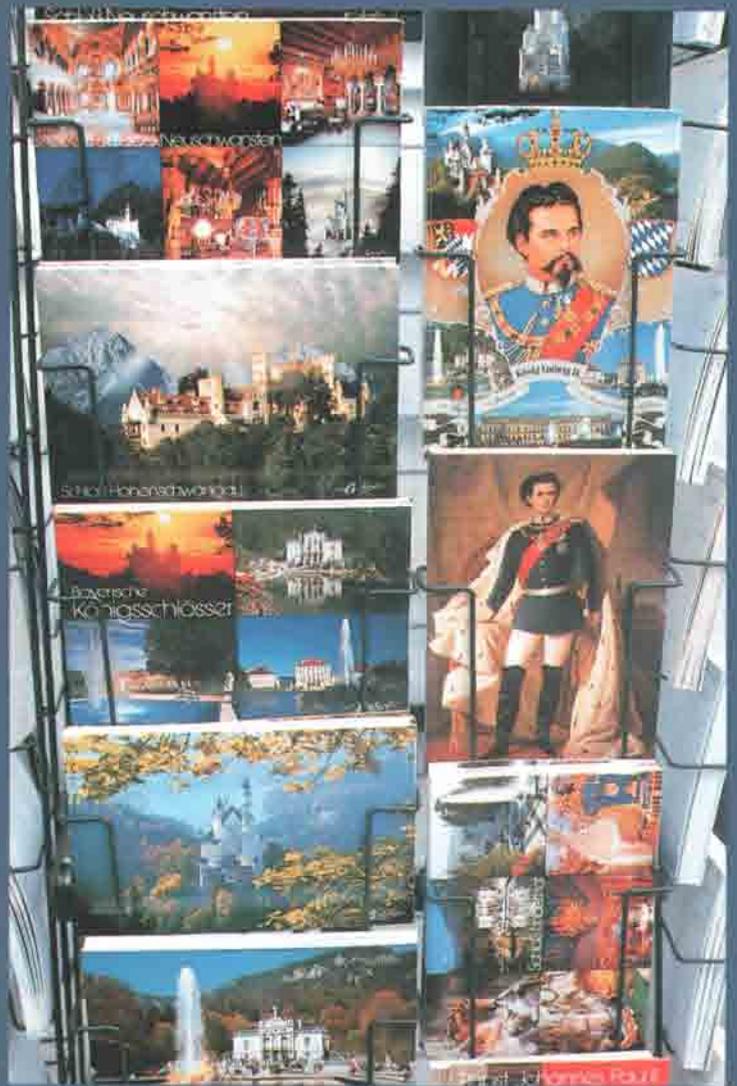
Drei und eine halbe Woche Urlaub stehen an, ich überlege, wie die Zeit sinnvoll zu nutzen ist. Ich will verreisen, irgendwo hin — nach Australien? kenne ich schon — nach Asien? — haben wir schon oft besucht und seine hohen Berge bestiegen — beide Americas? — waren wir schon öfter, zuletzt im vergangenen Jahr — Afrika? — haben wir schon mehrmals erlebt — Arktis oder Antarktis? — habe ich schon gesehen. Aber die Heimat, Deutschland? kenne ich eigentlich nur von schneller Durchfahrt mit dem Auto und hier und da mal schnell eine Tasse Kaffee und dann meistens weiter. Oft nur ein kurzer Blick in die Runde und nur kurz geschaut und „sieh mal, welch schöne Burg da droben auf dem Berge.“

Also mal Deutschland genau ansehen, das Hochgebirge, das Mittelgebirge und im interessanten Gegensatz dazu das weite, flache Land, aber wie, zu Fuß? Dauert wohl ein wenig zu lange, die Zeit würde nicht reichen. Und in Etappen? Ist auch nicht das Rechte, es sollte schon in einem Ruck sein. Also mit dem Fahrrad, auf alle Fälle aus eigener Kraft, denn sportlich soll es sein und Fahrradfahren ist ja wohl auch wieder in Mode gekommen. So ist der Entschluß bald gefaßt. Ein normales Tourenrad wird gekauft, ein Tourenrad mit Dreigangschaltung, dazu werden stabile Packtaschen angeschafft. Dann wird die Strecke festgelegt. Ich will von den Alpen bis zum Meer fahren, von der österreichischen bis zur dänischen Grenze. In Scharnitz soll es losgehen, dann nach Mittenwald, Garmisch-Partenkirchen und Seehaupt am Starnberger See, dann nach München und Ingolstadt und nach Eichstatt an der Altmühl, die Altmühl hoch nach Pappenheim und Gunzenhausen, über den Hahnenkamm und weiter nach Rothenburg ob der Tauber, die Tauber abwärts nach Bad Mergentheim und nach Wertheim an den Main, dann nach Miltenberg und zum Spessart, zu dem wunderschönen Schloß Mespelbrunn und nach Aschaffenburg und dann nach Frankfurt am Main. Und weiter nach Mainz und den Rhein runter zur Lahn, dann die Lahn aufwärts bis Nassau und zurück über Lahnstein nach Koblenz und dabei das Rheinische Schiefergebirge, den Hunsrück und das Siebengebirge erleben. Dann weiter nach Bonn, Köln und Düsseldorf und nach Krefeld und Geldern bis kurz vor die holländische Grenze und durch das Land am Niederrhein nach Wesel, durchs südliche Münsterland zu den Bergen des Teutoburger Waldes und

Warum nicht Deutschland?!

Skizze: F. Bertelmann

Rechts: Die deutsche Seele im Spiegel der Ansichtskarten am Starnberger See. Unten: Trachtengruppe vor einem norddeutschen Bauernhof



Ganz rechts:
Rothenburg ob der Tauber
Rechts: Wegweiser
bei Garmisch



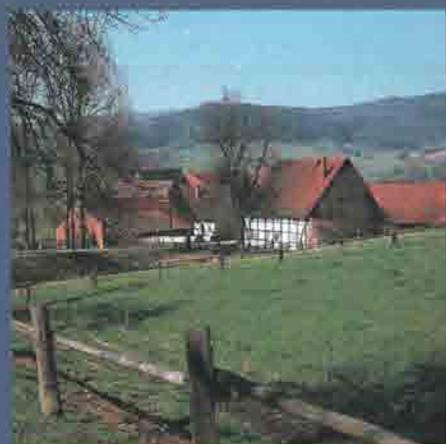
Das Land der Deutschen mit dem Fahrrad suchen



Links:
Hausfassade in
Partenkirchen
Unten: Am Rhein
bei Königswinter



Links: Strand auf Sylt
Ganz links: Bauernhof im
Weserbergland



Fotos:
Friedhelm Bertelmann (4)
Richard Goedeke
Stefan König (2)

durchs Ravensberger Hügelland zum Weser- und Wiehengebirge und nach Minden. Von Minden weiter zum Norden durchs Oldenburger Land nach Wildeshausen und nach Delmenhorst und Bremen und durchs Teufelsmoor über Worpswede nach Bremervörde und Stade. Dann weiter die Elbe abwärts bis Wischhafen und über den Fluß nach Glückstadt und dann nach Heide in Holstein und von dort nach Büsum und durch das Land an der Eider nach Husum und endlich nach Rosenkranz an die Grenze. Und um den nördlichsten Punkt der Bundesrepublik Deutschland zu erreichen, zum Ellenbogen auf Sylt.

Zunächst fahre ich mit der Bundesbahn nach Mittenwald, die Fahrradkarte kostet für die ganze Strecke nur 6 DM. Dann beginnt das Abenteuer „Radtour“. Ich muß mich erst wieder ein wenig an das Fahren mit dem Fahrrad gewöhnen und trete zunächst der Vollständigkeit halber die 6 km zum Süden zur Grenze bei Scharnitz. Dann geht es wieder zum Norden, zurück nach Mittenwald. Es herrscht unwahrscheinlich schönes Wetter, die Sonne scheint vom wolkenlosen Himmel und so nehme ich die Gelegenheit wahr und besteige noch die westliche Karwendelspitze. Es liegt noch sehr viel Schnee in den Schluchten und in den Karen, aber die Fernsicht ist faszinierend und weit fällt der Blick ins Land und ganz weit in der Ferne im Norden meint man, das blaue Wasser des Starnberger Sees zu erkennen.

Hinter Mittenwald kommt bald die erste Kraftprobe, steil zieht die Straße empor, aber der Blick auf die Bergwelt ist faszinierend. Im tiefen Blau stehen die Spitzen des Karwendelgebirges und des Wettersteins, bald radele ich die steilen Serpentinafen nach Garmisch hinunter, vor mir die Silhouette der Alpspitze und die der Zugspitze; Deutschlands höchster Berg nimmt den Blick gefangen. Von Garmisch geht es alpenauswärts nach Murnau. Ich muß immer noch die Bundesstraße benutzen und es ist Freitag. Der Verkehr in beiden Richtungen zum Norden und zum Süden ist mörderisch, Auto auf Auto jagt vorbei, sie haben es alle eilig, und die meisten von ihnen rasen erbarungslos dicht an mir vorbei. Und ich stelle schon am ersten Tag meiner Radtour fest: „Auto und Fahrrad verträgt sich nicht und es ist verdammt gefährlich, auf einer Bundesstraße ohne Radweg zu fahren“. Und das Röhren der Motoren und das Zischen des Fahrtwindes raubt mir fast die Nerven. Ich fühle mich hier fehl am Platz und überlege, ob es überhaupt richtig ist, was ich hier mache, denn im Moment ist die Landschaft, sind die Wälder, die Wiesen und der blaue Himmel in den Hintergrund getreten und die Welt besteht nur noch aus rasenden Autos.

Die meisten Fahrer sind zwar bereit, wenn die Straße frei ist, einen weiten Bogen um den Radfahrer zu machen, aber sie sind nicht bereit, ihr Tempo zu verlangsamen, wenn ein anderes Fahrzeug von vorne kommt, und dann knallen sie handbreit an einem vorbei. Hinter Murnau kann ich Gott sei Dank die Bundesstraße verlassen und fahre nun auf Nebenstrecken. Plötzlich herrscht himmlische Ruhe. In der Ferne steht die Alpenkette im



„Auto und Fahrrad verträgt sich nicht.“ — Der Bus eines First-Class-Hotels in Garmisch-Partenkirchen Foto: Stefan König

Blau des scheidenden Tages, kleine Dörfer liegen im Abendfrieden, dann taucht der See auf, auch hier Ruhe und Frieden, einige Wasservögel erheben sich und ziehen nach Westen, die Welt ist wieder in Ordnung. Ich finde den „weltbesten Gasthof“ und falle todmüde ins Bett.

Morgen früh geht es weiter. Wieder geht die Sonne strahlend auf, sie bescheint die Nebelschwaden über dem Wasser. Ich fahre jetzt immer weiter längs des Sees und lerne unterwegs Hermann kennen. Hermann ist Landstreicher zu Rad und schon fünf Jahre unterwegs. Er steckt voller Weisheiten und sagt: „Du mußt immer möglichst weit auf der Straße fahren, dann müssen die Autos abbremsen und sausen nicht handbreit an Dir vorbei, wie sie es tun, wenn Du möglichst weit an die Seite fährst.“ Und er erzählt auch, wie man sich ohne Geld durch das Land schlägt, aber das ist seine Sache und als er sieht, daß ich von dieser Geschichte nichts halte, meinte er: „Wenn Du genug Geld hast, kannst Du mir ja einen Taler schenken“ — Na ja, die drei Mark seien ihm herzlich gegönnt.

Über gut ausgebaute Fahrradwege erreiche ich München und fahre dann durch das Hopfenland über Pfaffenhofen an die Donau, übernachte im Zelt, lasse Ingolstadt hinter mir zurück und fahre auf die Altmühl zu. Das Wetter ist schlecht geworden, es regnet, und dann passiert es, plötzlich kreischen Bremsen und dann knallt es, ich fliege durch die Luft, das Fahrrad landet im Graben, das Gepäck liegt auf der Straße. Ich liege vor einem Auto — also doch angefahren, ich raffte mich auf, die Hand blutet, eine tiefe Wunde am Finger, der Ellenbogen ist aufgeschlagen, die Seite tut weh, die Fahrerin des Autos ist entsetzt, sie weint, sie hat mich nicht gesehen — Schuld hin Schuld her, es ging ja noch einmal alles gut, hätte auf alle Fälle viel schlimmer sein können. Ich beruhige sie, lasse mich verbinden, hole das Fahrrad aus dem Graben, biege Lenker und Sattel wieder gerade, suche das Gepäck zusammen und fahre nach einigen Worten weiter.



Hermann ist schon fünf Jahre unterwegs und steckt voller Weisheiten.
Foto: Friedhelm Bertelmann

Der Regen ist stärker geworden, Gegenwind kommt auf, der Finger und die Seite schmerzen, steile Berge liegen vor mir und ich bin recht kleinmütig und denke an den langen, langen Weg, den ich noch vor mir habe, den langen Weg bis runter zur Küste. Ich bin recht froh, als ich die Höhenzüge überwunden habe und das Rad runter zur Altmühl laufen lassen kann. Dann geht es wieder flußaufwärts und spätabends erreiche ich Pappenheim und übernachtete im romantischen Gasthaus zum Ochsen.

Durchs Frankenland

Das Wetter ist immer noch nicht viel besser, grau und drohend wirken die steilen Felsen an der Altmühl, aber dann wird am Hahnenkamm in der Nähe von Gunzenhausen das Wetter wieder schön und bei Sonnenschein erreiche ich Rothenburg ob der Tauber. Einen ganzen Tag sehe ich mir die alte, wunderschöne Stadt an. Ich bin jetzt schon sechs Tage unterwegs und habe immer noch Wetterglück, fahre unter blauem Himmel durchs wunderschöne Frankenland und ich freue mich, daß noch keine Touristenzeit herrscht. Und so gibt es manches längere Gespräch mit den freundlichen Menschen, und ich raste in manchem alten Städtchen, schaue manche alte Mauer und blicke auf hoch gebaute Kirchen. Ich schaue und genieße die blaue Ferne und das lautlose Fahren, genieße, daß ich mit dem Rad unterwegs bin. So geht es dem Main entgegen und die Welt ist schön und die Welt ist heile, Apfelbäume am Straßenrand, schöne Buschgruppen an der Tauber, Greifvögel kreisen im Blau des Himmels.

Oder ist die Welt doch nicht heile? Schon seit Tagen fallen mir immer blauweiße Schilder auf: „Flurbereinigung“. Mein Gott, was wollen die denn noch alles bereinigen. Und ich bin verstimmt und ich bin traurig — Flurbereinigung — kann man es denn nun endlich nicht auch mal so lassen, wie es der liebe Gott geschaffen hat? Ist denn nun noch nicht genug bereinigt und

begradigt worden? Und mir fällt der Spruch der Leute aus dem Emsland ein: „Seitdem wir flurbereinigt sind, haben wir keine Bäume mehr.“ Voller Gedanken radele ich weiter.

Sicher kann man die Welt nicht zurückdrehen und ich möchte auch ganz gewiß nicht mehr in der Steinzeit leben, aber muß denn jede Hecke gerodet, jede Baumgruppe gefällt und jeder natürlicher Wasserlauf vergewaltigt werden? So fahre ich weiter durch das Land der Franken, durch das Land des Steinweins — wie der Frankenwein vielfach in Norddeutschland genannt wird — und ich möchte wohl hier einige Zeilen aus einem Buch von Michael Meisner zitieren:

Der Steigerwald mit Tälern und schwingenden Hügeln, mit der fröhlichen Musik des Barock, die in zahlreichen Schlössern und Kirchen jubiliert, stellt sich uns als ein echter Pate des Frankenweins vor. Dagegen begrenzen die übrigen Mittelgebirge den fränkischen Weingarten: der Spessart, dunkelwäldig und eichenbeschrmt, die Rhön mit ihren vulkanischen Kegeln, ihren Hochmooren und weichen Matten, und schließlich der Odenwald, der schon weit in die westlichen Gefilde Deutschlands hinübergreift.

Doch was dazwischenliegt, ist es wert, daß wir uns daran laben, daß wir die Orte aufsuchen, wo schon die Nennung des Namens genügt, daß die Weinkenner den Mund spitzen. Man sollte deren Frauen mit den herzförmigen Gesichtern lieben und sich ihre pfiffigen und hintergründigen Männer zu Freunden machen, und sei es nur für Stunden.

Der griechische Philosoph Demokrit sagt: Ein Leben ohne Feste ist eine weite Reise ohne Wirtshäuser. Weder an Festen noch an Wirtshäusern mangelt es in diesem Landstrich. Ob es sich um einen Heiligen und seinen Namenstag dreht oder ein Jubiläum wie Kirchweih, wie Messen oder Märkte, um Jahreszeiten oder irgendwelche Kalendertage: Man feiert, ißt, trinkt und läßt den Herrgott einen guten Mann sein. Und ebensowenig fehlen gute, solide Wirts- und Gasthäuser, die einem nicht den Beutel aufschneiden. Doch als ob die konzessionierten Gasthäuser dem Bedürfnis nach Einkehr und Kommunikation nicht genügen, kann jeder Winzer, also jeder Selbsterzeuger, im Jahr bis zu vier Wochen seine eigene Wirtschaft aufmachen, wovon noch besonders am Untermain lebhafter Gebrauch gemacht wird. Man hängt ganz einfach einen Tannenwedel oder einen Strohwisch hinaus, und schon hat man eine Strauß-, Stroh- oder Heckenwirtschaft.

Auch ich raste in einer der „Heckenwirtschaften“ und trinke den herben Bocksbeutel, von dem Michael Meisner weiter schreibt:

„Der Wein in Franken wird in bauchigen Flaschen, Bocksbeutel genannt, abgefüllt. Es ist sehr amüsant zu lesen, wie man sich zierte, um eine gesellschaftsfähige Erklärung für den Namen Bocksbeutel zu finden. Ja, eine Zeitlang ging man dazu über, aus dem Bocksbeutel einen „Bobeutel“ zu machen. Dabei steht für jeden, der keine alte Jungfer ist, außer Zweifel, daß das Wort sich vom Beutel des Bockes ableitet, mit dem eine gewisse Ähnlichkeit nicht abzustreiten ist.“

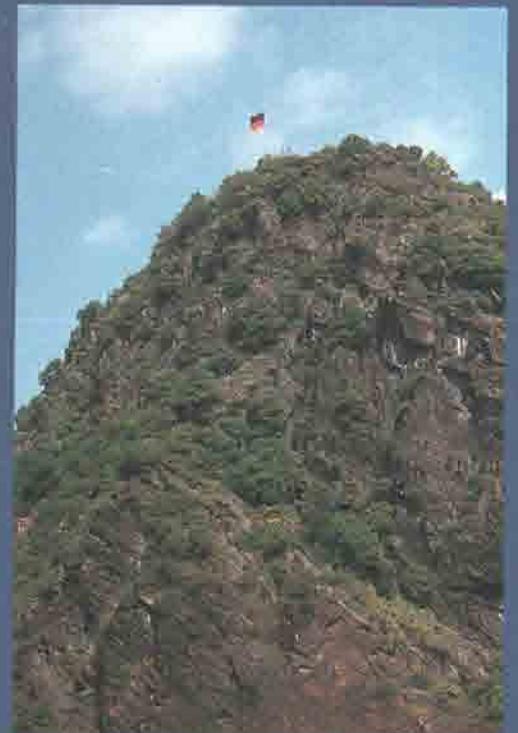


*Unten: Hektik und Verkehr,
zu Wasser und zu Land, und trotzdem
ist sie noch romantisch, die Landschaft
am Rhein*

Links: Windmühle in Norddeutschland



*Rechts: Loreleifelsen
Oben: Angekommen*



*Alle Fotos:
Friedhelm Bertelmann*

Aber es ist beim Frankenwein so eine Sache, man muß sich dabei vorsehen, kann sich sehr schnell „verbiestern“, und Alkohol am Lenker ist sicher auch nicht in Ordnung.

Im Mondlicht längs der Tauber

Die Sonne steht am Abendhimmel, als ich Bad Mergentheim erreiche. Ich will aber noch weiterfahren, der Frühlingsabend ist zu schön, dann wird es dunkel und der Vollmond erscheint am Himmel, die Straße längs der Tauber ist jetzt vollkommen auto-leer und der Mond vertropft seinen Silberschein über einer Märchenlandschaft, Bergrücken stehen wie schwarze Schatten, wirken wie gewaltige Drachen, sie scheinen jedes Mal den Weiterweg zu verlegen und man ist erstaunt, wenn sich das Tal jedes Mal, wie es scheint, im allerletzten Moment auftut. An der rechten Seite tritt der Laubwald bis an die Straße heran, links blinkt das Wasser der Tauber wie gehämmertes Silber. Im Moment ist es mal wieder wunderwunderschön, das alles mit dem Fahrrad zu erleben. Erst gegen zwei Uhr komme ich zur Ruhe und schlafe unter einer uralten Eiche. Morgens weckt mich das Hämmern eines großen Buntspechtes, und dann bin ich bald am Main, und wieder fahre ich durch schöne alte Dörfer und malerische Städtchen. Miltenberg schmiegt sich zwischen Berg und Fluß, enge Gassen, Fachwerkhäuser, die Erinnerung an Götz von Berlichingen, der Ritter mit der eisernen Hand und natürlich: „Ich ehre über alles seine Majestät, den Kaiser, dem kaiserlichen Hauptmann aber sage er, er kann mich . . .“

Und dann bin ich in den großen Wäldern, bin im Spessart. Sagen und Märchen fließen hier ineinander, das Wirtshaus im Spessart, der Schinderhannes, Schloß Mespelbrunn — und die moderne Zeit, Forstwirtschaft, das Kreischen der Motorsägen, uralte Bäume stürzen, Eichen und Buchen. Der Wald ist reif, sagen die Forstleute — aber ist denn der Wald immer nur reif? Spessarteiche wird hoch gehandelt und bringt viel Geld. Wieder verbringe ich die Nacht im Walde, wieder schlafe ich unter Bäumen, wieder weckt mich früh die Sonne, und dann liegen die Wälder des Spessarts hinter mir und eine ganz andere Welt tut sich auf, Frankfurt am Main, kurze Rast im malerischen Sachenhäusern, aber dann Hoechst. Nachts fahre ich durch die gewaltigen Industrieanlagen, fahre durch Abdämpfe, fahre durch den Geruch von Benzin, Öl und allen möglichen Chemikalien, fahre durch Industriegiganten dem Rhein entgegen und bin froh, als ich im schönen Mainz ausrasten kann, und finde einige Ruhe im alt ehrwürdigen Dom. Aber dann heißt es auch schon weiterfahren, rheinabwärts.

Auch hier wieder rasender Verkehr, Bundesstraßen an beiden Ufern, Züge links und rechts des Flusses, donnernde Schiffsdiesel auf dem Wasser. Aber trotz allem ist es noch der alte romantische Rhein. Ruinen stehen auf Bergrücken und über zerborstenen Mauern kreisen die Dohlen und stolze Türme und Zinnen grüßen zu Tal.

Ich raste und lese ein wenig in dem Büchlein „Der Rhein“ von H.-J. Schneider, lese darin die Geschichte, die Carl Gustav Carus im August 1835 schrieb, als sich der Personen- und Güter-

verkehr hier noch etwas anders abspielte: „Hoch auf dem alten Turme steht' der Pilger des Rheins und betrachtend breitet er seine Blicke über die mächtigen Fluten des grünlich-klar vorüberziehenden Stromes, gern gestehend, daß er von diesem ganz eigentümlichen Reiz echt rheinischer Gegenden durchaus keinen Begriff gehabt hat. — Dieses Meer- und doch Flußhafte, dieses Deutsche und doch so Italienische, ich kann es noch gar nicht recht im Geiste ordnen! — Ist es nicht hier vor dem alten Turme wie ein neapolitanischer Strand! Dieser weite bläuliche Wasserspiegel, dieses gelblichweiß im hellen Sonnenlicht leuchtende Ufer, diese breiten mächtigen Ruinen zunächst am Rhein, manchen altrömischen Überresten von Thermen nicht ungleich, diese hochansteigenden duftigen Berge, zwischen denen der Rhein verschwindet, so daß er um so mehr ein see-mäßiges Aussehen gewinnt, diese hohen und breiten geschnäbelten Schiffe mit Masten und Takelwerk, welche an die Kaufahrer des Meeres erinnern müssen, und über alles dieses ein milder blauer Himmel, an welchem sonnenhelles Gewölk langsam vorüberzieht.“

Die Sieben Berge

Bald geht es weiter. Kurze Zeit später wuchtet der Loreleyfelsen empor, das schwarze Gestein in schönem Kontrast zu dem leuchtenden Grün der Bäume, ich stelle das Fahrrad ab und besteige den Fels. Auf seinem Plateau natürlich das Gasthaus, aber auch das aus weißem Marmor gehauene Bild der schönen Nixe und natürlich kommt das Lied in den Sinn: „Die Nacht ist still und dunkel und ruhig fließt der Rhein.“ Der Tiefblick vom Felsen ist gewaltig, tief unten zieht der Strom dahin und die Schiffe sehen jetzt in der Dämmerung von hier oben ganz klein aus.

„Die Nacht ist still und dunkel und ruhig fließt der Rhein“, und ich fahre in dieser Nacht noch bis zur Lahn und sehe im Mondschein schwarz und drohend die Marksburg mit ihrem gewaltigen Bergfried und sehe schemenhaft einige Zeit später Burg Lahnstein, sehe die Zeugen aus uralten Zeiten und schlafe wieder im Walde, schlafe unter alten Zinnen, breche früh auf, bin mittags in Nassau und abends schon wieder in Koblenz und fahre am nächsten Tag nach Königswinter, und auch hier wieder die Wanderung ins Mittelgebirge, dabei geht es zunächst auf den Drachenfels und die Begegnung von Sagen und Märchen auf Schritt und Tritt und selbstverständlich unbeschreiblicher Touristenrummel, aber hinter dem viel fotografierten, viel besungenen und viel erstiegenen Drachenfels wird es plötzlich einsam und ich nehme mir vor, von hier aus alle Sieben Berge des Siebengebirges zu erklettern, Berge mit so romantischen Namen wie die „Wolkenburg“, die „Löwenburg“, der „Lohrberg“, der „Nonnenstromberg“ und der „Petersberg“ und der Höchste der ganzen Gruppe, der 461 m hohe „Oelberg“.

Dann radele ich weiter und fahre am nächsten Tag nach Bonn, Köln und Düsseldorf, finde unterwegs eine Landstreicherin, die

drei Tage nichts mehr gegessen hat, kaufe ihr ein großes Weißbrot und ein halbes Pfund Thüringer Mett und lerne so mal wieder jemanden kennen, der am Rande unserer Wohlstandsgesellschaft lebt.

Über Krefeld und Geldern habe ich den Niederrhein erreicht. Mit dem schönen Wetter ist es mal wieder vorbei, peitschender Regen und Gegenwind. Die LKWs mit ihren Anhängern und Aufliegern machen jetzt das Leben zur Qual. Beim Vorbeirasen schleudern sie mir Wasser und Schmutz ins Gesicht und bringen mich durch den Luftzug ins Schleudern. Ich bin froh, als ich das Münsterland mit seinen gut ausgebauten Fahrradwegen erreiche, und ich möchte noch einmal einen alten Reisebericht von W. Warsinsky einflechten, aus einer Zeit in der das Reiseabenteuer noch hier vor der eigenen Haustüre zu finden war:

„Wohlan, da lag nun das Land, allgeduldiges Mütterchen Heimat, mit der Lippe im Süden (hier, wo ich stehe, ist der südlichste Punkt), mit der Stever, der bedächtigen Ems nebst Aa und Werse und allen den Kindern und Kinderchen, gelehrt in die leidenschaftslose, offene Umarmung der Randgebirge; von äonenlangen, noch heute nachzitternden Atemzügen der Erdzeitalter bewegt und wie Plastikmasse zusammengedrückt, in seiner jetzigen Gestalt freilich nur kurze achtzig Millionen Jahre auf dem Buckel (Senon, Mergelton, Kalkstein, wenn ich von der Schule her recht belehrt bin), und schläft und erwacht, schläft ein und wacht auf, in Fluten und Ebben versinkend und wieder auftauchend.“

Oh, wie freue ich mich auf die kommenden Tage im späten August — zuerst ins Kleinmünsterland hinein und dann durch die Heide ins einsame Venn, gemächlich streunende Wege an Knicks entlang, mich unter den kühl atmenden Kappenberger Buchen ergehend und dann wieder vorbei an hitzig brodelndem Nadelgehölz. Die Heide würde blühen. Schon hörte ich das harte Rascheln der Seggen und Binsen, des Schilfrohrs dürres Geklapper, betäubendes Grillengeigen im Ohr, den schrill klagenden Kiebitzschrei, sah schon die Allermannshocken des schwarzen Wacholders in der gespenstischen Abendröte — doch wie, sie bewegten sich plötzlich? Ist es der Alte vom Knapp, der Brombeeren sammelt, der so fleißig war, daß er im Düstern noch sich mit der Laterne zu schaffen machte: das wandelnde krummzähe Denkmal der Unermüdlichkeit. Oder würde es die Kräutermutter sein, die Warzen beschwören kann, so daß sie binnen einer Woche abfallen, du gibst ihr zehn Pfennig, nicht mehr, nicht weniger, und wirklich, eines Morgens sind sie verschwunden. Oder Schlickenfängers Theo ist mit Frettchen und Schlinge wieder auf Kaninchen aus.

Da sah ich sie alle, Nachbarn von einst: den fitzebohnenstangenlangen Totengräber mit dem schwermütigen Pferdegebiß und seine rosig rundliche Schwester im Amt, die steinalte Wehfrau und Kindsmutter Höltmann, den mauflaulen Grobschmied, der aber nach dem dritten Kreuzkämpfer — Tresken, do mi nooh een¹ — die deftigsten und schönsten Dönkes wußte; dem buck-



Trachtengruppe im Brückeberg-Land

ligen Zeitungsboten will ich begegnet sein und seiner Hochwürden Schnieder auch, der wahrlich trotz seines Namens, gelehrt und gütig genug, all seine sündigen Schäfchen nicht mit der Elle gemessen. — Euch alle zu grüßen und noch einmal — Freunde und Nachbarn von einst — und weiter! Halt nein, der Holzschuhmacher: Guten Tag auch! Der war ja so erstaunlich reich, daß er nicht mal mehr Bücher brauchte — er habe schon eins! wie er sagte. Guat gohn — aouk sou!

Ja, seid gegrüßt ihr herbstlichen Einzelgehöfte da und dort, mit euern stolzen rotbunten Rindern; über holprige Pättkes geht's weiter, und mittags unter häuslichen Eichen in besinnlicher Rast bei Pumpernickel und Schinken.“

Dann liegt auch das Münsterland hinter mir, und ich radele auf meine nähere Heimat zu. Vor mir der Teutoburger Wald und das Weser- und Wiehengebirge und dann Minden und das Bückeberger Land. Hier in diesen Gebieten trifft man noch häufig Frauen und Mädchen mit den bunten, schönen Schaumburger Trachten, und besonders zur Herbsteszeit werden farbenfreudige Erntefeste gefeiert.

Und weiter gehts nach Norden. Ich durchfahre das flache Oldenburger Land, komme nach Wildeshausen, der alten malerischen Stadt im Herzog Wittekindsländ und auf Schritt und Tritt begegnen mir uralte Steingräber. Das Gräberfeld von Großenkneten ist wohl das bekannteste.

Dann komme ich nach Delmenhorst und nach Bremen und wie immer beeindruckt der Dom, das Rathaus, der Riese Roland — der Hafen, auf einem alten Panamafrachter wird gestreikt, gestreikt wegen zu magerer Heuer. Die Welt der Seefahrt, die Welt der Häfen, aber auch das liegt bald hinter mir. Ich fahre weiter durchs Teufelsmoor, eine eigenwillige, malerische Landschaft. In Stade bleibe ich einen halben Tag, die uralte Stadt gefällt mir eigentlich noch besser als Rothenburg, wunderschöne Fachwerkbauten, der kleine Hafen, Küstenmotorschiffe liegen vor Anker.



Am Wattenmeer

Ich übernachtete in der alten Schwedenschänke und sehe mir die vorgeschichtlichen Funde und die berühmten Bronzeräder im Museum im alten Speicher an. Dann geht es weiter nach Nordosten. Es herrscht Gegenwind. Ich komme nach Brunsbüttel, überquere den Nord-Ostsee-Kanal, er gehört neben dem Panama-Kanal und dem Suezkanal zu den wichtigsten Kanälen im weltweiten Handel. Schiffe aus aller Herren Länder ziehen vorbei — übrigens, die Fähre über den Kanal kann man umsonst benutzen.

Jetzt liegen die Weiten Schleswig Holsteins vor dem Fahrrad, ich bin nicht mehr allein, mein alter Freund und Expeditionskamerad Wolfgang Schlüter will einige Tage mitfahren und so kommen wir in die malerischen Städtchen an der Küste, Krabbenkutter liegen vertäut. Im blauen Himmel, aber im eiskalten Wind wiegen sich die Möwen, ihr heiserer Schrei hallt über Wasser und Land. Dann ist der Endpunkt der Fahrradtour erreicht. Ich schaue über die Nordsee, schaue in die Weite, denke zurück an diese Fahrt 23 Tage durch Deutschland.

Vieles habe ich gesehen, vieles habe ich erlebt, große Wälder, die Rast auf alten Burgen, die großen Flüsse und eine leider

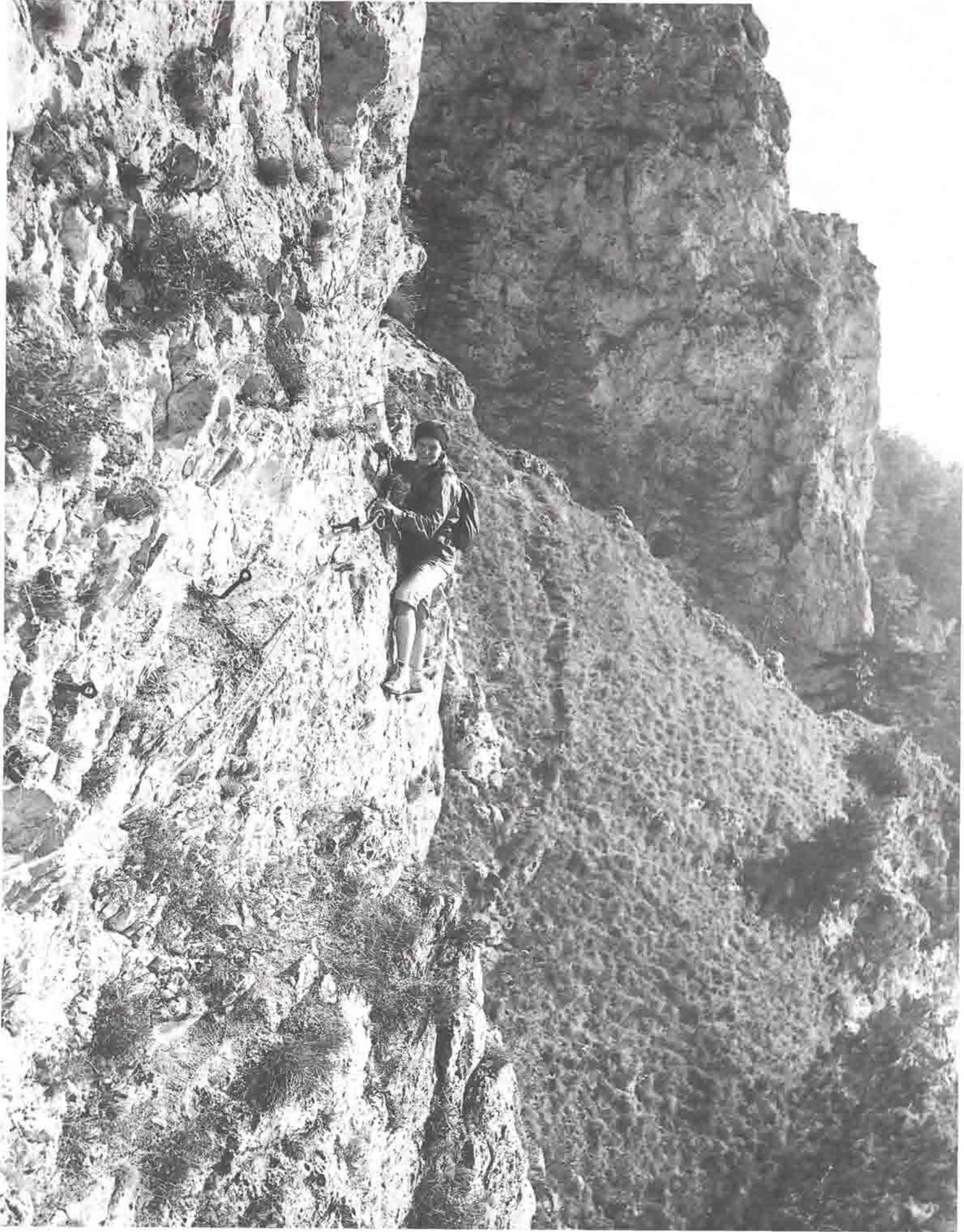
sehr stark angeknackste Natur und sicherlich auch viele Tiere, Rehe am Waldesrand, Vögel in der Luft und in den sumpfigen Wiesen der Flüsse, aber auch unzählige getötete Tiere, überfahren und platt gewalzt oder vergiftet, es wird höchste Zeit, daß wir das erhalten und schützen, was noch vorhanden ist; alte Sprüche, jeder kennt sie, keiner handelt danach. Vielleicht, wenn wir alle mehr zu Fuß oder mit dem Rad unterwegs wären, wenn wir das, was wir angerichtet haben, nicht vom bequemen Autositz aus erlebten, sondern direkt, hautnah, ohne schützendes Glas und Blech dazwischen, vielleicht ...

Fahrradfahren in Deutschland ist noch immer schön und macht viel Spaß; aber eins ist wichtig, weg von den Bundesstraßen und wenn sie noch so romantische Namen haben wie Deutsche Märchenstraße oder Burgenstraße oder Romantische Straße oder auch Weinstraße — es sind alles fürchterliche Verkehrshöhlen und Autorennbahnen.



An der dänischen Grenze

*Alle Fotos:
Friedhelm Bertelmann*



Am Ostrand der Alpen

Wanderungen durch die Bucklige Welt

Von Ines Haug

Seite 124: Im Tal der Pitten wird die sanfte Landschaft der Buckligen Welt an manchen Stellen steil. — Pittentaler Steig am Türkensturz

Foto: Willi End

„Die meisten verstehen nur die Frakturschrift im Buche der Schöpfung und übersehen die kleine Perlschrift auf Wiesen, Blumen und Schmetterlingsflügeln“ Adalbert Stifter

„Komm, laß uns die Koffer packen, es ist Zeit!“ Noch tiefend vom Thermalwasser der Margaretheninsel und von Schwefeldampf umgeben nehme ich diese Worte wahr. Mühsam quälen wir uns aus Budapest hinaus, wenden uns nach Westen, besuchen mal so eben Papa Haydns Geburtshaus in Rohrau in Niederösterreich, dann seine Wirkungs- und Begräbnisstätte in der burgenländischen „Metropole“ Eisenstadt und befinden uns zunächst auf der Südwestroute. — Das erste Bollwerk im „Hofzaun des Heiligen Römischen Reiches“, Forchtenstein, liegt am Wege und es zieht uns selbstverständlich magisch an; weiter Blick nach Osten; Rüstkammen, Sultanzelte, alles, was man nach den Türkeneinfällen zusammentragen konnte, wird stolz präsentiert. Ganz in der Nähe, romantisch gelegen, ziert die Rosalienkapelle den höchsten Punkt des Rosaliengebirges und hier, auf dieser Gschnaid, gewinnen wir den ersten Eindruck eines Gebietes, das ich dann — bevorzugt im Frühjahr und Herbst — sowohl östlich, auf burgenländischer — als auch westlich — auf niederösterreichischer Seite — durchwandern sollte.

Nach Südwesten rollen wir gemächlich in eine abwechslungsreiche Hügelwelt, wissen noch nicht mal, wie sie heißt, sind fasziniert von den vielen Gupfen und Tälern, die sich hintereinanderreihen — bis wir, müde geworden, uns nach einem Quartier durchfragen, das aber unbedingt auf einem Hügel liegen muß. Das war meine erste Begegnung mit der *Buckligen Welt*, mit dem südöstlichen Teil von Niederösterreich; sie wird im Norden vom Steinfeld, im Süden von der Steiermark, im Osten vom Burgenland und im Westen vom Wechselgebirge begrenzt. Ein Grenzland, das ich unbedingt näher kennen lernen will. Ich lasse mir von allen Seiten Prospekte senden, schreibe die Gemeindegemeinden der Marktflecken Wiesmath, Edlitz, Krumbach, Kirchschlag, dann die kleineren Orte an. Auf einer Wanderkarte, die fast markierungsfrei ist und den Maßstab 1:50.000 aufweist, trage ich nun meine Wanderroute ein; der Rucksack kann gepackt werden. *Pitten* soll mein Ausgangspunkt sein, doch wie komme ich da hin? Ich wähle die Strecke über den Semmering. Wiener

Neustadt ist erreicht und ein Eilzug — von Wien kommend — bringt mich ins Pittental. „Und heut wollen Sie noch auf den Stickelberg, und das zu Fuß?“ wundert sich die freundliche Konditorsfrau, die mir eine Melange vorsetzt. Und dieses Sichwundern stärkt natürlich meine Willenskraft, mich bis dorthin durchzukämpfen. Immerhin haben wir fast elf Uhr!

Karte und Kompaß weisen mich in die Richtung, in die ich will, Straßen gehe ich aus dem Weg und so durchquere ich, sicher unnötigerweise aber sehr instruktiv, fast jede Höhe und Tiefe, weiß am Ende, warum man diese Welt hier eine bucklige nennt. In *Stickelberg* erhalte ich sogar das gleiche Zimmer, das ich vor Jahren bei meinem ersten Besuch bewohnte, und selig sinke ich in die Kissen.

Am nächsten Tag *Pesendorf*: ein markanter Aussichtspunkt. Über einer kahlen weiten Fläche thront auf der Höhe des Kaltenberges — weithin sichtbar — die Wallfahrtskirche Maria Schnee. Unter mir liegt Lichtenegg, ein freundlicher kleiner Ort, der mich in diesem Augenblick kurioserweise an meine Holzbausteine, die ich als Kind besaß, erinnert. Eine Wehrkirche und wenig Häuser könnten sicher viel erzählen! Und am Horizont die Kulisse des Alpenostrandes: Wechsel, Pfaffensattel, Schneealm, Rax und Schneeberg tragen noch ihr Winterkleid. Weiter geht es im gleichen Rhythmus, rauf und runter, runter und rauf! Zwischen dem Lebenriegel und Stang, südostwärts wandernd, erblicke ich im Osten — etwa auf gleicher Höhe — eine mächtige Ruine. Einige tiefe Täler und immerhin etliche Kilometer trennen mich von ihr. Ist das Landsee, einst die größte Feste Mitteleuropas? — Meine Karte und die Aussage einer Bäuerin, die meinen Weg quert, bestätigen meine Vermutung. „Quartier bekommen Sie heroben nirgends, da müssen S' schon nach *Kirchschlag* runter; sind S' schon müd?“ Also weiter: Große Weide- und Ackerflächen dehnen sich auf dem schmalen, langgestreckten Höhenrücken aus. Links und rechts meines Weges ziehen sich aus tiefen Tälern wälderbestandene Steilhänge herauf. Eine schmucke, kleine Kapelle, die am Zufahrtsweg zu einem Vierseithof steht, lädt zur Andacht ein. Mehr prägt sich an diesem klaren Frühlingstag nicht mehr ein, denn ich nähere mich meiner ersehnten Unterkunft, die nahe der burgenländischen Grenze liegt.

Vier Tage in der Waldmark

In Erinnerung bleiben wunderschöne Tage, aber auch die Tatsache, daß ich überall auf Markierungen stieß, die wohl „hausgemacht“ sind. Ich lasse mir daher vom Gemeindeamt Kirchschlag eine Spezialwanderkarte „Bucklige Welt“ zusenden, und mit dieser Unterlage versehen habe ich es ein Jahr später wesentlich leichter, das Gebiet zu durchstreifen. Das Quartier wird bei Bauern vorbestellt, und so können wir Ende Oktober gut vorbereitet und vor allem beruhigt aufbrechen. Wir, das sind drei weibliche Wesen und zwei Herren.

Die Bahn bringt uns ins Pitztal, nach *Scheiblingkirchen*. Ich bin überrascht, was sich inzwischen getan hat. Frische, fast noch tropfende Markierungen sind weithin zu erkennen, informative Tafeln an Baudenkmalern angebracht. Anscheinend öffnet sich jetzt die Bucklige Welt mit einer weit ausholenden Geste: „Kommt und seht, wir haben ja auch etwas zu bieten.“

Als Grenzlandbewohner zum Osten hin (bis 1921) und zum Schutze vor Feindeinfällen, auch vor den Steuereintreibern der stets wechselnden Grundherren verkroch sich der Mensch der Waldmark, wie die Bucklige Welt früher hieß, lange Zeit im Unwegsamen. Im Laufe der Jahrhunderte änderten sich die Grenzen oft. Einen wichtigen Teil im sogenannten „Hofzaun“ des Habsburger-Reiches bildete dabei die Waldmark, allerdings weniger in Form von großen Bollwerken. Da die Ministerialen verpflichtet waren, das Grenzland gegen den Osten abzusichern, wurden Burgen zu Festungen, Kirchen zu Flucht- und Wehrkirchen ausgebaut. Pest, Hungersnöte, Heuschrecken, Religionskämpfe, Einfälle von Ungarn, Türken, Franzosen, ungarischen Freischärlern, Streunenden und Russen (1945) sind in den Urkunden des Landes festgehalten. Ein Boden, der viel Blut sah, eine Stätte mit historischen Aufgaben, nämlich Grenzland zu sein aber auch Brücke und Vermittlung . . .

Links der Pitten zieht es uns zum östlichen Höhenzug, der hier längst nicht mehr so schroff wirkt. Ein Gasthaus liegt am Wege; wir quetschen uns durch die nur von Männern besetzten Tische in den Nebenraum. Der „große Braune“ mundet, doch wir verlassen bald den sonst nicht gerade ergötzlichen Ort und nähern uns der romanischen Rundkirche von Scheiblingkirchen, die von behäbigen Bürgerhäusern des letzten Jahrhunderts umgeben wird.

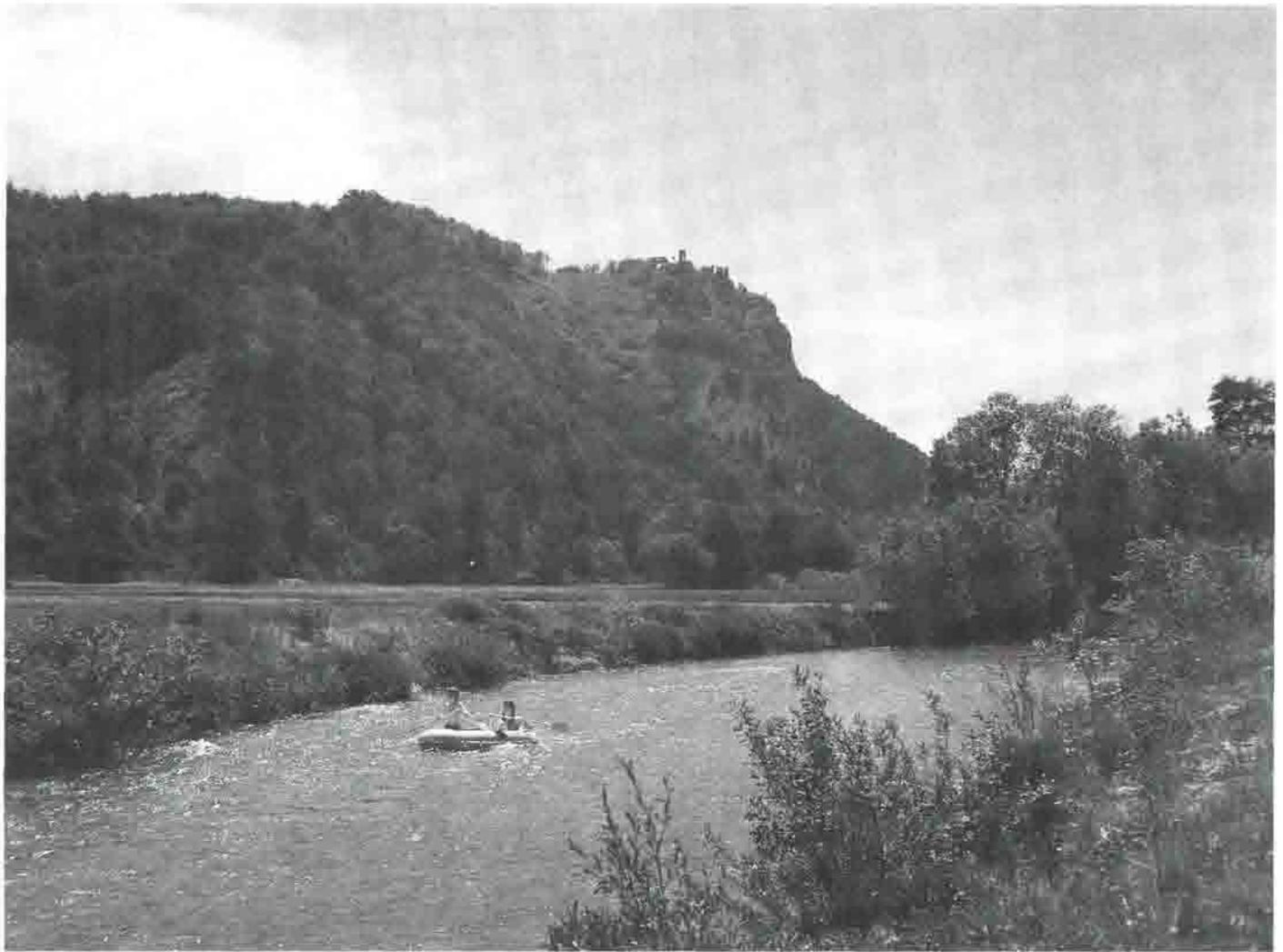
Wir wenden uns der Kaltenberger-Markierung zu, die uns auf sehr steilem Pfad nach Südosten begleiten wird. Schnell sind wir von Wald umgeben, der, je weiter wir nach oben kommen, seine ganze Pracht zeigt. Allerdings vernehmen wir zunächst noch die Geräusche des Tales, kehren dem Hochwechsel den Rücken, entdecken einen einsam gelegenen stattlichen Vierkanthof, dem Rauch entsteigt. Jetzt, endlich, umfängt uns die ersehnte Stille. Waren wir bisher durch jüngeren Misch- und Fichtenwald angestiegen, so drängen sich nun junge Kastanienbäume oder Föhren vor, die Hauptrolle aber spielen — speziell hier — uralte Gesellen von Eichen, Linden, Buchen, Ahorn



und Birken. Ja, Birken! Ein Kind der nördlichen Erdhälfte hat sich in den pannonischen Vorhof verirrt; hell und fröhlich führt es seinen Reigen mit Waldgenossen auf. Gleich dem Ahorn, der Linde, der Buche hat die Eiche hier einen Standort gewählt, wo sie für ihren Riesenbau freien Boden für die weitverzweigten Wurzeln und freie Luft für die gigantischen Äste finden kann. Mit strotzender Lebenskraft heben sich die hier herrschenden „Urbewohner“ hoch über den Wald hinaus, und wir starren scheu und ehrfurchtsvoll zum weiten Kronendach der Riesen auf.

Fröhliche Stimmen von Schwammerlsuchern erinnern uns daran, daß es in einem Wald nicht nur Bäume gibt; wir nehmen wieder die kleine und doch so vielfältige Welt zu unseren Füßen wahr, in der zwischen Laub, Farnen, Moosen und Gräsern das Kreuzkraut und die blaßblaue Glockenblume die herbstliche Palette vollenden. Der eindrucksvolle Kammweg weitet sich aus, führt uns einem Föhrenbestand zu; herbstlich, rostrot leuchtende Heidelbeerstauden überziehen in üppiger Fülle den Boden, blühendes Heidekraut zieht die Bienen an. Wir gehen auf einem dicken Nadelteppich, den uns die Föhren ausgebreitet haben. Zarte, lilafarbene, wohlriechende Tupfer darin: der Thymian! Da, wo jetzt die Steilheit endet, verzweigen sich Wege, verbreitern sich Monokulturen, von Menschenhand angelegt: hier ein Fichtenbestand, eine Wiese, da ein Lärchenwald, ein Acker, hier nur Kiefern und dort nur Felder, Hecken. Wilde Himbeeren und Brombeeren wuchern am Rain. Wir kommen nach *Kaltenberg* und ein Gasthausschild zeigt sich; damit wird plötzlich der Hunger geweckt.

Wie überall auf unserem Weg spüren wir auch in dem Kaltenberger Gasthaus das „Flair“ eines Familienbetriebes. Auf der



Speisekarte, die uns vorgelegt wird, ist folgendes vermerkt: „Sollten Sie nicht zufrieden gewesen sein, so sagen Sie es uns, wir werden uns bemühen, es besser zu machen.“

Die Auswahl ist reichhaltig, letztendlich bleiben wir aber doch bei „Schweinsbraten mit Kraut“; der Hausschnaps — drei Sorten machen die Wahl schwer — und Most runden den Gaumengenuß ab. „Lichtenegg“ ist gut sichtbar auf einem Wegweiser zu lesen und ein gemütlicher, verschlungener Pfad führt uns über Gräben, Bäche und durch Wald. Doch zu Anfang des Weges wartet noch *Maria Schnee* auf uns. Eine schmucklose, große, weithin sichtbare Wallfahrtskirche, die aber nicht mit einer Silbe im österreichischen Kunstführer „Dehio“ erwähnt wird. Meine Begleiter wollen daher einfach daran vorbei. „Aber, wenn ich schon mal hier bin, dann gehe ich auch rein!“

Eine in Wien lebende Lichteneggerin, die gegen Ende des letzten Jahrhunderts diese Andachtsstätte gestiftet hatte, wollte damit augenscheinlich ihr Glück, ihren Reichtum demonstrieren. Eine Wallfahrtsstätte war das aber schon viel früher. Seit der Christianisierung des Gebietes zog es Gläubige auf den Kaltenberg, die bei der heiligen Radegundis um das Gelingen ihrer Waldarbeit und die Gesundheit ihres Viehbestandes flehten. Weiter auf unserem Weg nach *Lichtenegg*: Schmucke Bauernhöfe bieten „Zimmer mit Frühstück“, hölzerne Hinweisschilder deuten darauf hin. Autofahrer werden vor Ortsbeginn mit dem

Hinweis: „vorsichtig fahren, hier wohnen 268 Kinder“ (und darunter: „seit dem 1. 9. 1988: 269“) angesprochen.

Der kleine Kirchort liegt auf einer Höhe von 770 m. Der „Dehio“ und die Hinweistafel sagen aus, „daß die ehemals von einem Friedhof umgebene gotische Wehrkirche romanischen Ursprungs ist und Anfang des 13. Jahrhunderts gotisiert wurde. Die Friedhofsmauer weist Schießscharten und Rundbastionen auf.“

Nun müßte uns die Markierung in einem weiten Bogen, aber auf einer Straße, um den Ort führen. „Hm, geht das nicht anders?“ Auf meiner Karte erkenne ich einen Pfad, aber wo beginnt er? Ich spreche ein junges Paar an. „Wir sind auf Hochzeitsreise und gerade angekommen, wir kennen uns hier leider nicht aus!“ Zwei Frauen, hoffentlich Einheimische, werden mir sicher den Weg weisen können? „Da, zwischen den zwei Häusern geht's durch!“ Ja, das soll einer wissen.

In bequemen Windungen führt uns der Pfad durch Obstgärten in ein Tal, wo ein stabiler Steg zum Überqueren eines Bächleins einlädt. Zunächst schmal und romantisch windet sich das Weglein durch Ufergestrüpp, verbreitet sich und führt uns durch einen schönen Föhrenbestand. Es wird licht, Ackerland, große Birnbäume, Ställe, Häuser sind in Sicht und während wir die letzten Meter nach *Pesendorf* hinaufkeuchen, schnuppern unsere Nasen „das Besondere“. Ein Blick in den Stall würde bestätigen, was wir vermuten: hier wird Schweinemast betrieben.



Links: Altes Holzkreuz in einem Birkenwäldchen bei Spratzeck
Seite 129: Der Wiener Schneeberg ist vom Höhenrücken zwischen Niederösterreich und Burgenland immer gut zu sehen.

Fotos: Harry Baumgartner

wo der herbstliche Tisch mit Brombeeren, Eierschwammerln und Herrenpilzen gedeckt ist. Ein Kahlschlag ermöglicht einen Fernblick und so erkenne ich südöstlich — in etwa 3 km Luftlinie — auf dem gegenüberliegenden Höhenzug den weithin weiß leuchtenden Kirchturm der Landseer Kirche.

Zwischen den gepflegten Bauernhäusern von Spratzeck duckt sich klein und bescheiden eine Kapelle in den Wald hinein, darin ein großer, gotischer Kruzifixus, der den kleinen Andachtsraum fast erdrückt. „Ich war früher im Freien,“ könnte er erzählen, „aber man würde mich heute doch glatt entführen!“

„Seht, da oben, auf der gegenüberliegenden Höhe, da liegt unser Futtertrogl!“ Also nochmal runter und rauf. Es ist ja auch die Bucklige Welt. Wir wandern durch hohe Obstbäume, Wiesen und Wald in ein romantisches Tal. Der Spratzbach begleitet uns bis zur Rammelmühle, einer Sägemühle, vor der gerade Holz abgeladen wird; die Leute unterbrechen kurz ihre Arbeit, lächeln, grüßen. Wir fühlen uns hier wohl.

Der gut markierte Weg führt uns direkt ins Wirtshaus von *Gleichenbach*, wo wir von der Wirtin mit freundlichem Händedruck begrüßt und zu einem quadratischen, dunkel gebeizten Stammtisch gewiesen werden. Die letzten Gartenblumen, in einem handbemalten Krug vereint, nicken uns von der Mitte des Tisches einladend zu. Während wir verwöhnt werden, erfahren wir, „daß in der Buckligen Welt Bauern, Pendlere, auch ‚Nurwohnende‘ nebeneinanderleben.“ Heute könne man schon mal Bauland zur Verfügung stellen; „früher, als Selbstversorger, war jeder Quadratmeter notwendig, um die hungrigen Mäuler stopfen zu können“.

Der sanft sich neigende Weiterweg läßt uns in Ackerkulturen blicken, die von Hecken geschützt werden. Auch unser Weg, der in einen Hohlweg übergeht, wird beidseitig von Hecken geschmückt; es begleiten uns Heckenrose, Weißdorn und das Pfaffenkapperl, das, gerade verblühend, recht zaghaft sein noch purpurfarbenes Kleid zeigt. Der erste Frost hat die kleinen, runden, blauüberzogenen Früchte des Schlehdorns genießbar gemacht, die sich nun als vitaminreicher Nachtisch anbieten. Erschreckt fliegen mit peitschendem Flügelschlag Fasane auf, Ahorn, Esche und Hasel bilden Spalier, als wir wenig später in die *Rabnitzklamm* einbiegen. Jenseits des Baches weidet Vieh. Auf einer Wiese wollen moosüberzogene Steinbrocken beachtet werden, die sich als uralte Grenzsteine (früher für Ungarn/Österreich, seit 1921 aber für Burgenland/Niederösterreich) zu erkennen geben. Weiden, von Erlen, Pappeln und Eschen gesäumt, neigen sich tief über den Bach. Die so typischen „Uferbewohner“ werden nur da gestört, wo der Mensch eine Furt fand.

Wir verfolgen nun einen Güterweg, der uns viele Male durch eine Furt führt. Dem kurvenreichen Bachverlauf entsprechend werden wir mal an burgenländische, dann mal an niederösterreichische Gestade gespült. Das Tal verengt sich, die Nasen der Höhenrücken reiben fast aneinander, um dann wieder, wenn auch gemächlich, auseinanderzustreben. An der engsten Stelle entdecken wir eine stark überwucherte Ruine. Zwischen typi-

Harmonikaklänge dringen an unser Ohr, wir steuern auf eine Buschenschänke zu, die uns für diese Nacht Quartier bieten soll. Wir beziehen unsere Zimmer und treffen uns dann an einem groben Tisch, auf groben Bänken. „Alles, was wir anbieten, ist selbstgemacht,“ sagt der Bauer. In dem betonierten Raum fühle ich mich zunächst wie in einem Luftschutzkeller, der aber durch karierte Vorhänge und das buntgekleidete, quatschende, schmatzende Publikum allmählich an „Farbe“ gewinnt. „Niemand tanzt, niemand singt!“ äußert jemand aus unserer Runde. Und während wir uns nun dem allgemeinen Mampfen und Trinken anschließen, verwöhnen uns die Klänge des Harmonikaspielers; komischerweise sind wir die einzigen Gäste, die klatschen.

Der herbstliche Tisch ist gedeckt

Am nächsten Tag geht es von Pesendorf über den Sticelberg nach *Hollenthon*. Nebel fällt ein, und ich verwende den Kompaß. Nicht ein Sonnenstrahl dringt durch. Die Umrisse eines Lebewesens sind unendlich zu erkennen: „Nach Hollenthon, da müssen Sie noch 500 Meter gehen!“ „Nur noch 500 Meter?“ Nichts, aber gar nichts sehen wir! Die Straße senkt sich, und eigenartigerweise verliert sich in diesem Augenblick auch der Nebel.

Interessiert umkreisen wir den Kern des Ortes, besichtigen die Kirche, und die dort angebrachte Hinweistafel bestätigt uns, daß wir eine barocke Kirche auf dem Fundament einer gotischen Wehrkirche vor uns haben.

Weiter über *Horndorf* nach *Spratzeck*: Unterhalb des „Saurüssels“ huschen gerade Rehe von Wald zu Wald; endlich stoßen wir auf das erste Markierungsschild. Mit einem großen Schritt überqueren wir ein junges Bächlein, das gerade entsprungen sein muß; ein zunächst sehr feuchter Weg führt uns nach oben,



schem Uferbestand hiesseits und Tannenbestand jenseits eine Weide, ein Pferch sogar, in dem sich, wie gegenseitig schutzsuchend, magere Kälber aneinanderdrängen; eines ist entwischt, trottet noch lange auf dem sumpfigen Pfad vor uns her. Grüner und weiter wird es endlich, wir können der Enge entfliehen. und endlich auch wieder ein Steg über die glitzernde, murmelnde Rabnitz; wir durchqueren die Geismühle und finden danach zu kurzer Rast zusammen. Wir sind so stolz, daß wir uns bis hierher so tapfer durchgeschlagen haben, wenn auch jeder auf seine Art; ich hüpfte, da ich wasserdichte Wanderstiefel besitze, meist die etwa vier Meter durch den Bach; unsere Herren zogen Plastiksackerl über die Schuhe und stiegen etwas vornüber gebeugt, um die schützende Hülle in Wadenhöhe zu halten durch das nasse Element. Die Damen dagegen boten eine un-

vergebliche Schau: an einem Ufer wurden Schuhe und Strümpfe aus-, am anderen Ufer wieder angezogen, und das geschah viele Male; letztendlich gaben sie aber doch klein bei und bedienten sich der Sackerlmethode. „Das Wasser war warm“, sagten sie lachend.

Noch einmal nähert sich unser Pfad einer Furt und ich entdecke, nun jenseits des Ufers, am feuchten Grabenrand, eine Heilmkrautkolonie, die stolz in voller strotzender Schönheit ihre hellvioletten Blüten zeigt. Das feuchte Tal weitet sich, zwischen den Stämmen der Erlen und Pappeln leuchten die roten Dächer von *Karl* herüber. Nur noch wenige Meter trennen uns von unserem Quartier.



Radegundis-Kapelle in Habich

Foto: Harry Baumgartner

Gut geschlafen haben wir, gut bewirtet wurden wir, gemütlich wars, danke! Wenn auch recht heimlich so folgen uns an diesem Morgen hinter verschlossenen Gardinen, Fensterläden und Hoftoren doch viele neugierige Augenpaare, denn selten kommen hier Wanderer durch. Noch eine gute Weile begleiten uns auf burgenländischem Boden Mischwälder, bis wir bei Gschorrholt einen herrlichen Föhrenbestand auf dem Boden der „Buckligen Welt“ erreichen. Ein bisher nicht erlebter Kontrast erwartet uns, als wir unter dem Niklasberg aus einem Eichenhain treten und ein fruchtbarer Kessel vor uns liegt, aus dem der Wald — bis auf kleine Baumgruppen — von Menschenhand verdrängt wurde. Über Ungerbach erreichen wir die *Rotte Habich*, über die „der Kröner“ folgendes aussagt: *„In der Pfarre Bad Schönau liegt unmittelbar an der Grenze gegen das Burgenland die Rotte Habich. Aus zwei Ablaßbriefen von 1471 und 1478 für die dortige Kapelle der hl. Radegundis kann auf eine besondere Verehrung dieser fränkischen Heiligen geschlossen werden. Vermutlich handelt es sich um die 860 als Besitz des Hochstiftes Salzburg genannte „ecclesia Minigonis“, die an der Grenze der beiden Grafschaften Ober-Pannonien und Steinamanger auf einem 844 von König Ludwig dem Deutschen geschenkten Gut entstanden ist. Darauf weist heute noch das riesige Felsgebilde des ‚Radegundensteines‘ in der Nähe*

hin. Ein kleines Bauernhaus läßt karolingische Bauformen (Langhaus mit Apsis) noch erkennen. Aus Habich stammt Franz Ritter, Maler und Verfasser heimat- und volkskundlicher Aufzeichnungen.“

Ein kurzes noch steiles Stück trennt uns vom Kaltenberg, und kalt weht uns auch ein Hauch entgegen, dem aber am Feldrain eine wunderschöne Blume trotzt: samtene, indigoblaue Glöckchen, mittig mit einem weißen Stern, an einem behaarten Stengel. Uns aber ist es zu kalt. „Machen wir, daß wir runterkommen!“ Ein letzter Blick noch ins Land, wo Wald und Wiesen harmonisch ineinanderfließen, und mit der Parole „immer südwärts, bis zum Quartier“ betreten wir absteigend wieder burgenländischen Boden und erreichen *Rettenbach*.

Einige Stunden später sorgen Hirschgulasch und wohl munden-der burgenländischer Rotwein dafür, daß unsere Lebensgeister wieder geweckt werden und die Rede munter fließt...

Das Frühstück verläuft eher heiter. Bald liegt das gastliche Haus unter uns; ein steil aufsteigender Kammweg durch Äcker und Flure ermöglicht uns die Sicht auf ein gegenüberliegendes „Bollwerk des Hofzaunes“, die Burg Bernstein. Kurz werden wir von Mischwald begleitet und verlassen bei Hochtann den burgenländischen Boden. Beim Aufstieg zum *Schneidersimmerl* schlagen wir wieder Nordkurs ein und nehmen Abschied von den Südhängen der Buckligen Welt, an denen die Flora bereits den Artenreichtum Pannoniens erahnen ließ. Düstere Hochwald zeigt uns nun das andere, eigentliche Gesicht der „Waldmark“. Schneekalt ist es, stellen wir fest, es riecht förmlich nach Schnee. Da kein Verkehr herrscht, bleiben wir vernünftigerweise auf der Höhenstraße. Im Norden steht Hügel hinter Hügel, parallel zu unserer Straße ziehen waldbestandene Höhenzüge und tief einschneidende Täler dem Lauf des Zöbernbaches zu. Über dem *Zöberntal* steigen wir ein letztes Mal auf. Golden, von der jetzt hervorbrechenden Sonne bestrahlt, glänzt das alte Gemäuer von Schloß Krumbach. Im Ort „Krumbach“ treffen wir auf einen Hochzeitszug; voraus ziehen trachtenbekleidete Musikanten, dahinter bewegen sich nur modern bekleidete Menschenkinder. Die Braut trägt, ungeachtet der Kühle, ein hauchdünnes, kurzärmeliges, aber dem neuesten Modestand angepaßten, weißes Brautkleid. Wir verspüren Hunger und entfliehen in ein Gasthaus, wieder in einen gemütlichen Familienbetrieb.

Jetzt, am Ende der Tour, können wir beglückt feststellen, daß uns in den vier Tagen unserer Wanderung durch die „Waldmark“ kein Motorengeräusch, kein Straßenlärm begleitet hatten, denn ganz bewußt hatten wir die zwischendrin liegenden größeren, unruhigen Ortschaften gemieden. Mit dem Bus durchfahren wir noch bis Grimmenstein einen uns unbekanntem Teil der Buckligen Welt; was müßte jenseits der Straße noch an Schönheiten zu sehen sein! Viele, viele Wege könnte ich hier noch gehen. Aber ich komme ja auch wieder.

Eine alpine Feder geht spazieren

Von Hans Barobek



Erste Seite des Steigbuches aus dem Richterweg an der Stadelwand

Archiv Barobek

Kaum habe ich den Titel „Berge, Bücher, Begegnungen“ der Lisl Buchenauer überlassen, wie sie es so brav im Jahrbuch „Berg '88“ (Seite 86) vermerkt hat, da ich annahm, ihn selbst nicht mehr zu verwenden, könnte ich ihn jetzt tatsächlich gebrauchen. Das sind so die grotesken Wechselfälle des Lebens. Aber was heißt, ich könnte ihn jetzt selber gebrauchen, er steht sowieso erneut vermerkt da und trägt als Unterschied eben männliche Federzüge und das könnte ganz amüsant werden, da schon das Wort amüsant allein im alpinen Sprachgebrauch ein seltenes geworden ist. Es kommt aus dem Französischen (Amusement) und heißt soviel wie vergnüglich, ergötzlich. Ergötzlich, es zu verwenden.

Also fangen wir gleich bei der Einladung zu dieser Ergötlichkeit an. Sie, die Einladung, wollte was Geschriebenes über Steigbücher und so, und über manche glanzvolle Namen, die

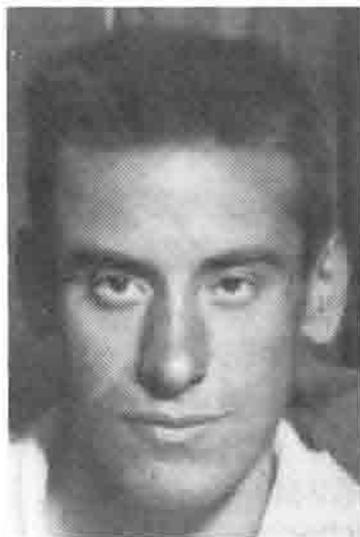
darinnen stehen und was der eine oder andere für die alpine Welt an Bedeutung erlangte. Herrlich, aber nicht seitenfüllend. Freilich ist darüber schon etwas zu sagen — ich möchte doch niemanden kränken — nur halt als Auftakt, als erster Ton aus einer Stimmgabel, der die weiteren harmonisiert.

Steigbücher: Es ist richtig, daß ich einen Aufruf erließ, um für sie eine zentrale Sammelstelle zu erwirken. Erfolg: zwei selbstgehabte und zwei hinzugekommene. Darinnen sind zwar noch mit großer Anstrengung die Namen zu vermuten, aber die ersten Seiten fehlen, darauf wahrscheinlich Steig und Datum zu lesen gewesen wären. Gerade daß ich noch einen Vierzeiler unseres verstorbenen Pauli Wertheimer soweit abstauben konnte, daß er zu buchstabieren war: „In den Rissen tu ich hängen/ und die Griff sind soweit weg/ und ich kann sie nicht derglengen,/ wenn ich mich auch noch so streck!“ Die Menschen sind Schrift- und Wortbanausen, man sollte sie einmal beim Wort nehmen. Wahrscheinlich tät's ihnen dann die Red' verschlagen. Wäre auch nicht das Schlimmste.

Steigbuch-Autogramme

Ein Steigbuch ist aber doch darunter, das fein säuberlich Aufschluß gibt: Stadelwand — Richterweg — Wiener Schneeberg. 1. Begehung 8. 6. 14 Karl Hans Richter, ÖAK, S.A.C., S. Bayerland und Gefährten. Dieses Büchlein habe ich mir neu binden lassen, sonst wären mit der Zeit auch diese Seiten „Vom Winde verweht“ geworden. Ja, **Karl Hans Richter** (2. 7. 1886—29. 1. 1975). Einer der letzten des Wiener klassischen Bergsteigertums. Es wird wenig Namen geben, die durch eine einzige Neutour so bekannt geworden sind wie er. Aber nicht nur dies. Wir wissen aus seinen Erzählungen, daß er die Alpen von Ost nach West gekannt haben mußte und zwar weit hinauf in den Bereich der Viertausender. Den letzten erstieg er noch mit 73 Jahren und war auch einer von jenen, die 1919 die letzten Überreste von Gustav Jahn vom Fuß der Ödsteinkarte (Gesäuse) herab holten (Absturz Jahn's am 17. 8. 1919). Ich saß einige Jahre mit ihm im „Verband alpiner Vereine Österreichs“ am Sitzungstisch beisammen und wir zerpflückten dort die Administration unserer sogenannten romantischen Lebensform. Er war dabei der kernigere in jeder Hinsicht. Einmal habe ich ihn in aller Offen-

heit mit dem Winkelried aus Schillers „Tell“ verglichen („... die führen spitz'ge Eisen mit“), weil er wieder, wie schon so oft, diese „Romantik“ mit dem Geist eines Revolutionärs verwechselte. Freilich spielten damals auch politische Gründe mit hinein (Ing. Ed. Pichl's Arier-Paragraph). Er war zwar nicht aus Unterwalden, wie der im Schauspiel skizzierte Winkelried, aber für seine Wiener Schar war Richter (Vorstand der AV-Sektion „Donauland“) ein streitbarer Recke. Da man aber mit Reckentum allein nicht Bergsteiger sein soll, war er im allgemeinen Umgang ein lebenswürdiger Gesprächspartner, der in manchen Auffassungen selbst der „Tell“ hätte sein können. Das klingt vielleicht weit hergeholt, ist es aber nicht. Manche Menschen halten jeden Vergleich aus und Richter war so ein Mensch.



Ein
Blitzlicht
am alpinen
Himmel:
Fritz
Hermann

Archiv
Proksch

In demselben Büchlein wurde von einem Unbekannten neben dem Namen **Fritz Herrmann** ein kleines Kreuzchen gesetzt. Ein Blitzlicht-Name am alpinen Himmel. Kaum hell beleuchtet, schon wieder im Dunkel verschwunden. Und wir wissen doch: die im Dunkel sieht man nicht. Die Eintragung selbst lautet: 17. 5. 25. Aufstieg Zimmersteig — Stadelwandgrat — Abstieg Richterweg.

Seine Biographie in Kürze: 1903 in Wien geboren. Beruf Modell-Tischler. Meist arbeitslos. Sehr musikalisch. Großer Opernfreund. War aber nie dort anzutreffen. 1930 (27. 7.) beim Versuch der Erstersteigung der Zinalrothorn-Ostwand, gemeinsam mit seinem Partner Hugo Fickert, von einer Eislawine in die Tiefe gerissen. Ihre Leichen wurden bis heute nicht gefunden. Solche Kurzbiographien sind oft das Erbärmlichste, das eine Feder zur Erläuterung zu vollbringen hat. Denn sie sind nichts anderes „als die Kleider und Knöpfe der Leute“. Vom Menschen selbst wissen sie nichts. In unserem Fall wissen wir vielleicht, daß Hermanns Leben ein ärmliches war. Aber noch eines wissen

wir: daß er sich daheim das Bügelbrett seiner Mutter ausborgte, es in verschiedener Neigung an die Zimmerwand lehnte, darauf mit den Steigeisen auf und abstieg, um so seine Fußknöchel zu trainieren. Minutenlang harnte er in kauender Absteigstellung aus, Knie weit nach vorn gestreckt und drückte dabei noch mit seinem Körpergewicht auf den augenblicklichen Schwerpunkt. Ein Besessener in seiner Art.

Bekannt wurde er durch seinen Alleingang und damit gleichzeitiger 2. Begehung der Matterhorn-Westwand am 17./18. Juli 1929. Also auch ein Meister im Fels. Also auch ein Meister im Eis: 5. Begehung der Pallavicinirinne. Als 2. Seilschaft in der Wiesbachhorn-Nordwestwand.

Fritz Proksch, der „alte Fritz“, mit seiner Bergsteiger-Kartei wohl die zentralste Auskunftstelle, wo es an eigenem Wissen mangelt, erzählte uns über Herrmann, wie sie in kalten Biwaknächten den Morgen entgegenfroren, er aber, als großartiger Opernkenner, entweder ein Textbuch erläuterte oder überhaupt die eine oder andere Arie vorträllerte. Ein Wärmespender, auch hier, von besessener Art. Fritz Hermann arm? Nein! Reich ist er gewesen, wie Wohlhabenheit nicht reicher machen könnte. „Armut ist ein großer Glanz von innen“, poetisierte uns schon R. M. Rilke vor. Aber auch die Epiker und Dramatiker wußten, daß das große Erdulden, Hinnehmen und Kämpfen, nur den wahrhaft Begabten beschieden ist. Vielleicht ist dann dazu noch ein musikalisches Empfinden wie eine weiche Daunendecke, die sich schmiegend um den zermarterten Körper legt.

Da war **Fritz Kasperek** noch nicht Fritz Kasperek, aber schon der „Hausmeister“ für die Gesäuseberge. Und das war zur damaligen Zeit immerhin einer, der fast alle schwierigen Touren in diesem Gebiet kannte. Wir wohnten in Wien fast in Nachbarschaft und wenn wir an den Wochenenden auf Bergfahrt gingen, dann war es am Sonntagabend Ehrenpflicht, zur jeweiligen Wohnung zu eilen, um dort zu melden: Ih hab's! Worunter der Erfolg zu verstehen war. Bis wir darauf kamen, einmal gemeinsam auf Tour zu gehen, dann könnten wir uns die Meldung ersparen. Gesagt, getan! Dazu gibt es aber vorher noch eine Geschichte. Ich besuchte damals einen Kurs über das Thema „Einführung in die Philosophie“. Eines Tages auf dem Wege dorthin traf ich zufällig Fritzl. Eine gegenseitige Meldung, wohin wir gingen, war unausbleiblich. Er schnatterte etwas, das ich nicht verstand und ich meldete getreulich mein philosophisches Bemühen. „Was brauchst denn des. A'haltn muaßt di kenna, wannst net obifliagn wüßt“, war seine Bemerkung dazu. (Die Eigensprachlichkeit des 16. Wiener Gemeindebezirkes hat schon durch den Roman „Die Milchfrau von Ottakring“ literarische Bedeutung erlangt). Interessant dabei, daß tatsächlich eine Wesenheit der Philosophie ist, neben der Frage des Menschen nach dem Was und Wie, das Wozu folgen zu lassen. Fritz schien mir überlegen zu sein.

Doch dann kam die gemeinsame Tour und wir entschieden uns für die Badstubenkante im Badstubenkessel im Höllental auf der Rax. (Erstbegeher Karl Prusik und Alfred Heinlein, 15. 5. 1921). Das Wette war regnerisch, doch keiner wollte sich die



Fritz Kasparek (sitzend) und Sepp Brunhuber

Archiv Mokrejs

Schwäche anmerken lassen, von Umkehr zu reden. Also stieg Fritzl ein, ließ mich nachkommen, ging weiter, ließ mich wieder nachkommen, man kennt das ja. Dann das „sehr steile Rasenband quer durch die glatte Wand“. Es war nicht mehr regnerisch, es schüttete. Wir mit den glatten Manchonsohlen auf den Kletterpatschen in einem unzufriedenen Zustand. In der Mitte des Bandes murkste Fritzl an etwas herum, von dem ich annahm, er kommt damit nicht zurecht. Hoppla, der große Kasparek! Doch da ging er schon weiter. Nun war es an mir, ohne Gesichtsverlust die Stelle zu passieren. Dort, wo Fritzl murkste, war eine Miniaturhöhle. 10 cm im Quadrat. Und darinnen lag, unübersehbar und mit einem kleinen Stein beschwert, eine Rippe Bendsdorpschokolade, noch mit Schleife und so postiert, daß sie ja nicht naß werden konnte. Wir schrieben die dreißiger Jahre und eine solche Rippe kostete damals 10 Groschen. Ich rief zu Fritzl hinüber: „Hast du da de Schok'lad net liegn g'sehn?“. Seine Antwort: „Du Tepp, de hab' i ja für di hin'glegt! Ih hab ma denkt, Philosophen san a Menschen, denen a Schok'lad schmeckt!“

Geschichten, meinte einmal Alfred Polgar, werden nie richtig erlebt, nur manchmal richtig erzählt. Also probieren kann ich es ja. **Sepp Brunhuber** lernte im Jahr 1947 einen hohen französischen Besatzungsoffizier kennen, der Präsident des Pyrenäen-Club gewesen ist. Er ebnete uns den Weg, schon 2 Jahre nach dem Krieg, sein Gebirge kennenzulernen. Als wir in Garvannie eintrafen, verkündete die dortige Presse, daß einige Tage vorher durch eine französische Seilschaft die Erstersteigung der Pic Rouge de la Pailla-Nordwand gelungen wäre. Freilich sollten die Bergsteiger dabei keine glückliche Figur gemacht haben und es wäre der Vergleich interessant, wie wir Österreicher diese Sache hinter uns bringen würden. Große Freude hatten wir über diese Aufforderung nicht, aber sie abzulehnen hätte uns auch nicht gut getan. Also sagten wir zu. Ich sage es gleich im Vorhinein: einige Tage später stiegen wir in den frühen Vormittagsstunden in die Wand ein und waren um 14.30 Uhr am Gipfel. Aber das nur nebenbei. Brunhuber ging die Kletterei barfuß an und war auch nicht bereit, die Schuhe mitzunehmen. Er ließ sie beim Einstieg zurück. Als uns am Gipfel der Abstieg sichtbar wurde, wußten wir, daß Sepp keine Chance hätte, mit seinen nackten Füßen zurück zu seinen Schuhen zu kommen. Er brummte herum, daß wir uns nicht aufhalten lassen sollen, er wird es schon irgendwie anders schaffen. Und er jagte uns förmlich von sich weg.

Der Abstieg war tatsächlich „steinbeschwert“. Die Schuhe standen noch am alten Platz. Von Brunhuber keine Spur. Und so jagten wir halt ohne ihn die berühmten steilen Wiesen hinunter nach Garvannie. Auf halbem Weg hörte ich von weit, weit unten unseres Freundes Ruf, daß er hoffe, daß wir seine Schuhe nicht vergessen hätten. Teufel, Teufel, sagte ich mir, jetzt wird's um unsere Freundschaft eng. Aber was sollte ich im Augenblick tun. Momentan nichts anderes als gute 1 1/2 Stunden zurück zu seinen Schuhen zu keuchen, wobei ich mir schon vorsagte, was alles an Ausdrücken ich ihm später an den Kopf schmeißen werde. Ich werde ihm sagen: ein andermal hol dir deinen Dreck selber herunter, wenn schon in deinen Schädel nicht hinein gehen will, wie man sich am Berg zu verhalten hat. Oberhalb von Garvannie sah ich schon von weitem einen Mann mir entgegenkommen. Das wird er sein. Und jetzt werde ich es ihm sagen und ihm die Schuhe vor die Füße schmeißen. Aber da streckte er mir schon beide Hände entgegen und deklamierte pathetisch: „Es muß ein Freund des Freundes Schwächen tragen. Shakespeare: Julius Cäsar“. Nichts war es mit dem Hinschmeißen und so. Ein Händedruck und fast hätte ich mich entschuldigt, daß ich für den Abstieg solange gebraucht habe.

Gerade noch rechtzeitig ist mir nach meinem Aufruf noch ein Steigbuch ins Haus geflattert. „Den Ersteigern des Ödsteinkarturms (2265 m) gewidmet von der Wiener Bergsteigergilde im Juni 1922“. Ich schlage die ersten Seiten auf und ein Name bringt mich in eine schöpferische Unruhe: „6. 6. 1925 — **Josef Pruscha** T.V.N. über Festkogel Nordwand Zimmerweg — Ödsteinkarturm — Ödstein. Allein.“ — Das ist er, so wie ich ihn gekannt habe. Allein! Allein auch unter Freunden, allein mit sich selbst, mit seinem Geist, mit seinem kritischen Bewußtsein, mit



„Allein.“ — Eintragung von Josef Pruscha im Gipfelbuch des Ödsteinkarturmes

Archiv Barobek

seiner Ehrfurcht vor dem geschriebenen Wort. Und besonders letzteres hat mich an die Persönlichkeit Pruscha's erinnern lassen (1904—1973).

Er lud mich 1953 ein für seine Zeitschrift „Fels und Firn“ das Thema „Krise des Bergsteigens?“ zu behandeln. Ich schrieb, das Fragezeichen mißachtend — eher mit laufendem Rufzeichen — was immer nur mein Elan dazu vor 36 Jahren herzugeben vermochte. Und das war angriffslustig genug. Wenn ich heute diese Arbeit durchlese, könnte ich die meisten Gedanken nicht mehr aufrecht halten. Aber wie es auch war, es war schon damals nicht recht für Pruscha's Philosophenkopf. Hier war das eine Wort überbelichtet, dort das andere unterbelichtet, jenes hatte zuviele Schatten, dieses zuviel Licht, einmal wäre mehr außer Acht zu lassen gewesen, einmal mehr Achtung zur Geltung zu bringen. Ich wurde an Walther Flaig erinnert. Über ihn habe ich auch einmal geschrieben: „Recht war ihm zuerst einmal gar nichts. Ein bißchen später war es ihm dann schon rechter. Aber ganz recht war es ihm nie. J.P.W., Pruscha's Pseudonym, verlangte von mir mehr, noch mehr, viel mehr. Briefe hin und her. Quatsch, ich komme dich besuchen! Das auch noch! Umsonst war es nicht. Ich lernte, wie man es macht: Behutsam beim Berg beginnen, dann zum Bergsteigen übergehen, dann zum allgemeinen Menschen, dann zum besonderen Menschen, dann zu ihm, dann zu mir. Punkt. Ich kann nicht mehr beschreiben, was er bei allen Begriffen zergliederte. Geblieben ist: Hinsetzen! Neu schreiben! Ist man mit sowas Wegweiser? Bis heute weiß ich es nicht! Wenn ja, Dank J.P.W.!

Endlich aber doch eine genehmigte Arbeit.

Als Dank dafür setzte er einige frühe Gedanken von mir, mit Linien umrandet, geradezu als Wortbalken, an den Schluß dieses Aufsatzes. Sicherlich sollte diese Aufmerksamkeit bedeuten: Schau her, was du schon einmal gekonnt hast und jetzt wolltest du mir sowas drehen.

Aber nicht nur so war er. Er war auch anders: 33. Begehung der Ödsteinkante im Gesäuse. Neuer Weg durch die unmittelbare

Nordwand des Festkogels 1929 (mit Karl Poppinger). Hochschwab-Erschließer. Führerautor: Raxführer. Und großer Stilist. Aus „Biwak in der Dirndl-Südwand“: „Es erlosch unser Lichtlein und mit dem zähen Dunkel der drückende Gedanke an das ungewisse Morgen. Nebelfetzen stiegen und sanken. Müdigkeit ließ die Körper zusammensinken, daß des öfteren ein Ruck am Seil die Gefährten aus dumpfen Schlummer riß“.



Häuptling
der Apachen:
Heinrich
Krempel

Archiv
Makrejs

Es ist schade, daß es kein echtes Steigbuch ist, daß da vor mir liegt. Aber ein Steig-, Touren- und Merkbüchlein im Sinne von erstiegenen Gipfeln ist es schon. Und ich frohlocke, daß mir wenigstens diese holprige Definition gelungen ist. Denn es wäre schade, wenn ich diese Story über **Heinrich Krempel** (1860 bis 1935), den „Häuptling der Apachen“, die Hemingway'sche Züge trägt, weglegen müßte. Das Büchlein ist in abgeschabtes Leder gebunden, hat zerschlissene Seiten, kaum mehr lesbare Notizen, verwischte Namenszüge und trägt die Jahreszahlen vom Anfang dieses Jahrhunderts.

Es war im Jahre 1902. Die Bevölkerung von Großstädten wurde auch schon damals von jugendlichen Banden, von sogenannten Plattenbrüdern, beunruhigt. Und da kamen einige Mitglieder des Österreichischen Alpenklubs auf die seltsame Idee, ebenfalls eine solche „Platte“ zu gründen, nur halt eine alpine. Die Anführer dieser Idee waren Heinrich Krempel und Gustav Schmidt und die gingen gleich forsch ans Werk. Krempel erhielt taxfrei die „Häuptlingswürde“ und um ihrem Übermut einen amtlichen Anstrich zu geben, ließen sie sich auch einen Stempel anfertigen mit dem Text: Alpine Platte „d'Apachen“. Es wäre falsch, anzunehmen, daß unter der Mitgliedschaft keine ernsten

Bergsteiger gewesen wären. Kamen sie doch alle vom Österreichischen Alpenklub und diese Vereinigung ist schon in den damaligen Jahren der Sammelpunkt extremer Alpinisten gewesen.

Es waren also Originale mit tieferer Bedeutung, die hier in die Berge zogen. Eine einzige Notiz möge es beweisen: „1909 — 19. 8. Saas Fee 3.10 Uhr ab. Mischabelhütte 6 Uhr an. 20. 8. um 4.45 Uhr ab. An Südlanzspitze, 4294 m, um 12.45 Uhr. Alles voll Schnee.“ Und diese Südlanzspitze wird immerhin als „das blanke Firnschild über Saas Fee“ bezeichnet. Dann folgte noch die Abstiegszeit, eine durchgehende waagrechte Linie und darunter der ominöse Text: „Dr. Blodig, Mischabelhütte. Quatsch mit Reis“. Ich bitte mir zu glauben, daß ich deutlich abgeschrieben habe. Wir werden also nie mehr lösen können, wie dieser geheimnisvolle Satz zu deuten ist. Er wollte sicherlich Dr. Blodig nicht verletzen. Vielleicht war es verschlüsselte Apachensprache? Unauslotbar, wie manchmal Sprache sein kann. Aber bei den „Apachen“ sollte uns nichts überraschen. Denn „Tate“, wie Krempel genannt wurde, und seine Wegegenossen hatten eine urfidele, ungezwungene Art, die hohen Berge kennenzulernen und dort wurden sie auch, fast als Attraktion, „wohl bekannt und gut gelitten“. Mit ihrer „Fidelität“ und ehrgeizlosen Manier befolgten sie nur einen Auftrag, schöne Berge zu ersteigen. Daß daraus dutzende Viertausenden wurden, erwähnten sie nur am Rande. Nicht am Rande aber sei erwähnt, daß der „Häuptling“ noch im 60. Lebensjahr den Zmuttgrat auf das Matterhorn bewältigte. Ausgelassenheit, bergsteigerisches Können, menschliche Fürsorge (1896 gründete Heinrich Krempel das alpine Rettungswesen) und eine Lebensmaxime im Sinne von: es macht nichts so verlobt, als nicht gelebt zu haben, zeichnete diese Alpinistenrunde aus. Oftmals von der Zermatter Bevölkerung ob ihrer Popularität herbeigesehnt, oftmals auch anders beurteilt, wie z. B.: „S'ischt do guat, daß sie fortganga, denn sonst müeßten mir an zweite Polizischen habe“. Die Überlieferung berichtet, daß sogar einmal der große Willi R. Rickmers, vielleicht ebenfalls in Apachenlaune, folgendes Schreiben nach Zermatt sandte: „Haftbefehl — An die Platte Da Patschen. Die Herren Barth, Krempel, Schmidt und Konsorten. Wahrscheinlich im Monte Rosa oder nach 10 Uhr in Chemin de fer“. Diese „Da Patschen“ waren sicherlich die letzte große Erscheinung der „alten Richtung“. Ehre ihrem Andenken.

Noch ein Büchlein ist so ähnlich, wie das von Heinrich Krempel. Mit vielen Autogrammen. Und darinnen die Kostbarkeit, die auch uns Bergsteiger interessieren müßte: der Namenszug von **Sven Hedin** (1865—1952). Ich bitte zu glauben, daß es mir nicht darum geht, meine Person mit solchen erlesenen Geistern deshalb in Berührung zu bringen, um eine gewisse Renommiersucht zu befriedigen. Vergessen wir solches auf beiden Seiten. Wenn wir es nicht können, müßte ich über eine tief-menschliche Begegnung schweigen und würde es nicht minder tief bedauern.

Die Zeit der Armut der dreißiger Jahre, die auch mich nicht verschonte, hatte einen Vorteil, daß uns Zeit für Außergewöhnlich-

keiten blieb, die ansonsten nicht zu vollziehen gewesen wären. In der Zeitung stand, daß Sven Hedin in Wien eine skandinavische Ausstellung eröffnen wird. Am ersten Tag nur geladene Gäste. Mein kleines Büchlein wurde damals sozusagen zu einem Nach-„Steige“-Büchlein — ohne Seil — hin zu solchen Zeitgenossen. Manchmal waren mir die einzelnen Namenszüge weniger wichtig, als vielmehr die Umstände, wie ich sie erhalten habe. Lauter kleine Abenteuer. Diesesmal war es anders. Es war Winter, Schnee, Kalt! Der Ausstellungsort gute eineinhalb Stunden von meinem Wohnort entfernt. Es war selbstverständlich, daß ich diese Strecke zu Fuß hinter mich zu bringen hatte. Ein Teufel ritt mich, der mich nicht genauer nachsehen ließ, ob die Eröffnungszeit tatsächlich um 8.00 Uhr früh stimmen könne. Sie stimmte natürlich nicht. Aber ich war rechtzeitig zur Stelle. Sven Hedin's Erscheinen war für 10.00 Uhr vormittags angesagt. Zwei harte Stunden, die mir meine Armut deutlich machten, da ich nur in einem Haustor Zuflucht finden konnte. Sven Hedin kam. Frosterstarrt versuchte ich, ihm nahezukommen. Meinen Zustand bemerkte auch er: „Ja, was ist denn, wie sehen Sie denn aus?“ Gesprochen in einem guten Deutsch. Ich trug mein Anliegen vor. „Kommen Sie hinein. Sie werden doch bleiben.“ Nein, mußte ich antworten, da der Eintritt doch nur für geladene Gäste war. Hedin unterhielt sich darauf hin mit Herren der Begleitung. Daraus entnahm ich nur den Satz: „Dann stellen wir eben einen Sessel auf.“ Und zu mir: „Kommen Sie nur mit.“ Ich sah die beiden Bücher „Transhimalaja“ vor mir (Brockhaus, 1909), wußte von seinem Wirken auf den Gebiete der Geographie, glaubte mich zu erinnern, was er über die fremden Welten schrieb, die er durchreiste, „die feierlich und vornehm sind und durchbraust werden von den Winden der großen Weiten“. Und jetzt ich, an seiner Seite, ein ganz, ganz kleines Menschenkind. Armut, welche Feierstunde hast du mir zum Geschenk gemacht! Als ich mich verabschiedete, meinte er noch (sinngemäß, mehr als 50 Jahre sind seither vergangen): ich habe immer die mir unbekannt Menschen am meisten geliebt, denn sie sind es, die mir die buntesten Erlebnisse liefern.

Über die Steigbücher hinaus

Ich setze immer so gerne Doppelpunkte. Doppelpunkte machen neugierig. Unser ganzes Bergsteigerleben ist eine einzige Neugierde. Unlängst sagte mir ein Arzt, daß ich unter einer Erwartungsneurose leide. Jetzt weiß ich es: der Doppelpunkt ist schuld daran. Neugier — Neurose, zwei Schwestern. Und leiden soll ich darunter?

Mit einer alpinen Feder spazieren zu gehen ist Spannung genug. Sie kommt immer vom Wege ab und treibt manche Kapriolen. Da lese ich einen alten Aufsatz von **Dr. Ludwig Obersteiner** („Führer durch die Hochschwabgruppe“, 1903—1946) über seine „Gugllafahrt“ (ÖAZ, Dez. 1933) und bin mitten drin in der „Scharnitzspitze-Südwand“. Auch der Geist hat seine Nerven, die strapaziert werden können und dann will er nicht. Dermal

aber will ich nicht und lege den Aufsatz halbgelesen weg, um wieder an die obige Südwand zu denken. Aber eigentlich nicht direkt an sie, sondern an einen Rucksack. Wir trafen uns mit Obersteiner in Ober-Leutasch und er machte uns gleich in den ersten Minuten darauf aufmerksam, daß sein Rucksack mit größter Respektierlichkeit zu behandeln wäre. Er könne etwas, das darinnen ist, nicht deponieren, es wäre ihm zu wertvoll. Die neugierige Erwartungsneurose breitete sich aus. Dabei hat unser Freund selbst einmal geschrieben, daß man der Phantasie keinen Spielraum geben darf, sonst wird sie ungemütlich.

Die ersten Seillängen ging es ja ganz gut. Wir waren eine Dreierseilschaft, Obersteiner der Mittelmann. Später, bei den schwierigen Stellen ging es dann nicht mehr so ganz gut. Da eine Berührung Rucksack—Fels vermieden werden sollte, gab es manche Vorstellung an akrobatischen Übungen, die sehenswert gewesen sein mußten. Nicht, daß zwei von uns die Köpfe geschüttelt hätten, wir waren immerhin mit einem klassischen Bergsteiger unterwegs, sondern wir nahmen einfach zur Kenntnis, daß wahrscheinlich nur ein erhabener Sinn Großes in das Leben zu inventieren vermag, wie schon Schiller in seinem „Huldigungsgedicht“ verkündet hat. Freilich, augenblickliche Verkündigungen wären in den einzelnen Seillängen nicht gerade angebracht gewesen. Außerdem hofften wir doch auf eine einmal eingestreute Erklärung — die aber nicht kam. Also weiterhin Vorsicht, weiterhin Respekt vor soviel Persönlichkeit. Der Gipfel. Der betreute Rucksack wurde vorsichtig abgestellt. Kein Gesichtszug unseres Freundes deutete soetwas wie eine Entschuldigung an. Zuerst noch Gratulation — Pause — Blick in die Runde. Zeremonien sind die Pflichtübung für das Herz. Dann (jetzt der Doppelpunkt): Aufschnüren des Rucksacks — wieso? — Griff in das Innere und — ein praller Sack leuchtender, samtener, faustgroßer Pfirsiche, kam ans Tageslicht. Wir wußten schon, daß Obersteiner direkt aus Südtirol kommend zu uns stieß, daß er aber schon dort an unsere Gipfelstunde dachte, war wahrlich eines klassischen Bergsteigers würdig.

Und jetzt könnte ich mir vorstellen, daß Stimmen laut werden, die meinen, einfältiger, banaler, alltäglicher, dürfte es mit der Doppelpunkt-Masche schon nicht mehr sein. Richtig! Schreiben ist Malen mit dem Wort! Malen wollte ich. Und so, wie es naive Maler gibt, gibt es auch naive Schreiber. Aber die haben immer so frische, helle, lebendige Farben, man spürt in ihren Bildern ihr geselliges Element, ihre Leidenschaft, ihren Geist und ihren Mut.

Nicht weniger amüsant war es auch, mit **W. R. Rickmers** (1873—1965) spazieren zu gehen. Was er an Allgemeinwissen übereinander türmte, war ein guter Dreitausender: als Spötter, Philosoph, Weltenbummler, Schriftsteller, Kritiker, Bergsteiger, Forscher und immer sattelfest. Sollte ich etwas vergessen haben, dann war er das auch noch. Er wohnte in Mittersill im Schloß und ich drüben am Plattenkogel im Gerloskamm. Oftmals telefonierten wir uns zusammen und dann ging's los. Er

schrieb nicht nur seinen „Querschnitt durch mich“ (Gesellschaft alpiner Bücherfreunde, 1930), sondern er nahm darinnen auch gleich die Seelenlandschaft jener mit, die ihm begegneten. Er war ein genialer Kauz und sagte selbst, daß er „eine wählerische Neigung zu Gaukeleien“ habe. Man konnte mit ihm über alles reden. Das heißt, er redete mit unsereins über alles. Die Sprachlandschaft war eines seiner Steckenpferde. Er ritt aber mehrere. So meinte er einmal, daß in vielen Wortgestaltungen ein doppelsinniger Ausdruck steckt, ein „einsteinischer vierdimensionaler Relativitätsgummiwurm aus Deutsch und Englisch. Soetwas ist mathematisch möglich, aber nicht grad-sinnig. Man wolle Deutsch, Tibetisch oder Englisch, aber kein englisches Tibetdeutsch“.

War er in seinen Briefen sehr sachlich und in seinen Gesprächen überlegen, ohne es sein zu wollen, so war er mit seiner Feder in einen versteckten Übermut verstrickt, der Geist und Demut zugleich beinhaltete. Einmal sprachen wir über Spengler's „Untergang des Abendlandes“. „Ein köstliches Buch“, meinte er, „aber ich glaube kein Wort, das darinnen steht“. Das schließt an seine Selbstdarstellung an, in der er sich einen „Frohoffer“, einen „Erleber“ nennt, der auf seinen „Kolumbus“ als Schriftsteller wartet, der ihn entdecken soll. Er wurde aber selber ein Kolumbus, wenn wir an seine Expeditionsberichte denken. Denn mit diesen spannte er einen weiten Bogen vom „Großen Atschik, 6100 Meter, in der Kette Peters des Großen“, Russisch-Turkistan, („Zeitschrift“ 1907), bis zur „Wallfahrt zum Wahren Jakob“, Gebirgswanderungen in Kantabrien, Nordwestspanien. Ich war mir bei all diesen Begegnungen bewußt, welches Glück mir im Augenblick zuteil wurde, mit Rickmers beisammen zu sein. Ein unglaublich tiefes Bewußtsein, so ähnliches spürte ich nur, als ich einmal vor Sven Hedin stand oder vor Karl Kraus oder vor Albin Skoda. Rickmers war damals 70 Jahre, ich 30. Das ergab schon in dieser Hinsicht ein Meister-Schüler-Verhältnis, das er aber sofort umdrehte, wenn auch ich einmal eine Bemerkung machte. Nur große Menschen vermögen solches. Dann lauschte er, als könnte auch ich ihn noch bereichern. Tausende und abertausende Tage gehen an uns Menschen vorbei. Ein paar Tage ragen aus dieser Vielzahl als besondere Tage heraus. Wie müssen diese kraftvoll sein, wenn sie bis zum Lebensende ihre Deutlichkeit, ihre Erinnerungstiefe, ihre Unauslöschlichkeit, niemals verloren haben. Jetzt, in diesem Moment, als ich für Rickmers die Feder halte, bin ich in Mittersill, gehe ich mit ihm den Schloßweg entlang, er spricht sicherlich von seinem Wunsch, noch eine „Weltsprache“ zu erleben — und ich, ich weiß genau so wie damals, daß ich ihn nie vergessen werde.

Mit **Henry Hoek** (1878—1951) ist wohl die literarisch herausragende Erscheinung in meiner Namensgalerie vertreten. Wenn alle anderen Namen mir die Zeit zugetragen hat, so habe ich Henry Hoek gesucht. Aus diesem Suchen ist ein Besuchen geworden und ich gestehe, daß ich mich zu diesem Besuch gedrängt habe. Es war mir einfach nicht mehr möglich, ihn nur zu

lesen, ohne ihm zu begegnen. Er kam mir mit seiner geschmeidigen alpinen Feder am meisten entgegen. Ich war im Engadin, eine seiner liebsten Gegenden, und ich brauchte auf der Rückreise nur in Landeck umsteigen, um zu ihm hinüber nach Vaduz zu kommen. Was ich auch tat. Ich werde aber jetzt nicht den Fehler begehen, sein Leben und seine Buchveröffentlichungen durchzuackern, das ist nicht meine Aufgabe. Ich bin nur Blitzlicht für einen kurzen Lebensabschnitt, sonst nichts. Freilich, das Werkzeug für ein solches Erdreich hat er mir beigestellt. „Sehen Sie“, meinte er im Gespräch, „das ist von einem langen Bergsteigerleben geblieben, ein kleiner Garten und ein alter Pickel, der ihn in Ordnung hält.“ Ich wußte von Hoek aber auch, daß er Gesellschafter in großen Schweizer Berghotels gewesen ist. Den Animatoren an den heutigen Adriaküsten vergleichbar. Ich habe vorgegriffen. Erst jetzt bin ich in Vaduz. Natürlich war ich angemeldet.

Es ist interessant, daß für Gespräche wie die unseren Wohnräume nicht der geeignete Ort sind. Obwohl seine Räume hell und groß waren. Der Geist kann sich anscheinend erst in der Freiheit der Landschaft entfalten — und so drängte auch mein Gastgeber zu einem Spaziergang hinunter zum Rhein. Ich weiß nicht mehr, was wir gesprochen haben. Sicher über „Wanderungen und Wandlungen“, denn in diesen beiden Begriffen lag schon immer der ganze Mensch Hoek. Auch ein Buch von ihm hat den gleichen Titel und vielleicht ist es darum sein geistvollstes. Sicher aber weiß ich noch, was er mir als Abschied mit auf den Weg gab: „Ja, es ist seltsam um mich bestellt gewesen, guter Freund. Meine Mutter stammte aus Irland, mein Vater aus Holland, geboren wurde ich in der Schweiz und angesiedelt habe ich mich in Deutschland. Leben Sie wohl und gehen Sie noch viele Wege. Sie wissen ja, nur die Wege sind für mich die Ziele gewesen. Und grüßen Sie mir die alpine Jugend Ihres Landes und sagen Sie ihr, daß Sie mit einem geplaudert haben, der noch ein wenig im goldenen Zeitalter des Alpinismus stehen durfte. Leben Sie wohl.“

Drei Monate später war Henry Hoek tot.

Wenn ich nicht irre, verwaltete Walther Flaig seinen literarischen Nachlaß. Denn wieder einige Monate später erhielt ich ein Paket zugesandt, mit Büchern, Führern und Unterlagen des Verstorbenen, mit dem Hinweis, daß Hoek angeordnet hätte, einen Teil dieser Hinterlassenschaft auch mir zu übermitteln. Doch noch einmal zurück zu „Wanderungen und Wandlungen“. Ich wollte vorhin den Gedanken- und Schreibfluß nicht unterbrechen. In diesem Buch betitelt sich ein Aufsatz „Die Schönheit der Berge“. Ein unbekannter hat auf den Seitenrändern dieses Aufsatzes in kleinster, allerkleinster Bleistiftschrift, kritische Bemerkungen angebracht, die aber selber als Korrektur einer Korrektur zu behandeln wären. Sie wollten nicht kritisieren, sie wollten verletzen und das ist das Verletzende daran. Hoek hat seine Sprache einmal sein poetisches Abenteuer genannt. Und er hat unterschieden zwischen dem Begriff Wahrheit und dem des „poetisch Wahren“. Beide richtet nur die Kunst.

Als ihm Univ.-Prof. Dr. Dr. Viktor Frankl — selbst ein Bergsteiger — schrieb, daß sein Buch „Die Gestalt des Bergsteigers“ „ein grundlegender Baustein künftiger Forschung“ sein wird, war er trunken vor — berechtigter — Freude. Die Rede ist von Prof. Karl Greitbauer (1906—1982) und seinem „alpinen Geschehen im Licht der Psychologie“ (1956). Auch die „Österreichische Ärztezeitung“ tat in Euphorie und Dr. Karl Prusik sprach von einer „Durcharbeitung ertümlischer Gedanken“. Es mußte ihm ja das Herz aus dem Leibe hüpfen. Mir auch, als er kundtat, daß er meine Person als Vorbild für eine der behandelten Gestalten genommen habe. Ich hätte nur sehr gerne gewußt, welche Gestalt die meine ist. Ich habe es nie erfahren. Macht nichts. Seitdem ist mir wenigstens anzunehmen gestattet, es wäre diejenige, die mir selbst als die sympathischste erscheint.

Greitbauer war auch ein durchaus ernster Mensch, der zwar manchmal lustig sein wollte, was ihm aber vor lauter würdevollem Gebaren nie ganz gelungen ist. Ein Schicksal, das er wahrscheinlich selber anders gewollt hätte. Er wollte sogar einmal seiner Tischdame während einer Sylvesterfeier das kategorische Imperativ Kant's erklären und war erstaunt darüber, dafür wenig Aufmerksamkeit erhalten zu haben. Das ist die eine Seite. Es gibt auch noch andere. Als ihm Toni Hiebeler die Veröffentlichung von „Berg und Buch“ übersandte, mit der Bitte, sie zu besprechen, antwortete er in einem Brief, daß dies nicht in Form einer Erörterung möglich sei, sondern nur in Form eines Gesprächs. Dann wörtlich: „Dieses Gespräch aber im Kleid der Druckerschwärze wie ein Diskussionsbeitrag aussehen wird“. Hieblers Gesicht hätte ich sehen wollen. „Die Geburt des Philosophierens liegt im Sich-Wundern, die Entdeckung des Staunens ist ein gewaltiger Fund“, sagte ein anderer Denker (Ludwig Marcuse).

Aber noch einmal: So leicht darf man es sich mit Greitbauer nicht machen. Er fand nur manchmal nicht die richtigen Titel für seine Wortkaskaden. „Die Alpen“, die Zeitschrift des Schweizer Alpenklub, also eine namhafte Veröffentlichung, hat oftmals erkannt, daß, wenn es auch nicht immer mit den Titeln stimme, seine Aufsätze mit viel Wissen geschrieben sind und ihre Aussagekraft die Titel vergessen lassen können. Als Beispiel mag gelten: „Begegnung mit dem Nichts“ oder „Die Symbolik im Bergsteigen. Eine Auseinandersetzung mit Projektionen philosophischer Art im Bergsteigen und umgekehrt.“

Ach, was habe ich mich mit ihm über Gott und die Welt, Sein oder Nichtsein, Wert und Wirklichkeit, auseinandergesetzt. Er meinte dann, daß sich eben seine Gedanken nicht anders verdeutlichen lassen. „Die Bergsteiger sind lauter Hammeln“ war seine Schlußbemerkung.

Natürlich war ich mit ihm auch am Berg. Klettern und Skilaufen. Stets mit würdevollem Gebaren. Erich Waschak war sein Partner. Das sagt viel.

Sein Name zuerst: **Ludwig Steinauer** (1903—1971). Der Montblanc-König um 1940. Er schrieb mir in sein Buch „Der Weiße Berg“: „Es ist die von Winden, wechselvollem Licht belebte Öde der Hochwelt, es ist ihre Größe, die uns so rätselhaft anzieht und uns gleichzeitig mit fast lustvoller Furcht erfüllt.“ Am 15. 2. 1952 stand er zum 22. Mal auf dem Gipfel des Montblanc. Im selben Jahr erstieg er 25 Viertausender und am 28. 8. 1952 feierte er am Dürrenhorn im Nadelgrat seinen 300sten Viertausender insgesamt. Davon 92 in immer anderen Alpengruppen. Ich habe mich bis jetzt nicht verleiten lassen, von den Freunden, die mir begegnet sind, auch gleichzeitig ihren Tourenbericht abzuliefern. Ich schrieb über ihr Menschlich-Allzumenschliches, darinnen die Berge nur ein Begleitinstrument in einem großen Klangkörper sind. Aber diesmal trieb es mich zu einer Ausnahme. Nicht um für Steinauer zu protzen, sondern um von seiner einseitigen Kraft zu berichten, die er zur vollen Anwendung



Ludwig
Steinauer,
der König des
Montblanc

Archiv
Proksch

brachte. Hätte er diese einseitige Kraft auf sein Gesamtleben aufgeteilt, wäre er glücklicher durch seine Jahre gegangen. Er war von einer politischen Vorstellung gefesselt, die ihn nicht losließ und dazu kam noch die eigene Unsicherheit, selber nicht gewußt zu haben, ob es die richtige Vorstellung sei. Vor vielen Jahren (1974) habe ich Skizzen über Bergsteiger geschrieben. Auch über Steinauer. Sie blieben allesamt unveröffentlicht. Hier ist jene über ihn: Wir sind uns erstmals in der Heereshochgebirgsschule in Fulpmes begegnet. Schon auch dort war er ein halber Soldat und ein ganzer Kamerad. Man hatte fast den Eindruck, daß schon die Jahre um 1940 seine letzten sein sollten, obwohl er doch noch drei Jahrzehnte weiterlebte. „Er war zu vernünftig, um zu verzweifeln“, ließ sich über ihn sagen. Wir haben uns dann nach dem Krieg noch einigemal getroffen und wie könnte es anders sein, in Zermatt. Es gab sich zwar ein anderer Steinauer zu erkennen, aber ohne Brüche war auch die-

ser nicht. Seine politischen Problem-Analysen nagten in ihm weiter und obwohl er immer noch Sieger im Kampfe um seine Willensfreiheit blieb, so war sie doch zu teuer erkaufte und raubte ihm seine Lebenskräfte.

Er war Kämpfer und Träumer in einem.

Zweimal waren wir zusammen am Berg. Einmal am Mettelhorn, weil er sich von dort die beste Aufnahme vom Weißhorn versprach und ein andermal aus einem seltsamen Grund. Es sollte eigentlich ein Spaziergang werden, als er auf einmal meinte, er wäre neugierig, wie hoch wir heute noch in Richtung Untergabelhorn kommen würden (es war späterer Nachmittag). Es folgte eine Konditions-Konkurrenzierung — hie Münchner-, hie Wiener Schule —, die uns erst wenige Meter unterhalb des Gipfels umdrehen ließ. 1700 Höhenmeter waren das Ergebnis. Beide nahmen wir diese Leistung als Selbstverständlichkeit hin, denn da prallten zwei Ehrgeizlinge aufeinander, die glaubten, damit ihr Land zu retten.

Ludwig Steinauer: er hatte seinen eigenen Gott. Aber wenn er wollte, glaubte er nicht einmal an diesen.

Alles ist Heimkehr

Die Überschrift allein hat mich fasziniert: „Sturz nach oben — ins Licht“. Da mußte ich weiterlesen. Aber nicht lang. Nach wenigen Zeilen habe ich alles gewußt: **Giovanni Segantini** (1858—1899). Eine Welt tat sich auf. Was mir Hoek mit der Feder bedeutet hat, bedeutet mir der „malende Heiland“ mit dem Pinsel (er war meist mit weißer Kutte und seiner Staffelei unterwegs). Ich bin an seinem Grab auf Maloja gestanden, ich bin seine Wege gegangen, ich habe sein Denkmal im Stadtpark in Trento besucht, es wurde mir das Segantini-Museum in St. Moritz zu einer Andachtsstunde, ich habe das Prachtwerk von Gottardo Segantini über seinen Vater erstanden, ich habe den Schafberg oberhalb Pontresina erwandert, wo sich des Künstlers Schicksal erfüllte (er starb in einer Schafhütte und die Legende erzählt, inmitten von Bergschafen, die seine liebsten Bildmotive waren), ich habe seine Lebensbahn verfilmen wollen und ich habe den rätoromanischen „Bund der Grauen“ (Graubünden) studiert, der am Sterbehause des Meisters (heute eine Erfrischungsstation) eine Erinnerungstafel anbringen ließ, darauf zu lesen ist:

GIOVANNI SEGANTINI
MORT IN QUAISTA CHASA
ALL' ULTIMA GLÜSCH DEL
DI 28. SETTEMBER 1899
IN MEMORIA!
L' UNION DELS GRISCHS

Ich bitte meine Euphorie zu entschuldigen. Ich bin von Giovanni Segantini bezaubert.

Was sagt die Künstlerwelt über seine Bedeutung: daß er das Licht der Berge auf die Leinwand übertragen wollte. Wie konnte er das tun? Auch das hat mich interessiert. Er trug Gold- und Silberblättchen auf, die er als Staub zwischen die Furchen der

Bildoberfläche zerrieb, um den Seidenglanz der Bergluft, das unwirkliche Flimmern einer leuchtenden Atmosphäre, möglichst getreu wiederzugeben. Die Experten sprechen vom Versuch des Künstlers, die Helle der Bergnatur in die Form einer Strahlenzerlegung einzuordnen. Sie sprechen von „höchster Treue zur Wirklichkeit . . . zum geheimen Sinn der Erscheinung . . . nur gangbar für Bergziegen und Segantini.“

Wir wissen aber darüber hinaus, daß Segantini selber sich Fragen über Fragen gestellt hat, ob es überhaupt gelingen kann, dieser „Treue zur Wirklichkeit“ nahe zu kommen. Er hat ja die Originale vor sich: die Natur in all ihren Schattierungen. Diese Verantwortung bedrückte ihn ein Leben lang und ist wahrscheinlich auch der Grund dafür, daß uns sein gezeichnetes Selbstbildnis aus dem Jahre 1895, also vier Jahre vor seinem Tod, wie das Bild eines alten Mannes vorkommt, während er doch erst 37 war.

„Werde ich der Natur“, schrieb er, „die ich male, dieses Licht geben können, das der Farbe Leben schenkt und das der Ferne Licht und Luft und das den Himmel unendlich machen?“

Ich bin selber einigemal oben auf Muottas Muragl gestanden, dieser Aussichtskanzel über dem Oberengadin und habe auf seine Welt hinuntergeblickt und bin den Weg hinüber gewandert zur Segantinihütte und dieser Tag trug dann seinen Namen und diese geschauten Bilder skizzierten sein Pinsel und alles war sein Land, „das Land mit den hundert Farbfontänen“, wie Nietzsche es beschrieb und für ihn geschrieben haben könnte. Beethovens „IX. Sinfonie“, Goethes „Über allen Gipfeln ist Ruh“, Michelangelos „Pieta“ und Segantinis „Ave Maria bei der Überfahrt“, mögen den Menschen Andacht vermitteln, wenn sie in Not und Bedrückung sind.

Natürlich konnte ich den Chirurgen **Dr. Hans Lorenz** nicht persönlich kennen (1873—1934), aber wie das Schicksal hineinspielt, um ihn auf seltsame Weise doch noch kennenzulernen und wie mein Leben durch das seine angetupft wurde, das ist eine der weltlichen Götterspeisen, die uns satt machen.

Zuerst einmal war Dr. Hans Lorenz ein hervorragender Bergsteiger. Schon 1903 beging er den Weißmiesnordgrat und den Nordgrat des Schreckhorn. Lorenz war Wiener. Aber wie Rickmers über ihn sagte: nicht nach dem Fiakerbild des Fremdenverkehrs. Er schrieb wenig, aber das wenige mit höchster Gründlichkeit („Über den Zmuttgrat auf das Matterhorn“. Erste führerlose Besteigung. AV-Jahrbuch 1900). Auch Frau Cenzi Sild schwärmte förmlich über sein Wirken am Berg. Jedoch je weniger er schrieb, umso mehr war er lichtbildnerisch tätig und hier setzte jenes Geschick an, das mich, wie gesagt, antupfte. Zu dieser Zeit war ich im alpinen Vereinsgetriebe tätig. Oftmals kamen Menschen, die mir alte Ausrüstungsgegenstände, alte Führer und Karten, überließen. Ich wollte niemand kränken und bedankte mich für diese Aufmerksamkeiten. Einmal waren es zwei Schachteln, lose zusammengebunden, die mir ein Herr Lorenz mit dem Hinweis übergab, daß es alte Fotos wären, für die

keine Verwendung mehr bestehe, ich möge sie durchsehen, es sind alles Bergfotos. Ich bedankte mich und legte das Überbrachte daheim oberflächlich in ein Kastenfach und dachte nicht mehr daran. Nach Jahren, wahrscheinlich von vielen anderen Dingen zugedeckt, suchte ich etwas in diesem Fach und da fielen mir die Schachteln vor die Füße, Wegschmeißer! Aber da entleerte sich eine davon und ein Stereo-Doppelnegativ 6 x 6 cm blieb wie ein bittender Bote, einem braunen, beschrifteten Briefumschlag entflohen, vor mir liegen. Ich las: „6. VIII. 1902. Ciarforon vom Weg Pont — Vittorio Emanuele Cabana (dunkel kopiert). Gewitter. Foto Lorenz“. Jetzt war meine Ruhe dahin. Umso mehr, als ich selber erst einige Wochen vor diesem Fund das Gran Paradisogebiet besucht hatte. Das Negativ war gute 50 Jahre alt. Nun wollte ich natürlich den Inhalt von beiden Kartons kennenlernen und schwelgte stundenlang in



Hans Lorenz,
Chirurg und
Ballonfahrer

Archiv
Barobek

diesem Besitz. Alle Briefumschläge hatten eine Nummer in verschiedenen Farben. Z. B.: „Nr. 1440. Im Ballon über der nördlichen Karwendelkette. Solsteingrat (Vogelschau)“. Jetzt war die Gewißheit perfekt. Dr. Lorenz hatte tatsächlich das Ballonführerzeugnis und führte schon immer selbständige Alpenüberfliegungen durch. Und ich lese weiter: „Portjengrat. (Im Nebel). Blick unter dem Gipfelturm nordwärts (Grat vom Zwischenbergpaß her)“. Oder: „Rocca do Vallesinella von der Vedretta de Fulmini. (Die große Rinne vermittelt den Anstieg auf die Cima Brenta?)“. Und nocheinmal: „Lauterbrunner Breithorn und Tschingelhorn von der Rottalhütte. 19 Uhr. Ohne Sonne. Stark verkürzt. Fremde Partie Marquinaz?“. Also auch hier eine fast wortchirurgische Feinarbeit — wenn diese Formulierung erlaubt ist.

Unten:
Großglockner aus dem Ballon

Foto: Hans Lorenz, ca. 1910
Archiv Barobek



Wenn wir manche dieser Negative und davon ihre Abzüge neben solchen der heutigen Zeit legen — wie ich es getan habe — und wir die gleichen Landschaften vergleichen — die reinen Bergaufnahmen natürlich ausgenommen — so erkennen wir, daß eine Titanenfaust auch an dieser Landschaft gemeißelt hat und fast könnte man die Ehrfurcht vor der Zeit verlieren, wenn uns hier bestätigt wird, daß auch sie nicht ewig ist. Die Gletscher auf den Negativen reichten bis zu den obersten Bergbauern herab, heute sind es riesige Moränenrücken, die die verschwundenen Eisbrüche nur ahnen lassen. Auf einem anderen Motiv ist noch die alt-ehrwürdige Dorfkirche zu sehen. In der Zwischenzeit ist sie abgebrannt. Der Dorfplatz ist leer geblieben. Ein einmal gleichmäßig bewaldeter Landstrich ist von Forststraßen tief durchfurcht. Mit anderen Worten: Diese Stereo-Doppelnegative wurden in der Zwischenzeit zu einer zeitgeschichtlichen Rarität. Ich hüte sie gerne noch. Wer aber wird sie einmal weiter hüten?

Fast hätte ich einen Fehler begangen, ob der hehren männlichen Bergsteigerwelt die bergsteigerischen Frauen zu vergessen. Gerade mir wäre das unangenehm gewesen, da ich doch in meinen ÖAZ-Besprechungen der einzelnen ÖAV-Jahrbücher bei dem Thema Frau am Berg auf den Dorn aufmerksam machte, der nicht immer auch den Duft der Rose konservierte, die ihn trug — wie es so schön nur ein französischer Schriftsteller zu formulieren vermochte (d'Houdetot, 1799—1869).

Und dabei liegt doch ein großer Name vor. Keine Nordwandheroine, sondern ein seelenvolles, zartes Geschöpf, das zwei Zielrichtungen hatte, die Berge und die Wissenschaft: **Margarete Große** (1876—1951). Besonders mit den Bergen war unsere Alpinistin mit einer Intensität verbunden, die Geschichte machte, wie wir später noch erfahren werden. Auch sie war Ballonfahrerin und durch ihre kühnen Unternehmungen weithin bekannt (Montblancüberfliegung). Zeitlich wäre es sogar möglich gewesen, daß sie sich mit dem vorhin erwähnten Dr. Hans Lorenz in

der Freiheit der Lüfte hätten begegnen können. Alle diese Abenteuer führte sie, wie immer wieder betont wurde, ohne männlichen Begleiter aus. Nur ihre Schwester Elsbeth stand ihr treu zur Seite.

Doch zurück zu ihren Bergen. Margarete Große war in den Westalpen ebenso zu Hause wie in den Ostalpen. Ein Gipfel aber war ihr Mons Idealis: der Montblanc. Für ihn opferte sie viel. In einem literarischen Vermächtnis, das sie zurückließ, ist ein umfangreiches Kapitel nur diesem „weißen Maulwurfshügel“ gewidmet. Als sie eines Tages doch auf dem Gipfel stand, wußte sie: „Der Alpinismus ist zu Ende — die Wissenschaft tritt auf den Plan.“ Und was danach folgte, ist jenes geschichtliche Ereignis, das wohl seinesgleichen sucht. Sie bat den „Österreichischen Alpenklub“, dessen Mitglied sie war, sich von der Einäscherungsgesellschaft Meißen-Krematorium (Große war Deutsche), beide Urnen, ihre und die ihrer Schwester, zusenden zu lassen, mit der Begründung: „Beisetzung im Dienste der Wissenschaft an anderer Stelle.“ Die andere Stelle sollte der Montblanc sein, um sie dort, möglichst nahe am Gipfel, auf der Chamönixseite — „in eine Gletscherspalte zu versenken.“

Doch dies ist nur der erste Teil eines außergewöhnlichen Begräbnisses. Wie Margarete Große selbst das ihre verstanden wissen wollte, auch das hat sie näher erläutert: „50 Jahre kann diese Talreise wohl dauern, vielleicht noch länger. Vielleicht auch kommt die Urne gar nicht wieder zum Vorschein, sondern verschwindet in einer Geländefalte. Vielleicht aber erhält die Wissenschaft doch eine neuerliche Auskunft über Richtung und Schnelligkeit der Eiswanderung der Gletscher. — Der Gedanke an diese Möglichkeit ist mir erhebend. So kann das Hinab der Urne sich wandeln zum Hinauf der Wissenschaft. Exzelsior! Meißen, 7. April 1950.“

Über all dem stand bis zuletzt die Frage, wie es wirklich weiterging. Ein versteckter Zettel mit 8 Maschinschreibzeilen, zufällig unter Archivmaterial gefunden, gibt die Antwort: „Am 20. August 1956 gegen Mittag wurden die Aschenurnen der Schwestern Margarete und Elsbeth Große von meiner Kameradin Dr. Lucie Zelenka und mir in einer Gletscherspalte nahe des Col du Geant beigesetzt. Es herrschte Nebel und Schneetreiben, aber wir konnten nicht länger warten, da unser Urlaub zu Ende ging. Außer uns waren noch einnige jugoslawische Bergsteiger aus Belgrad anwesend, die sich sehr interessiert zeigten und versprachen, eine von ihnen gemachte Aufnahme zu schicken. Somit ist der letzte Wunsch der Verstorbenen erfüllt worden.“ Handschriftliche Unterschrift: Helly Graf. Die erwähnte Aufnahme wurde am Entdeckungsort im Archiv nicht gefunden.

Entweder schreibt das Leben selber Anekdoten oder man erlebt sie. Erfunden werden sie nie. Witze werden erfunden, aber das ist ein anderes Kapitel. Im Mittelpunkt dieser Anekdote steht leider meine Person. Aber da diese Anekdote auch eine philosophische Auslegung hat, die allein auf mein Konto geht, so ist es mir gar nicht unlieb, sie zu erzählen.

Ein Kriegsjahr. Winter. Heereshochgebirgsschule Fulpmes im Stubaital. Ich bin der Stabskompanie zugeteilt, die Vorführcha-

Unten:
Anderl Heckmair (stehend) bei
einer Tagung des internationalen
Bergführerverbandes

Foto: Stiebler/DAV-Archiv

rakter für Kurse alpiner Neulinge in Uniform hat. Alpeiner Ferner, Illustre Gesellschaft: Hias Rebitsch und Anderl Heckmair. Sie waren die Obervorführer. Gang über den Gletscher. Ich war Erster einer Seilschaft und mit zwei unerfahrenen Kursteilnehmer verbunden. Diese hatten die Aufgabe, die am Tage vorher von ihnen festgestellte Marschzahl und -skizze so anzuwenden, daß mir nach Zuruf die Richtung bestimmt wurde, die ich zu gehen habe. Wahrscheinlich durch falsches Ablesen der einzelnen Werte steuerte ich immer mehr einem Spaltengewirr entgegen und ich ahnte nichts gutes, wenn in den nächsten Augenblicken keine Korrektur erfolgen sollte. Sie erfolgte nicht. Und schon brach ich auch in eine Spalte ein und baumelte freischwebend am Seil. Die Sturzhöhe war vielleicht um die 10 Meter. Ich hatte die Skier an den Füßen, einen Rucksack zu tragen und eine Maschinenpistole umgehängt. Auch durch eine Pendelbewegung konnte ich an keiner Spaltenwand eine Entlastung meines Körpers erwirken. Schmerzende, fatale Situation. Später erfuhr ich, daß meine beiden Seilgefährten allergrößte Mühe hatten, dem Sturz stand zu halten. Aber so weit ist es noch nicht. Wenn ich nach oben sah, erblickte ich eine freie Öffnung von vielleicht der Größe eines Menschenkopfes. Durch diese Öffnung flatterten mir auf einmal einige Blätter Papier und ein kleiner festerer Gegenstand entgegen. Dann wurde ein Seil heruntergelassen und mit letzter Kraftanstrengung lag ich ein paar Minuten später wie Freitag vor Robinson vor den Füßen meiner Retter.



Papier und
Bleistift
in die
Gletscherspalte:
Hias Rebitsch

Foto:
Uli Link,
DAV-Archiv

Was war in der Zwischenzeit am Gletscher selber geschehen? Der Sturz wurde von anderen Seilschaften bemerkt, gemeldet und alsbald standen Rebitsch und Heckmair an der Einbruchsstelle und leiteten die Bergung ein. Um aber vorher noch einen witzigen Einfall anzubringen, der darinnen gipfelte, daß Rebitsch einige Blätter Papier nahm, einen kleinen Bleistift dazu, all dies zu mir in die Spalte warf und zu Heckmair meinte: Barobek ist da drunten und der ist ein Dichter. Nicht, daß mir die Köstlichkeit dieser Bemerkung nicht auch gefallen würde, doch nur eben die Köstlichkeit, die Aussage darüber schon weniger. Nicht wegen meiner Person. Es geht um



das geschriebene Wort. Das will ich verteidigen. Sonst nichts. Gestern und Heute. Und die ganzen Jahre seitdem. Kein Wort steht still, sagte Goethe, es rückt eher ins Schlechtere, als ins Bessere. Natürlich gibt es ein Rezept gegen solche sprachlichen Spitzfindigkeiten: Lächeln! Aber was über das Lächeln hinausgeht, wenn auch darüber gelächelt wird, wollte ich trotzdem sagen. Laßt mir mein literarisches Mimosentum.

Diese Erinnerung schreibe ich mir fast selber zuliebe. Alpine Literatur einmal anders. Ganz anders. Nocheinmal Heeres-Hochgebirgsschule 1941/1942 und die dortige Wahl meiner Person, an einem Kaukasus-Paßführer für kommende Operationen mitzuarbeiten. Dafür verantwortlich der damalige Oberleutnant **Rudolf Peters** (1. Begehung Grand Jorasses Nord-Wand, Croz-Pfeiler 28./29. 6. 1935), Prof. Rudolf Schwarzgruber (1900—1943, Kaukasus- und Garwhalhimajala-Expeditionen 1935 bzw. 1938) und ich. Wir hatten die Aufgabe, an Hand erbeuteten Kartenmaterials Geländeformationen zu beschreiben; Aussagen zu verwerten, die uns Gebietskenner vermittelten; einschlägige Literatur zu studieren und vieles mehr. An manchen Tagen war diese Tätigkeit zum Verrücktwerden, da strampelten wir kaum einige hundert Meter hoch. An anderen Tagen wieder gab es Freudensrufe, wenn die gegenseitigen Kontrollen übereinstimmten. Das Arbeitsvolumen jedenfalls war erdrückend: Zuerst das Hochgebirge im allgemeinen, dann der Ost-, dann der West- und schließlich der Zentralkaukasus. Über 700 Pässe waren auf diese Weise kartenmäßig millimetergenau durckzuackern. Nur ein einziges Beispiel: Chuko-Paß knapp westlich des Chuko-Bergers (1901). Für Tragtiere; Waldgebiet. Karte 1:200.000 L 37/XXXIV, K 37/IV. Führt vom Pschecha-Tal über den Hauptkamm nach Dagomys an der Schwarzmeerküste. „Führer d. d. Kaus. Gau“, 1928 (russ.). Das war die strenge Seite. Alle anderen wurden zu einem Freiheitsfest. Peters ließ uns „akademisch“ arbeiten. Wir waren an keinen Stundenplan gebunden. Wann wir zu arbeiten anfangen und endeten, war uns überlassen. Der Zeitplan mußte eingehalten werden, das war alles. Und das war viel. Das war Freiheit in

Uniform. Wenn wieder einmal ein toter Punkt kam, dann schien uns als einziger Ausweg der Sprung hinauf in die Berge notwendig. Schwarzgruber flüchtete einmal allein und an einem Tag zum Olperer-Fußsteingrat hinüber, ich erstieg allein meine Lieblingswand in dieser Gegend, die Nordwand der Marchreisenspitze in den Kalkkögeln und sicherlich turnte auch die Kletterkatze Peters in den Wänden herum. Die notwendigen Fahrbefehle, um die Schule zu verlassen, lauteten oftmals „Studium der Stadtbibliothek“ und wir „studierten“ zivilere Ziele. Ein knappes halbes Jahr waren wir an diese Tätigkeit gefesselt. Schließlich war alles druckreif und ein Exemplar dieser Kostbarkeit halte ich noch heute in den Händen.

Natürlich hat es uns später interessiert, ob dieser Führer überhaupt zur Anwendung kam. Und wenn die Pässe erstiegen werden konnten, wieviel Wahrheit von dem anzutreffen war, was wir zu ordnen versuchten. War der Schlußpunkt, den wir hinter diese Arbeit setzten, vielleicht auch der Schlußpunkt hinter einem jungen Leben? Fragen, aber keine Antworten! Wir hatten damals gebirgige Sommersonne über unseren Köpfen, während für Tausende „der Winterschlaf der Kultur“ seine Zeichen setzte.

Verehrter Freund Peters, lassen Sie bitte von sich hören, wenn Sie diese Zeilen lesen sollten. Schwarzgruber ist nicht mehr, aber wenigstens ich denke in Dankbarkeit an ein paar Monate, die uns ahnen ließen, was es wieder bedeuten wird, eines Tages nicht nur zu existieren, sondern auch den Atem der Freiheit zu spüren.

Steigbilder unseres Lebens

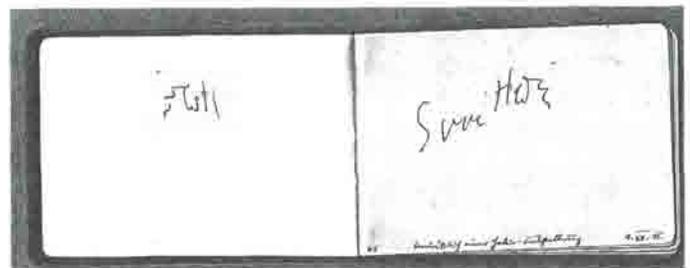
Zur Zeit habe ich das Vergnügen, das Archiv des Österreichischen Alpenklub aufzuarbeiten und zu verwalten. Es wirklich aufzuarbeiten wird nie möglich sein. Dazu sind das Leben und der Tod zu nahe beisammen. Diese alten Touren-, Gipfel-, Hüttenbücher, diese Schriftstücke, Streitschriften, vergriffenen Broschüren, diese Ordner voller Briefe, Urkunden, letzte Manuskripte, diese Widmungsexemplare, Statuten, Dokumente, historische Fotos, Korrespondenzen, Trauerpaten, das alles sind *Steigbücher unseres Lebens*, hinterlegt auf dem Wege zu unerreichbaren Gipfeln. Kaum ist die Ablage mit der täglichen Post leer, erledigt und eingehettet, winkt neues Bestehen und kündigt neuer Pulsschlag, daß die Zeit nicht stille steht. Geschichte endet nie. Dabei ist alles dies doch nur die Aufbewahrung vergilbter Chroniken. Da ist noch kein einziger eigener Gedanke über Ihre Inhalte dabei. Wie müßte es zum Beispiel fesselnd sein, aus einem dieser Briefordner Eugen Guido Lammer (1863—1945) handschriftliche Aufzeichnungen herauszuholen, sie einem Graphologen vorzulegen, um von diesem zu erfahren, was diese Schrift, optisch die eines unsicheren Schreibers, wohl bedeuten mag. Wir kennen doch sein Buch „Jungborn“ und daß wir unseren Lesergästen nur tief erfaßtes, erhabenes, erlebtes, durchbebtetes, auf den Tisch legen sollten. Was mag das also für ein Mann gewesen sein, der mir in einem

Gespräch überzeugend darzulegen versuchte, daß der Everest schon 1924 durch Mallory und Irvine erstiegen worden wäre, hätten die beiden mehr Zitronen in ihren Rucksäcken mitgeführt. Eugen Guido Lammer war Deutschprofessor. Seine Überzeugungen waren ebenso stark wie seine heroische Selbstretung aus der Westwand des Matterhorn nach einem Sturz von 200 Meter. Das alles aber ist nur ein Beispiel, nur eine Begebenheit, nur eine Herausstellung einer einzigen Persönlichkeit. Wieviele vorhandenen Werte werden darum unan- und unausgesprochen auch in jenen Zeitgenossen schlummern und geschlummert haben, über welche ich selber in den vorangegangenen Skizzen nur Schattenrisse geben konnte.

Geschichte ist kein Zufall. Sie ist eine zu befolgende Anordnung. Sie fordert heraus, wir haben uns dieser Herausforderung zu stellen. Sie läßt uns erinnern. So wie es unsere Steigbücher tun, auch dort unterschreiben wir mit Name und Datum, damit wir nicht verloren gehen. Unlängst erst habe ich mir überlegt, wie es denn um die alpin-geschichtlichen Streitgedanken im Vergleich zu den gegenwärtigen steht. Und da habe ich eine müde Zeit konstatiert. Natürlich meine ich nicht den Streit, mit den Händen in den Haaren anderer, sondern den geistigen Streit, der, z. B., um das Sportklettern kreist; um die Profession im Bergsteigen; um das Gleitschirmspringen als neue Perspektive für den Bergführerberuf; um Spitzenalpinisten, die als Werbefiguren dienen und gleichzeitig den indischen Philosophen und Dichter Rabindranath Tagore zitieren („Presse“-Magazin, 24. 9. 87). Freilich gibt es zu all dem hin und wieder laue Bemerkungen, aber die sind verhängnisvoller, als: hier steh' ich, ich kann nicht anders. Vielleicht täte uns ein alpin-literarisches Kaffeehaus gut. Wie jene, in denen Friedrich Torberg darum stritt, ob Bert Brecht spielbar ist oder nicht.

Ich bitte um Entschuldigung. Es ist ein weiter Spaziergang geworden, den ich so weit gar nicht ausdehnen wollte. Freilich sind es nur kleine Schritte gewesen, die nicht ermüden lassen sollten, aber solche bewegen oft gedanklich mehr, als breit ausgeschrittene, die vermeinen, die Vergangenheit einholen zu können. Ich sprach soeben von einem weiten Spaziergang. Aber das alles ist relativ. Ein Autobusschaffner wird gefragt: „Wie weit ist es noch bis zum Dom?“ und gab als Antwort: „Es kommt darauf an, wie eilig Sie es haben.“

Ich habe keine Eile. Denn mein Weg ist ja ausgeschritten. Um die Eile der anderen erbitte ich das Glück eines erreichten Zielles. Mir ist es eine Genugtuung geworden, einen Hafen gefunden zu haben, der das Heimkehren lohnt.



Bedeutende Unternehmungen 1988

Chronik von Dieter Elsner mit einem Beitrag von Ulrich Eberhardt

Der Nameszug von Sven Hedin aus dem Autogrammbüchlein von Hans Barobek — auf der gegenüberliegenden Seite — schließt in diesem Jahrbuch das Kapitel über jene Unternehmungen und Überlegungen, die uns an der Bergsteigerei von heute, in den Alpen und im übrigen Europa während des abgelaufenen Jahres aufgefallen sind. Und er leitet über zu dem, was heute so in den Bergen der Welt passiert.

Sven Hedin war es ja vor allem, der durch seine Reisen im Himalaja und Transhimalaja und die spannenden Berichte darüber eine ganze Generation junger europäischer Forscher und Bergsteiger in die Berge der Welt gelockt hat. Auch der Lebensweg eines Herbert Tichy, um es nur an einem Beispiel zu sagen, wäre wahrscheinlich ganz anders verlaufen, hätte Tichy nicht am Geographischen Institut der Wiener Universität die Bücher von Sven Hedin entdeckt.

Die ursprünglich von Toni Hiebeler und nun schon seit Jahren von Dieter Elsner mit Akribie zusammengestellte Chronik des internationalen Alpinismus bildet heute auf eine ganz andere Weise das Quellenmaterial für die Beantwortung der Frage: Was ist neu, was ist anders geworden an den Unternehmungen in den Bergen der Welt.

Sicher wird man diese Frage seriös erst nach Ablauf mancher Jahre beantworten können. Was wir aber heute schon bemerken, ist jedenfalls eine Abwendung insbesondere der jungen Bergsteiger von der klassischen Zielsetzung des Schwierigkeits-Alpinismus an den höchsten Gipfeln dieser Erde. Es ist nun auch dort nicht mehr der neue, der schwierige Anstieg die Verlockung für unsere Klettereliten; vielmehr ist auch der Himalaja-Bergsteiger zuzusagen auf den Menschen gekommen. Das Erlebnis ist wichtig geworden, das Wie der Leistung zählt mehr als das Was.

*Es wäre schön, spannend, aufregend, das alles mitzuverfolgen — würden diese Experimente nicht so entsetzlich viel Menschenleben fordern...
(D. Red.)*

Die Reihenfolge der Chronik entspricht der alphabetischen Reihenfolge der Kontinente, deren Gebirgsgruppen wieder geographisch unterteilt sind. Leider standen die Druckfahnen des American Alpine Journal bei Redaktionsschluß noch nicht zur Verfügung. Aus diesem Grund sind vorwiegend die Unternehmungen im Himalaya und Karakorum aufgeführt. Der Berichtszeitraum erfaßt das Kalenderjahr 1988, die Winterexpeditionen 1988/89 sind ebenfalls berücksichtigt. Die Chronik erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit.

Für das Zustandekommen dieser Chronik gilt ganz besonderer Dank Jozef Nyka, „Taternik“-Redakteur, Warschau.

Abkürzungen:

Bgst.	Der Bergsteiger
CL	Climbing
DAV Mt.	DAV Mitteilungen
M	Mountain
MB	Monatsbulletin des SAC
RP	Rotpunkt

AMERIKA (Nord)

Alaska

Mount Barille Mount Dickey

Die beiden Tiroler Andreas Orgler und Tommi Bonapace konnten im Juli zwei Erstbegehungen in Alaska ausführen. Am Mt. Barille kletterten sie in 2 Tagen durch die 900 m hohe Ostwand (VII, A 3), nachdem die erste Hälfte der Route ein Jahr zuvor erkundet worden war. Anschließend waren die beiden am 1600 m hohen Ostpfeiler des Mt. Dickey, um nach sechs Tagen am 15. Juli den Gipfel zu erreichen.
(Schwierigkeiten: VII, bis A 3). Bgst. 1, 1989, S. 26—33

Kalifornien

El Capitan

Eine großartige Leistung vollbrachten die beiden Amerikaner Paul Piana und Todd Skinner; sie konnten die „Salathe“ am El Capitan erstmals vollständig in freier Kletterei bewältigen. Vom 8.—16. Juni kletterten die beiden durch die 1000 m hohe Wand, die zahlreiche Seillängen im Schwierigkeitsgrad 5.12 und 5.13 aufweist.

Foto: Dieter Elsner

Piana und Skinner waren bereits im Mai ins Valley gekommen und studierten die schwierigsten Seillängen ein. Das Unternehmen endete bei- nahe mit einer Tragödie, als sich am Ausstieg ein großer Block löste und beide fast in die Tiefe riß.

CL 109, 1988, S. 9—10, RP 2, 1989, S. 16—22

ASIEN

Sikkim Himalaya

Kangchenjunga Himal

Kangchenjunga, 8586 m

Masayuki Unno, Teilnehmer einer japanischen Expedition, und Nima Pemba Sherpa erreichten am 17. 10. über die Südwestwand den Gipfel.

M 125, 1989, S. 12

Eine bemerkenswerte Besteigung glückte Peter Habeler, Carlos Buhler und Martin Zabeleta. Sie wiederholten mit sehr geringem Materialaufwand im Alpinstil die Nordwand; der Gipfel wurde am 3. Mai erreicht.

CL 109, 1988, S. 42

Yalung Kang, 8505 m

Eine spanische Expedition war erfolgreich. B. Irueta gelang am 4. 10. die 14. Besteigung.

M 125, 1989, S. 12

Nepal Himalaya

Barun Himal

Chamlang East, 7290 m

Am 10. und 11. 5. konnten fünf Frauen einer holländischen Expedition (Leiterin: F. Bloemers) den schwierigen Anstieg entlang der Erstbege- herroute (Nordwand, Nordostgrat) wiederholen.

J. Nyka

Kangchungtse, 7678 m

Die Spanier J. Canellas und F. Zamora gelangten über den Südgrat am 27. 9. auf den Gipfel.

M 125, 1989, S. 12

Makalu, 8481 m

Fünf Expeditionen waren im Herbst am Makalu tätig, jedoch nur C. Car- solio aus Mexiko, T. Kopynski und R. Kolakowski aus Polen konnten den Gipfel über die Normalroute erreichen. Beim Abstieg verschwand Kola- kowski und blieb verschollen.

CL 112, 1989, S. 54

Marc Batard gelang die erste Überschreitung des Berges im Allein- gang. Er stieg über den Westpfeiler auf, den er vorher mit Sherpa-Hilfe fixierte; der Abstieg erfolgte über den Normalweg (Nordwestgrat). Am 26. April stand Batard auf dem Gipfel.

M 122, 1988, S. 10

Khumbu Himal

Cholatse, 6440 m

A. Selters und Th. Walter konnten den Nordwestgrat erstmals erklet- tern. Nach drei Biwaks erreichten die beiden am 20. Oktober den höch- sten Punkt. Der Abstieg erfolgte über die Westwand, die sie zuvor zu- sammen mit G. Collins bis kurz unter den Gipfel erstbegangen hatten.

CL 112, 1989, S. 53—54

Cho Oyu, 8201 m

Im Vormonsun waren sechs Expeditionen am Berg, drei von Tibet und drei von Nepal aus. Von Ende April bis Anfang Juni erreichten mehrere Expeditionsbergsteiger den Gipfel.

M 122, 1988, S. 10

Auch im Herbst waren mehrere Expeditionen über die Normalroute er- folgreich.

Bgst. 4, 1989, S. 78

Der Franzose M. Batard erreichte den Gipfel mit Sundare Sherpa nach 18 Std. vom Basislager aus.

M 124, 1988, S. 10

Ende Oktober/Anfang November gelang einer jugoslawischen Mann- schaft unter Leitung von R. Robas die Erstbesteigung der schwierigen Nordwand.

J. Tomazin glückte die erste Überschreitung des Cho Oyu, für den Ab- stieg wählte er die Tichy-Route.

Weitere vier Bergsteiger erreichten am 6. 11. den Gipfel.

M 125, 1989, S. 10/11

Mount Everest, 8848 m

Am 14. 10. erreichten die Spanier Bohigas, Giner, Lopez mit zwei Sher- pas über den Normalweg den Gipfel, nachdem sie am Westgrat 7800 m erreichten.

J. Nyka

Der Franzose J.-M. Boivin flog am 23. September mit seinem Gleit- schirm bei idealen Verhältnissen vom Gipfel in ein 2800 m tiefer gelege- nes Lager. Der Flug dauerte 12 Minuten.

MB 11, 1988, S. 495

M. Batard bestieg den höchsten Punkt der Erde in weniger als 24 Stun- den. Am 25. und 26. September benötigt er vom Basislager zum Gipfel 22 1/2 Stunden.

Im Herbst erreichten außerdem mehrere Bergsteiger den Gipfel über die Standardroute.

M 124, 1988, S. 10

Zwei Amerikanerinnen erreichten im Herbst über die Normalroute den Gipfel. Am 29. September stand Stacey Allison zusammen mit dem Sherpa Pasang Gyalzen, am 2. Oktober Peggy Joan Luce auf dem höchsten Punkt (7. und 8. Frauenbesteigung).

Die erste Frau war 1975 Junko Tabei aus Japan, die erste Europäerin war 1978 Wanda Rutkiewicz aus Polen.

M 125, 1989, S. 10

Mit einer Tragödie endete die erste Wiederholung der SW-Wand, die 1975 von einem britischen Team unter der Leitung von Chris Bonington erstbegangen wurde.

Vier Expeditionsbergsteiger aus der Tschechoslowakei, J. Just, D. Be- cik, J. Jasko und P. Bozik kletterten diese Route im Alpinstil. Nie zuvor wurde diese Route ohne Fixseile, Lager, Sauerstoffgeräte und Sherpa- hilfe versucht. Die vier Bergsteiger starteten am 14. Oktober von einem Lager im Western Cwm auf 6450 m und erreichten am 17. Oktober den Gipfel. Beim Abstieg zum Südcol verunglückten alle vier Tschechoslo- waken tödlich.

M 125, 1989, S. 10

Gyachung Kang, 7922 m

Einer südkoreanisch-nepalesischen Expedition gelang die vierte Be- steigung über den Südwestgrat. Am 24. 10. standen Shim Yeom-Bo, Yeon Hen-Bo, Ang Rinzi Sherpa und Ang Dorje Sherpa auf dem Gipfel.

M 125, 1989, S. 12

Kusum Kangru, 6367 m

Eine britische Expedition unter N. Mason konnte am 23. 10. über die Ostwand den Gipfel erreichen.

Bgst. 4, 1989, S. 80



Lhotse, 8516 m

Am 27. 9. erreichten D. Becik und J. Just, Mitglieder einer tschechoslowakisch-neuseeländischen Expedition, über die Normalroute den Gipfel.

Die Südkoreaner Chung-Ho-Jin, Lim Hyung-Chil, Park Hee-Dong und Pak Quây-Don waren an der Westwand erfolgreich (2. 10.)

M 125, 1989, S. 10

Lhotse Shar, 8398 m

Zwei Walliser Bergführer, H. Willi und V. Imboden konnten am 28. Oktober den Gipfel besteigen. Sie starteten um 4.00 Uhr am Morgen in Lager V auf 7800 m und erreichten den höchsten Punkt kurz vor 13.00 Uhr. Die Besteigung erfolgte im klassischen Expeditionsstil; zuvor konnten erst drei Teams (aus Polen, der Schweiz und Österreich) den Gipfel erreichen.

MB 12, 1988, S. 547

Pumori, 7161 m

Am 7., 9., 10. und 11. 10. standen mehrere Teilnehmer verschiedener Expeditionen (span., jap., internat.) auf dem Gipfel.

Bei dem Versuch einer isländisch-britischen Expedition, den Südwestgrat zu besteigen, verunglückten der Leiter und ein Teilnehmer tödlich.

Bgst. 4, 1989, S. 80

Tawoche, 6501 m

J. Roskelley und J. Lowe durchstiegen erstmals die 1200 m hohe Ostwand. Die beiden waren 8 1/2 Tage in der Wand und standen am 15. Feb. auf dem Gipfel (Schwierigkeiten im Fels: VII, A3 und Grad VI nach der schottischen Skala im Eis). Der Abstieg erfolgte über die Südostwand.

J. Nyka

Rolwaling Himal

Numbur, 6957 m

Eine südkoreanische Kleinexpedition unter Lee Yeong-Chul gelangte über den Südwestgrat zum Westgrat am 25. 9. zum Gipfel (7. Besteigung).

Bgst. 4, 1989, S. 80

Gurkha Himal

Manaslu, 8163 m

Am Ostgrat war eine Schweizer Expedition unter Leitung von Toni Spirig erfolgreich. Am 1. 5. erreichten Fuster, Ott, Huber, Wille und Stahel den Gipfel. Ursula Huber war die erste Schweizerin auf einem Achttausender.

Bgst. 2, 1989, S. 60

Der Spanier J. Agullo und Ang Ongchu Sherpa erreichten am 25. 10. den Gipfel.

M 125, 1989, S. 12

Die Tiroler Arnold-Larcher-Gedächtnisexpedition war am Normalweg erfolgreich. Am 7. Oktober erreichten H. Etschmayer, W. Hauser und Sonam Lhakpa den Gipfel.

M 124, 1988, S. 10

Annapurna Himal

Annapurna I, 8091 m

Eine internationale Expedition, geleitet von B. Chamoux, konnte die britische Route von 1970 durch die Südwestwand wiederholen. Chamoux, N. Campredon (Frankreich), Sor Dorotei (Italien) und J. Raconcaj (Tschechoslowakei) erreichten am 10. Mai den Gipfel.

M 122, 1988, S. 11

P. Schnabis Mannschaft gelang über die Franzosenroute (durch die Westwand) der Aufstieg. J. Martis und J. Nezerka erreichten am 2. 10. den Gipfel, während J. Pelikan beim vorzeitigen Umkehren tödlich abstürzte.

M 125, 1989, S. 11

Die Spanier P. Aldal und J. F. Azcona durchstiegen die Holländerrippe durch die Nordwand.

J. Kukuczka und A. Hajzer gelang die dritte Besteigung des Ostgipfels (8010 m) über eine neue, ca. 2000 m hohe Route am rechten (östlichen) Pfeiler der Südwestwand (8. bis 13. 10.).

Am 16. 10. starteten J. Majer, F. Espinoza und R. Navarrete zum Annapurnaostgipfel. Navarrete erreichte den Gipfel und starb am 17. 10. beim Abstieg.

J. Nyka

Tilicho, 7134 m

Tschechoslowakischen Expeditionen gelangen die elfte und zwölfte Besteigung. P. Gribek und L. Horka erreichten am 18. 10., L. Palecek am 21. 10. den Gipfel. Zwei Bergsteiger stürzten tödlich ab.

M 125, 1989, S. 12

Dhaulagiri Himal

Churen Himal East, 7371 m

Eine südkoreanische Expedition bestieg den Berg zum zweiten Mal; der Aufstieg erfolgte über die Südostwand und den Südwestgrat (Gipfel: 7. Mal).

M 122, 1988, S. 11

Dhaulagiri I, 8167 m

Eine von Tschechoslowaken organisierte Expedition (Leiter: Jiří Novák) war am Südwestpfeiler erfolgreich. Im Alpinstil glückte die erste vollständige Begehung des Südwestpfeilers (3100 m). Nach elf Tagen Aufstieg erreichten Demjárn, Moiseew und Waliew am 6. 10. bei schlechtem Wetter den Gipfel. Der Abstieg erfolgte durch Absellen entlang der Aufstiegsroute; am 11. 10. wurde das Basislager wieder erreicht. Diese Route dürfte momentan zu den schwierigsten Himalaya-touren zählen, weswegen der Erfolg dieser Mannschaft sehr hoch zu bewerten ist.

M 125, 1989, S. 11, J. Nyka

Dhaulagiri VI, 7268 m

Einer südkoreanischen Expedition unter Shin Young-Shil glückte am 6. und 27. 9. die fünfte und sechste Besteigung (Südgrat).

Bgst. 4, 1989, S. 78

Winterexpeditionen 88/89 in Nepal

Seit der Einführung der offiziellen Wintersaison vor 10 Jahren waren ungefähr 120 Expeditionen an den Bergen Nepals tätig. Davon waren rund 40% erfolgreich, jedoch nur 20% während des kalendrischen Winters vom 21. Dez. bis zum 20. März.

Im Winter 88/89 waren 15 Expeditionen im Himalaya und im Karakorum (hier wurde die offizielle Wintersaison vor einem Jahr eingeführt) unterwegs, davon eine in China, zwei in Pakistan und die übrigen in Nepal. Seit Jahren bieten die ersten beiden Dezemberwochen nahezu ideale Besteigungsbedingungen. Auch diesmal wurde diese günstige Zeit von einigen Expeditionen genutzt.

Spätherbst

Ama Dablam, 6812 m

Über den SW-Grat erreichten in der ersten Dezemberhälfte mehrere Expeditionen den Gipfel.

Foto: Dieter Elsner

Langtang Lirung, 7245 m

Eine japanische Expedition (Leiter: A. Nishimura) war am Südostgrat erfolgreich (Gipfel am 11. Dez.).

Kalendarischer Winter

Lhotse, 8501 m

Eine belgische Expedition (Leiter: H. Detienne) war auf dem Normalweg tätig. Ein Mitglied der Expedition, der Pole K. Wielicki, konnte vom 28. bis zum 31. Dez. eine Solobegehung und damit die erste Winterbesteigung des Lhotse durchführen.

Nuptse, 7855 m

Eine südkoreanische Mannschaft (Leiter: Cho Hyung-Kyu) erreichte über den Nordostgrat den Gipfel (22. Dez.). J. Nyka

Broad Peak, 8047 m

Am 6. 3. konnte M. Berbeka trotz ungünstigen Wetterverhältnissen den Gipfel erreichen. M 126, 1989, S. 14

Garwhal Himalaya

Nanda Devi Gruppe

Chaukhamba I, 7138 m

Sechs Teilnehmer einer indischen Expeditionsmannschaft erreichten am 31. 5. den Gipfel. Fünf der Gipfelbesteiger fuhren bis ins Basislager mit Skiern ab. Bgst. 12, 1988, S. 66

Sudarshan Parbat, 6507 m

Eine japanische Gruppe kletterte über den Ostgrat zum Gipfel. M 124, 1988, S. 13

Trisul, 7120 m

Alle Expeditionsmitglieder eines jugoslawischen Teams (Leiter: V. Lado) erreichten über die noch undurchstiegene Westwand den Gipfel. Zwei Bergsteiger flogen mit Gleitschirmen ins Tal, die anderen übersritten auf dem Weg ins Basislager Trisul II und III. Bgst. 12, 1988, S. 66

Gangotri Gruppe

Bhagirathi I, 6856 m

Eine amerikanisch-neuseeländische Expedition (G. und M. Gabites, B. King, D. Stevenson) konnte über den schwierigen Südwestgrat am 16. 10. den Gipfel im Alpinstil erreichen. J. Nyka

Bhagirathi III, 6454 m

Die zwei Neuseeländer C. McDermatt und P. Castle konnten in sieben Tagen im alpinen Stil den Südwestpfeiler durchsteigen. Am 20. 10. erreichte die Seilschaft den Gipfel. J. Nyka

Bhrigupanth, 6772 m

Der Gipfel dieses selten bestiegenen Berges wurde von den Spaniern J. Olivar und S. Lopez-Quadra erreicht. M 126, 1989, S. 13

Jaonli, 6632 m

Eine britische Mannschaft erreichte am 7. August den Gipfel. M 124, 1988, S. 13

Jogin I, 6465 m

Jogin III, 6116 m

Beide Gipfel wurden Ende Mai von einer indischen Mannschaft erstiegen. M 124, 1988, S. 13

Kedernath, 6940 m

Eine italienische Expedition unter Leitung von G. Mandelli konnte erstmals die komplette Südwand durchsteigen. Die „Zickzacklinie“ ist 3500 m lang und 2400 m hoch. Am 6. 10. erreichten G. Villa, L. Salla und D. Chindamo den Gipfel. J. Nyka

Kedernath Dome, 6831 m

Am 17. 4. fuhren die Teilnehmer einer indischen Militärexpedition vom Gipfel mit Skiern ins Basislager ab. Am 1. 6. auch die Italiener P. Oliavo und G. Daidola. J. Nyka

Satopanth, 7075 m

Eine vierköpfige jugoslawische Mannschaft mußte die Südwand wegen zu hoher objektiver Gefahren aufgeben und gelangte am 13. und 14. 10. über den Normalweg zum Gipfel (T. Golnar, A. Gradisnik, R. Preloznik und D. Tic). M 126, 1989, S. 13

Panjab Himalaya

Nun-Kun-Gruppe

Brammah I, 6416 m

Der Schweizer D. Neuenschwander fuhr am 26. Juni an diesem Berg ein 1500 m hohes und 55° steiles Couloir ab. MB 10, 1988, S. 448

Nun, 7135 m

Kun, 7077 m

Viele Expeditionen waren in diesem Gebiet tätig, vier erfolgreich. Zwei am Kun East, eine am Nun West und eine am Nun North. M 126, 1989, S. 13

Kaschmir Himalaya

Nanga Parbat Gruppe

Nanga Parbat, 8125 m

Mehrere Expeditionen waren erfolgreich. Am 26. 7. erreichten S. Hupfauer, T. Mügge und H. Seitzl über die Diamir-Flanke den Gipfel. Bgst. 12, 1988, S. 66

Ladakh Kette

Kanlecha, 6153 m

Im August war eine japanische Expedition unter Kenji Takai erfolgreich. M 126, 1989, S. 13

Stok Kangri, 6153 m

Im August/September waren Expeditionen unter Leitung von S. Berry und B. Huhn erfolgreich. M 126, 1989, S. 13

Karakorum

Im Sommer 1988 waren 57 Expeditionen unterwegs, die meisten im Skardugebiet. 26 Expeditionen hatten Erfolg.





Saser Mustagh

Saser Kangri, 7672 m

Einer zehnköpfigen indischen Mannschaft gelang erstmals die Durchsteigung der Westwand. Am 25. 6. standen die Teilnehmer auf dem Gipfel.

Einige Wochen zuvor konnte eine Gruppe zum ersten Mal den 7410 m hohen Saser Kangri IV besteigen. Bgst. 12, 1988, S. 66

Rimo Mustagh

Rimo I, 7385 m

Der Gipfel des höchsten noch unbestiegenen Berges von Indien wurde von einer indisch-japanischen Expedition (Leitung: Hukam Singh und Yoshio Ogata) am 28. 7., 29. 7. und 30. 7. erreicht. Große Probleme bereitete der Zugang zum Berg. J. Nyka

Baltoro Mustagh

Broad Peak, 8047 m

Einige Expeditionen waren erfolgreich. Über die Normalroute erreichten am 20. 8. Yong-Il Chang, Yoon-Keun Han und Han-Chul Skin den Gipfel. Der Expeditionsleiter Yong-Il Chang stürzte beim Abstieg tödlich ab. Bgst. 2, 1989, S. 60

Gasherbrum I, 8068 m

Die tschechische Expedition unter Leitung von R. Galfy erreichte über die Südwestwand den Gipfel. M 126, 1989, S. 14

Gasherbrum II, 8035 m

Nach dem Nanga Parbat der beliebteste Berg dieser Saison. Zehn, auch kommerzielle, Expeditionen waren am Berg, sechs auf dem Normalweg erfolgreich. M 126, 1989, S. 14

Nameless Tower, 6158 m

Dem Polen W. Kurtyka und dem Schweizer E. Loretan glückte eine neue Route in der Ostwand. Die Zweierseilschaft stand nach 12 Klettertagen am 13. Juli auf dem Gipfel. Die neue Route (29 Seillängen) ist anhaltend schwer (VI) mit vielen technischen Schwierigkeiten (bis A 3). J. Nyka

Die Spitzenexpedition des DAV, geleitet von Hartmut Münchenbach, konnte am Nameless Tower einen großartigen Erfolg verbuchen. Alle Teilnehmer und der Leiter konnten den Gipfel über die Jugoslawen-Route erreichen. Anfang September waren es Wolfgang Kraus, Jörg Wilz, Martin Schwiersch, Jörg Schneider und Thomas Lipinski. Die zweite Gipfelmansschaft setzte sich aus Wolfgang Güllich, Kurt Albert, Martin Leinauer, Bernd Arnold und Hartmut Münchenbach zusammen. Dabei gelang W. Güllich und K. Albert die freie Begehung der Jugoslawen-Route und damit die erste freie Begehung des Nameless Tower; die Schwierigkeiten lagen hauptsächlich zwischen VII und VIII +.

DAV Mt.

Uli Biaho, 6295 m

Rosanna Manfrini, Maurizio Giordani, Maurizio Venzo aus Italien und Kurt Walde aus Südtirol schafften im Juni die Zweitbesteigung des schwierigen Berges. Die erste Besteigung gelang 1979 einem amerikanischen Team. Über eine neue Route (Südostpfiler) wurde der Gipfel am 21. Juni erreicht. K. Walde

Panmah Mustagh

Latok III, 6852 m

Die Italiener E. Rosso, M. Forcatura und M. Marciani wiederholten im alpinen Stil bei schlechten Verhältnissen die Japaner-Route von 1979. Nach acht Tagen standen sie am 15. 6. auf dem Gipfel.

M 126, 1989, S. 15

Uzun Brakk, ca. 5600 m

Adrak Brakk, ca. 5800 m

Die von Ulrich Eberhardt geleitete elfköpfige Trainings-Expedition des DAV war in der Region des Blafo-Gletschers erfolgreich. Am Uzun Brakk konnte die 700 m hohe SW-Wand erstmals durchstiegen werden (VII, A1); am Adrak Brakk die ebenso hohe Nordostschulter (VII, A3—A4). DAV Mt.

Hispar Mustagh

Kunyang Khish, 7852 m

Auf neuer Route (Nordgrat) konnte eine britische Mannschaft den Gipfel zum zweiten Mal besteigen. K. Milne und M. Lowe erreichten den schwierigen Gipfel am 11. Juli. Der Nordgrat wurde bei Pkt. 7000 m (Sods Law Peak) über die schwach ausgeprägte Nordwestrippe erreicht. M 126, 1989, S. 22—27

Batura Mustagh

Batura, 7785 m

Eine polnisch-deutsche Expedition unter Leitung von P. Motecki durchstieg die fast 4000 m hohe Südflanke. Am 13. 7. erreichten V. Stallbohm, A. Zygmunt, Heinrich und P. Kubalski nach acht Tagen Aufstieg den Gipfel, der bisher erst zweimal bestiegen wurde. J. Nyka

Haramosh-Kette

Haramosh, 7397 m

Einer zehnköpfigen polnischen Expedition gelang die vierte und fünfte Besteigung auf neuer Route. Über die 4000 m hohe Südwestflanke (Fels V, Eis bis 70°) erreichten am 28. 7. M. Jarosz, K. Malczyk und M. Pronobis und am 30. 7. J. Baranek, A. Mostek und K. Wszoek den Gipfel. J. Nyka

China

Tibet

Shisa Pangma, 8027 m

P. Berhault erreichte den Gipfel am 5. September.

M 124, 1988, S. 10

Menlungtse West, 7023 m

Eine Expedition unter der Leitung von Ch. Bonington konnte diesen schwierigen Berg erstmals besteigen. A. Fanshawe und A. Hinkes kletterten vom 19.—24. Mai im Alpinstil durch die Westwand.

M 122, 1988, S. 9

Changtse, 7553 m

Eine italienische Expedition unter Leitung von A. Bergamaschi bestieg den Berg zum fünften Mal.
M 125, 1989, S. 11

Cho Oyu, 8201 m

Von der tibetischen Seite bezwang eine jugoslawische Expedition (Leiter: Roman Robas) erstmals die 2000 m hohe Nordwand. Die direkte Linie des Aufstiegs führt durch steiles, kombiniertes Gelände (in der Gipfelwand Eis bis 90°).

Zwischen dem 2. und 9. November erreichten alle acht Jugoslawen an vier verschiedenen Tagen in vier Seilschaften den Gipfel des Cho Oyu.
MB 4, 1989, S. 146

Mt. Everest, 8848 m

Eine neue Route eröffnete eine kleine internationale Expedition von der tibetischen Seite aus. Die Mannschaft kletterte direkt zum Südcol; am 12. Mai erreichten St. Venables aus Großbritannien, Ed Webster und R. Anderson (USA) den Südgipfel, nur Venables setzte den Anstieg fort und stand um 19.00 Uhr auf dem Gipfel.

Die Route bietet stellenweise außerordentlich steile Eiskletterei.
CL 109, 1988, S. 41—42, CL 113, 1989, S. 82—92

Sinkiang

Shiwakte II, 6150 m

Eine schottische Expedition konnte erstmals die Shiwakte-Gruppe östlich von Kongur besuchen. G. Cohen und H. Irvin kletterten die Westwand des Shiwakte II (Gipfel: 8. August).
M 124, 1988, S. 10

Sowjetunion

Fanskye Gory

Zamok, 5070 m

Die drei Bulgaren N. Velikov, K. Rusev und K. Krumov eröffneten eine neue 1000 m hohe Route (IV—VI) durch die Westwand. Außerdem bestieg die Mannschaft die Gipfel Alandin (4200 m), Mirali (5170 m) und Chimtarga (5487 m).
M 126, 1989, S. 17

Tien Shan

Pik Pobjeda, 7439 m

Ein sowjetisches Team konnte das gesamte Pik Pobjeda Massiv im August überschreiten. Die 20 km lange Gratkletterei, ständig über 6000 m, wurde in sieben Tagen bewältigt. Dabei wurden Pik Vazka Pshavela (6973 m), Pik Pobjeda (7439 m), Pik Pobjeda East Summit (7049 m) und Military Surveyors Summit (6973 m) überschritten.
M 126, 1989, S. 17

Pamir

Piak Lenin, 7134 m

Einer Mannschaft aus Leningrad glückte am 30. 1. die erste Winterbegehung durch die Nordwand.
M 126, 1989, S. 17

Versuch am Ogre

Hoffentlich finden wir hier einen Weiterweg an dem Eisbruch vorbei, es ist die einzig verbleibende Möglichkeit. Gerade eben mußten wir im Eisbruch umkehren, da uns riesige Spalten und einsturzberedete Seracs ein Weiterkommen unmöglich machten. Plötzlich ein dumpfes Krachen — drüben im Eisbruch, wo wir vor einer Stunde noch aufgestiegen sind, stürzt ein riesiger Eisturm zusammen.

„Lieber Dieter, vergiß uns nicht . . .“

Seit ein Uhr nachts sind Christoph, Herbert und ich unterwegs. Doch jetzt am Vormittag sind die steilen Schneehänge am Rande des Eisbruchs schon so aufgeweicht, daß wir umkehren müssen, zumal aus den gewaltigen Flanken über uns Steinschlag einsetzt. Nach Tagen der Ungewißheit ist jetzt zumindest klar, daß wir auf diesem Weg in das Gletscherbecken über dem Bruch kommen. Also Rückkehr ins Basislager!

Der erste Teil des Weges von Skardu zu unserem Basislager ist identisch mit dem aller Expeditionen zu den großen Karakorum-Bergen K 2, Broad Peak, Gasherbrum I und II. Zuerst fährt man mit dem Jeep in ca. vier Stunden von Skardu nach Dassu, ehe der Weg entlang des Braidu-Flusses nach Askole, der letzten größeren Siedlung, führt. Eine knappe Tagesetappe nach Askole — der Biafo-Gletscher ist bereits überquert — trennt sich unser Weg von dem „Hauptstrom“ der Expeditionen.

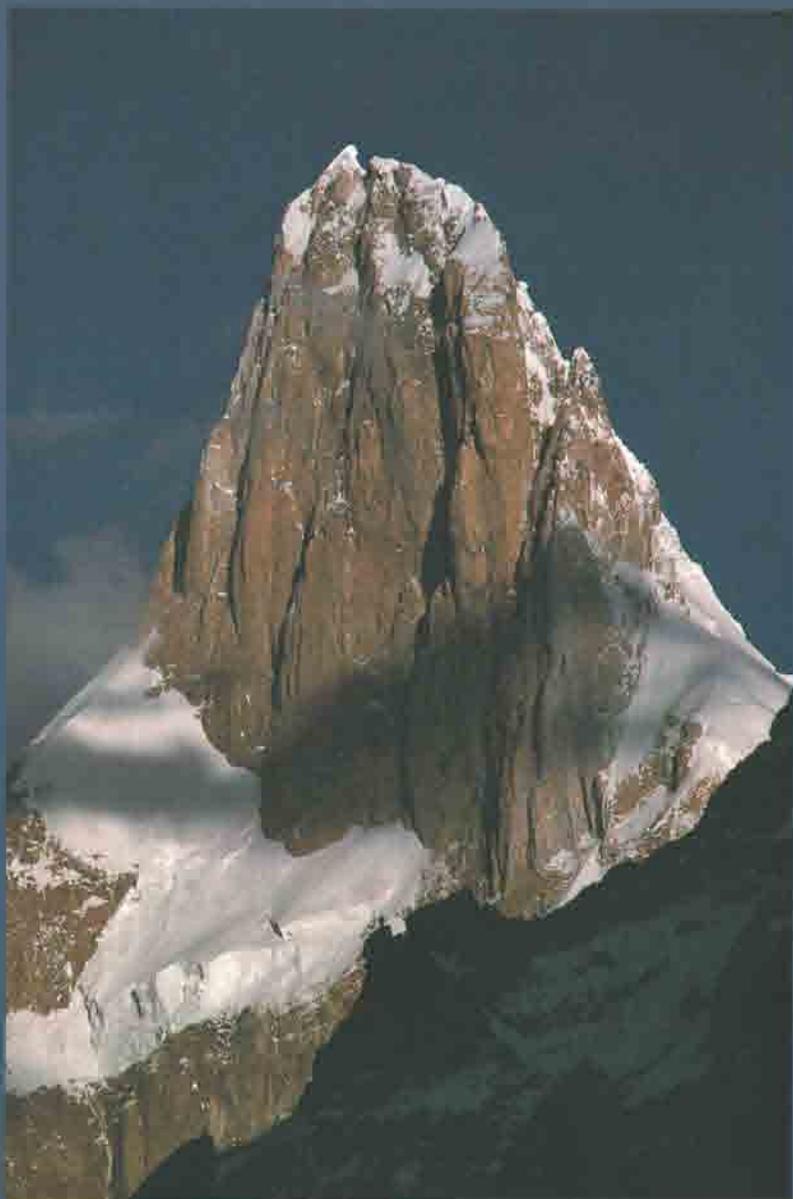
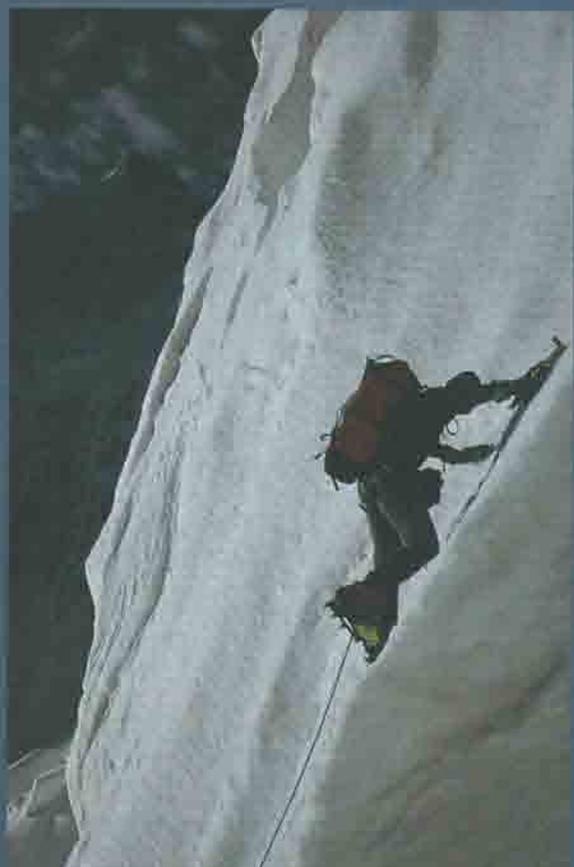
Wir treffen hier V. Kurtyka und E. Loretan, die uns von ihrem erfolgreichen Abenteuer an der Ostwand des Nameless Tower erzählen. Zu zweit gelang ihnen eine Neutour an diesem bizarren Felsturm.

Wir verlassen nun das Braidu-Tal und erreichen nach eineinhalb Tagen die Seitenmoränen des Panmah-Gletschers, der im unteren Bereich völlig mit Schutt bedeckt ist.

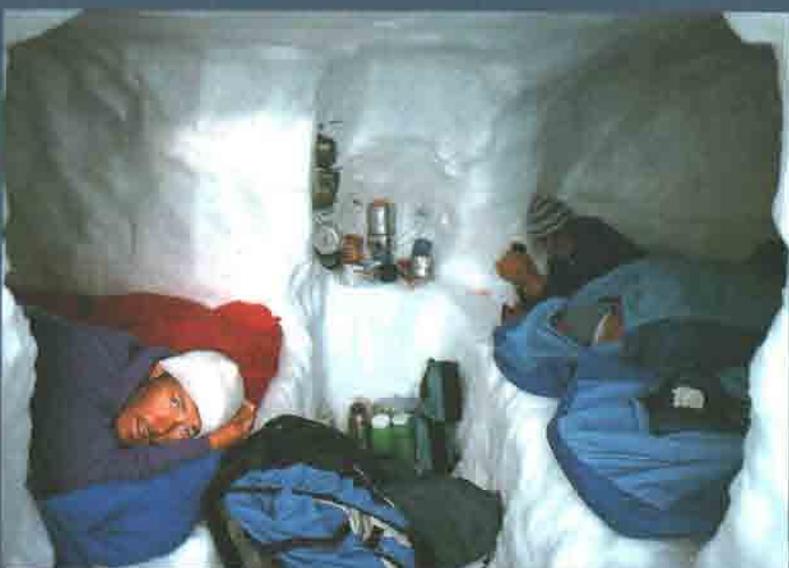
Am Zusammenfluß von Choktoi- und Panmah-Gletscher bauen wir unser letztes Lager auf. Die Abschlußetappe führt über den flachen Choktoi-Gletscher zum Basislagerplatz auf 4650 m, genau gegenüber der gut 2000 m hohen Nordwand des Latok I. Hier in diesem Kessel, aus dem die höchsten Gipfel der Latok-Gruppe aufragen, gibt es noch unzählige Möglichkeiten für Neutouren, vom rein südseitigen Felsanstieg bis zu großen kombinierten Nordwänden ist alles geboten. Am westlichen Ende des großen Kessels steht unser Ziel, der 7285 m hohe Ogre (pakist. Baintha Brakk). Von einer Scharte ragt die ca. 1600 m hohe Südostkante aus Granit auf, die nur einmal von Schnee und Eis unterbrochen ist.

Von M. Kennedy, der vor zehn Jahren in der Nordwand des Latok kletterte, hatten wir ein Bild vom oberen Teil der Kante. Vom Zugang zum Kantenfuß hatten wir leider keine Informationen. Aber gerade solche Unwägbarkeiten machen den Reiz einer Expedition aus.

*Rechts: Der Gipfelaufbau
des Ogre im Abendlicht.
Unten: Im Eisbruch am Ogre.*



*Rechts:
Schneehöhle an
der Ogre-SO-Kante*

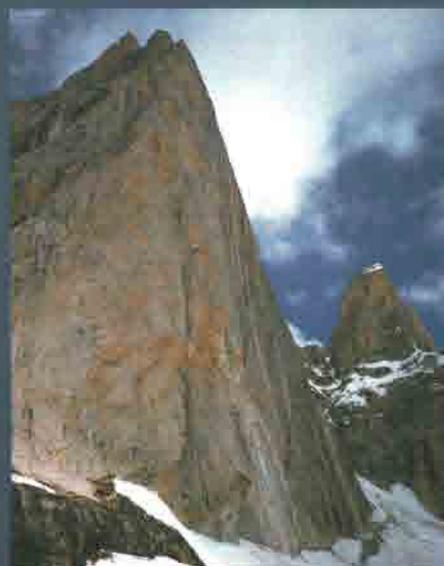


*Fotos:
Dieter Elsner (2)
Herbert Jans*

Neue Dimensionen im Karakorum

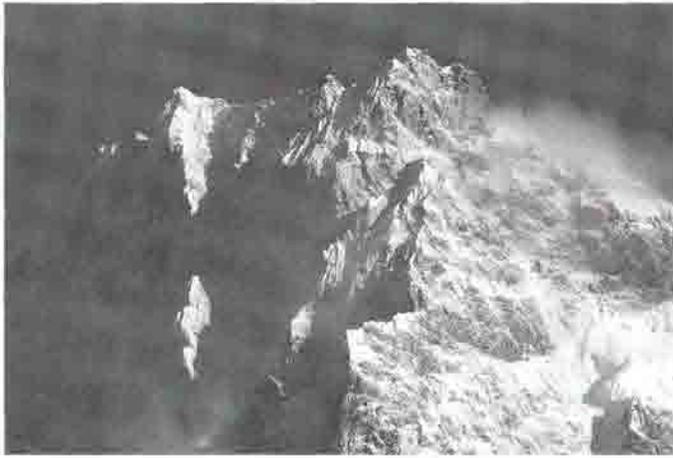


Links: In der
Nordost-Wand
des Adrak Brakk
Unten: Am Ogre Stump



Ganz links:
Ogre Stump-SW-Wand
Links: Standplatz am
Adrak Brakk

Fotos:
Andreas Dick
Ulrich Eberhardt
Michael Lendrodt
Michael Saumweber



Links:
Der Latok I
nach dem Schneefall

Foto:
Dieter Elsner

Nachdem Christoph K., Klaus-Peter und Reiner den Rand des Bruches fertigversichert und Lasten in das Gletscherbecken getragen haben, steigt unsere Dreiergruppe zum Zelt unter dem Bruch auf, um in der kommenden Nacht den Weiterweg zur Scharte zu erkunden. Bei sternklarer Nacht und guter Laune kochen wir unser Abendessen. Aber unser Optimismus wird durch einen schnellen Wolkenaufzug und einsetzenden Schneefall gedämpft. Mehrmals stehen wir auf und befreien das Zelt von den Schneelasten.

Am Morgen bleibt uns nur der Weg zurück ins Basislager. Schneefall, Schneefall, Schneefall, vier Tage lang.

„Lieber Dieter, wir haben einen wunderschönen Sommer, aber ich fühle mich oft einsam . . .“

Was reizt mich so an diesem Berg? Seine bestechende Form? Die Zweitbesteigung auf einer neuen Route? Die zu erwartende interessante Kletterei?

D. Scott und Ch. Bonington konnten 1977 den Berg erstmals von der anderen Seite besteigen. Beim Abseilen vom Gipfelblock brach sich Scott beide Knöchel. In sieben Tagen kämpften sich die beiden im Schneesturm, Scott mehr oder weniger kriechend, hinab ins Basislager.

Unsere gesamte Mannschaft hockt im Küchenzelt und zählt die verbleibenden Tage. Bereits in Rawalpindi verloren wir wegen bürokratischer Schwierigkeiten wertvolle Zeit. Die pakistanischen Beamten mit ihrer „Inshallah-Mentalität“ konnten unsere Ungeduld überhaupt nicht verstehen.

Läuft uns die Zeit davon? Wie lange dauert es noch, bis wir am Beginn der Kante sind? Wie schwer wird der Fels sein?

„Lieber Dieter, vergiß unsere Träume nicht . . .“

Wie gemütlich könnte es jetzt in Südfrankreich oder im Yosemite Valley sein? Aber seit zwei Jahren geistert mir der Ogre im Kopf herum. Immer wieder wanderten meine Gedanken in dieses Land, zu diesem Berg. Jetzt wo ich endlich hier bin, denke ich oft an Claudia und . . . Ihren Blick beim Abschied werde ich nicht vergessen.

Lawinenabgänge im ganzen Talkessel

In der Nordwand des Latok I geht eine riesige Staublawine nieder, die unser Basislager völlig einnebelt.

Warum klettern wir nicht an den von unserem Basislager leicht und vor allem sicher zugänglichen südseitigen Wänden und Kanten? Die Antwort weiß eigentlich keiner so recht. Vielleicht, weil wir „unser Ziel“ nicht so schnell aufgeben wollen.

Nach den starken Schneefällen müssen wir wegen Lawinengefahr zwei weitere Tage warten, ehe wir wieder am Berg weitermachen können. Dann steigen wir mit schweren Lasten an den oberen Rand des Gletscherbeckens; Christoph K. und Klaus-Peter klettern in der Flanke, die zur Scharte hinauf führt, bis sie durch herabdonnernde Wagenräder aus Granit zurückgetrieben werden.

Wärme bis in große Höhen und dadurch bedingter Steinschlag zwingen uns auch nachts zum Nichtstun. Später erzählen uns Jugoslawen, die an der Magic Line am K 2 kletterten, daß sie in Höhen über 7000 m Temperaturen um 0° C gemessen haben. Auf ca. 5450 m, am unteren Ende der Flanke, bauen wir eine geräumige Schneehöhle, die uns allen Platz bietet.

„Lieber Dieter, wir tanzen zu Musik aus dem Senegal . . .“

Erst am 11. August können Herbert und ich bei niedrigeren Temperaturen aufbrechen, um endlich den Beginn der Kante zu erreichen. 16 Tage nach Errichtung des Basislagers stehen wir endlich in der Scharte, ca. 5750 m hoch, und die gesamte Felskletterei liegt noch vor uns.

Mein Rückflugtermin ist schon ziemlich nahe. Den Aufstieg weiterzumachen und rechtzeitig für den Heimflug in Islamabad zu sein, ist unmöglich. Betrübt betrachte ich die steile Kante. Aber eigentlich sollte ich zu Hause sein.

„Lieber Dieter, ich bin so allein . . .“

Also, nichts wie runter. Beim Abstieg treffen wir die beiden Christophs, die Material nach oben bringen.

Unruhige Nacht in der Schneehöhle.

Mir bleibt keine andere Wahl, ich muß alleine ins Basislager absteigen. Dort packe ich meinen Rucksack und gehe so schnell ich kann Richtung Askole. Mich kann hier nichts mehr halten. Die beiden Christophs, Reiner und Herbert beginnen heute an der Kante zu klettern.

Als es stockdunkel ist, schlafe ich erschöpft ein. Vielleicht komme ich doch noch „rechtzeitig“ heim. Laufen, laufen, laufen. In Askole treffe ich Hartmuts (Münchenbach) Expedition. So werde ich vor dem Verdurstenden und Verhungern gerettet und kann mit Leuten reden.

Der Jeep von Dassu nach Skardu geht kaputt, endlose Wartezeit . . . Der Traum vom Flug Skardu — Islamabad ist bald ausgeträumt, alle Flüge ausgebucht. Das ganze Land macht sich auf den Weg in die Hauptstadt, um dem Begräbnis des Staatspräsidenten Zia-ul-Hags beizuwohnen. Auch meinen Flug nach Deutschland kann ich nicht vorverlegen. Ich werde noch verückt.

Im Bazargewühl treffe ich die anderen von unserer Expedition wieder. Nach einem erneuten Schlechtwettereinbruch mußten sie aufgeben.

Aber ein Telefongespräch muß doch wenigstens klappen.

„Claudia, ist es schon vorbei?“

„Ja, ich bin noch im Krankenhaus. Wir haben einen tollen Sohn bekommen.“

Dieter Elsner

Foto: Bernd Arnold

DAV-Trainingsexpedition 1988

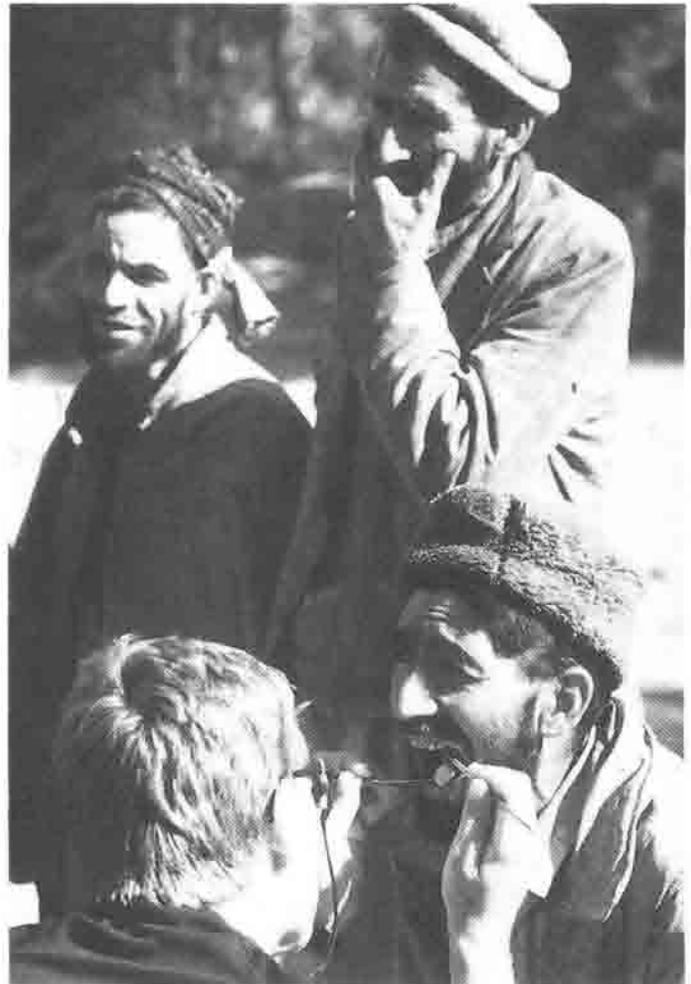
„Extremes Felsklettern in den Weltbergen“ stand in den DAV-Mitteilungen. Zu dieser Trainingsexpedition meldeten sich mindestens 35 Bewerber. Unser erster Vorsitzender Dr. März war trotz angespannter Haushaltslage nicht kleinlich und schlug vor, zwei Expeditionen durchzuführen. Die Expedition der Profikletterer leitete Hartmut Münchenbach zu den Trango-Türmen, die zweite Gruppe der Nachwuchskletterer unter Leitung von Ulrich Eberhardt mußte erst „ihren“ Berg finden.

Einerseits war extremes Klettern angesagt, andererseits sollten auch die Vorstellungen einer Trainingsexpedition verwirklicht werden. Kurz umrissen sind die Ziele unter anderem die Organisation von Trägern, Verhandlungen mit Behörden, Kalkulieren und Beschaffen von Verpflegung und Ausrüstung, Planen und Durchführen der Fahrt unter ökologischen Gesichtspunkten, sich in fremden Kulturen zurechtzufinden sowie sich selbst und die Gruppe auf längerer Fahrt zu erleben.

Aus diesen Gesichtspunkten heraus konnten sich die Ziele nur im Himalaya befinden. Nepal fiel wegen schlechter Felsqualität aus dem Rennen, der indische Himalaya war Ziel der letzten Trainingsexpedition, so entschieden wir uns für das Karakorum. Für Besteigungen über 6000 m war die Genehmigungsfrist schon abgelaufen. Wir sahen aber auf Photos phantastische Berge unter 6000 m mit langen anspruchsvollen Linien. Wollen wir in ein bekanntes Gebiet, das in der Vorplanung gut abzuchecken ist, oder wollen wir ein unbekanntes Gebiet erforschen? Wir entschieden uns für letzteres. Aufgrund einiger Dias von Günter Sturm wollten wir das Gebiet des **Biafo-Gletschers** erkunden. Die Bilder versprachen sehr steile Felsklettereien im festen Fels und schienen vor objektiven Gefahren relativ sicher zu sein. Weitere gute Informationen bekamen wir von einer amerikanischen Expedition, die eine 1000 m hohe senkrechte Felssäule im Biafo-Gebiet bestiegen hatte.

Mit diesen Vorgaben planten wir unsere Unternehmung. Mindestens zehnmal reisten die Teilnehmer aus ganz Deutschland nach München, um bei Aventinus (Weizenstarkbier) und Obatztn (bayerische Spezialität) die Sache in den Griff zu bekommen. Jeder mußte einen Planungsbereich bearbeiten. Durch zusätzliche Informationen wie Wetter und Geographie des Karakorum, sozio-kulturelle Verhältnisse in Pakistan, die politische Lage, medizinische Probleme sowie die Problematik Tourist — Einheimischer wurden auch die von früheren Expeditionen vernachlässigten Themenbereiche in die Vorbereitung miteinbezogen. Im Val di Mello im Bergell, eine Art Mini-Karakorum, probten wir für vier Tage die Aktionen in der Felswand. Das Material und unser Können wurden nochmals getestet, bzw. konnten wir uns ohne Großstadtatmosphäre näher kennenlernen.

Eine Woche vor unserem Abflugtermin flogen Michael Kinne und Christoph Zuleger nach Rawalpindi und manövierten unser Gepäck durch den Zoll. Ohne Trekkingagenturen sind Be-



Anmarsch zum Biafo-Gletscher. — Der Expeditionsarzt ist auch für Einheimische da.
Foto: Andreas Dick

hördengänge, Zollformalitäten und die Organisation von Lkws aufwendiger, andererseits wird man neben der Kostenersparnis durch den vielseitigen Umgang mit der Bevölkerung und mit aufregenden Erlebnissen belohnt. Die gesamte Mannschaft beteiligte sich am Einkauf von Lebensmitteln im orientalischen Bazar; sicher einer der Höhepunkte dieser Fahrt. Der Tiefpunkt für Magen und Nerven folgte zugleich auf der Busfahrt von Rawalpindi nach Skardu. Die 900 km Fahrt entlang der Indusschlucht ist zwar landschaftlich imposant, aber nach 36stündiger Non-Stop-Rüttelei spiegelten sich in unseren Gesichtern nur noch Anstrengung und Erschöpfung. In Skardu und Dassu begann die übliche Aktion der Trägerorganisation. Bei 50 Expeditionen und 25 Trekkinggruppen im Jahr entlang der Braldu-Schlucht kann es schon vorkommen, daß zuwenig Träger zur Verfügung stehen. Daher mußten wir schubweise bis zum Basislager vordringen.







*Im Basislager vereitelt
ein Bär das Entspannen.*

Foto: Eduard Koch

In der Nähe unseres traumhaften Lagerplatzes entdeckten wir neue Wände, bombenfesten Fels versprechend und bis 1000 m senkrecht — lohnende Ziele noch für viele Expeditionen. Diejenigen, die sich für 2000—3000-m-Wände begeistern, können in der südlichen Latok-Gruppe noch viele Routen finden. Wir entschieden uns für zwei Wände, die vom gleichen Hochlager aus zu besteigen waren, ca. 800 m senkrechten Fels versprachen und vor Stein- und Eisschlag sicher schienen.

„May-be inshallah“ und „die unerträgliche Eisigkeit des Steins“, so nannten wir unsere Routen. Am 17. August erkundeten wir am *Ogre-Stump* und *Adrak-Brakk* unsere Wände. Zum Eingewöhnen kletterten Andy Dick und Michael Kinne eine 600 m hohe Felskante im 5. bis 6. Schwierigkeitsgrad, die dem Latok 1 vorgelagert ist.

Anfängliche Vorstellungen, im Alpinstil in drei bis vier Tagen durch die Wände zu klettern, wurden bald zerstreut. Geschlossener, kompakter Fels, fest aber unfreundlich zum Hakenschlagen und Klemmkeillegen, bremste unsere Geschwindigkeitsvorstellungen. Auch das Hochlager in 4500 m Höhe, umsäumt von Edelweiß und Primeln, war für uns angenehmer, als die Vorstellung, in Hängematten in der Wand zu übernachten. Am Abend wurde der tägliche Kampf, der Frust und die Lust mitgeteilt und besprochen. Für die Südwest-Wand des *Ogre-Stump* entschieden sich Ulrich Eberhardt, Stefan Köhler, Eduard Koch, Bernd Eberle, Michael Saumweber und Christian Fütterer. Auf der anderen Seite des Uzun-Gletschers kletterten Andy Dick, Christoph Zuleger, Michael Kinne, Michael Lendrodt und Jürgen Wittmann den 700 m hohen Pfeiler des von uns benannten *Adrak-Brakk* (5700 m).

Die NO-Wand des *Adrak-Brakks* sieht ungemein kompakt aus. 700 m senkrechter Fels ohne Absätze schwingen sich auf bis zum Pfeilerkopf. Anschließend zieht ein überwachteter Grat weiter, den man in seiner Form mehr in Patagonien erwartet. Nach 150 m Kletterei im 5. bis 6. Schwierigkeitsgrad mußte eine ca. 150 m hohe kompakte, glatte Felszone überwunden werden. Alle hakentechnischen Tricks waren notwendig, um in drei Tagen diesen Wandteil zu überwinden.

Nach 300 m Kletterei hatte die Mannschaft den Expeditionsstil satt und kämpfte sich die nächsten 400 m im Alpinstil weiter. An drei Tagen mußten sie in Hängematten übernachten, bevor sie einen Sitzbiwakplatz erreichten. Die letzten 100 m zum Sitzbiwak zeigte sich der Berg von seiner eisigen Seite. Schottische

Steileistechnik war angesagt. Die zentimeterdicke Eisauflage verhinderte das Anbringen solider Sicherungspunkte. Erst am dritten Tag konnte der angenehme Biwakplatz erreicht werden. Die letzten 200 m vom Pfeilerkopf weg konnten wieder „by fair means“ im 6. bis 7. Grad durchstiegen werden. 13 Tage waren notwendig, um diese Wand zu durchsteigen.

Durch die Südwand des *Ogre-Stump* (5600 m) sahen wir eine schöne Möglichkeit, über Risse, Verschneidungen und Plattenklettereien den Gipfel zu erreichen. Aus Sicherheitsgründen wählten wir auch hier den Expeditionsstil bis in zweidrittel Wandhöhe. Bis auf wenige Meter konnte diese Wand — fester sonnenbeschienener Fels, aufregende Kulisse, ähnlich der Capucin-Ostwand im Mont-Blanc-Gebiet, nur doppelt so hoch — frei geklettert werden. Doch auch hier blieb die Wand schwer bis zum Gipfel (5 bis 6, teilweise 7). Nach elf Tagen Vorarbeit konnte die Wand durchstiegen werden. Oben stellten wir fest, daß vor uns Amerikaner über die Westkante auf den Gipfel gelangt waren.

Unten im Basislager vereitelt ein Bär das Entspannen und ruhige Schlafen. Zur Bewachung der Essensvorräte und zur psychologischen Betreuung des Kochs mußte immer eine Mannschaft im Lager bleiben. Trotzdem zeretzte er uns ein Zelt und genöß Zahncreme, Müsliriegel und Aspirintabletten.

Am 6. September trafen wir uns alle überglücklich im Basislager. Alle Teilnehmer waren maßgeblich an den Gipfelerfolgen beteiligt. Wir hatten keinen Unfall erlitten, und auch das gemeinschaftliche Handeln förderte das Glücksgefühl.

Als zusätzlicher Leckerbissen gingen neun Teilnehmer mit zwei Trägern in sechs Tagen über den Hisparpaß (5150 m) nach Hunza. Das heißt, 25 km über den autobahnähnlichen Biafogletscher zum Snow-Lake, einer Miniaturausgabe arktischer Landschaften. Nach dem Hisparpaß führte der Weg meist über großes, wackeliges Blockwerk den 50 km langen Hispargletscher nach Nagar hinunter. Auf diesem Weg sahen wir unzählige Besteigungsmöglichkeiten an 6000 bis 7800 m hohen Bergen.

Am 17. September trafen wir uns alle wieder in Rawalpindi. Das gute Gefühl in der Gruppe begleitete uns während der ganzen Expedition. Die Besichtigung eines deutsch-pakistanischen Entwicklungsprojekts in Madan führte uns allen nochmals die eigentlichen Probleme dieses Landes vor Augen. Landwirtschafts-, Forst-, Erziehungs- und Sozialwissenschaftler arbeiten gemeinsam mit der Bevölkerung an der Entwicklung eines kleinen ländlichen Raumes östlich von Peschawar. Am 22. September verabschiedeten wir uns am Flughafen von unserem Freund Raschid, der uns die Inshallah-Mentalität nähergebracht hat.

Fazit: Die Überlegung, Sportklettern im Himalaya als das Ziel einer Trainingsexpedition zu setzen, ging voll auf. Zwei interessante Erstbegehungen, alle Teilnehmer auf dem Gipfel und ein unfallfreier Ablauf sprechen für den Erfolg. Gerade nach der Erschließung aller hohen Berge im Himalaya finden junge Kletterer an steilen Felswänden noch viele lohnende neue Ziele, die auch objektiv sicherer sind als kombinierte Wände.

Ulrich Eberhardt

Endpunkt und Anfang

Sportklettern an den Trango Türmen

Von Bernd Arnold

Die Mitteilung

In meinem kleinen Mansardenzimmer klickt der Projektor, unentwegt tauchen vor meinen Augen Bilder der vergangenen sechs Monate auf. In der Bildfolge versinke ich in Erinnerungen und Gedanken, versuche dabei die Mitteilung ins Greifbare zu transportieren.

Ich bin wieder zu Hause, im Vaterhaus, umgeben von der Familie, wieder in der kleinen Druckerwerkstatt, wieder gehts auf tausendmal gegangenen Waldwegen mit den alten Freunden zu den Felsen, die so bedeutungsvoll sind für mich.

Zeit, um den Bogen wieder zu spannen, der den Pfeil irgendwann wieder hinausschießen läßt.

Doch jetzt versuche ich schon fünf Abende lang, aus den 1400 Dias, vom Wegfahren, vom Klettern in den Alpen, von alten und neuen Freunden und natürlich der Expedition zu den Trangotürmen mit ihrer ganzen Bandbreite, einen Vortrag, welcher meinen Erlebnissen, Gedanken und gewonnenen Erfahrungen entspricht, zusammenzustellen. Die Mitteilung, im Vortrag wiedergegeben oder als Niederschrift, wird zum Experiment, auch zum Abenteuer. Vor einem Forum wird sie Verpflichtung vor der Wahrheit.

Außergewöhnliche Erlebnisse haben es zumeist an sich, daß sie beim „Verarbeitetwerden“, je nach Typ des Erlebenden, ein mehr oder weniger großes Mitteilungsbedürfnis erzeugen. Mit Erlebtem, unwichtig um welche der vielen Möglichkeiten es sich dabei handelt, gestreift oder ausgeschöpft, geht immer eine Formung, Erweiterung unseres momentanen Gesichtskreises einher.

Dieser Prozeß bringt uns, mitunter über uns selbst, ins Staunen und eben dieses Staunen, die Freude darüber, diese Gunst erfahren zu haben, bringt die Mitteilung aus uns hervor. Damit ist auch erklärt, was mich hier an dieser Stelle berichten läßt.

Ursprünglich sollte es sozusagen ein Expeditionsbericht über die vom DAV im August und September des vergangenen Jahres ausgerichtete Expedition zur Trangogruppe im Karakorumgebiet werden. Doch Berichte über Expeditionen, deren es ja schon reichlich gibt, ähneln einander mitunter derart, daß man nur noch Namen der Teilnehmer und Zeitraum auszuwechseln bräuchte.

Deshalb will ich versuchen, so gut ich kann und entsprechend meinem Wissensstand, das Besondere dieser Expedition aus meiner Sicht herauszufinden.

Expedition . . . Expedition. Der Rhythmus der Schienenstöße läßt mich immer wieder dieses „Expedition . . . Expedition“ heraushören. Am Ende des Schienenstranges der Flughafen Frankfurt, eben ein Startplatz auch für Expeditionen.

Um dieses Zauberwort ranken sich die verschiedensten Erwartungshaltungen der Teilnehmer. Dieser Begriff steht also nicht nur schlechthin für Forschungs- oder Entdeckungsreise.

Expedition, das ist nicht nur abrechenbare Leistung, sei es jetzt sportlich oder wissenschaftlich, das ist nicht nur einfach auf Reisen gehen, das ist nicht nur sich fremden Völkern und Kulturkreisen nähern, das ist nicht nur das eigene Erleben der unterschiedlichsten Landschaftsformen, das ist nicht nur ein engeres Zusammenrücken der Erlebnispartner..

Expedition, das ist ein Riesenspektrum, dessen Farbigkeit von der Farbtüchtigkeit des einzelnen abhängt.

DAV-Expedition 1988 — Trango Tower — vom 29. 7. bis 29. 9. 1988 /Basislager 17. 8. bis 14. 9. 1988

Teilnehmer: Kurt Albert, Bernd Arnold, Wolfgang Güllich, Wolfgang Kraus, Martin Leinauer, Thomas Lipinski, Dr. Jörg Schneider, Martin Schwiersch, Jörg Wilz, Leitung: Hartmut Münchenbach.

An Hand der Personen und ihrem vorrangigen Betätigungsfeld müßte man sagen, eine Gruppe von Sportkletterern versucht sich an auserlesenen Steilwänden im auserlesenen Hochgebirge.

Es kann schon sein, daß diese Bezeichnung für den einen oder anderen Teilnehmer zu Beginn der Expedition, auf dem Frankfurter Flughafen zugetroffen hat, doch eine Expedition ist kein „Superclimb“ inmitten von der Zivilisation längst übererschlossenen Landstrichen.

Hier weilst du in dem für Europäer nur schwer zu begreifenden Staatsgebilde Pakistan. Hier wirst du zum Bergwanderer, lange bevor das Klettern beginnt, dabei flößt dir die gewaltige und von nichts zu bändigende Natur Respekt, Achtung, ja in letzter Konsequenz vielleicht sogar Furcht ein. Jeder muß angesichts dieser überdimensionierten Natur erkennen, wie klein er ist, und er ist gut beraten, sich als Mensch, als ein Stück derselben, darin einzugliedern.

Das große Spiel an den Trango-Türmen



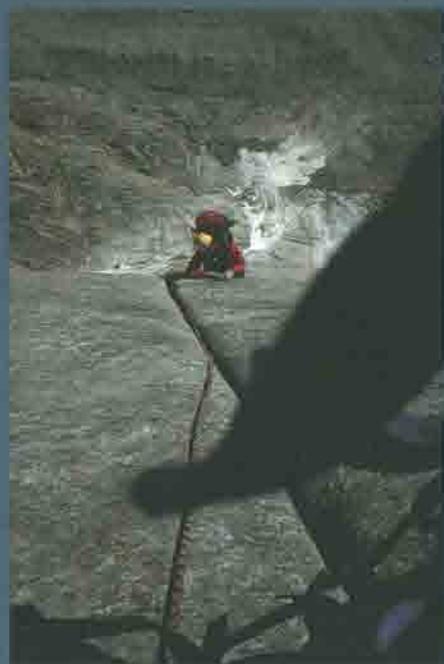
*Oben:
Pendelquergang am
Norwegerpfeiler des
Großen Trango-Turmes
Rechts: Letztes Sonnenlicht
am Masherbrum*



*Alle Fotos:
Bernd Arnold*



*Links:
Großer Trango-Turm und
Nameless Tower (rechts hinten)
Unten: In der Südwand des
Nameless Tower
(Jugoslawenroute)*



Klettertechnisch genauso anspruchsvoll wie die Norwegerroute am Großen Trango-Turm erfordert die Südwand des Nameless Tower weniger Einsatz: Sie ist der Sonne zugewandt.



„Nach sechstägiger Wanderung durch das wilde Braidutal. . .“

Foto: Bernd Arnold

den Bergen und die Schilderungen von Hartmut über die Vielzahl der vorhandenen Möglichkeiten, da er den Fels der Trangogruppe schon aus eigenem Erleben kannte, verdrängten diese Unruhe.

Nach sechstägiger Wanderung durch das wilde Braidutal, am Platz des Basislagers angekommen, die Trangotürme im Angesicht, bricht diese Wunde wieder auf.

Zehn unternehmungshungrige Männer brauchen ein Ziel. Eigentlich sind es alle Felsberge, die den Dungegletscher, einen kleinen Bruder des riesigen Batoroisstromes, hufeisenförmig einschließen, wert, erstiegen zu werden.

Die absolute Schönheit der Gipfform eines Nameless Towers und die riesige Dimension des Nordostpfeilers (Norwegerpfeiler) am Großen Trango, bleiben von den anderen unerreicht und geben somit die Ziele vor.

Die zehnköpfige Expedition teilt sich in zwei Fünfergruppen.

Und dann das Ziel, die Berge, sie beeindruckten dich über alle Maßen und nehmen gewissermaßen deine Sinne gefangen. Sie sagen dir, willst du außer Erlebnis und Abenteuer den Erfolg dazu, so mußt du immer besser und noch besser werden. Trotzdem bleibt der Erfolg immer in Frage gestellt.

Diese Forderung, dir selbst gestellt, kann mitunter deine ganzen körperlichen und geistigen Kräfte in Anspruch nehmen und sogar verzehren.

Resultierend aus diesen Gedanken ist die Tatsache, daß keiner der zehn Männer nur als Sportkletterer, der er vielleicht zuvor nur gewesen sein mag, zurückgekehrt ist.

Es handelt sich jetzt ausnahmslos, so glaube ich zumindest, um sportlich ambitionierte Bergsteiger.

Die ziellose Ausfahrt

Am späten Abend des 9. August erreichen wir mit dem Autobus Skardu, die Hauptstadt Baltistans in 2300 m Höhe. Ende der Busfahrt. Skardu stellt eine Art Nadelöhr dar, alle Expeditionen, die in die Bergwildnis des Karakorums streben, müssen hier durch, egal ob mit Bus oder Flugzeug angereist wird.

Deshalb befindet sich auch hier im sogenannten K 2-Hotel eine Art Wandzeitung, auf der jede hinausziehende bzw. zurückkehrende Expedition ihr Wunschziel bzw. das Erreichte auf einer mehr oder weniger geschmackvollen Karte hinterläßt.

Für uns und andere Expeditionen auch war das Durchforsten dieser Mitteilungen eine interessante Reminiszenz der letzten Jahre. Doch plötzlich erfährt dieser Film einen Riß.

Hier, dieses Bild vom Nameless Tower mit der eingezeichneten Linie durch die Ostwand, läßt uns stützen. Ist das nicht die Erstbegehung, das mutmaßliche Ziel, welches wir mit unserer Expedition verfolgen wollten.

Der Pole Wojtek Kurtyka und der Schweizer Erhard Loretan waren uns hierbei einen Monat zuvor gekommen. Und wie ich im nachhinein erfuhr, gerechter Weise, denn schon 1986 war Kurtyka, damals gemeinsam mit Japanern, um dieses Problem, allerdings erfolglos, bemüht. Geschockt hatte uns diese Nachricht aber trotzdem. Nur die immer noch große Entfernung zu

Das große Spiel

Die Karten sind gemischt und verteilt, das Spiel kann beginnen. Die Spieler — Kurt Albert, Wolfgang Güllich, Martin Leinauer, Hartmut Münchenbach und ich — halten ihre Trümpfe in der Hand und wollen ihr Bestes geben. Das, auf was wir uns eingelassen haben, ist allerdings kein Kartenspiel, hat damit aber dennoch einige Gemeinsamkeiten: Auf beide Spiele kann man sich vorbereiten, ja sie sind bis zu einem gewissen Grad erlernbar. Eine Garantie für den Erfolg, für den Ausgang des Spiels gibt es jedoch nie. Unser Spiel heißt „Begehungsversuch des Nordostpfeilers am Großen Trango Turm“

Der Eindruck dieser wie von Zyklophenhand geformten Kante auf uns ist so mächtig, daß ich allmählich zum Spielball meiner Emotionen werde. Einmal ist da das Gefühl, das man fast als Angst bezeichnen könnte, eine Furcht vor dem, was uns dort oben erwarten wird. Neugier und Erlebnishunger jedoch können sie kompensieren. Mit den Klängen eines romantischen Orgelkonzerts aus dem Walkman mache ich am späten Abend Frieden mit mir und lasse meine Gedanken fliegen . . .

Seinen Namen erhielt der Nordostpfeiler durch seine Erstbegeher, die Norweger Hans-Christian Doseth und Fin Daehli, unter Mithilfe von P. Aasheim und Dag Kolsrud. Im Juli und August 1984 arbeiteten sie an diesem Pfeiler; die beiden Erstbegeher kamen dann beim Abstieg ums Leben.

Mit einer Gesamthöhe von 2000 Metern über dem Dunge-Gletscher und einer Pfeilerhöhe von 1500 Metern, ist er sicher der größte bisher durchstiegene „big wall“ unserer Erde.

Vor dem Klettern mußt du schuften

Unsere Ausrüstung besteht aus 700 Metern Seil, 150 Karabinern, 100 Bohrhaken, Klemmkeilen, Friends, Eisgeräten und Verpflegung für 20 Tage.

Anderthalb Stunden müssen wir diese Lasten zum Einstieg schleppen, doch damit nicht genug: Nach jeder gekletterten

Foto: Bernd Arnold

Seillänge sollen die zahlreichen Materialsäcke nach oben transportiert werden — eine echte Knochenarbeit . . .

21. August, unser dritter Tag am Pfeiler: Gemeinsam mit Wolfgang bilde ich die Seilschaft an der Spitze. Am Morgen hatte jeder von uns noch einen gewaltigen Materialsack zum Einstieg geschleppt, dann stiegen wir drei Seillängen an unseren Fixseilen hinauf — Stand mit zwei Bohrhaken. Die nächste Seillänge fällt an Wolfgang — diffizile Hangel- und Handrißklettereien an kurzen, versetzten Rissen. Hier entpuppt sich ein Freund als wirklicher Freund, denn ohne solche Wunderdinge wäre ein Sichern hier undenkbar: Stand auf einer schrägen Platte, Bohrhaken.

Nun setzt ein Fingerriß ein, der sich nach einigen Metern zum Handriß erweitert und weiter oben noch breiter wird — die Natur als Baumeister!

Von solch einer Seillänge hatte ich im Grunde immer geträumt — ob es sie in Wirklichkeit wohl gibt? Jetzt habe ich sie gefunden, ausgerechnet in dieser wilden Umgebung!

Den Körper strecken, die Hand mit Daumen nach unten in den feinen Riß stecken, nach unten belasten, bis der Druck an den Fingergelenken so stark ist, daß das Gefühl sagt: Die Hand hält. Anziehen, den Fuß hoch in den Riß setzen und so weiter. Der folgende Handriß klemmt wie ein Schraubstock und auch die Rißbreite darüber entspricht meiner bescheidenen Faust — bei solchen Passagen kommt der Felskletterer an den Rand des Wahnsinns . . .

Das Biwak

Jeder von uns übernachtete am Pfeiler acht- oder neunmal. Dabei verwendeten wir, mit zwei Ausnahmen, immer unsere „porter ledges“, waagrechte transportable Plattformen, die in der vertikalen Wand aufgehängt werden — eine wunderbare Erfindung. Weil man darin entspannt liegen kann, ist dadurch während der Nacht ein echtes Regenerieren des Körpers möglich. Seit drei Tagen schon vermissen wir die wärmenden Strahlen der Morgensonne, sie machte uns anfangs das Aufstehen leichter. Auf unserer Nordostseite ist sie jetzt, im September, ohnehin nur kurze Zeit wirksam.

1. September: Schnee und Eis überziehen den Fels über uns, sodaß sich unser Vorwärtskommen meist nur auf zwei Seillängen pro Tag beschränkt. Heute wollen wir den Schneegrat, in zweidrittel Wandhöhe, erreichen und gleichzeitig unsere gesamte Biwakausrüstung weiter nach oben transportieren, eine für das weitere Vorwärtskommen wichtige Sache.

Gegen 10 Uhr sind Hartmut und ich am gestrigen Umkehrpunkt von Wolfgang und Martin. Der Riß über dem Standplatz ist total mit Eis gefüllt. Mehr als drei Stunden ist Hartmut in dieser Seillänge beschäftigt.

Ehe ich mich an die darauffolgenden Schnee- und Eispassagen mache, schnalle ich die Steigeisen an und greife zum Eisgerät. Etwa 15 Meter vor dem Grat schließlich setze ich einen Bohrhaken. Das Wetter, das heute ohnehin nur durchwachsen ist, verschlechtert sich zusehends, Wolken jagen um die Gipfel und

starker Wind kommt auf. Die letzten Meter zum Grat bestehen aus steilem Eis. Endlich oben — ich will schon jubeln — doch was sich da zeigt, ist enttäuschend: Messerscharf zieht sich der Grat etwa 100 Meter hinauf zur oberen Wand. Die Größenverhältnisse haben mir hier wohl einen Streich gespielt, glaubte ich doch, daß es bis zum oberen Teil des Pfeilers nur noch ein Katzensprung sei: also zurück zum Bohrhaken und nachsichern. Unterdessen rücken Wolfgang, Kurt und Martin mit der Biwakausrüstung zu uns auf. Aus dem Wind ist ein starker Sturm geworden, der uns den Schnee ins Gesicht peitscht. An ein Biwak in diesem Gelände, noch dazu angesichts der sich verschlechternden Wetterbedingungen, will niemand denken.

Es ist 14 Uhr, also noch ausreichend Zeit, zu unserem alten Platz, dem abgesprengten Felspfeiler, zurückzukehren. Bei Einbruch der Dunkelheit sind wir schließlich im Basislager.

Die folgenden drei Tage bringen uns nicht das erhoffte Pfeilerwetter, so daß es unsere unterkühlten Nordostpfeilerseelen in die Südwand (Jugoslawenroute) des Nameless Tower zieht. Obwohl klettertechnisch gleich anspruchsvoll, ist die Route der Sonne zugewandt und fordert einen ungleich geringeren Einsatz.

Überhaupt wurde unsere Ruck-Zuck-Besteigung nur durch die gute Vorarbeit unserer ersten Gruppe möglich. Sie erreichten am 3. 9. den Gipfel.

Am 6. 9. gegen 10.30 Uhr stehe ich mit Martin Schwiersch und Martin Leinauer auf dem vielleicht nur 16 qm großen Gipfelplateau des Nameless Tower. Überglücklich, einen dieser stolzen, einzigartigen Felsberge doch noch bestiegen zu haben.

Unserer dritten Gruppe, Kurt Albert und Wolfgang Güllich, die sich im Vorstieg abwechselten, mit Hartmut Münchenbach im Gefolge, gelang gewissermaßen als sportliche Krönung, die Jugoslawenroute im RP-Stil*, zu durchsteigen.

Mit dieser Nameless-Besteigung hatte unsere Expedition Glück, das Glück des Tüchtigen. Hier hatte eben alles gestimmt, die Leistungsfähigkeit, die darauf letztenendes zufällig zugeschnittene Route, die entsprechenden Begleitumstände und das Wetter. Somit wird diese Nameless-Tour auch in Anbetracht des geringen Zeitaufwandes vorerst eine Ausnahme bleiben.

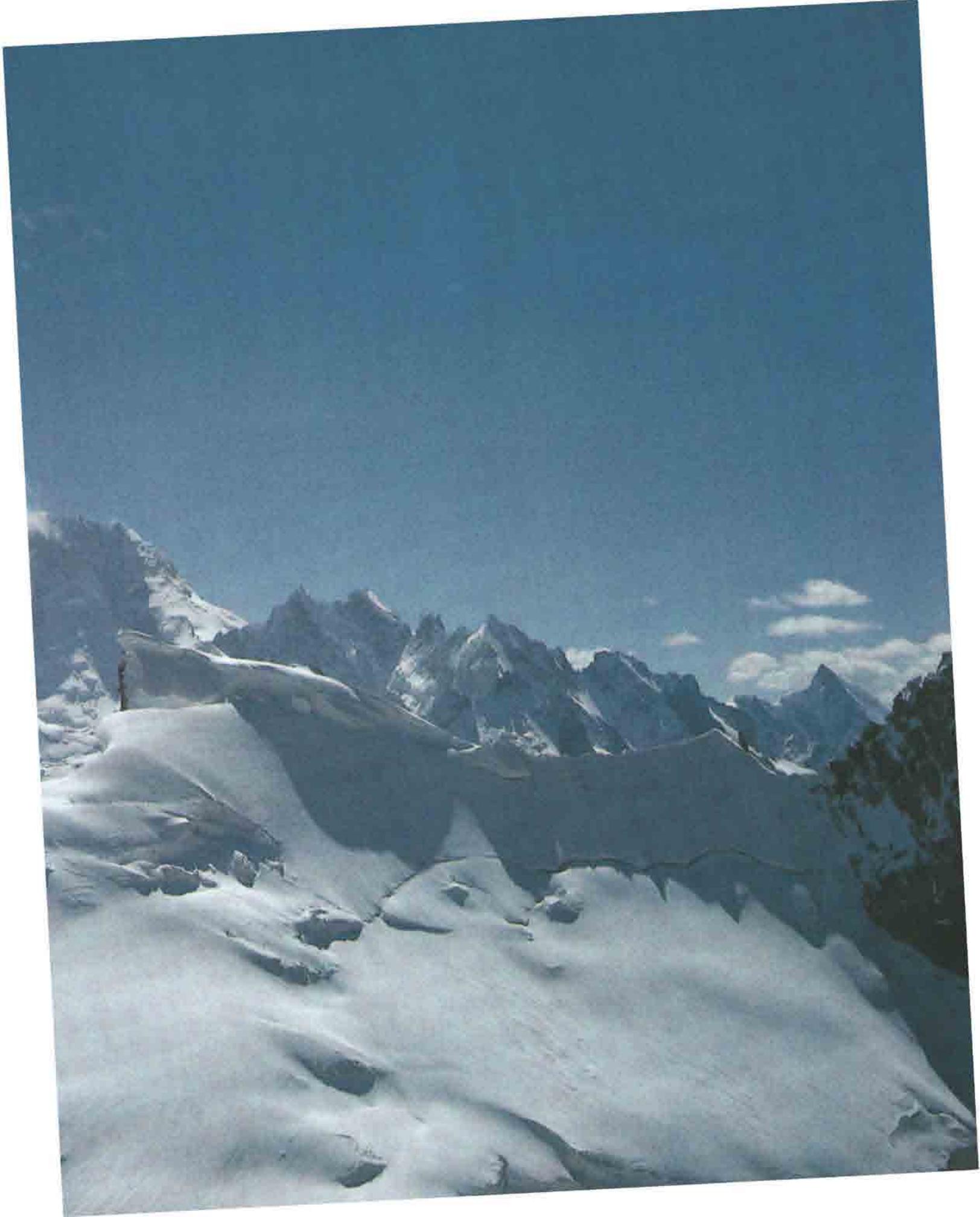
Die Entscheidung

Am 9. September, nach sieben Tagen und der erfolgreichen Besteigung des Nameless Tower, sind wir wieder am Pfeiler, diesmal ohne Martin Leinauer. Gegen Mittag erreichen wir unseren alten Biwakplatz. Die Fixseile darüber sind total vereist und wir gewinnen nur langsam an Höhe. Zudem ist es noch weit kälter als bei unserem ersten Versuch vor einer Woche.

Für die „restlichen“ 600 Meter des oberen Wandteils müßten wir noch härter zupacken als bisher und das konnte keiner von uns. Die Entscheidung steht an — in keinem Spiel läßt sich der Erfolg erzwingen . . .

* RP = Rotpunkt, d. h. ohne Verwendung künstlicher Steighilfen







1500 Höhenmeter am Norwegerpfeiler — das heißt ein Kilometer Granit vom Feinsten, wertvolle Erfahrungen und ein gewaltiges Trango-Erlebnis. Beim Abseilen beglückwünsche ich die beiden Norweger — ich hatte sie nie persönlich kennengelernt — und freue mich über ihren Erfolg . . .

Das war's gewesen oder hätte es gewesen sein können

Das war's gewesen, vorbei sind die Klettertage an den zu Fels gewordenen Träumen. Noch die Ausrüstung ins Basislager buckeln, in zwei, drei Tagen kommen die Träger.

Spätestens auf dem Gipfel des Nameless Tower, beim Rundblick in die unerschöpfliche Vielfalt des Karakorumgebietes wurde mir klar, hierher werde ich, sobald sich die Möglichkeit nochmals auftut, zurückkehren.

Dieser Gedanke war es gerade wieder, mit dem ich mich beim monotonen Abwärtssteigen beschäftigte.

Da passierte es — am linken Steigeisen hatten sich Stollen gebildet. Die Spitzen drangen nicht mehr tief genug ins Eis ein. Ich glitt aus und rutschte.

Mein Gepäck, vor allem ein Seesack am linken Arm, verhinderte ein energisches Bremsen mit dem Eisbeil.

Ich raste auf die große Querspalte zu, welche den Gletscher aufbricht und uns im Auf- und Abstieg zu einer Linksschleife zwang. Trotz des Wissens um die große Gefahr empfand ich keine Angst. Dieser Vorgang lief vor mir wie ein Film ab, in dem ich zum Betrachter des Sturzes wurde. Ja selbst, als ich vom Rand der Spalte abhob und meine ungefähre Aufschlagstelle im Grunde des Eisschlundes ausmachte (ca. 25 m freier Fall) nahm ich die Gefahr für Leib und Leben nicht an, sondern glaubte mit Inbrunst an meine Unverletzbarkeit.

Die anschließende Bergung gestaltete sich äußerst kompliziert und verlangte von allen Beteiligten den ganzen Mann.

Diese harten Stunden trugen wesentlich dazu bei, daß die, welche als Einzelkämpfer zum Baltoro gefahren waren, den Platz als eine Gruppe von Freunden verließen.

Inzwischen gehorcht mein Körper auch am Fels wieder meinen Kommandos, so daß das Klettern wieder eine Lust ist, eben Endpunkt und Anfang.

Warten
auf besseres
Wetter

Foto:
Bernd Arnold

Die Ersteigungsgeschichte der Trango-Türme

Gr. Trango, 6294 m:

- 1975 — erster Besteigungsversuch durch Engländer in der Südwand
- 1977 — Erstbesteigung durch amerik. Kleinexpedition über die Südwand
- 1984 — Erstbegehung des Nordostpfeilers durch Norweger H.-Chr. Doseth und Fin Daelhi mit tödlichem Ausgang, beide stürzten beim Abstieg
- 1985 — Erstbegehung der Nordwand (Eistour) engl. Seilschaft
- 1988 — 2. Begehung der Nordwand durch italienische Expedition
- 1988 — Durchsteigungsversuch „Norwegerpfeiler“ durch unsere Expedition, bei 1500 m erreichten Wandhöhe abgebrochen

Nameless Tower, 6257 m:

- 1976 — Erstbesteigung durch engl. Expedition, Südwestwand.
- 2. Besteigung durch japan. Expedition, Erstbegehungsversuch durch Amerikaner, Ostseite
- 1987 — Erstbegehung des Westpfeilers, schweizer. Expedition
- 1987 — Erstbegehung der Südwand, Jugoslawische Expedition
- 1988 — Erstbegehung des Südostpfeilers, Polnisch-schweizerische Expedition
- 1988 — 2./ 3./ 4. Begehung der Südwand und erste freie (RP) Begehung durch unsere Expedition

Notwendige Betrachtung

Soweit mir bekannt, wurde erstmals bei dieser Unternehmung ein DDR-Bergsportler und Mitglied des DWBO d. DDR (Deutscher Verband für Wandern, Bergsteigen und Orientierungslauf der DDR) als Teilnehmer in eine Expedition des DAV integriert. Vielleicht kann dieser zaghafte Beginn der Schlüssel für ein Miteinander beider Verbände werden, was sich beispielsweise im Sportleraustausch oder gemeinsamen Expeditionen ausdrücken könnte. Die Bergsportbegeisterten in beiden deutschen Staaten würden eine solche Entwicklung dankbar aufnehmen. Durch solche Kontakte würden ganz sicher noch vorhandene gegenseitige Vorurteile weiter abgebaut.

Sachsen als Expeditionsbergsteiger

Vielen wird meine Teilnahme, die eines Sachsen, an dieser Expedition kurios erschienen sein.

Die Bezeichnung Elbsandsteingebirge für meine Felsenheimat bringt mich etwas in Verlegenheit, bei einer durchschnittlichen Meereshöhe von etwa 400 Metern.

Wie kommt es nun, daß es mich in den 30 Jahren meines bergsportlichen Tuns immer wieder danach drängt, höhere Berge über möglichst steile Wände zu ersteigen?

Ein Bedürfnis, das ich im Rahmen meiner Möglichkeiten zu befriedigen suchte, obwohl ich vom Talent her ein Kletterer mit akrobatischen Ambitionen bin.

Die Wurzel dieser Lust dürfte in der Ethik des eigenständigen sächsischen Felskletterns zu finden sein. Durch die schon vor der Jahrhundertwende praktizierte Stilreinheit des Kletterns, der damit verbundenen Selbstbeschränkung der Mittel und des Erschließens der relativ kleinen Felstürme und Wände auf natürliche Weise, von unten nach oben, wurde dem sächsischen Felsklettern die mit diesem Sport verbundene Ernsthaftigkeit bewahrt.

Durch diese Faktoren waren die sächsischen Kletterer ihrem Tun nach zwar Kletterer, aber dem Wesen nach schon immer Bergsteiger. Diese anfangs vielleicht etwas verstiegen erscheinende Feststellung versuche ich nachstehend zu untermauern, indem ich die mir bekannten Aktivitäten von Sachsen in den Bergen der Welt, von den Altvorderen bis in die jüngste Vergangenheit, aneinanderreihe:

Mit der Herausbildung des stilreinen sächsischen Felskletterns ist unbedingt die Person von *Dr. Oscar Schuster* (1873—1917) verbunden. Im Elbsandstein war er vornehmlich in den Jahren 1889 bis 1898, oft in Gemeinschaft mit *Friedrich Meurer*, aktiv.

Doch war er in dieser Zeit auch schon in den Alpen unterwegs, zum Beispiel:

- 1894 Erstbesteigung — Schlüsselkarspitze
- 1895 Erstbegehung — Grohmannspitze-Nordwand
- 1897 Erste Skibesteigung eines Viertausenders (Monte Rosa)
- 1903 schaute er erstmals über die Alpengipfel hinaus, Kaukasus-Expedition unter Leitung *Rickmer-Rickmers*. Erstbesteigung Uschba-Südgipfel
- 1910/11/12/14 kehrte er immer in Begleitung seiner Dresdner Freunde *Dr. Fischer* und *Dr. Kuhfahl* in den Kaukasus zurück. Erstbesteigung des Dombal-Ulgen (4040 m) 1914. Schuster starb 44jährig in einem Gefangenenlager bei Astrachan
- 1905 Spitzbergen-Expedition, 10 Erstbesteigungen durch *Hermann Sattler*, G. v. Saar u. A. Hacker
- 1908 Campanile Basso Fehrmannweg — *Oliver Perry Smith* u. *Rudolf Fehrmann*
- 1911 Bergbesteigungen in Norwegen durch *R. Pötzsch* und *G. Künn*
- 1914 Erkundungsfahrt des Dresdner Vermessungskundlers *Otto Israel Oesterhalt* in die chinesische Provinz Sichuan
- 1921 *Emanuel Strubich* durchsteigt die Drusenfluh-Südwand im Alleingang
- 1924 Monte Pelmo-Nordwand, *Roland Rossi* und *Felix Simon*
- 1932 *Felix Simon* und *Fritz Wiessner* nehmen an der Deutschen Nanga Parbat-Expedition teil
- 1932 Zwölfköpfige Kaukasus-Expedition. Sieben Mann von der Dresdner Naturfreunde-Abteilung VKA
- 1939 *Fritz Wiessner* (1928/29 nach Amerika ausgewandert) erreicht bei der Amerikanischen K 2-Expedition eine Höhe von 8380 m und überwand dabei sogar schwere Kletterstellen ohne künstlichen Sauerstoff

So groß die Welt ist, so weit spannen sich die Wünsche sächsischer Bergsteiger. Viele verlassen deshalb nach dem Kriege ihre Heimat. Nachstehend eine Auflistung einiger bedeutender Unternehmungen:

- 1960 *Peter Diener*, gebürtiger Zittauer, erreicht mit einer Schweizer Himalaya-Expedition den Dhaulagiri (8222 m), Hindukuskundfahrt, Koh i Bandakor (6843 m) von *Dietrich Hasse*, *Herbert Wünsche* und *Günter Jahr*, Mitglieder der Amerikanisch-Deutschen K 2-Expedition
- 1961 Deutsche Diamir-Expedition, Beteiligung *Harry Rost*
- 1962 Deutsche Kurdistan-Kundfahrt (vollständige Sachsenfahrt). Erstbesteigung der Alan-Kuh-Nordwand (4850 m) im Elbrusgebirge (Iran) durch *Harry Rost* und Einheimischen
- 1964 Deutsche Himalaya-Expedition ins Kangchendzönga-Gebiet mit sächsischer Beteiligung
- 1965 Erstbesteigung Gangapurna (7426 m) im Annapurna-Gebiet durch eine Deutsche Himalaya-Expedition unter Beteiligung von *Herbert Wünsche*
- 1966 Grönland-Expedition mit sächsischer Beteiligung. 34 Berge werden ersterstiegen
- 1975 Erste Skibesteigung des Trisul (7125 m) im Gharwal-Himalaya durch *Martin Block* und *Lothar Büttner*

Sachsen waren weiter, meist im Rahmen privater Unternehmungen, auf Korsika, in Griechenland, den verschiedenen Bergregionen Afrikas, Nord- und Südamerikas, Australiens und sogar auf Felsbergen der Südseeinseln aktiv.

Die sächsischen Felskletterer und mit ihnen alle Bergsportinteressierten innerhalb der DDR, müssen ihre bergsteigerischen Ziele fast ausnahmslos in den Gebirgen von Ländern innerhalb des sozialistischen Lagers suchen. Was aber trotzdem für besondere Ziele besonders viel Geduld erfordert.

Ohne Schwierigkeiten zu erreichen sind die Hohe Tatra (CSSR) und die Gebirge des Balkans (Rumänien und Bulgarien). Nachstehend die mir bekannten Aktivitäten von DDR-Bergsteigern ab 1959, oftmals im Rahmen einer Nationalmannschaft.

- 1959 u. 60 Nordalbanische Alpen (etwa 30 Erstbegehungen)
 - 1962 1964/65 Spitzbergen-Expedition. Etwa 60 Bergbesteigungen
 - 1966/71/75 Ektag-Altai (VR Mongolei). Erschließearbeit, Erstbegehungen und Erstbesteigungen
 - 1967 Travnik-Nordwand, Erste Winterbegehung, Matterhorn-Nordwand. Absturz von *Fritz Eske*, *Günter Kalkbrenner*, *Kurt Richter*, *Günter Warmuth* an der Eiger-Nordwand. Pik Lenin (7134 m)
 - 1972 Pik Kommunismus (7495 m)
 - 1974 Pik Korshenewskaja (7105 m)
- Diese drei Siebentausender werden meist im Rahmen von internationalen Alpinaden durch DDR-Bergsteiger bestiegen.

Weitere Expeditionen im Pamir brachten Besteigungen von Pik Marx (6726 m), Pik Engels (6510 m), Pik Revolution, Pik 30 Jahre Sowjetmacht. Unternehmungen von DDR-Bergsteigern im Kaukasus, meist im Rahmen internationaler Alpinaden: Traverse Besingimauer, Traverse beider Uschba Gipfel, Swetgar-Tau-Nordwand (Erstbegehung), Dongus-Orun-Nordwand, Ullu-Tau-Tschana-Nordwand u. a.

Weitere Bergfahrten in andere Gebirge der Sowjetunion: Fan-Gebirge, Nördlicher Tienschan, Sowjetischer Altai. Erste klettersportliche Erschließung im Diamantgebirge (KVDR).

Literaturnachweis:

Aus Oscar Schusters Tagebücher, Pfeilschmidt 1922
Felsenheimat Elbsandstein, Hasse 1979



Oben:
Pik Pobjeda
vom Chan Tengri
Rechts: Beim Bergsteigen
in UdSSR-Mittelasien
beginnen die großen
Schwierigkeiten oft schon
mit dem Anmarsch



Fotos:
V. N. Sedelnikov
Steffen Löffmann

Pik Pobjeda: der unsichtbare Gigant

Schicksalsberg der sowjetischen Bergsteigerelite

Von Karl J. Schott und Henry R. Lewenstein

Um die Jahrhundertwende wurde er bereits von dem deutschen Geografen Gottfried Merzbacher fotografiert (Panoramafoto AV-Jahrbuch 1906). Doch seine wahre Höhe blieb bis 1943 (!) unklar. Bis dahin galt als höchster Berg von Sowjet-Tien Shan („Himmliche Berge“) der Chan Tengri („Herrscher der Geister“) mit 6995 m, nach neuesten sowjetischen Angaben 7010 m.

Lange Zeit war die *Erstbesteigung* des Pik Pobjeda aus dem Jahr 1938 durch *Leonid Gutman*, *Sascha Sidorenko* und *Shenja Iwanow* umstritten. Denn ihr Höhenmesser, ausgebaut aus einem Flugzeug, war schlicht und einfach bei der Höhenmarke 6930 m eingefroren; der Gipfelpunkt von Wolken umwallt. Zur weiteren Verwirrung trug bei, daß der Gipfel von 1931 an abwechselnd folgende Namen trug: „Sacco i Vanzetti“ (nach einem berühmt-berüchtigten politischen Mordprozeß in den USA), Swedotschka (Sternchen), Pik XX Jahre Komsomol, Pik der Militär-Topographen und letztendlich ab 1943 Pik Pobjeda (russ. „Sieg“).

Der letztgenannte Name wurde eingeführt, als 1943 unabhängig voneinander Militär-Topographen (Leitung: Geodäsist Ing. Pawel Rapassow) und ein Flugzeugpilot feststellten, daß es in dieser abgeschiedenen Bergregion nahe der Volksrepublik China einem um 500 m (!) höheren Gipfel als bisher angenommen gab.

Aber erst die Zweitbegehung durch eine Spartak-Gruppe im Jahre 1956 räumte alle Zweifel aus. Der Sohn des im Kriege gefallenen Leonid Gutmann findet im Nachlaß Fotos von der Besteigung 1938. Der Vergleich mit den neuen Fotos erhärtet den '38er Erfolg!

1937 gilt als das Jahr der eigentlichen Entdeckung des Pik Pobjeda; nachdem Moskauer Alpinisten unter der Leitung von Jegeni Abalkow bereits 1936 vom bereits genannten Chan Tengri aus bei schlechter Sicht im Süden einen gewaltigen Berg sahen, von dem sie nicht feststellen konnten, ob er sich auf dem Gebiete der SU befand oder nicht.

Ein Jahr später (1937) besuchte eine Expedition unter Leitung von *Professor A. Letawet* den Tien Shan; u. a. bestiegen sie den Pik Karpinski (5050 m).

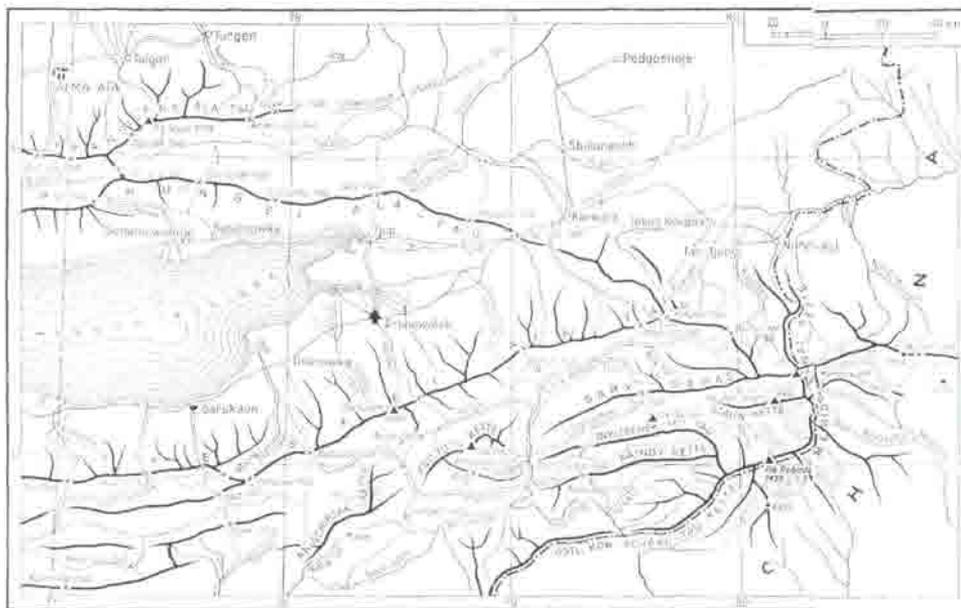
Letawet schrieb: „Von hier aus zeigte sich ein gewaltiges Panorama . . . Im Osten war deutlich der uns schon bekannte Pik Nansen zu sehen und gleich hinter ihm der Kegel des Chan Tengri. Doch weitaus mehr zog ein anderer Berg unsere Aufmerksamkeit auf sich. Südlich vom Chan Tengri gelegen und mit einer Höhe, die leicht mit der des Chan Tengri wetteifern kann. Dieser völlig unbekannte Gipfel stellt ein gewaltiges Eis-massiv dar, welches sich schroff über den umliegenden Bergen abhebt.“

Wir kommen nochmals auf die Erstbesteigung zurück; sie ist für die damalige Zeit (1938) hervorragend ausgerüstet und vorbereitet durch den Gebietskenner A. Letawet (später ordentl. Mitglied der Medizinischen Akademie der UdSSR). Erstmals werden Funkgeräte, polarerprobte Nahrung, Filzstiefel mit Tricounibesohlung und Skischlitten eingesetzt und diese Lasten mit 45 Pferden transportiert.

Doch von Anfang an ist diese Expedition vom Pech verfolgt. Es gibt Kranke, und beim Skischlittentransport verschwindet W. Muchin plötzlich in einer Gletscherspalte. Er kann zwar geborgen werden, doch die Verletzungen sind so, daß er schleunigst in ein Krankenhaus muß. Erste Hilfe leistet der Physiologe Professor Letawet. Aus dem Blech einer Dose schneidet er mit der Schere Klammern heraus, um Muchin das Unterkiefer zusammenzuflicken. Dank des Funks und der Skischlitten ist es möglich, in einer Rettungskette die 40 km ins Tal verhältnismäßig schnell (7 Tage!) zu überwinden. Dort wartet auf ihn ein Sanitätsflugzeug.

Kein Berg wie jeder andere

Seine Lage 42° nördlicher Breite weist den Pik Pobjeda als nördlichsten Siebentausender aus. Seine Wetterstürze können verglichen werden mit denen des Mount McKinley (Denali), nur daß dieser mehr als tausend Meter niedriger ist. Die Härte der klimatischen Bedingungen ähnelt der der Anden Patagoniens; der Unterschied: Der Fitz Roy ist nur 3000 m hoch. Daß der Pik Pobjeda solange unentdeckt blieb, hat seinen Grund darin, daß er, weit südlich der Kulisse der Meridiangebirge, den Blicken der Forscher und Expeditionen entging. Auch ist er durch seine einsame Höhe öfter als seine Nachbarn von Wolken verdeckt, die ihren Ursprung im weiter südlich gelegenen Hochland der Wüste Taklamakan haben.



Links: Tien Shan
Aus: A. M. Satulowski:
„Auf den Gletschern und
Gipfeln Mittelasiens“,
Leipzig 1953

Seite 171: Das Panorama
des Pik Pobjeda von Norden.
In der Mitte der
Hauptgipfel (7439 m), rechts
der Westgipfel
(Pik Washa Pschawela, 6918 m),
und links der Ostgipfel
(Pik Dostlug, 7049 m). Der
Gipfelgrat zwischen Ost- und
Westgipfel ist 12 km lang

Fotos: V. Swellakow

Tian shan

1949: Die ersten Nachkriegsversuche

Eine Expedition der Sowjet-Republik Kasachstan wird mit Lasten, die mit Fallschirmen abgeworfen werden, unterstützt. Das Unternehmen leidet unter mißlichem Wetter. Die Lasten treibt der Wind weit ab. Ein Schneebrett reißt acht Bergsteiger 200 bis 300 m in die Tiefe, doch niemand wird ernstlich verletzt. Der gefürchtete „Tien Shan-Schwimmschnee“ zwingt schließlich nach einem weiteren Lawinenabgang zum Abbruch des Unternehmens. Der Mißerfolg jedoch wirkt auf die kasachischen Alpinisten nicht abschreckend. Jahr für Jahr kommen sie wieder in „Ihren“ Tien Shan, bezwingen den Chan Tengri, die Marmorwand u. a., um sich für den Pik Pobjeda vorzubereiten. Aber auch die usbekischen Alpinisten trainieren für die Besteigung und erforschen ihn.

1955 ist es wieder soweit.

Beide Sowjetrepubliken senden ihre Auswahlmannschaften zum Fuße des Pik Pobjeda. Die Kasachen errichten ihr Basislager auf der linken Moräne, die Militärsportler Usbekistans auf der rechten Moräne des Gletschers Swesdotschkas. Das Sportskomitee der UdSSR gibt den Kasachen das Vorrecht, als Erste den Gipfel zu stürmen. Erst dann sollten sich beide Expeditionen vereinigen. Trotzdem entwickelt sich ein Wettrennen. Die Folge: Keine Zwischenlager werden ausgebaut und die Akklimation wird vernachlässigt. Als dann in 6900 m Höhe ein gewaltiger Sturm über die Bergsteiger herfällt, fehlt die Kraft zum kämpfen. Die Zelte werden unter den Schneemassen begraben. Um Luft zu bekommen, schneiden die Unglücklichen die Zeltwände mit dem Messer auf. Von den zwölf Kasachen kann sich nur einer, Ural Ussenow, in die Tiefe retten! Doch be-

vor er das Basislager erreicht, stürzt er in eine Gletscherspalte, wo er erst nach 26 Stunden gefunden wird.

Nach den Mißerfolgen formiert sich 1956 in Moskau eine neue Expedition. An ihrer Spitze steht der legendäre Witali Abalakow, Zweitbesteiger des Pik Lenin. Auch der bereits genannte Ural Ussenow ist wieder dabei, mit ein Paar erfrorenen Zehen vom Vorjahr. Sechzig Pferde und neun kirgisische Pferdeführer bringen diesmal die Lasten zum Inyltschek-Gletscher. Statt der Zelt-Hochlager der Vorgänger verläßt sich die starke Spartak-Gruppe auf den Bau von Schneehöhlen mit guter Ausstattung und lawinensicheren Standorten. Am 31. August erreichen elf Teilnehmer den Gipfel und kommen heil wieder herunter.

1958: Unter den Erstbesteigern des *Pobjeda-Ostgipfels* (7039 m) sind erstmals Ausländer, vier Tschechoslowaken, darunter Vladimir Vujta, der Autor des informativen Buches „Gipfelsieg im Himmelsgebirge“ und die ersten Frauen. Den Hauptgipfel erreicht die Gruppe Burewestnik mit Igor Jerochin — sieben Mann von ursprünglich 44 — trotz äußerst widrigem Wetter über den acht Kilometer langen Grat vom Ostgipfel! Vierzehn Tage sind sie vom Hochlager P. 5500 m ab unterwegs, davon allein sieben Tage in einer Höhe von über 7000 m.

Doch schon im nächsten Jahr (1959) zeigt der Pobjeda den Menschen die Zähne. Eine große und gut ausgerüstete Expedition erfahrener Taschkenter endet mit Opfern, ohne daß das ersehnte Ziel erreicht wird. Im Schneesturm und im Kampf gegen die große Kälte sterben im Abstieg vier Männer.

Auch im darauffolgenden Jahr 1960 gibt es einen Mißerfolg, zehn Alpinisten kommen auf dem Plateau „5200 m“ in einer Lawine um, kaum daß die Expedition begonnen hat! Das Schneebrett hatte die Ausmaße 200x100 m und riß 29 der 33 Teilnehmer in die Tiefe (Vier Kranke blieben im Biwak davon verschont). Und das, obwohl dieser Versuch von einem berühmten



Sowjet-„Wysotniki“ (russ. Höhenbergsteiger) geleitet wird, von Kiryll Kusmin, dem Erstbesteiger des 7546 m hohen Mustagh-Ata in China.

Das Unglück der Georgier

1961 bereitet der Georgische Bergsteigerverband eine Expedition zu diesem Berg vor. Zwanzig Kaukasus-Kämpen mit meist großer Expeditionserfahrung stehen als Teilnehmer zur Verfügung. Die sportliche Zielsetzung ist die Traversierung des gesamten Pobjeda-Massivs von Westen aus, vom P. 6918 m bis zum Paß Tschon-Teren. Ein „Weg“, der noch nie versucht wurde und der den Anstiegen zu den Achttausendern in nichts nachsteht. Doch es sollte anders kommen.

Nach dem höchsten Biwak, das je eine sowjetische Gruppe überstand (7360 m), legt sich Mischa Chergiani hin und sagt: „Schluß! Ich kann nicht mehr, weder rauf noch runter. Ich sterbe!“ Cousin *Michail Chergiani* (der berühmtere und ältere) schneidet sich ein Stück Seil ab, schleift Mischa den Grat entlang, solange er konnte und fängt an, eine Schneehöhle zu wühlen. Eine Stunde arbeitet er, aber umsonst, denn unter dem Schnee kommt blankes Eis zum Vorschein. Lassen wir Michail weiter berichten:

„*Ich sterbe sowieso*“, sagt Mischa, *„in mir ist etwas gerissen, laß mich hier, geh allein, damit wenigstens du am Leben bleibst.“* Er

ging schon an zu röcheln, in seinem Innern gluckerte es. *„Wirf mich auf unserer Seite aus der Wand“*, sagte er, *„ich bitte dich herzlich, erweise mir diesen Bruderdienst. Später kannst du mich holen!“*

Bei 7300 Meter machte ich mich wieder daran, eine Höhle zu wühlen. Als ich fertig war, zerrte ich Mischa hinein. Es ging ihm sehr schlecht. Er wollte trinken, aber kein Tropfen Wasser war da!

Am anderen Morgen hatte sich sein Zustand nicht verschlechtert, er war bei Bewußtsein. Meine Stimmung wurde dadurch schlagartig besser und ich fing schon an zu hoffen, ihn doch noch retten zu können. Wahrscheinlich wirkte auch das Wetter: Der Morgen war klar, der Wind hatte sich gelegt, es wurde wärmer.“ Soweit der Bericht von Michail.

Er rettet seinem Cousin das Leben, aber wie erging es den restlichen Vieren der Spitzengruppe? Sie erreichen den Hauptgipfel; aber um welchen Preis! Nur Kiryll Kusmin wird den Abstieg überleben. Beim Gegenanstieg zum Westgipfel stirbt Iliko Gabiani an den Folgen einer Lebererkrankung. Bei einem Abseilmanöver stürzt Teimuras Kuchianidse auf den Sternchengletscher hinab. Dshumber Medsmariaschwili will nach ihm sehen, gerät auf Blankeis und stürzt ebenfalls auf diesen Gletscher hinab. Die beiden zuletzt genannten Toten werden von Michail Chergiani unter Mühen und Gefahren aufgefunden und geborgen.

Fotos: Karl. J. Schott



Das Problem der Traverse des gesamten Pik Pobjeda-Massivs war damit immer noch nicht gelöst.

1966 versuchten dies zwei Expeditionen: (wieder) der Georgische Alpinistenklub und die Bergsteiger des Sportverbandes „Trud“. Sie erreichten lediglich den Westgipfel.

1967 gelang die *Traversierung aller drei Gipfel* des Pik Pobjeda durch Alpinisten aus Tscheljabinsk (W. Rjasanow, Leiter, S. Serokin, G. Korepanow, B. Gawrilow). Der Lohn war die Goldmedaille im Allunionskampf Klasse „Hohe Berge“.

1969 erreichten sechs Bergsteiger des Sportverbandes „Avangard“ aus Donezk unter der Leitung von B. Siwzow den Gipfel vom Gletscher Diky (3500 m) aus. Zehn Usbeken besteigen im gleichen Jahr den Gipfel über den Nordgrat (Leitung W. Eltschibekow).

1970 kommt es am Pik Pobjeda zur jährlich abgehaltenen SU-Alpiniade der Auswahlmannschaften der Sowjet-Republiken. 150 Bergsteiger befinden sich am Fuße des Berges. Diesmal werden sie nicht mit Karawanen versorgt. Menschen und Lasten werden mit Hubschraubern eingeflogen, Lasten sogar bis auf die Höhe 7100 m. 63 Bergsteiger sind am Gipfel, darunter die beiden Frauen Ludmila Agranovskaya und Galina Rojalskaya.

1973 wird das ganze Gebiet gesperrt, um Zwischenfälle mit der VR China zu vermeiden. Bis zu diesem Jahr sind 152 Bergsteiger auf dem Gipfel gewesen, 28 sind bei den Versuchen umgekommen.

Die Sperre des Grenzgebietes dauert bis 1980. In dieser Zeit bleibt es den sowjetischen Bergsteigern verwehrt, den „Schnee-Leopard“-Orden zu erringen. In diesen Orden werden diejenigen Höhenbergsteiger aufgenommen, die alle vier Sowjet-Siebentausender erklommen haben. Sozusagen ein Ersatz für die damals unerreichbaren Achttausender des Himalayas?

1980, als die Grenzzone wieder zugänglich wird, versucht sich eine Vierer-Seilschaft von „Spartak“ aus Belorußland an der Nordflanke des Pik Pobjeda, muß aber wetterhalber in 7000 m Höhe aufgeben.

Im Sommer 1981 wird es auf dem Inyltschek-Gletscher und auf der Merzbacher-Wiese wieder lebendig. Bergsteiger aus allen Teilen der Sowjetunion finden sich ein, u. a. auch die Auswahlmannschaft von Alpinisten der UdSSR. Trotz anhaltender Schneefälle, trotz Sturm und Nebel erreichen zahlreiche Seilschaften den Gipfel, darunter auch die Alpinistin Kira Grebennik. Doch auf dem Schneefeld „6900 m“ kommt es beim Abstieg zu Stürzen; fünf Opfer sind zu beklagen!

Schließlich dauert es bis 1985, daß westliche Alpinisten am Pik Pobjeda tätig werden können. Im Rahmen eines Bergsteiger-Austausches erreichen William Garner u. Randall Starrett (USA) zusammen mit ihren sowjetischen Seilkameraden den ersehnten Gipfel.

Zum Schluß kommen wir nochmals auf die Erschließer-Verdienste von Prof. Dr. Gottfried Merzbacher zurück. Von 1902 bis 1903 und 1907 bis 1908 erforschte er den Tien Shan, entdeckte den Chan Tengri und vergaß nicht auf die Vorarbeit russischer Forscher — PP. Semjonow, N. Sewerzow, sowie W. J. Muschetow und G. D. Romanowski — hinzuweisen! Merzbacher beschrieb auch den vorherrschenden und gefährlichen Schwimmschnee im Tien Shan:

„Der auf extremen Höhen des Tien Shan zum Niederschlag gelangende Schnee zeigt eine eigentümliche Kristallisationsform: winzig kleine, runde Schneekristalle und pulvrig trockene Beschaffenheit. Die Luftschichten dieser Höhen sind ungemein feuchtigkeitsarm, bewirken aber in so gearbetem Schnee keine Verdunstung. Die niedrigen Temperaturen bewirken kein Auftauen bei Tag und daher auch nicht ein Gefrieren der Kruste bei Nacht. Dies verhindert ein Zusammenhalten und man tritt daher metertief in das Schneemehl ein. Bis zu 5000 m erwies sich der Schnee ziemlich gut; dann aber ging er immer mehr in Pulverform über. Bald wurde er so tief, daß wir stets bis zu den Hüften darin versanken.“

Soweit G. Merzbacher; auch wir persönlich machten Bekanntschaft mit diesem tückischen Schwimmschnee, als wir die Viertausender im Saaliski Alatau (Nord-Tien Shan) angingen. Unsere Skispuren wurden hinter uns sogleich wieder mit dieser Schneeart angefüllt, die locker wie Reis war. Außerdem waren die Gletschermoränen weitgehend vom Schnee freigeweht. Es bestand eine beträchtliche Lawinengefahr.



Oben: Pik Chan Tengri (6995 m)

Links: Schwimmschnee im Tien Shan

Fotos: V. H. Edelnikow

Karl J. Schott



Quellen-Nachweis:

- MERZBACHER, Gottfried: „Der Tian Schan oder das Himmelsgebirge“. Zeitschrift des Alpenvereins. JB 1906. 121—151. „Karte zu Merzbachers Reisen im mittleren und östlichen Tian-Schan“, herausgegeben durch L. Distel, München 1928
- SATULOWSKI, D. M.: „Auf den Gletschern und Gipfeln Mittelasiens“. Übersetzung Hellm. Schöner. VEB Bibl. Inst. Leipzig 1953
- FÖRSTER-GRASSLER: „Bis zum Gipfel der Welt.“ VEB Brockhaus-Verlag Leipzig 1957
- VUJTA, Vladimir: „Gipfelsieg im Himmelsgebirge“. VEB F. A. Brockhaus-Verlag Leipzig 1964
- KUSNEZOW, Alexander: Swanetien. VEB Brockhaus Verlag Leipzig 1977
- OVTCHINIKOV/Garf.: „La Traversée du Pic Pobjeda“. La Montagne 1973
- MARDESHOW/MESCHKOW: „Den Kopf des Leoparden erbeuten“. Aus „Wissenschaft in der UdSSR“, 6/1983



Wochenlang arbeiteten wir uns durch eine unendliche flache Schneefläche dahin.
(Von A. Bloch nach einer Photographie).

„... die Vertikale der Berge mit der Horizontalen
des grönländischen Eise vertauscht ...“

Die TransGrönlandSchneeschuhsExpedition '88 wandelte auf den Spuren von
Fridtjof Nansen, der vor hundert Jahren Grönland zum ersten Mal mit Skiern durch-
quert hatte. Bild oben aus: Nansen: „Auf Schneeschuhen durch Grönland“, 1891

Alle Fotos und Reproduktionen im folgenden Beitrag
von TransGrönlandSchneeschuhsExpedition '88

„Rotpunkt“ auf den Spuren des Skilaufs

100 Jahre nach Fridtjof Nansen „Auf Schneeschuhen durch Grönland“

Von Gerhard Miosga, Walter Obster, Werner Schiller und Michael Vogeley*



Die Route der TransGrönlandSchneeschuhExpedition '88

* Über dieses Unternehmen ist von den Autoren unseres Beitrages auch ein Buch erschienen: Herausforderung Grönland. Auch Fridtjof Nansens Spuren. Copress, München 1989

Prolog

Im Sommer 1888 durchquerte der norwegische Polarforscher Fridtjof Nansen erstmals das grönländische Inlandeis. Unter unvorstellbaren Strapazen überschritt seine sechsköpfige Gruppe in 42 Tagen die 500 Kilometer breite Eiskappe. Grönlands Inneres war damals „terra incognita“, unbekannt und unvermessen. Ganz bewußt ließ sich Nansen von einem Schiff an der unbewohnten Ostküste absetzen und brach alle rettenden Brücken hinter sich ab. Es gab damit nur ein Vorwärts zur besiedelten Westküste.

Nansen brachte mit dieser spektakulären Tat nicht nur Klarheit über die gigantische Inlandeismasse, die vom Meer auf 2900 Meter ansteigt und bis 3000 Meter mächtig ist. Er bewies vor allem die Funktionstüchtigkeit des Ski und legte damit den Grundstein für den Siegeszug der langen Latten rund um die Welt. Sein Buch „Auf Schneeschuhen durch Grönland“ (1891) wurde ein Weltbestseller und die Bibel der alpinen Skipioniere.

Zum hundertjährigen Jubiläum dieser für den Winteralpinismus epochalen Tat hat die **TransGrönlandSchneeschuhExpedition** auf dem Originalweg Nansens und mit Mitteln wie dieser die größte Insel der Welt durchquert. Sozusagen in historischer Mission. Das Gepäck wurde wie vor 100 Jahren auf selbstgezogenen Schlitten transportiert, die bei günstigem Wind besegelt wurden.

Die Herausforderung bei dieser Tour, bei der wir Bergsteiger „... die Vertikale der Berge mit der Horizontale des grönländischen Eises vertauschten...“ (Dr. Fritz März), lagen dabei im anspruchsvollen alpinen Gelände, in der langen Wegstrecke über 500 Kilometer mit 400 Kilogramm Gepäck, in der ungewohnten Navigation auf dem Inlandeis, den extremen klimatischen Bedingungen und in der vollkommenen Isoliertheit über viele Wochen.

Die Schirmherrschaft hatte der Bundesminister a. d. und *Präsident des Deutschen Skiverbandes, Josef Ertl*, übernommen. Die Expedition wurde vom *Deutschen Alpenverein* gefördert. Die *Sektionen Amberg, Bayerland und München* unterstützten das Unternehmen ebenso wie 90 Firmen.

Von Dänemark wurde *Kulusuk* nahe *Angmagssalik* an Grönlands Ostküste angefliegen und mit Hubschrauber die 200 Kilometer südlich liegende *Nansenbucht* (64 Grad 20.8' N, 40 Grad 39.5' W) erreicht. Vom Meer aus erfolgte der Aufstieg durch eine 80 Kilometer lange Spaltenzone. Über das auf 2900 Meter ansteigende Inlandeis wurde immer in der Nähe des 64. Breitengrades die Westküste (*Ameragdla-Fjord*) angepeilt und bei 64 Grad 12.3' N, 50 Grad 07' W nach 510 Kilometern das *Austmannadalen* erreicht. Durch die moderne Ausrüstung waren wir zehn Tage schneller als Nansen. Nach weiteren zwei Tagen Marsch und nach insgesamt 34 Tagen standen wir vor den Hütten des kleinen Dorfes *Kapisigdlit* am *Kangeragdla-Fjord*.

Die Mission

Schafkopf und andere Sauereien

„Ich spiele mit der Eichelsau!“ brüllt Walter, schaut seine Karten nochmals prüfend an und blickt dann beifallheischend in die Runde. „Stoß!“ Werner lugt unter seinem Mützenrand hervor, läßt das laute Wort genüßlich auf der Zunge zergehen. Gerhard lacht verschmitzt, das obligatorische Nasentröpfel schwanke hin und her und droht in den Becher mit Mineraldrink abzuspriegen, der vor ihm auf der Schneebank steht. Der tobende Sturm drückt gegen die knatternde große Plane, die als Essens- und Messezelt dient.

Gegen die Helligkeit draußen zeichnet sich der meterhohe Wall ab, mit dem das Zelt gegen den mörderischen Wind geschützt wird. Knapp 100 Stundenkilometer zeigt das Anemometer. Seit endlosen drei Tagen liegen wir hier fest, setzen kaum einen Fuß vor die „Tür“. Der Ausläufer eines tropischen (!) Wirbelsturms nagelt uns hier mitten auf der grönländischen Eiskappe fest. Wie hatte Michael geunkt: „Das Inlandeis wird uns noch den Arsch aufreißen!“ Jetzt ist er noch mit der Buchführung des Schafkopfspiels beschäftigt und hat mit den behandschuhten Händen Probleme, den Bleistift zu führen, der in der Kälte nur widerwillig schreibt.

Heute tragen wir fünf Schichten Kleidung — von der Faserpelz-unterwäsche bis zum Thermo-Überanzug. Höhe 2400 Meter, es ist der 20. Tag. Wir sind noch 80 Kilometer vom Eisrand der Westküste entfernt. Blick zurück ...

Die Herausforderung

Der Letzte, der uns begegnet, ist der Hubschrauberpilot. 200 Kilometer südlich von *Angmagssalik*, 150 Meter über der *Nansenbucht*, setzt er uns am 21. Juli am Rand der östlichen Spaltenzone ab. „You're sure, you want to do this?“ fragt er eindringlich, zögert, und dann energisch: „You have the opportunity to return.“

Wir haben eineinhalb Jahre lang auf diesen Moment gewartet. Unsere Antwort ist klar: „Sag' in Deutschland Bescheid, daß wir gestartet sind.“ Die Triebwerke beginnen zu pfeifen, der Heli verschwindet in den Wolken.

Allein

Statt den Vorsprung zu nutzen, den uns die Bell 212 verschafft, klettern wir hinunter ans Eismeer. Wir werden dort beginnen, wo Polarforscher und Skipionier Fridtjof Nansen aufgebrochen ist. Das gehört zum selbst auferlegten Spiel des „by fair means“. Ganz bewußt ließ sich Nansen in der Nähe der unbewohnten Ostküste absetzen und erreichte erst nach einer mehrwöchigen Irrfahrt durch den Mahlstrom des Treibeises mit zwei Booten diesen Platz. Der markante Berg *Kiatak* war ihm und uns wichtige Orientierungshilfe.

Nansen erzählt in seinem Buch: „Am folgenden Tag wurden die Böte an ihre bleibende Ruhestätte in eine kleine Bergschlucht gebracht, wo sie einigermaßen geschützt waren. Wir legten sie sorgfältig hin, den Kiel nach oben und belasteten sie des Windes wegen mit schweren Steinen; hoffentlich liegen sie dort noch.“

Trotz mehrstündiger Suche finden wir keine Spur von den Booten. Wir wollen exakt 100 Jahre nach Nansen das Inlandeis auf der Originalroute vom Meer zum Meer in 32 Tagen überwinden — mit modernen, aber fairen Mitteln: Ohne Motorschlitten, ohne Schlittenhunde, ohne irgendwelche künstlichen Hilfsmittel. Nur auf unsere eigene Kraft und unsere Segel vertrauend. Wie sagte Walter in bestem Filser-Englisch, als er gefragt wurde, warum wir die in der Arktis üblichen Schlittenhunde nicht mitnehmen: „We are ourself dogs.“

Start am Ende der Welt

Einsame Menschen in einer harten Landschaft sind wir, nur noch uns verantwortlich, abgenabelt von der Zivilisation. Der Preis dafür sind vier schwere Schlitten, die all das enthalten, was man zum Überleben in der arktischen Wildnis braucht. Sie sind unsere Basis, unsere Stütze, unser ein und alles. Hier wurde früher das Ende der Welt vermutet. Eine kurze Lagebesprechung, der letzte check; jeder von uns hat seinen Auftrag. Gerhard, der Wissenschaftler und Berufspilot, übernimmt die Navigation und ist verantwortlich für das Segelkonzept; Werner, Maschinenbau-Ingenieur und Ausdauersportler, ist für technische Fragen zuständig, und Walter, Sportlehrer und leidenschaftlicher Jäger, soll die Gruppe medizinisch versorgen und im Notfall auch vor Eisbären schützen. Michael, im Hauptberuf Software-Spezialist, wird vor allem seine alpine Erfahrung einbringen.

Der Blick auf den Eisstrom, der vom Nordpol herunter treibt, ist drohend. Am Startplatz Nansens wird der Gletscher von einem Felsriegel geteilt. Ein markanter, weithin sichtbarer Felsblock liegt wie ein Schaukelstein auf dem festen Granit. In dessen Stirnseite hämmert Werner bald darauf vier Löcher und schraubt eine Gedenktafel an. Die Nachricht vom Start der Expedition und deren Idee deponieren wir darunter. Auf dem schwierig zu erkletternden Fels stapeln Michael und Walter einen Steinmann, der so markant ist, daß er jeden, der in dieser Gegend vorbeikommt, anlocken wird. Doch wer kommt hier schon vorbei?



Ganz oben: Am Startplatz Nansens
Oben: Die Nansenbucht südlich von
Angmagssalik an der Ostküste Grönlands
Links: Auf dem Inlandeis

Irgendwo in der Nunatakter-Region

Vorwärts nach Plan. 80 Kilometer Spaltengürtel liegen vor uns. Er trennt das Hochplateau mit dem ewigen Eis vom Atlantik. Der Drang zur Aktivität — nach zwei Jahren Vorbereitung — wird fast unbezwingbar. Wir beginnen den Marsch über viele Wochen hinweg zu schnell, versuchen, in direkter Linie die ersten Brüche zu nehmen. Wie Hasardeure schwindeln wir uns über die verschneiten Spalten. Erst als Michael der Skistock durchbricht und ein bodenloses Loch erscheint, nehmen wir Vernunft an, umgehen die Hindernisse und wuchten die Schlitten über gährende meterbreite Risse. Der Kiatak verschwindet langsam am Horizont.

Der Regen trommelt auf die Persennings der Schlitten. Alles hatten wir erwartet, nur das nicht, obwohl es bei Nansen nicht anders war: „... der Regen strömte so auf uns herab, daß wir bald bis auf die Haut durchnäßt waren. Wir hatten auch nicht einen trockenen Faden mehr am Leib. Zum Frieren hatten wir freilich keine Veranlassung, obwohl ein ziemlich scharfer Wind blies. Die Arbeit hielt uns warm, und wir mußten uns aus Leibeskräften anstrengen ...“

Der mühsame Anstieg braucht die Stunden auf, brutal ziehen die Schultergurte nach hinten. 100 Kilogramm Gepäck und Verpflegung schleppt jeder in seinem geschenkten zehntausend Mark teuren Test-Schlitten aus der Kunststoffschmiede eines Raumfahrtunternehmens durch das schroffe Gelände. Werner hat sie — fast genial — entworfen. Zwar mäkelte er, sie seien zu kurz: „Länge läuft!“ Länger freilich durften sie nicht sein, sonst hätten wir sie nicht in den Heli bekommen. Die Geometrie ist auf die enge Kabine abgestimmt, die Busenform der Kufen sorgt für progressiv abnehmenden Druck: Je weicher der Schnee, umso größer ist die Auflagefläche.

Das Deutsche Museum in München schrieb: „Aus der Sicht des Leistungsfanatikers ist der Mensch ein bedauernswertes Wesen. 100 Watt erbringen seine Muskelkräfte, 150 wenn er sich anstrengt. Jeder Staubsauger leistet mehr. Gelingt es jedoch durch technische Hilfsmittel, die geringen Körperkräfte optimal zu nutzen, dann reicht der zehnte Teil einer Pferdestärke aus, um zum Beispiel das grönländische Inlandeis zu durchqueren. (...) Als Gegenstück zum alten Expeditionsschlitten mit Besege-lung, (...) eine Art Kunststoffwanne, die 100 kg trägt und selbst keine 6 kg wiegt. Kohlenstoff-Fasern und Titanbügel verstärken den bootsförmigen Körper (...). Ein so günstiges Verhältnis von Last zu Eigengewicht (beinahe 1:10) wird allenfalls noch vom extrem leichten Rennrad erreicht.“ Das tröstet uns ein bißchen, wenn sich jeder wieder dem Doppelzentner widmet, die Träger in die Schultern schneiden und der Hüftgurt die Haut aufscheuert.

Nur langsam verschwindet der harte Fels unter Schnee und Eis. Werner wird ungeduldig: „Mich machen die vielen Felsinseln, diese Nunatakter, aggressiv. Ich will endlich raus in die Weite.“



Heber einer Gletschwalze. (Von E. Nielsen.)

Am Abend im Biwak ein Blick in Nansens Tagebuch. Es gab den Anstoß für diese Expedition, tröstet jedoch vorerst nicht: „Wenn man einen Höhenrücken erreicht hat“, schildert Nansen den Aufstieg, „liegt stets noch einer dahinter, der höher ist und die Aussicht versperrt.“

Formuladiät und Rum

Mehr Mut macht das Frühstück. Es gibt Kaminwürz. 140 Südtiroler Dauerwürste stecken im Gepäck, für jeden Tag eine pro Mann. Dann löffeln wir brav unseren Brei. Der Speiseplan für die nächsten Wochen steht schon seit langem fest. Ein Kilo schwer ist die Tagesration für jeden. Sie besteht hauptsächlich aus weißem Pulver mit Bananengeschmack — Formuladität, Krankenhauskost, ursprünglich für Astronauten entwickelt. Hocheffektiv, ballaststofffrei und sofort energiespendend läuft das Getränk sahnig durch die ausgedörrten Kehlen, deckt zwei



Spalten zwingen zu Umwegen

Drittel des auf tägliche 4500 Minimum-Kilokalorien veranschlagten Ernährungsplanes. Ein Päckchen Nüsse gibt's pro Tag außerdem, und gefrostete Trockennahrung — sorgfältig in sieben Sorten getrennt, vom Nudeltopf bis zum Boeuf Stroganov. Nansens Ernährung — damals — war nicht so ausgewogen. Besonders bei der Planung des Fettkonsums waren Fehler unterlaufen: „Der Fetthunger ging sogar soweit, daß Sverdrup mich eines Tages fragte, ob ich glaube, daß es ihm schaden könne, wenn er die Stiefelschmiere austränke, die aus altem gekochten Leinöl bestand.“

Gerhard darf heute den Topf auskratzen. „Das Geheimnis unserer Verpflegung“, behauptet Michael, „sind die kleinen Freuden.“ Dazu gehören neben der Wurst auch das für 15 Tage bemessene Kakaopulver, eineinhalb Liter Stroh-Rum — von Walter mit reinem Alkohol auf 95 Prozent hochgejubelt — und vier Tafeln Schokolade für alle, die Werner, „der Süße“ heimlich ins Gepäck geschmuggelt hat. Wichtiger ist im Moment allerdings die Frage, ob der Brennstoff für den Kocher richtig kalkuliert ist.

Respekt vor Nanok

Und noch etwas bewegt uns: Was passiert, wenn ein Eisbär kommt? Tatsache ist, daß in Grönland viele Schauergeschichten erzählt werden, in denen einsame Bergsteiger meist kein gutes Ende nehmen. „Tatsache“, erzählt Walter, „ist aber auch, daß Bären auf Eisschollen mit dem Ostgrönlandstrom vom polaren Packeis nach Süden getrieben werden. Und dann haben sie kräftigen Hunger.“ „Nanok“ nennen die Eskimos den Herrscher der Arktis. Vor Jahren wurde der Wissenschaftler einer französischen Expedition gefressen — 300 Kilometer von der Küste entfernt, mitten im Inlandeis! Anders Hansen erzählt uns später von einem Foto, das Nanok hunderte Kilometer von der Küste entfernt bei einer Frühwarnstation der Amerikaner mitten im Eis zeigt. Nansen — aus der Not heraus — war ein erfolgreicher Jäger, der ein paar Dutzend Bären erlegte, um bei einer arktischen Überwinterung auf Franz-Josefs-Land zu überleben.

Walter hat vorgesorgt: „Wir haben das beste Gewehr der Welt!“ Seine Blaser-Büchse, Kaliber .338 Winchester Magnum, ist immer in der Nähe. Nachts liegt „seine Braut“ direkt neben dem Schlafsack. Daheim in Bayern haben wir mit ihm das Schießen geübt. Jeder von uns Bergsteigern ist imstande, auf 100 Meter ein Ziel in der Größe eines Fünfmarkstückes zu treffen. In unseren Hosentaschen stecken je vier wasserdicht verpackte scharfe Patronen.

Science fiction

Fünf Tage lang mühen wir uns durch den Spaltengürtel bergauf. Der Schlitten ruckelt und bockt. So ist das immer, wenn man in diesem unebenen Gelände anzieht, die zwei Zentner über eine Schneewehe wuchtet und „das Schiff“ in die nächste Mondlandschaft. Von hinten sieht unser Zug aus, wie eine Sequenz aus einem futuristischen Film. Eine Karawane zieht stoisch durch eine zerstörte, karge Szenerie.

Nansen empfand: „Bei der starken Kälte, die wir bekamen, war dies ganz ungewöhnlich schlimm, es war, als arbeiteten wir uns durch Sand hindurch, und je weiter wir kamen, desto schlimmer wurde es. Oft fiel auch feiner, frischer Schnee, der die Sache wenn möglich nur verschlimmerte. Es war so schwer, vorwärts zu kommen, daß wir uns nur mit Aufbietung aller Kräfte durcharbeiteten. Und später nochmals: „Der Weg ist unglaublich beschwerlich, schlimmer denn je, obwohl er hart ist; dieser Schnee ist widerspenstig wie Sand. Wir arbeiten gegen den Wind und Schneetreiben an (...) Wenn ich sage, daß es war, als wenn wir die Schlitten über ein Lehmfeld zögen, so ist das keine Übertreibung.“

Gestern haben wir die letzte von ein paar hundert Spalten überschritten. Hinter uns sehen wir — winzig — Holms- und Gamels-Nunatakker, die letzten Felsen für Wochen. Vor uns — endlos — das große Weiß. Dann ertönt das erlösende: „Pause!“

Das weiße Schweigen

Der Wind frißt die letzte Wärme, das bißchen Kraft aus den Knochen. Über die flache Schneebahn fegen winzige Schneekristalle. Man hört nichts als das Schlurfen der Schlitten, das Schaben der Ski, das „tick-tick“ der Skistöcke. Ab und zu hustet jemand, geredet wird nicht. Jeder ist mit sich selbst beschäftigt und lugt aus dem engen Gesichtsfeld seiner Kapuze in Richtung Westen.

Der Sturm steht uns mitten ins Gesicht. Seit zwei Etappen hat sich unsere Geschwindigkeit auf dramatische 1800 Stundenmeter verringert. Wir stemmen uns in die Zugseile und nehmen manchmal die Haltung von Skispringern im Fluge ein. Oft sehen wir aus wie Störche, stehen auf einem Bein, wenn der schwere Schlitten wieder einmal mit vollem Körpereinsatz über eine Schneewehe gewuchtet werden muß. Das Gepäck haben wir gerecht verteilt; jeder zieht das gleiche Gewicht und hat seine Überlebenseinheiten in der Kunststoffwanne. Falls wir uns verlieren, kommt jeder von uns eine Zeitlang auch alleine durch. Hoch oben zerreißt der Jetstream die Abgase eines Airliners zu weißen Flocken.







Expedition auf dem Inlandeis am 19. September
(Von W. Bloch nach einer Photographie.)

Wenn nur nicht dieser nervenzerfetzende Sturm wäre. Wir sind unterwegs auf Nansens Spuren, tauchen für Wochen ein in das große, weiße Schweigen. Irgendwo bleiben wir dann stehen. Am „Größten Campingplatz der Welt“ ist es egal, wo man die Zelte aufschlägt. Heute haben wir nicht einmal zehn Kilometer geschafft.

„We go west!“

Dann endlich: Die Eiswüste. Noch 430 Kilometer bis zum Ziel. Wieder hat Fridtjof Nansen exakt beschrieben: „Wie ein weißer, diamantbesäter Teppich, fein und weich wie Daunen, breitet sich die Schneefläche in schwachen, fast unsichtbaren Wellen aus.“ Von Nansen wissen wir aber auch, daß die vermeintlich milde Sonne trägt. Werner stellte fest: „Man zieht bei diesem Strahlewetter die Handschuhe aus, weil man glaubt, es sei schön warm. Und ein paar Minuten später ist die Hand weißgefroren.“

Verantwortlich ist der Wind. Mit Sturmstärke fegt er hindernislos über die endlose Hochebene, steht uns mitten ins Gesicht und peitscht rundgeschliffene Schneekristalle gegen Wange und Nase. Wir registrieren ihn mit der Zeit kaum noch. Raum und Zeit verschwimmen, die Augen heften sich auf den Vordermann und suchen längst nicht mehr nach dem Horizont. Es ist, als ob man sich auf einem Ozean bewegt. Die Schlittenkufen zerteilen den Preßschnee wie Eisbrecher das Packeis. Stumm stapfen wir mit unseren Skiern durch eine Landschaft, die keine Dimensionen zu kennen scheint.

Chill-Faktor

Gerhard holt das Schleuderthermometer aus der Anoraktasche und mißt die objektive Temperatur: „15 Grad minus!“ Anschließend wirbeln die Schaufeln des Anemometers: „48 km/h Windgeschwindigkeit. Das ergibt unter Berücksichtigung des Chill-Faktors —42 Grad Celsius!“

Unter Chill-Faktor versteht man den Auskühlungseffekt des Windes. Schon bei Null Grad empfindet der Mensch kühlen Wind als schneidend. Physikalisch ist dies nicht verwunderlich, da der Wind die Körperwärme schneller ableitet. Man kühlt aus und friert. Fällt die Temperatur jetzt beträchtlich unter den Gefrierpunkt, kann diese Wärmeabfuhr derart rapide fortschreiten, daß in kurzer Zeit eine lebensbedrohliche Situation eintreten kann. Der Chill-Faktor ist in der Arktis bekannt und gefürchtet. Bei der von Gerhard verkündeten Temperatur gefriert Fleisch innerhalb von einer Minute. Wir ziehen die Kapuzen noch enger über die Ohren, reiben die Nasen und schlüpfen mit unseren Schladminger Walkhandschuhen in winddichte Überhüllen.

Auf den Spuren des Skilaufs

Unsere modernen eleganten Telemark-Ski mit Kunststoff-Steigfellen sind leicht und breit. Ohne sie würden wir schon bald versagen und uns im oft knietiefen Schnee vollständig verausgaben. Für zwei Meter Länge hatten wir uns entschieden. Schon Nansen hatte die Notwendigkeit von Skiern erkannt und damit deren Eignung im verschneiten Gelände bewiesen: „Wir hatten im ganzen neun Paar bei uns; zwei waren von Eichenholz, während die übrigen aus Birkenholz gefertigt waren. Die Eichenski hatten eine Länge von 2,30 m. Die Breite betrug vorn bei der Biegung 9,2 cm, von der Mitte bis nach hinten dagegen 8 cm. (...) Auf der unteren Fläche hatten sie drei schmale Längsrillen. Ungefähr dieselbe Form und dieselben Dimensionen hatten auch die sieben Paar Birkenski. (...) Diese Birkenski waren auf der unteren Fläche mit ganz dünnen Stahlplatten belegt, die unter dem Fuß eine Öffnung hatten (88 cm lang und 5,3 cm breit), in welche ein Stück Fell von einem Elentierfuß eingefügt war.“ Nansens „wahnsinnige Tat“ mit Skiern mußte wie eine Offenbarung auf die zeitgenössischen europäischen Alpinisten wirken. Sie, die gerade die Erschließung der Alpen als erledigt betrachtet hatten, konnten nun in einem neuerlichen Anlauf die Alpen — noch einmal, nämlich im Winter, im Schnee — erobern. Nansen war bei seiner Grönlanddurchquerung ja auch nahe an 3000 Meter Seehöhe heran gekommen. Der Siegeszug des Ski war programmiert. Die bekannten Namen alpiner Skipioniere klingen gut. Allen voran *Wilhelm Paulcke*, der „Schneeprofessor“, Gründer des Deutschen Skiverbandes und Bergführerausbilder für den Alpenverein in Sachen Ski.

Haut ist nur begrenzt belastbar

Alles läuft streng nach Plan, auch der Wechsel an der Spitze. Die Etappen werden von der Stoppuhr diktiert: Eine Stunde zehn Minuten; dann eine Viertelstunde Pause. Auch das Tagesziel ist vorgegeben: 20 Kilometer im Durchschnitt. Werner sitzt im sinkenden Licht des blutrot untergehenden Sonnenballs auf dem Schlittenrand. Täglich pflegt er seine Füße, ölt sie ein. Barfußig bei minus irgendwas kümmert er sich intensiv um diese wichtigen Körperteile. Man gewöhnt sich schnell an die Kälte, lernt es wie selbstverständlich, unter Komfortbedingungen am Minimum zu leben. Die Inspektion der anderen

*„In kurzen Abständen
müssen wir hinaus
in das Inferno...“*

bringt nichts Gutes zutage. Schlimm ist, daß für das wunde Fleisch kein Plaster mehr da ist. Walter jammert über seine „aperen Schienbeine“ und hat da seine eigene Theorie: „Haut ist eben nur begrenzt belastbar.“ Nachschlag: „Denken wir nur an das Jungfernhäutchen.“ Gerhard meint, seine Nasenspitze sei gefrostet. Er hat wohl zuviel Wind abbekommen.

Über die Temperaturen auf dem Inlandeis berichtet Nansen informativ: *„... versuchte ich, das Minimumthermometer unter mein Kopfkissen zu legen, als ich aber am Morgen danach sehen wollte, war die Quecksilbersäule weit unter die Skala gesunken, die bis -37° reichte. Wahrscheinlich war die Temperatur bis unter -40° gefallen ...“*

Die Arktis verzeiht keine Fehler

Die ungewöhnlichen physischen und psychischen Belastungen einer solchen Tour interessieren die Wissenschaft. Für das *Sportmedizinische Institut der Universität Würzburg* sind wir Versuchskaninchen, *„... um die Gruppendynamischen Prozesse unter Berücksichtigung der geografischen und sozialen Isoliertheit und der besonderen Altersstruktur ...“* zu untersuchen. Der Durchschnitt unseres Teams liegt bei 46 Jahren. Gerhard, der Älteste („Man ist so jung, wie man sich fühlt ...“), ist 53. Werner Schiller, der „youngster“, steht kurz vor dem 40. Täglich wechseln wir die Zeltpartnerschaften, um Gruppenbildungen vorzubeugen.

Tomüde fallen wir abends in unsere Schlafsäcke mit spezieller Daunenfüllung, machen Kreuze auf wasserfestem Papier und formulieren Eindrücke: Die vorbereiteten Fragebögen, die jeder für sich und intim beantwortet, sind Grundlage für das Forschungsprogramm. Die „black-box“ — der Sack aus Rip-Stop-Nylon mit dem Kunststoffschlitz, auch „Psychobeutel“ genannt — erinnert an ein Sparschwein. Bald ist sie randvoll gefüllt und wird die Basis für die Auswertung der Psychologen. Dr. Baumann, unser wissenschaftlicher Begleiter schwor uns ein: „Ihr müßt euch gegenüber tolerant sein. Jeder muß jeden akzeptieren.“

„Disziplin“, beschwört auch Michael, „ist oberstes Prinzip dieser Tour, sonst schaffen wir es nicht.“ Disziplin heißt aber auch, daß alle Entscheidungen demokratisch fallen. Steht es zwei zu zwei, gibt der den Ausschlag, der am meisten Erfahrung hat. Doch noch besteht kein Grund für eine Kampfabstimmung. Nansen hatte es da leichter. Er dirigierte — wie damals üblich — seine Crew so autoritär, wie ein Kapitän seine Mannschaft.

White out und Motivation

Ein Halbkugelkompaß, am Titan-Zuggestänge des vordersten Schlittens montiert, weist den Weg: Immer 295 Grad geradeaus. Die Koordinaten im Kopf sind die einzige Orientierungshilfe.

White out — links scheint rechts, rechts scheint links, der Nebel läßt oben und unten verschwimmen. Weit breitet man die Arme mit den Skistöcken aus, taumelt auf den schmalen Skiern im Sturm. Der Blick ist auf die tanzende Magnetnadel geheftet. Man geht wie in einem Wattebausch, die Sinne narren. Michael



überlegt: „Wir müssen aufpassen, daß wir nicht verrückt werden.“ Wir tasten uns durch das Weiß und suchen nach einer optischen Bezugslinie.

Die verblüffende Mißweisung in dieser polnahen Region von bis zu 43 Grad West muß ständig berücksichtigt werden. Nur das Odometer beweist, daß es doch allmählich vorwärts geht. Das Laufrad eines Rennrades, gekoppelt mit einem Fahrradcomputer, ist nicht nur Navigationsgerät. Die allabendliche Motivation („Wir haben wirklich sovieler Kilometer gemacht?“) ist wichtig. Werner liest die zurückgelegte Strecke ab, Gerhard trägt im Zelt die tägliche Distanz mit Filzstift auf der plastifizierten Karte ein und gibt das abendliche „Bulletin“ heraus: „Höhe: 2360 Meter, Tourenzeit: zehneinhalb Stunden; reine Gehzeit: 8:24 Stunden; Distanz: 21,7 Kilometer; Durchschnittsgeschwindigkeit: 2,5 km/h; momentane Geschwindigkeit: Null (Gelächter); totale Kilometer: 159 ...“ Der länger werdende Strich auf der Karte visualisiert die bisherige Strecke. Das Blatt ist unser größter Schatz, zeigt uns den Weg in die geschmähte, nichtsdestoweniger notwendige Zivilisation.

„Jetzt kennt's kemma, ihr Minusgrade!“

Walter werkelt in seinem Schlafsack, zieht den Reißverschluss bis zur Nase hoch und die Kapuze über den Kopf und brüllt mit dem ihm eigenen Organ: „Jetzt kennt's kemma, ihr Minusgrade!“ Uns schaudert, wenn wir daran denken, nachts aus dem Schlafsack zu müssen und uns dem peitschenden Schnee auszusetzen. Nansen hatte zwei Rentierfellschlafsäcke für jeweils drei Personen dabei. Uns geht es da viel besser.

Michael beschließt erstmals nach Wochen die Unterwäsche zu wechseln. Die Prozedur im sturmgebeutelten Schlafzelt zeigt seine Fähigkeit als Schlangenmensch und dauert über eine Stunde. In kurzen Abständen müssen wir hinaus ins Inferno, schaufeln die Zelte aus und befreien sie von der angewehten Schneelast. Fünf lange Wochen werden wir uns nicht waschen. Wir sind froh, die täglichen 20 bis 25 Liter Trinkwasser aus Eis und Schnee zu gewinnen und wir denken nicht daran, dies einem „sinnlosen Reinlichkeitswahn“ zu opfern. Nansen berichtet ehrlich: *„Es würde vielleicht einen guten Eindruck machen, wenn wir anstandshalber sagen wollten, daß es uns sehr schwer geworden sei, uns während einer so langen Zeit nicht waschen und unsere Kleider nicht wechseln zu können, leider aber schulden wir es der Wahrheit zu gestehen, daß wir uns ganz außerordentlich wohl dabei fühlten.“*



Die Innenschuhe trocknen im Schlafsack nur mühsam. Die Schalen der Außenschuhe sind bockhart gefroren. Man kuschelt sich in die magere Intimität des Schlafsackes und liegt auf dieser maßlosen Tiefkühltruhe, die Grönland heißt.

Der Rauhref rieselt vom Zelt Dach. Der Morgen beginnt damit, daß Walter bei geschlossenem Zelt vorsichtig anfragt, wie das Wetter sei. Gerhard versucht, ihn mit der Frage aus den Federn zu treiben: „Sind wir ein Pennclub, oder auf Expedition?“ Die lakonische Antwort: „Ein Pennclub auf Expedition.“

Ein Tag bricht an, wie aus Glas geblasen. Als erstes werden die Weithalsflaschen aus Weichplastik mit dem Urin ausgeleert, die jeder von uns in dem Stiefel neben seinem Schlafsack hat. Bei Minusgraden, Schneetreiben und Sturm nachts das Zelt zu verlassen, ist kein Vergnügen.

Fahnenweihe und Salut — der höchste Punkt

Der Kulminationspunkt ist erreicht: 2960 Meter über dem Meer zeigt der Höhenmesser. Nach der Karte müßten wir 100 Meter tiefer sein. Wir sind Schoßkinder des Glücks, auf dieser langen Skitour durch die größte Insel der Welt. Bei strahlendem Sonnenschein hissen wir die dunkelblaue Fahne mit den gelben Sternen. Die *Kommission der Europäischen Gemeinschaften* erteilte den Auftrag „... der voll im Sinne der europäischen Bürger ist ...“ und an einen großen Europäer erinnern soll: Nansen. Der Riesenlappen weht sanft im Südwind und muß weit zu sehen sein. In einer Plastikflasche hinterlassen wir eine Nachricht („To the dear finder ...“) über die Idee und den Verlauf der Expedition, binden die Hülle am Fahnenmast fest: „... approximate position 64° 23' N, 44° 30' W, 3rd august ...“. Walter opfert eine kostbare Patrone und schießt Salut.

Im Kühlschrank: Vorher und nachher

Wir sind dick ver mummt. Der kalte Schnee ist wie Sand. Müde resümieren wir, daß heute die 200-Kilometermarke überschritten wurde. Wir sind zu kaputt, um Stolz zu entwickeln.

Langsam senkt sich nun das Kühlfach in Richtung Westen. Die warme Bananenmilch aus der Thermoskanne („Powerflasche“) macht die Tage schöner und spendet die notwendige Energie für die anstrengenden Etappen. Der Körper verweigert auf der Tour feste Nahrung. Bei jeder Pause nehmen wir ein paar Schlucke, füllen sofort wieder mit Schnee nach. Der dicke, kälter werdende Brei wird gestreckt und muß den ganzen Tag reichen. Der Durst ist ständiger Begleiter. Nansen erging es ähnlich. Er hatte seine eigene Methode, den Flüssigkeitsbedarf zu decken: „... mehrere Kameraden kauten stattdessen große Stücke geteerten Tauwerks. (...) Weit angenehmer fand ich es, während des Marsches an Holzsplittern zu saugen, (...) und sowohl Sverdrup wie ich arbeiteten dermaßen auf die Truger (Anmerkung: Schneereifen) los, daß sie ziemlich dünn waren, als wir endlich die Westküste erreichten ...“

Spätestens nach der dritten Etappe träumen wir davon, daß endlich das Messezelt steht, und daß Gerhard den Kocher zum Fauchen bringt. Oft schwimmen noch Schneestücke im Wasser, während der erste Mineraldrink gemixt wird.

„Wißt ihr noch?“ Michael sitzt auf dem Schlittenrand und kommt ins Schwärmen. „Könnt ihr euch noch an den Kühlraumtest erinnern?“ Alle lachen. Wir hatten uns akribisch vorbereitet, immer an der familiären und beruflichen Toleranzschwelle, wollten nichts dem Zufall überlassen. Dazu gehörten das Gymnastikprogramm, das Lauftraining, die vielen Skitouren, die Biwaks in den Ötztalern und auf den Gletschern des Stubai, der Berglauf über 53 Kilometer und 2000 Höhenmeter im Karwendel, das Langlaufrennen in der Leutasch, der Marathon ... Aber auch der Lausbubenstreich im Münchner Schlachthof, zwischen tiefgefrorenen Kalbssteaks und Schweinehälften, eine Nacht „unter realistischen Bedingungen“ zu verbringen. Den getesteten Kocher warfen wir danach weg: Untauglich. Dazu gehörte aber auch die mentale Vorbereitung: Lesen, informieren, diskutieren. Voraussehen, was vorzusehen war, festlegen, regeln. Wieviele Expeditionen kamen zerstritten zurück, bekämpften sich bis auf's Messer, gaben der Paranoika in der wochenlangen Einsamkeit nach? Unser Schlüssel zum Erfolg ist die selbstauferlegte Disziplin.

44: Schnapszahl ohne Schnaps

„Zum Gebuurtstag viiiel Glüüück ...“ Werner und Walter singen es. Michaels Ehrentag wird nicht nur akustisch gefeiert, Gerhards Wimpel stehen stramm im Wind: „44 Micha Happy birthday“ und „München 3780 km“ stehen drauf. Die mitgebrachte Grußkarte aus der Heimat, mit einer blühenden Bayerischen Sommerwiese, läßt wehmütige Gedanken aufkommen. Vor der Tour hatten wir uns Regeln aufgestellt, vereinbart, daß nur das mitgenommen werden darf, was gemeinsam beschlossen ist. Doch aus diesem Anlaß sind die geschmuggelten zwölf Gramm erlaubt. Der Höhepunkt der Geschenke sind drei, von den Tagesrationen der Freunde abgezackte, Kaminwurz und eine halbe Tüte Mineraldrink. Die letzte magere Rumration haben wir gestern ausgeteilt: 44 ist keine Schnapszahl! Und die Temperatur heute? Nur 12 Grad minus. Michael tröstet: „Schnaps gegen Kälte ist wie in die Hose pinkeln: Beides wärmt nur im ersten Augenblick.“

Weiß, weiß, weiß, alles ist weiß. Weiß ist keine Farbe. Seit Wochen nichts als Weiß. Und das Blau des Himmels — wenn er zu sehen ist. Das Inlandeis ist schön, vor allem, wenn die Sonne scheint. Besonders dann, wenn wir abends in das niedrige Gestirn hineinzulaufen scheinen. Wir sind von dieser scheinbaren landschaftlichen Monotonie begeistert und haben Farbspiele von irrsinniger Schönheit gesehen, die uns bisher verborgen waren. Hand drauf!

Wir erleben das große Schweigen. Was für eine unvergleichliche Stimmung ... Wir Bergsteiger sind dem Polarfieber verfallen: „Arctic bitten“, von der Arktis gebissen, angepackt von dieser großartigen Natur. Und dann dieses Licht. Arktisches Licht ist Licht par excellence. Fotografen würden ihren rechten Arm dafür hergeben.

Nansen empfand offensichtlich wie wir: „Wenn also unsere Arbeit auch oft recht hart war, so hatten wir doch auch einen Ersatz in diesen Nächten mit Nordlicht und Mondschein — denn

auch dieser Teil der Erde besitzt seine Schönheit. Wenn das ewig wechselnde Nordlicht seinen märchenhaften Tanz an dem südlichen Himmel in strahlenderer Pracht als sonst irgendwo antrat, so konnten wir alle Mühseligkeiten und alle Anstrengungen vergessen, oder wenn der Mond aufging und seine schweigsame Bahn über dem sternbesäten Himmel zurücklegte, auf den Gipfeln der Eiskämme spielend und die ganze tote, erstarrte Eiswelt in seinem Silberglanz badend, da senkte sich ein tiefer Friede über uns ...“

Sturm

Plötzlich wird der Wind zum Sturm und zwingt uns, vorzeitig den Tag zu beenden. Nur mühsam hält der 60 Kilo leichte Walter das Zelt fest, während Gerhard und Werner wankend Schneebrocken aus der festen Kruste brechen und die lebensnotwendige Unterkunft zuschaukeln. Das alles kostet uns drei Stunden und macht uns kaputt bis zur Erschöpfung. Kaum sind die Sachen verstaut, ist rundherum alles eingeschneit. Der Sturm wird zum Inferno.

Drei Tage lang sitzen wir fest: Die trivialsten Handgriffe werden zur Qual, der Stuhlgang zum Problem. Neben Kochen und Schlafen ist der einzige Lichtblick das bayerische Blatt: Schafkopf auf dem Eis. Reicht das Benzin, reicht die Verpflegung, was tun, wenn jetzt ein Eisbär auftaucht? Das Zocken wird zum Pokerspiel. Doch wir sind die einzigen Lebewesen in diesem gefrorenen Universum. Die 3000 Meter mächtige Eisschicht ist ein Kältereservoir, ein Riesenkühlschrank.

Nansen erging es ähnlich: *„Drei Tage und drei Nächte (...) wurden wir von einem furchtbaren Wetter (...) ans Zelt gebannt. Während dieser Zeit verließen wir unsere Schlafsäcke nur auf kurze Augenblicke, um uns Essen zu holen oder dergleichen. Den größten Teil der Zeit verschliefen wir — gleich am Anfang schliefen wir volle 24 Stunden ohne Unterbrechung. Die Essensrationen wurden auf das kleinste Quantum beschränkt, da wir nicht arbeiteten, bedurften wir auch nicht so vieler Nahrung.“*

200 Kilometer nördlich, mitten im Eis, zehn Tage entfernt, wissen wir von einer Frühwarnstation der Amerikaner: DYE 3. Doch für uns ist das keine Alternative, weder von den Rettungsmöglichkeiten her, noch von der Idee.

„In der Arktis braucht man Geld, Zeit und Geduld“

An diesen Satz von Gunnar Jensen denken wir sechzig Stunden später. Draußen ist es trist, aber windstill. Werner schippt aus der Zeltecke das für die Sitzbänke rausgepickelte Gruseis in den Topf. Die lebenswichtigen Handgriffe sind inzwischen längst Routine.

Das Frühstück verläuft nach Gerhard „... as every day, same procedure as every day, same taste as every day.“ Dann schaukeln wir die Zelte aus („same procedure ...“), spannen uns in die Geschirre („as every day“), spulen unsere Tagesetappen ab, bauen die Zelte auf und schmelzen unglaubliche Mengen Schnee („same taste ...“). Routine auf dem Eis.

Stumpfsinn und Vergnügen

Wieder die Monotonie des Gehens. Energierend langsam spulen sich die 1:10-Stunden-Etappen ab. Stupide zieht jeder, keucht. Das ist das wirklich Grausame an dieser Tour. Man versucht, sich an etwas zu erinnern und kaut es durch: Ein geschäftliches Problem, einen Film, ein Buch, eine Bergtour, ein Liebesabenteuer. Walter erzählt, einen Roman entworfen zu haben: „Die Gliederung steht schon.“ Michael vollzieht eine Vierwochen-Tour vor zwei Jahren in Grönland in allen Details nach. Als er auf die Uhr schaut, sind gerade fünfzehn Minuten vergangen. Gerhard behauptet, an gar nichts zu denken. Nansen zitierte seinen Begleiter Kristiansen: *„Großer Gott, daß die Menschen es so schlecht mit sich selbst meinen, daß sie sich auf so etwas einlassen können!“* Michael singt: „Stumpfsinn, Stumpfsinn, Du mein Vergnügen.“ Werner stichelt: „Du ersetzt einen Weltempfänger.“

Leben am Limit

Trotzdem ist Grönland für uns eine Offenbarung. Wir finden zu uns selbst, das Leben reduziert sich auf die wirklich wichtigen Dinge: Die warme Tasse Mineraldrink, den Schluck aus der Powerflasche, den warmen, trockenen Schlafsack, die Sicherheit eines sturmfesten Zeltes, die Gemeinschaft mit den Freunden. Die Tage vergehen im Gleichklang, werden zur Normalität. Das fast stündlich wechselnde Wetter gehört dazu. Wir hängen unseren Gedanken nach, lassen die Blicke über das Eis schweifen und suchen nach etwas anderem als Schnee und Wolken.

Kontrastprogramm im Eis: Dem Schneesturm folgt unerwartet ein Hitzeschub. Doch während in der Sonne die Temperatur auf plus 20 Grad hochjagt, herrscht im Schatten weiter Frost. An der Südseite der Schlitten tropft Schmelzwasser, die Nordflanken haben einen Eispanzer.

Werner legt wie üblich ein flottes Tempo vor. Walter protestiert, ebenfalls wie üblich: „Wernerle, nicht so schnell. Meine Fussis!“ Der Wind schläft ein, und lähmend lastet die Hitze auf uns. Der Schweiß durchtränkt die Faserpelzunterwäsche. Der Schnee wird zum Sumpf. Diese Tour ist vor allem eine Frage der Leidensfähigkeit.

Bei der nächsten Rast schießt Gerhard, der bergsteigende Segler, die Sonne. Wir sind irgendwo in Grönlands konturloser Weite. Aber wo? Werner und er werten die Messungen des Sextanten über die Schwarzglasscheibe des künstlichen Horizonts aus. Vor der Expedition haben wir Alpinisten die Schulbank bei Folkmar Ukena aus dem Ostfriesenland gedrückt. Er, der erfahrene Arktissegler, brachte uns in der komplizierten Kunst der astronomischen Navigation auf Vordermann. Die Feststellung ist beruhigend: „Wir sind da, wo wir sein wollen.“

Endlich segeln

Danach haben wir Glück. Bald ist der Wind wieder da, und jetzt weht er auch in die richtige Richtung. Zwei verschieden große Spinnaker hat jeder im Schlitten. Am Zweieinhalbmetermast

blähen sich die bunten Tücher, es brist auf. Im Farbenspiel der Sonne schauen die rostroten Blasen mit den schwarzen Streifen irrsinnig schön aus. Die Schlitten wiegen nur noch halb so viel.

Nansen berichtet über die Skepsis seiner Begleiter, als er den Vorschlag machte, die Schlitten zu segeln: „Hier stieß ich jedoch auf ziemlich starken Widerspruch, besonders von seiten der Lappen. Ragna setzte ein ganz jämmerliches Gesicht auf, und Balto schimpfte unbeschreiblich. „Nun ja, zum Teufel auch! So verrückte Leute sind mir noch niemals vorgekommen. Sie wollen auf Schnee segeln!“

„Trimmen!“ Die schweren Benzinkanister und die restlichen Nahrungskits werden auf der Luvseite verstaut. Fauchend fährt der Wind in die zum Bersten gespannten, von Gerhard konstruierten Tücher. Seine Segelerfahrung wird der Schlüssel für eine der schnellsten Inlandsdurchquerungen mit fairen Mitteln, die je gemacht wurden. Nansen hatte da mehr Probleme: „Wir ziehen an und machen unser Fahrzeug flott. Kaum aber ist es losgekommen, als der Wind es uns auf die Hacken treibt und wir zu Boden stürzen. Wir stehen auf und machen einen neuen Versuch, aber es geht uns nicht besser.“

Sanft rucken unsere Schlitten an, wenn wir uns ein wenig in die Zuggeschirre legen. Der Schritt wird unwillkürlich schneller. Ab und zu gibt ein Schlitten dem Winddruck nach, kippt. Wir pieken die Segel eine Etage tiefer ein. Trotzdem, unsere beste Leistung bisher: 27 Kilometer an einem Tag.

Heute hat Gerhard einen Vogel gesehen. Kommen wir dem Eisrand näher, oder wurde der Schneesperling nur vom Winde verweht?

„Land!“

Michael entdeckt es als Erster und schreit seine Begeisterung heraus. Nach 24 Tagen weißem Horizont endlich ein winziger schwarzer Punkt, der Stunden später zum atemberaubenden Panorama wird. Die Randgebirge der Westküste liegen greifbar nahe. Unsere Stimmung klettert in die Gegend von Euphorie. Die Eiskappe senkt sich, scheint nach unten zu fallen. Gletschersümpfe werden in großem Bogen umgangen.

Dann sind die Spalten da. Erst kleine Risse, dann immer breitere Furchen, schließlich tiefe Schluchten. Zu den Hüftgurten der Zuggeschirre legen wir Schenkelschlingen und Brustgurte an, holen den 46 Meter langen Zehn-Millimeter-Strick aus der Schlittenwanne und seilen uns an. Der Eiertanz über verschneite Spalten beginnt wie bei Nansen: „Wir setzten unsere Wanderung fort und kamen nun in das unebenste und unwegsamste Terrain, das uns bis dahin vorgekommen war. (...) Eiswände, von denen die eine immer schärfer und unzugänglicher war als die andere, erstreckten sich nach allen Richtungen hin, unterbrochen von tiefen Schluchten, die häufig Wasser enthielten, über dem eine dünne Eisschicht lag, durch welche man hindurchbrach.“

„Wir müssen die Schlitten hierlassen“, schlägt Michael vor. Vorwurfsvoll sind die Blicke der Freunde, der Ernstfall ist da. Es steht drei gegen eins. „Das Gelände wird immer brutaler, mit dem Gepäck kommen wir hier niemals heil 'raus“, hält Michael



Tagebuchauszug 1818 in der Höhe des Gletschers. 20. September 1894.

dagegen. Dreistimmig einstimmig: „Es bleibt dabei, die Schlitten müssen mit.“ Michael vorneweg („Du bist zuständig für das Alpine“).

Taxierend sucht er nach einem Halt auf der anderen Seite der kleinen Schlucht, die er zuvor nicht zu überwinden wagte. Dann setzte er vorsichtig einen Ski auf die unberechenbare Decke aus Eis und Schnee. Müde verfolgen die anderen drei an der Spaltenkante die riskanten Manöver. Der Schlitten ruckt und bockt. Es geht, aber es geht nur noch meterweise vorwärts. Gefangen im Labyrinth aus Eis — es ist, als wolle ein Insektentrupp den Aletsch-Gletscher bezwingen.

Nichts geht mehr. Das Spalteninferno ist vollkommen, und es ist schlimmer als erwartet. Das dänische Stück Hochglanzpapier mit der Registrier-Nummer 870078 hat mehr verschwiegen, als es zeigt — ein Luftfoto ist keine Alpinkarte. Keuchend zerran wir die Schlitten durch den Bruch, ziehen sie durch reißende Schmelzwasserbäche, umgehen Gletschersümpfe und große Seen, taumeln durch Irrsinn aus häusergroßen, aufgeworfenen Eisblöcken. Pit Schubert, Papst in Sachen alpiner Sicherheit, hatte auf die Frage nach dem Risiko eines Spaltensturzes mit Schlitten aufgegeben: „Da gibt es keine Lehrmeinung: Ihr dürft halt nicht 'reinfallen.“

Die filigranen Zuggestänge der Schlitten halten den Belastungen nicht stand. Das Titan bricht. Abends benutzen wir die Bruchstücke, um unsere Zelte festzumachen. Werner: „Die teuersten Heringe der Welt.“

Im Irrgarten aus Eis

26 Tage schon im Eis, Werner sieht die Gefahr: „Wir werden immer müder, immer leichtsinniger.“ Am dritten Tag in der Spaltenzone fällt die Entscheidung: Nur was zum Überleben unverzichtbar ist, gehört in die Rucksäcke — Zelte, Seile, Haken, die restliche Verpflegung. Alles andere bleibt zurück: Die Kameras, auch die schon belichteten Filme, der wertvolle Sextant, die Tagebücher und Walters 4000 Mark teure Geliebte, die Büchse. Und die Ski, die hier im aeren Eis keine Erleichterung mehr bringen. Die Steigeisen werden angeschnallt.

Walter hat Pech. Er, der Leichteste, bricht zweimal auf Schneebrücken ein. Die Beine sind plötzlich verschwunden. Hunderte solcher Übergänge in einer Mondlandschaft aus Eis, müssen wir überwinden. Die schweren Rucksäcke verfluchen wir. Die innerlichen Zweifel, die seelischen Belastungen, werden lauter: „Wie kommen wir an Land? Und wo?“

Der Bruch wälzt sich bis hin zu den Bergen. Alle paar Meter wartet eine Spalte, gelegentlich eine Eisschlucht. Oft gehen wir dort hunderte Meter am Rand entlang, um eine windige Brücke zu finden und ein paar Meter Horizontalabstand vorwärts zu kommen. Freiwillig wäre keiner von uns in ein solches Chaos gegangen. Der vierte Tag im Bruch bringt die Wende: Am Horizont taucht schmutzigbrauner Fels auf.

Am Ende der Masse aus gefrorenem Wasser tut sich plötzlich ein See auf, von dem auch die Karte nichts weiß und stellt sich uns Heimkehrern in den Weg. Zwei Gletscherseen sind zusammengewachsen. Wieder heikles Klettern mit den Steigeisen. Kurz bevor die Nacht hereinbricht, erreichen wir doch noch das andere Ufer und klettern an Land. Umarmung, und auch feuchte Augen: „Die harten Männer sind weich geworden.“

Der Steinmann, den wir aufschlichen, visualisiert einen hundertjährigen Erfolg: An diesem Punkt des *Austmannadjern* betrat auch Nansen wieder festen Boden. Spärlich zeigen sich das erste Grün, die ersten Blumen im Blockwerk, und mit ihnen wächst die Gewißheit: „Wir haben es geschafft.“ Doch noch sind es sechs Tage bis zum ersten Dorf am Rand der Zivilisation.

Nansen erzählt über diesen historischen Moment: *„Eine wahre Wonne durchrieselte uns, als wir mit unseren Füßen das Heidekraut berührten und der würzige Duft von Gras und Moos uns in die Nase stieg. Hinter uns lag das Inlandeis, sich in einer langen, kalten und grauen Abschrägung nach dem See senkend, vor uns aber weideten wir uns an dem Anblick des bloßen Landes. Durch das Tal hindurch erblickten wir einen Hügelrücken nach dem anderen, die sich wie Woge auf Woge am Horizont erhoben. Hier mußten wir weiterziehen; dieser Weg führte uns an den Fjord.“*

Am Abend bunter Arktis-Zauber: Zarte Vorhänge aus gelbem und grünem Polarlicht wehen über einen dunklen Nachthimmel.

Wildwasser und Nansens Zeltplatz

Der 32. Tag. Es schüttet, wie es nur in Grönland schütten kann. Dampfend steht die Crew am Meer. Die Ebbe hat die Sandbänke des Fjords freigelegt, Regentropfen ziehen kreisrunde Ringe auf dem Salzwasser. Die Schlafsäcke sind nur noch Klumpen. Tags zuvor im *Austmannadalen* schien die Sonne, doch auch da waren wir naß: Das strudelnde Wildwasser des tobenden Gletscherflusses hatte uns an die Grenze gebracht. Gerhard und Werner behielten im gischtenden Eiswasser wenigstens den Kopf trocken. Michael trat in ein Loch, wurde vom Wildwasser mitgerissen. Der Schlag des Unterwasserfelsens ließ die Blutgefäße an seinem Unterschenkel platzen — in Sekunden bildete sich eine kinderkopfgroße blaue Geschwulst. Walter nahm das gelassener: „Wozu bin ich Rettungsschwimmer?“

Sprach's, und stürzte sich in die Fluten. Der Rucksack tanzte wie eine Rettungsinsel neben ihm auf den Wellen.

Das hier ist *Nansens Teltplads*. Bis hierher hat der kühne Norweger mit seinen fünf Begleiter 42 Tage und Nächte gebraucht. Wir vier Bayern haben in den verwehten Skispuren Nansens Grönland durchquert und waren zehn Tage schneller: Exakt so, wie geplant. Ein „Rekord“, der unwichtig ist in der Retrospektive, jedoch lebenswichtig ist für unsere Essenskalkulation. Die Idee, der Traum, haben sich erfüllt, sind schon jetzt Vergangenheit. Nansen berichtet über diesen Platz, der seitdem seinen Namen trägt. *„... befanden wir uns auf gleicher Höhe mit dem Meeresspiegel. (...) Eine Schwierigkeit, die von vielen Sachverständigen, ja von der großen Mehrzahl als unüberwindlich betrachtet wurde, war jetzt siegreich überwunden.“*

„Wir machen keinen Expeditionsvertrag. Wir wollen als Freunde gehen und als Freunde ankommen“, formulierte Michael unseren Anspruch vor dem Start. Auch dieses Ziel — ein wesentliches — ist erreicht. Die Expeditionen der letzten hundert Jahre, die vor uns gingen, waren oft zerstritten und wurden uns zum abschreckenden Beispiel.

Zivilisation und Resümee

Hunderte von wilden Renen haben wir gesehen — und verscheucht. In *Kapisigdlit*, dem 130-Seelen-Dorf warten nach einem Marsch durch die Tundra zwei Tage später schon Daniel Lükassen, der Ortsvorsteher, und seine Frau Anne. Die ersten Menschen nach 34 Tagen. Draußen im Fjord schwimmen Eisberge.

„Keschutel!“ Das ist ein grönländisches „Prost“. Das erste Bier nach fünf Wochen Einsamkeit. Wieviel — oder wie wenig — braucht der Mensch um glücklich zu sein? Jeder von uns verschlingt ein halbes Dutzend Rentiersteaks. Die Sauce Bearnaise wird löffeldick drübergestrichen. Die rationierte Pulvernahrung hat gerade bis zum letzten Tag gereicht.

Der Mensch wird in die Gesellschaft hineingeboren und muß dorthin zurückkehren. Über 500 Kilometer liegen hinter uns, vom Meer zum Meer. Daniel lobt: „You have all reason to be proud.“ Ein bißchen sind wir das auch. Was übrig bleibt ist die Erinnerung an den Zauber des Inlandeises, die wallenden Schleier des Nordlichts, die Sonne, das endlose Weiß, das Fjell, das große Schweigen und die Harmonie unserer Freundschaft. Wir haben mit zeitgemäßer Technik, aber „by fair means“ das nachvollzogen, was uns Nansen vor 100 Jahren vorgemacht hat. Unsere Idee war, an ein kulturelles Erbe zu erinnern. Wir denken an die Worte des kompetenten Dänen Gunnar Jensen: „Eure Chancen bei einer Inlandeisdurchquerung liegen unter 50 Prozent. In den letzten Jahren gab es bei sieben Expeditionen sieben Tote und drei Rettungsaktionen.“

„Eigentlich war es wie eine Kur“, flachsen wir, „viel Schlaf, täglich Bewegung, gesundes Essen, kaum Alkohol... Und da war doch noch etwas?“ Walter zieht Bilanz: „Für mich hat es sich gelohnt, ich habe im Schafkopf gewonnen.“ Gerhard resümiert: „Die Tage auf dem Eis haben mich reich gemacht.“ Die erste

Nacht im Bett, Werner ist enttäuscht: „Draußen, auf der Iso-
matte im Zelt, hab' ich besser geschlafen.“ Michael am Ende al-
ler Ziele: „Mein Respekt vor Nansen ist noch größer geworden.
Er ist es, der zu bewundern ist.“

Wir denken an das Schlußwort des Norwegers, in seinem Buch:
„Als wir uns dem Hafen von Kristiania näherten und den Fe-
stungswall und alle Brücken ganz schwarz von Menschen sa-
hen, sagte Dietrichson: ‚Ist es nicht hübsch mit all diesen Men-
schen, Ravna?‘ Und der einfache Lappe antwortete: ‚Ja, sehr
hübsch, — wenn es nur alles Rene wären!‘“

Epilog

Wir verlegten die Vertikale der Berge in die Horizontale des
grönländischen Eises. Die bergsteigerischen Ideale jedoch nah-
men wir mit und versuchten, sie dorthin zu transferieren.

Unsere Idee war nicht nur, eine Inlandeisdurchquerung zu
machen. Seit Nansen hat es nicht weniger als 50 Traversierun-
gen auf verschiedensten Routen quer durch diese 3000 Kilome-
ter lange Insel gegeben. Im Schnitt alle zwei Jahre eine. Viele
davon mit Motorkraft oder Schlittenhunden. Jede Durchque-
rung mit eigener Kraft ist ein brutales Unternehmen, eine physi-
sche und psychische Hochleistung. Egal auf welcher Route,
auch heute noch. Mehrere Expeditionen, darunter auch eine
deutsche, waren im Jubiläumsjahr auf verschiedensten Routen
unterwegs. Einige hatten sich den Namen Nansen auf die Fah-
nen geschrieben. Wir aber wollten vor allem der historischen
Komponente folgen.

Als Jahreszeit wurde — wie bei Nansen — der Sommer ge-
wählt. Die beste Expeditionszeit ist das Frühjahr, da dann die
Spaltenzonen verschneit sind.

Navigiert wurde — wie bei Nansen — mit einem Sextanten. Wir
Bergsteiger drückten nochmals die Schulbank, um die kompli-
zierte Technik der Seefahrt zu erlernen. Satellitennavigation
ist auf dem Inlandeis üblich geworden: Schalter umlegen und
wissen wo man ist.

Wir konnten — wie Nansen — auf der Originalroute keinen Zivi-
lisationskontakt haben. Expeditionen nehmen heute vermehrt
nördlichere Wege. Auf diesen „Normalwegen“ liegen mitten im
Eis Frühwarnstationen der Amerikaner.

Wir gingen Nansens Route vom Startplatz an der Ostküste bis
zur Ankunft im Ameragdla-Fjord exakt nach, und waren damit
„... die ersten Deutschen ...“. Wie unwichtig das auch immer
ist.

Wir arbeiteten — wie Nansen — mit besegelten Schlitten. Ob-
wohl wir uns vor dem Start mit Parawings, gleitschirmähnlichen
Windsegeln, vertraut gemacht hatten, verwarfen wir diese Alter-
native aus Gründen der Idee. Damit lassen sich bei günstigen
Winden und entsprechender Übung 100 Kilometer und mehr
pro Tag machen.

Der Hubschrauber ist in Grönland oft die einzige Möglichkeit, an
den Startplatz einer Eiskappenüberschreitung zu kommen. Vie-
le Expeditionen nutzen dies, um sich oberhalb der wildesten
Brüche absetzen zu lassen. Wir starteten dort, wo auch Nansen
losging, indem wir mit den Schlitten zum Meer abstiegen.



Das Nansen-Jahr war auch das Jahr der Bergjubiläen. Wenn
wir zum 50jährigen Jubiläum der ersten Eigernordwand-Bege-
hung diese Tat würdigen wollten, so würden wie über die Heck-
mair-Route klettern. Welche sonst?

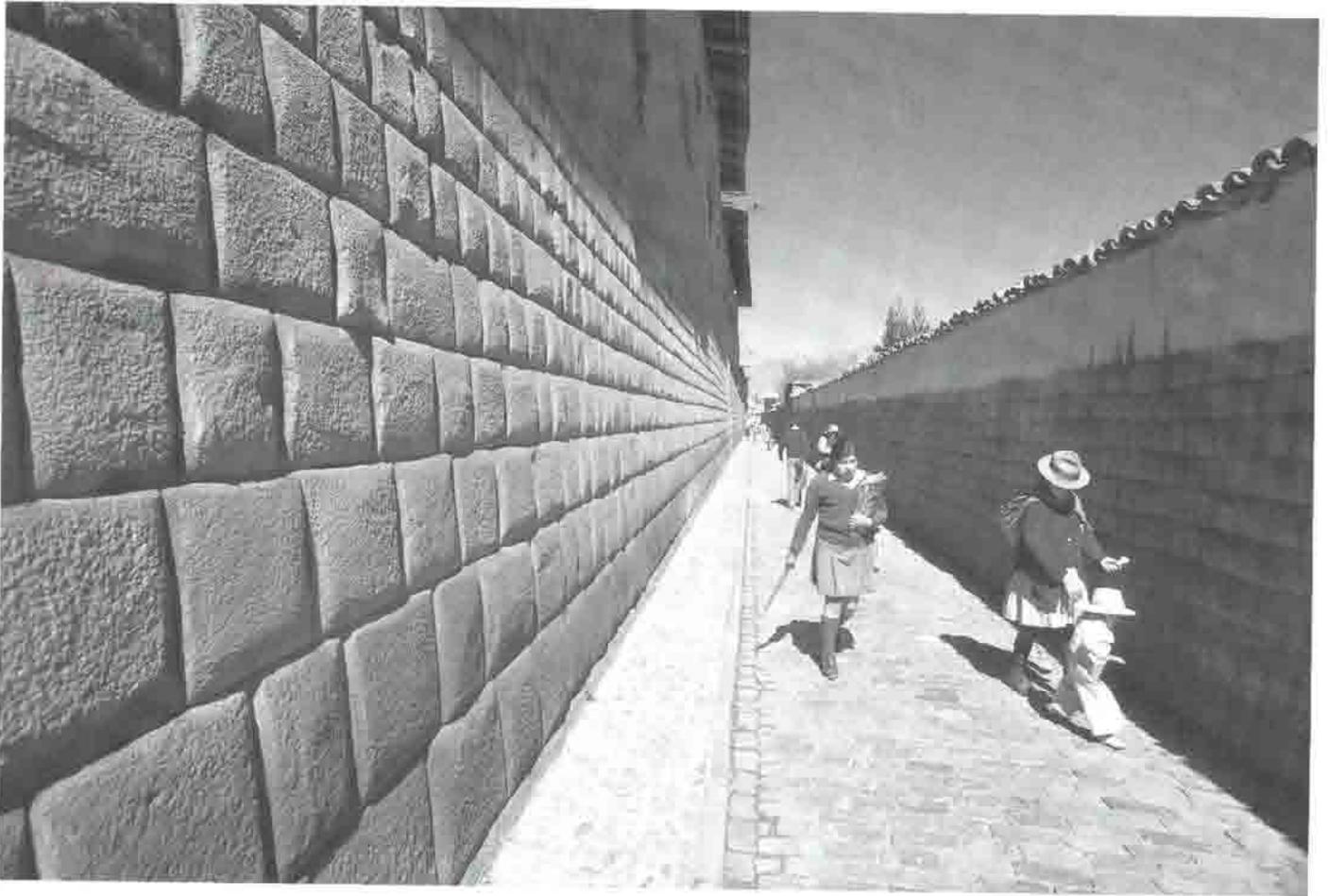
Als Kletterer wissen wir, daß eine Route A0 oder A1, free oder
clean, onsight oder top rope gemacht werden kann. Oder rot-
punkt. Und jedesmal ist das etwas anderes.

Rotpunkt auf den Spuren des Skilaufs? Ja! Alles andere wäre —
im Sinne der historischen Mission ein Rückschritt gewesen. Die
Bewunderung gilt ihm, dem Pionier, dem wir als Skibergsteiger
alles zu verdanken haben.

*Nansens Grönlanddurchquerung ist ein kulturelles Erbe, an das
es zu erinnern und das es zu bewahren gilt.*

Auszug aus Bertelsmann-Lexikon

Nansen, Fridtjof, Polarforscher, Zoologe und Staatsmann,
*1861 †1930; durchquerte 1888/1889 als erster Grönland von
O. nach W., dabei die Inlandeisnatur Grönlands endgültig erfas-
send, befuhr 1893 bis 1896 auf dem Schiff „Fram“ das Nordpo-
larmeer und stellte u. a. das weite Vordringen des Golfstromes
fest. 1897 Prof. für Zoologie, 1901—1906 Direktor des Internat.
Laboratoriums für Ozeanographie in Oslo; 1906—1908 norw.
Gesandter in London, leitete 1918 die Rückkehr der Kriegsge-
fangenen aus dem Osten, bekämpfte 1921—1923 die Hungers-
not in der Sowjetunion, war Völkerbundskommissar und erhielt
1922 den Friedensnobelpreis; „In Nacht und Eis“, 3 Bde. 1898
u. a.



Die alte Inkahauptstadt Cuzco im Süden Perus bietet eine unvergleichliche Mischung von Zeugnissen der Inka-Hochkultur mit spanischem Barock — und ist umringt von hochinteressanten Cordillerezügen

*Foto:
Jürgen Winkler*

Bergsteigen rund um Cuzco

Von der Cordillera Vilcanota zum Amazonasdschungel

Von Fritz März

Es gibt eine ganze Reihe Bergsteigerorte, Städte und Dörfer, die jedem geläufig sind. Zermatt, Chamonix, Grindelwald, um die traditionsreichsten zu nennen; auch Courmayeur ist sicher hinzuzurechnen, in den Ostalpen Innsbruck sowie Vent, das sich gern und gut „das Bergsteigerdorf“ nennt, Kals usw. bis Cortina. Kurz es gibt da eine ganze Menge Orte, die dem Bergsteiger etwas bedeuten, für die auch die Bergsteiger etwas bedeuten. Wien, München, auch Mailand und Turin gehören in einem weiteren Sinne dazu. Der weltweiten Entwicklung des Bergsteigens folgend, gibt es neue Plätze. Kathmandu wäre da an der Spitze zu nennen, aber auch schon Srinagar. In Südamerika ist in Peru Huaraz, der 3000 m hoch gelegene Hauptort des Santatales zu Füßen der imposanten Cordillera Blanca, Hauptstützpunkt der Bergsteiger, in Bolivien die Großstadt La Paz mit ihrem 4200 m hoch gelegenen Flughafen ein idealer Ausgangspunkt in die zu Recht berühmte Cordillera Real, die Königs-Cordillere.

Als Bergsteigerstadt praktisch unbekannt ist jedoch Cuzco, die 3300 m hoch gelegene alte Inkahauptstadt im Süden Perus. Cuzco ist sehr wohl das touristische Zentrum Perus und einer jener Orte, die man als weltläufiger Tourist besucht haben muß, wenn man mitreden will. Die Stadt wimmelt zu allen Jahreszeiten von Touristen, sie lebt weitgehend vom Tourismus. Der hochmoderne Flughafen dient praktisch allein diesem Zweck. Doch muß man den Cuzceniern bescheinigen, daß sie es in ausgezeichneter Weise verstanden haben, ihr Stadtbild sorgsam zu erhalten. Trotz des Tourismusbooms sieht man weder Hochhäuser, noch klotzige Hotelpaläste. Die zahlreichen Fremden bestaunen die unvergleichliche Mischung der Zeugnisse inkaischer Hochkultur mit spanischem Barock und seinem Geist, wie er beispielsweise in der Klosterkirche von Santo Domingo, der inkaischen Coricancha zum Ausdruck kommt. Von den Bergen sehen sie wenig, obwohl Cuzco umringt ist von hochinteressanten Cordillerezügen.

Freilich geben sich die nicht so dominant wie etwa der majestätische Huascaran (6768 m) in Huaraz, der, obwohl noch 70 km Luftlinie entfernt, direkt über der Stadt aufzuragen scheint. Und auch in La Paz beherrscht der über 100 km entfernte Illiman (6447 m) das Stadtbild. In Cuzco muß man schon hinaufsteigen oder -fahren zu der alten Inkafestung Sacsayhuaman, um weit

im Südosten die Cordillera Vilcanota mit dem Ausangate, dem mit 6384 m höchsten Berg im Kranz um Cuzco zu erspähen. Es mag, neben der früher vor Einführung des Flugverkehrs nicht eben einfachen Erreichbarkeit von Cuzco ein Grund dafür sein, daß die Berge dort nur spärlichen Besuch erhalten, daß man von Cuzco aus meist einen längeren Anmarsch per Auto, zu Fuß oder Pferd zu absolvieren hat, ehe man so richtig im Gebirg ist.

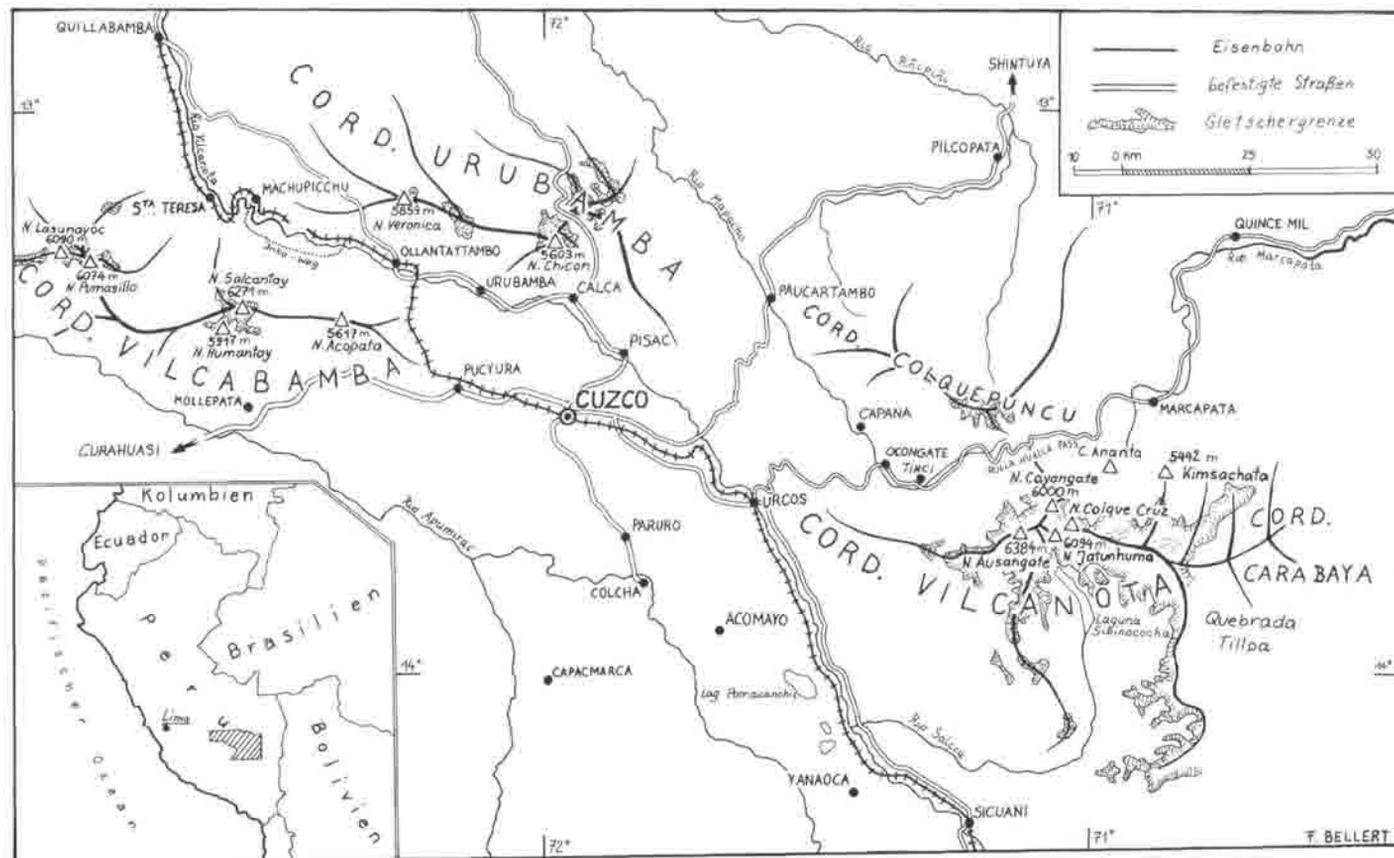
Fangen wir also einmal an und gehen im Uhrzeigersinn rund um Cuzco herum, von Mittag bis Mitternacht. Im Süden gibt es da gleich eine Fehlanzeige. Natürlich stehen im Bereich südlich von Cuzco jede Menge Berge, viele über 4000 m hoch. Aber das ist gar nichts in diesem Land. So weit hinauf und noch viel weiter weiden Lamas und Schafe, auf diese Berge kann man bis zum Gipfel reiten. Interessante Berge stehen im Westen von Cuzco in der *Cordillera Vilcabamba*. Das ist eine kleine, extrem schöne Kette zwischen den Flüssen Urubamba und Apurimac gelegen, den beiden Quellflüssen des gewaltigen Ucayali, der wiederum zusammen mit dem Marañon den Amazonas, den größten Fluß unserer Erde bildet. Die Flußlandschaft von Urubamba und Apurimac sind abenteuerliche Schluchten, in denen diese Flüsse, deren Wasserstand je nach Jahreszeit stark wechselt, in die Tiefen des Amazonaslandes stürzen. Der Name Apurimac ist charakterisierend: apu = gewaltig, groß, Herr und rimac = laut, tosend, sprechend. Das sagt eigentlich alles.

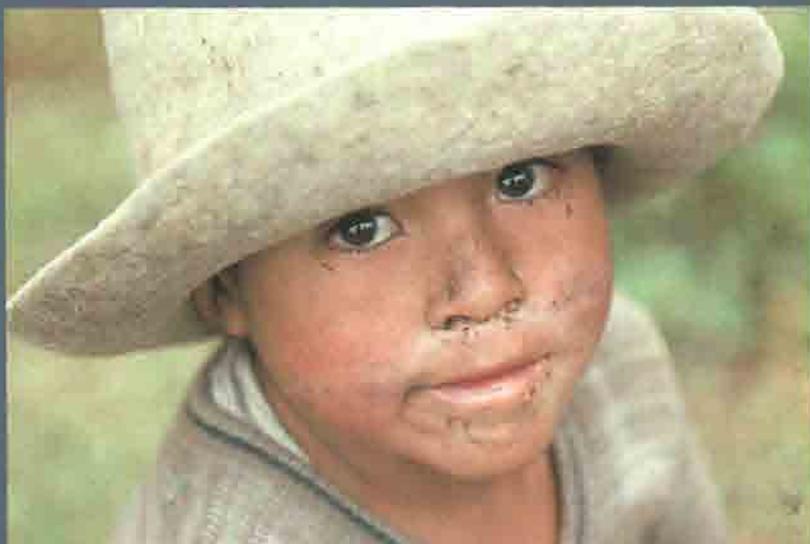
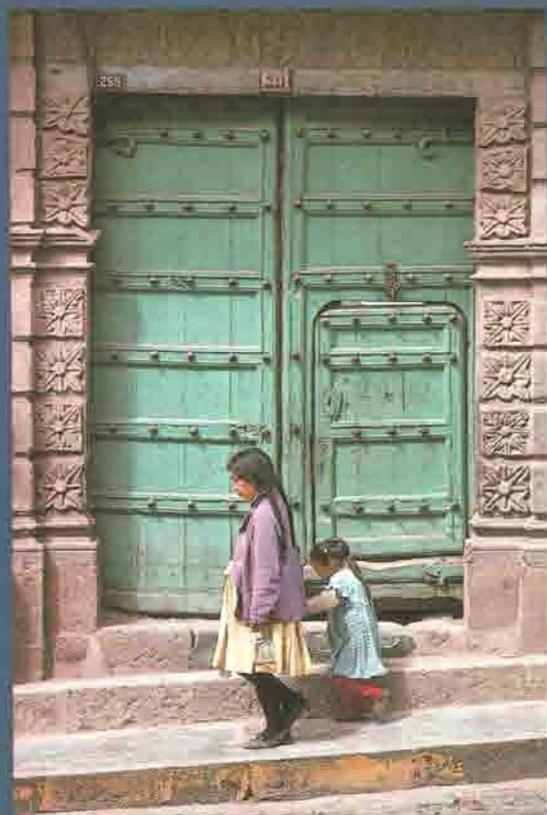
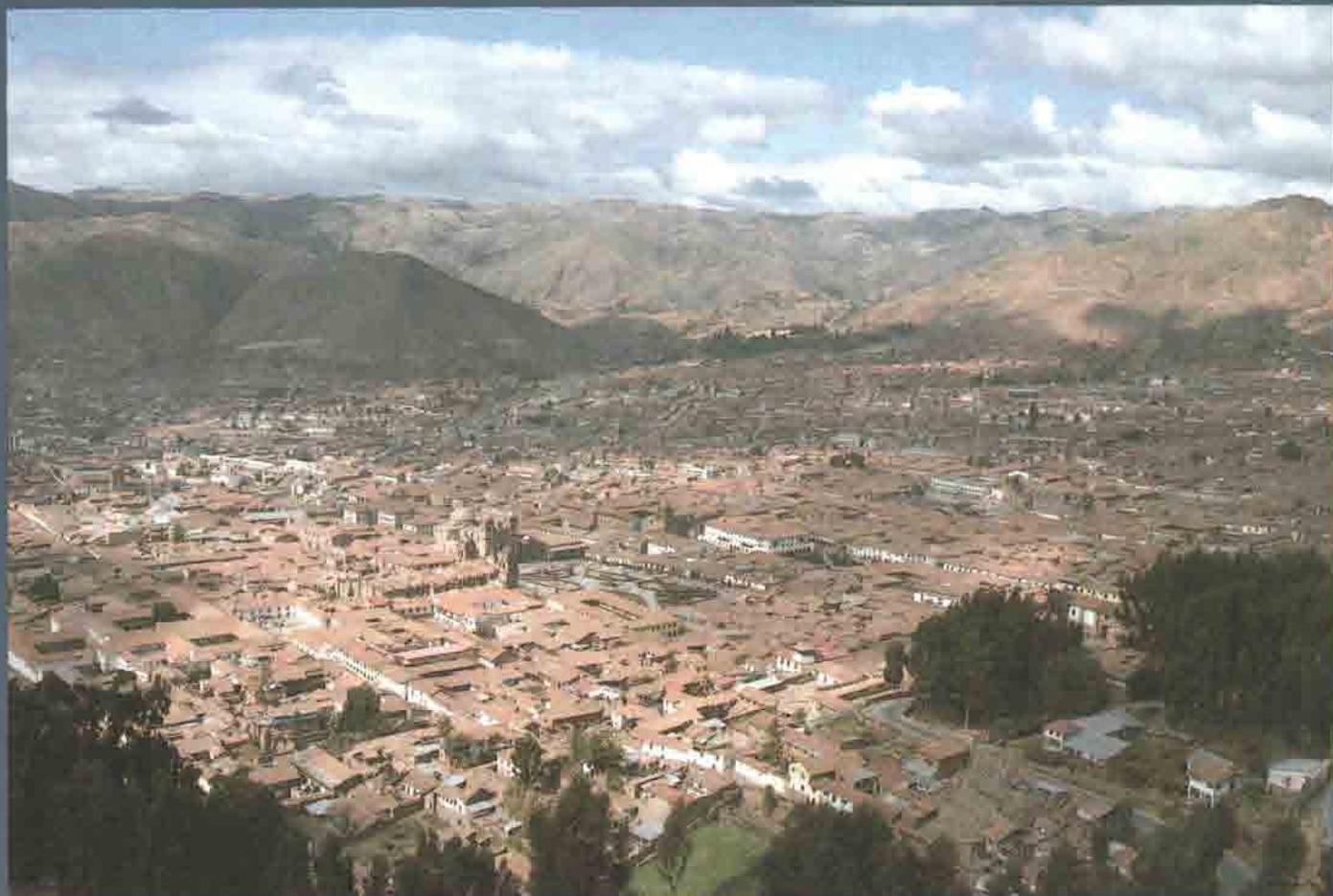
Die Cordillera Vilcabamba sieht man vom Flugzeug auf dem Flug von Lima nach Cuzco, dem heute üblichen Weg in unser gelobtes Bergsteigerland von der Hauptstadt Perus aus. Natürlich kann man auch mit dem Bus fahren, aber das ist in den Anden immer noch ein Abenteuer, alldieweil die Straßen ebenso schlecht sind wie die Fahrzeuge und die Route Lima Cuzco auf dem direkten Weg derzeit durch das Gebiet führt, das die Terroristenbande Sendero Luminoso, der „Leuchtende Pfad“ unsicher macht. Also besser fliegen und dabei schon den Salcantay (6371 m), den höchsten Gipfel und Zentralpunkt der Vilcabamba sehen. Diese Cordillera weist mit dem noch bekannten Pumasillo (6074 m) und dem praktisch unbekanntem 6090 m hohen Lasunayoc noch zwei weitere 6000er auf, während der Trabant des Salcantay, der Huamantay, die 6000er-Grenze wie so

einige andere Gipfel in dieser Gruppe nicht mehr schafft. Toni Hiebeler, der exakte Archivar des Alpinismus, schreibt die Erstbesteigung des Salcantay dem berühmten Entdecker Macchu Picchu, dem Amerikaner Hiram Bingham zu, und zwar schon im Jahre 1914. Die Zeit würde durchaus passen, denn kurz vorher entdeckte Bingham Macchu Picchu. Nun ist der Salcantay alles andere als ein leichter Berg und Bingham war kein Bergsteiger. Zwar kennt die Geschichte des Bergsteigens durchaus Fälle, wo kühne, sportliche Forscher, die keine eigentlichen Alpinisten waren, trotzdem erstaunliche Gipfelerfolge erzielten. Doch die Quelle, auf die Hiebeler zurückgegriffen hat, war falsch. Kein Wunder, denn die Quellenlage der Erstbesteigungsgeschichte der Anden ist höchst unübersichtlich. Bingham war sicher der erste Fremde, der den Salcantay gesehen hat, und zwar vermutlich schon 1911. Eine amerikanische Expedition erkundete dann erst wieder 1950 den Salcantay, doch 1952 wurde es ernst. Die in Peru lebenden Schweizer Felix Marx und Marcus Brönnimann erreichten einen Vorgipfel, eine respektable Leistung angesichts ihrer bescheidenen Ausrüstung. Marx war übrigens eine jener farbigen Figuren der in Südamerika hängengebliebenen Europäer, an denen die Erschließungsgeschichte der Anden so reich ist. Wenige Wochen später fiel dann der Salcantay. Eine franco-kanadische Expedition unter der Leitung von Bernhard Pierre bezwang den Salcantay über

den Nordostsporn, dem wohl einfachsten Anstieg. Es war dem Stil der Zeit entsprechend eine große Expedition mit fünf Tonnen Gepäck und über 100 Tragtieren. Traurige Berühmtheit erlangte der Salcantay in Bergsteigerkreisen, als 1954 Fritz Kasperek, einer der Erstersteiger der Eiger-Nordwand, mit einem Freund kurz unter dem Gipfel infolge Wächtenbruches in den Tod stürzte. 1956 erfolgte durch De Booy/Egeler die zweite Besteigung. Beide erstiegen danach auch noch den benachbarten Huanay erstmals. Die weitere Besteigungsgeschichte des Salcantay ist typisch für die Entwicklung, die das Bergsteigen immer genommen hat: Zuerst der Gipfel, möglichst auf dem einfachsten Weg, dann Grate und Wände von immer höherer Schwierigkeit. 1965 Japaner am Nordostgrat, 1968 Österreicher über die Nordwand. Im gleichen Jahr bezwangen Japaner den Südostgrat, 1970 fiel der Südpfeiler durch eine kleine, schlagkräftige Mannschaft der Müncher Sektion Bayerland, 1986 legten Briten einen schwierigen Weg durch die Südwestwand.

Die Cordillera Vilcamba weist nördlich des Salcantay noch einen Höhepunkt auf, die Gruppe des Pumasillo mit den beiden 6000ern Pumasillo und Lasunayoc. Der Pumasillo wurde 1957 von den Boys einer Expedition aus Cambridge erstmals erstiegen, während schon 1956 dem Lasunayoc erstmals aufs Haupt gestiegen wurde. Weiter wurde er 1979 von einer Coburger





Ganz oben:
Als Bergsteigerstadt
praktisch unbekannt: Cuzco.
Stadtbild sorgsam erhalten (links).
Indiojunge (oben)

Fotos:
Jürgen Winkler

Gruppe erstiegen, die von Fritz Weidmann geleitet wurde, der anno 70 schon mit den Bayerländern am Salcantay war. Die Coburger legten dazu auch noch eine Route durch die Südwestwand des Lasunayoc, wobei wir uns erinnern sollten, daß wir südlich des Äquators sind, was bedeutet, daß die Sonne im Norden steht, mithin die Südwände die Schattenanstiege bieten. 1959 versuchte sich eine Andenexpedition des Schweizer Alpenclubs am Pumasillo. Die Eidgenossen bezwangen mit dem Sacsarayoc und der Cabeza Blanca zwei Fast-Sechstausender im Pumasillostock. Der andere Teil der Gruppe graste das heute kaum noch besuchte Panta-Gebiet ab.

Doch auch für den, der nicht unbedingt auf wilde Berge steigen will, der nicht schwierige Wege bevorzugt, hat die Vilcabamba jede Menge bester Möglichkeiten. Die Zahl der Fünftausender ist riesig und die Anstiege so ungemein vielfältig, daß wirklich für jeden Geschmack und für jedes Können etwas da ist. Auch der Bergwanderer, jedenfalls der leistungsfähige, der lange Märsche und die Höhe nicht scheut, kommt auf seine Rechnung. In etwa zehn bis zwölf Tagen kann man die Cordillera Vilcabamba durchqueren, muß allerdings über hohe Pässe, deren höchster immerhin 4800 m hoch ist, also ziemlich genau Montblanc-Höhe.

Unwirkliche Landschaft

Man kann die Durchquerung von Norden oder Süden anpacken. Wählt man den Weg von Norden her, fährt man mit der Bahn in das „Heilige Tal der Inkas“, entlang dem Urubamba-Fluß über das weltbekannte Macchu Picchu talab bis Santa Theresa und arbeitet sich aus der üppigen subtropischen Vegetation hinauf in Schnee und Eis. Dieser Weg ist weder seiner geographischen Eigenart nicht nur wunderschön, sondern auch hochinteressant. Trotzdem würde ich den Weg von Süden her empfehlen. Hier fährt man auf der Landstraße von Cuzco Richtung Abancay nach Mollepata, wo man auf etwa 2800 m Höhe einen um mehr als 1000 m höheren Ausgangspunkt hat als in Santa Theresa. Doch nicht das empfinde ich als ausschlaggebend, sondern die Tatsache, daß man auf diesem Weg, nachdem man das Herz der Gruppe, den ungemein eindrucksvollen Salcantay aus nächster Nähe erlebt hat, in Richtung Urubamba absteigen kann, um auf den berühmten Camino del Inka, den Inkaweg zu treffen. Viele seiner Begeher wissen nicht einmal, daß sie am Nordostrand der Cordillera Vilcabamba entlang gehen. Der Inkaweg erreicht immerhin noch stolze 4150 m. Sein fast legendärer Ruf besteht zu Recht. Man verläßt den Eisenbahnzug nach Macchu Picchu beim Kilometer 88, überschreitet den Fluß und ist sofort in einem Zauberreich. Immer wieder trifft man auf Bauten der Inkazeit, oft große, festungsartige Massen, oft kleinere Posten, immer aus gewaltigen Quadern aufgeschichtet, die uns heute noch rätseln lassen, wie denn die Indios zur damaligen Zeit, ohne Kenntnis des Rades, diese manchmal Dutzende von tonnenschweren Blöcken bewegt und bearbeitet haben. Und das Ganze in einer geradezu unwirklich scheinenden Landschaft. Man ist an recht steilen Bergen und

wandert doch zumeist durch Dschungel. Es ist nicht der dumpfe Amazonasdschungel, sondern ein ganz eigener, der sich weit hinaufzieht in die supersteilen Granitberge. Einen Eindruck von dieser Steilheit bekommt man, wenn man etwa zum Schluß dieser Wanderung den Huayna Picchu oberhalb von Macchu Picchu erklimmt. An den wenigen Stellen, wo man dort aus dem Dschungel herauskommt, sollte man schon recht schwindelfrei sein. Archäologisch Interessierte kommen auf dem Inkaweg genauso auf ihre Rechnung wie Botaniker. Letzten Endes stört es auch wenig, daß dieser vielbegangene Pfad oft auch von Leuten heimgesucht wird, die keine Ahnung haben, wie man sich im Gebirge benimmt und deshalb viel Dreck hinterlassen. Hoffen wir auf Besserung.

Allein das Hinuntersteigen nach Macchu Picchu von Intipunku aus, einem großen Tor in fast 3000 m Höhe, ist ein wohl in der Welt einmaliges Erlebnis. Der Gegensatz zwischen der eisigen Höhe der Cordillera Vilcabamba und dem in dieser ganz ungewöhnlichen Landschaft eingelagerten Macchu Picchu ist überwältigend. Gehört doch diese rätselhafte Stadt zu den großen Wundern dieser Welt.

Obleich die Cordillera Vilcabamba nur einige Sechstausender aufweist, gehört sie doch zu den bedeutenden Cordilleren-Ketten. Das kann man von der gewissermaßen gegenüberliegenden *Cordillera Urubamba* nicht behaupten. Diese Gruppe, die sich nordöstlich des Urubamba-Flusses befindet und ihrerseits nördlich und östlich vom Rio Paucartambo, den wir später noch kennenlernen werden, begrenzt wird, weist keinen so hohen Gipfel auf. Sie ist auch von europäischen, nordamerikanischen oder asiatischen Bergsteigern wenig besucht. Doch die — noch wenigen — Cuzcenier Bergsteiger suchen sie gerne auf und sie wissen warum. Die Cordillera Urubamba ist der am schnellsten von Cuzco aus zu erreichende Gebirgszug. Die einzelnen Gipfel bieten Anstiege verschiedener Schwierigkeit. Eisgeher, die steile Wände und Pfeiler suchen, kommen ebenso auf ihre Rechnung wie Bergsteiger, die den einfachsten Weg zum Gipfel anstreben. Der von ferne angereiste Bergsteiger hätte es in der Cordillera Urubamba verhältnismäßig komfortabel. Im Urubambatal, dem „Heiligen Tal der Inkas“, eine Bezeichnung, die nicht ursprünglich ist, sondern eine Erfindung von Fremdenverkehrsmanagern, gibt es eine ganze Reihe von Hotels, die mittlerweile auch etwas höheren Ansprüchen genügen. Gipfelbesteigungen von dort aus lassen sich in relativ kurzen Unternehmungen, zwei bis vier Tage genügen, durchführen. Ein Gebirge für „Genießer“. Man wohnt im schon fast subtropisch angenehmen Klima des Urubambatales im guten Hotel und hat ausgesprochen schöne, an die Westalpen erinnernde Berge vor der Haustür. Der wohl bekannteste Gipfel ist die Veronica, eine ebene Pyramide, die fast 3000 m hoch über Ollantaytambo aufragt und mit ihren 5859 m schon ein reizvolles Ziel bietet. Erstmals 1956 erstiegen von einer Gruppe unter Leitung von Lionel Terray. Auch der Chicon (5603 m) ist ein würdiges Ziel. Reizvoll an dieser Gegend ist, daß der kulturell Interessierte hier im „Heiligen Tal“ die besuchenswertesten Inkastätten beisammen hat, von Macchu Picchu über Ollantaytambo bis Pisac,

Foto: Fritz März

und wie sie alle heißen, sind sie aufgereiht und bilden einen reizvollen Zusammenklang mit der von Kolonialbauten geprägten Landschaft.

Die andere Seite der Cordillera Urubamba, also die nördlich zum Paucartambo hin gelegene, wird von Bergsteigern überhaupt nicht aufgesucht und hat sich ihre Ursprünglichkeit voll bewahrt. Das erinnert uns daran, daß das gesamte Bergland um Cuzco reines Indioland ist. Der Einfluß der Weißen, der Spanier (die Bezeichnung Kreolen für die seit Jahrhunderten dort ansässigen Spanier wird nicht immer gerne gehört), wie der Mestizen ist auf die Städte und größeren Flecken beschränkt und dringt auch heute nur äußerst langsam vor. Die Indios, Nachfahren des Volkes des Inkareiches — also nicht, wie oft fälschlich gesagt wird, der Inkas, denn diese waren die Angehörigen einer Herrscherfamilie wie bei uns etwa die Habsburger, die ja dann auch über das Land von Cuzco herrschten — sind nicht von Anfang so freundlich, wie wir das vielleicht von den Nepalis gewöhnt sind. Sie verhalten sich eher reserviert, scheinen oft verschlossen. Doch lernt man sie näher kennen, sind sie wie alle Menschen und man kann, bleibt man lange genug unter ihnen, echte Freunde dort gewinnen. Der Name Indios, den sie wie alle anderen Ureinwohner des amerikanischen Kontinents von den spanischen Eroberern hatten, beruht auf einem Irrtum, denn die Konquistadoren glaubten sich zunächst in Indien. Die Sprache der Indios ist Quechua, das bis heute noch ungebrochen gesprochen wird. Die Indianer selbst nennen sich niemals Indios, sondern Runa, in der Quechua Sprache „Mensch“.

Zwei Kulturen nebeneinander

Vor dem Einfluß der Spanier entschieden ethnische und sprachliche Gesichtspunkte für die Zuordnung zum jeweiligen Volk. Die Entwicklung des Landes und der Gesellschaft schuf andere Maßstäbe. Die Menschen wurden in Herren und Diener aufgeteilt, der Indianer wurde ein Mensch zweiter Klasse, unterdrückt und ausgebeutet, der Willkür der Herren ausgesetzt, die die Macht im Lande hatten. Daran änderte auch die Unabhängigkeit des Landes nichts. Heute bestimmen mehr als die Herkunft letztlich Einkommen und gesellschaftliche Stellung, wer Indianer ist oder nicht. Die Indios sehen vor allem in ihrer Kultur den unterscheidenden Faktor. Lebensform, Glaube und Weltanschauung sowie ihre uralte, gemeinsame Tradition bestimmen das Wesen des Volkes. Sie konnten letzten Endes ihre Eigenständigkeit trotz einer 450 Jahre andauernden Fremdbestimmung gegen alle Assimilierungsbestrebungen bewahren. Praktisch leben in Peru heute noch zwei Kulturen nebeneinander und nur teilweise miteinander. So leben die Indios heute noch größtenteils außerhalb des Wirtschaftskreislaufes des Landes. Die große Versuchung für die Indios ist, in der Großstadt aufzusteigen in die Mittelschicht der Mestizen oder gar in die Oberschicht der mehr oder weniger Weißen. Nur wenige schaffen das aus dem Millionenheer, das sich in den Barriadas, neuerdings auch Pueblos jóvenes (junge Dörfer) genannt, abrackert,

um nach oben zu kommen. Wir sollten auf unseren Wanderungen versuchen, die Indios verstehen zu lernen, mit vollem Respekt vor ihrer uralten und immer noch gepflegten Kultur. Wenn wir die Berge um Cuzco weiter im Uhrzeigersinn verfolgen, müssen wir jetzt einen Sprung vom Urubamba-Fluß zum Paucartambo machen. Der Urubamba hat seinen Ursprung weit im Süden von Cuzco, dort, wo der Weg und die Eisenbahn zum Titicacasee führen. La Raya heißt der etwa 4313 m hohe Paß, für die Eisenbahn ein sehr hoher Übergang, aber nicht der höchste in diesem Land. Der kleine Bach, der dort oben entspringt, weit, weit weg vom Amazonas, wird nach Vereinigung mit vielen anderen Flüssen im Ucayali zu einem der beiden Hauptquellflüsse des Amazonas. Auch der Paucartambo, der in seinem obersten Lauf eigentlich Mapacho heißt (soll man sich so viele Namen merken?), ist ein Quellfluß des Amazonas. Doch der Amazonas hat so viele Quellflüsse — wer hat sie je gezählt —, daß es auf einen mehr oder weniger nicht ankommt. Darum ist es lächerlich, von der Quelle des Amazonas zu sprechen, er hat tausend Quellen. Ganz in der Nähe der Quelle des Paucartambo-Flusses ist der Hualla-Hualla-Paß (gesprochen etwa weia-weia), der eine Wasserscheide bildet und nach Osten den Rio Marcapata entsendet, der zum Flußsystem des gewaltigen Rio Alto Madre de Dios gehört, also zu einem ganz anderen Flußsystem, das sich jedoch weit unten im Tiefland, 2000 km von der Vereinigung von Ucayali und Marañon, zum Amazonas auch in diesen ergießt.

Der Paucartambo entspringt bereits in der Cordillera Vilcanota, doch ehe wir uns dieser Gruppe zuwenden, sollten wir uns mit der ziemlich genau im Osten von Cuzco liegenden Gruppe befassen, deren Name in Bergsteigerkreisen praktisch unbekannt ist und die buchstäblich im Schatten der mächtigen Vilcanota stünde, wären wir nicht südlich des Äquators, wo man sich eben erst daran gewöhnen muß, die Sonne im Norden zu sehen. *Colquepuncu* heißen diese Berge, zu deutsch Silbertor, ein höchst romantischer Name. Sie erinnern in ihren Formen ein wenig an den Ötztaler Hauptkamm, große, flachgezogene, eis- und schneebedeckte Berge, eigentlich ein Gebirge so richtig für Skitouren. Aber wer fährt schon nach Cuzco, um dort Skitouren zu machen? Zudem der Schnee gerade in der Tourenzeit in Südamerika für das Skifahren nicht immer der beste ist. Im peruanischen und bolivianischen Teil der Anden ist nämlich der Südwinter, also unser Sommer, die geeignetste Zeit zum Bergsteigen. Das Klima ist zwar kalt, aber zumeist trocken. Gerade in der Cordillera Vilcanota und den Colquepuncubergen sollte es in einem normalen — ja sagt man jetzt Winter oder Sommer? — meist trocken sein, während es in den Cordilleren von Vilcamba und Urubamba schon mehr Niederschläge gibt, weil dort der Amazonasurwald, die Selva, näher an die Berge heranrückt. An der Küste in Lima ist diese Jahreszeit eindeutig der Winter, doch im Hochland, der Sierra, sagen viele auch Sommer dazu. Es ist halt die bessere Jahreszeit, und im übrigen nimmt man in Südamerika die Dinge ohnehin nicht immer so genau.

Die Colquepuncuberge wurden von Spaniern, nicht von den Konquistadoren natürlich, sondern einer Expedition 1961 berg-





steigerisch erschlossen. Besuch von Eingeborenen erhielten sie schon früher. Alljährlich an Fronleichnam machen sich aus nah und fern tausende von Indios und auch Mestizen auf den Weg in die Colquepuncuberge. Auf fast 5000 m Höhe gibt es dort eine einsame Wallfahrtskirche, die ihr Ziel ist. Quollur Rit'i heißen Kirche und Flur. Zu deutsch ist dieser Name noch romantischer als Colquepuncu, das Silbertor, nämlich der Sternschnee.

Es ist ein schier unwirkliches Bild, wenn die einzelnen Gruppen auf schmalen Pfaden, meist im Gänsemarsch, in der Tracht ihres Dorfes vor dem majestätischen Hintergrund des Ausangate hinaufziehen nach Quollur Rit'i, voran oft eine kleinere, manchmal auch größere Musikbande oder auch nur einer, der die Flöte spielt. Das Tal ist erfüllt mit Musik, Gesang, Farben, Lachen, Geschrei, Fröhlichkeit. Unterwegs, und erst recht am Ziel, werden uralte Bräuche befolgt, christliches mit heidnischem (wenn dieser eigentlich falsche Ausdruck erlaubt sei) vermischt. Das Ganze dient natürlich dem Wunsch nach Fruchtbarkeit, guter Ernte, Glück beim Vieh, in Haus und Hof.

1962 hatte ich mit einigen Freunden das Glück, die Fiesta von Quollur Rit'i zu erleben. Mein Freund Otto de Bary, der seit den 20er Jahren in der Gegend da droben eine Hazienda bewirtschaftete (sein Leben wäre eine eigene Geschichte wert), hatte uns in seiner trockenen Art darauf aufmerksam gemacht. Er selbst sei noch nicht oben gewesen, seines Wissens überhaupt noch kein Gringo, wir sollten doch einmal schauen. Und so schauten wir und kamen, vielleicht als erste Weiße überhaupt, in den Genuß dieses Schauspiels — nein, wurden einfach mitgerissen von der festlichen Stimmung, überschwemmt, wurden einfach ein Teil der Fiesta. Hermann Wolf hat in „BERG '87“ die Fiesta von Quollur Rit'i so anschaulich beschrieben, daß ich hier nichts zu wiederholen brauche.

Am Ostabhang der Colquepuncuberge liegt weltabgeschieden ein Tal, wo die Qu'ero-Indianer leben, die sich ihre Kultur mit am reinsten bewahrt haben. Auch heute noch muß man zwei Tage reiten, und man braucht gute Tiere dazu, um sie in ihrer Einsamkeit zu erreichen. Ihre Webereien sind ob ihrer Feinheit weltum berühmt. Die Weberei von Ponchos, der traditionellen Männeroberbekleidung und Lleclás, oder auch Mantas, dem Überwurf der Frauen, neben vielen anderen Webprodukten ist besonders im Land um Cuzco von alter Tradition und wurde durch den Fremdenverkehr sogar neu belebt. An den Mustern der Ponchos, die alle eine ganz bestimmte Bedeutung haben, erkennt man auch genau, in welchem Dorf der Träger daheim ist.

Namenlose Sechstausender

Gehen wir nun weiter etwas nach Süden, sind wir in der *Cordillera Vilcanota*, der größten Perle in dem Collier um Cuzco. Etwa 80 km liegt der 6384 m hohe Ausangate, auch Ausangate geschrieben, in der Luftlinie von Cuzco entfernt. Wie so viele Berge ist er heilig. Apu Ausangate nennen ihn die Indios heute noch, den großen Herrn Ausangate, Sitz eines Gottes. Wobei man Ausangate sehr frei etwa mit Langkofel übersetzen könnte. Die Vilcanota ist die bekannteste Gruppe der Region, weist den

höchsten Gipfel in Südperu auf und die meisten 6000er. Neben dem Ausangate, von dem heute fünf Gipfel gezählt werden, von denen je nach Zählung drei bis vier über 6000 m liegen, liegt die Cayangatekette mit vier Gipfeln knapp über 6000 m. Sodann folgt der mächtige Jatunhuma, zu deutsch der große Kopf, der Colque Cruz, der Jatunriti und der Yayamari. Alle, wie auch der Nanaloma, schöne 6000er. Im Kammverlauf der Colque Cruz sind noch zwei Gipfel ziemlich genau 6000 m hoch, die noch nicht einmal Namen haben. Colque Cruz ist aus Quechua und Spanisch zusammengesetzt und heißt Silberkreuz, Jatunriti ist der Schneekopf.

Während die Cordillera Blanca im Norden Perus in den 30er Jahren bergsteigerisch erschlossen wurde, die Cordillera Real in Bolivien teilweise sogar schon erheblich früher, blieb die Vilcanota bis Anfang der 50er Jahre unbeachtet. 1952 war Hias Rebitsch aus Innsbruck als erster dort mit dem Italiener Piero Ghiglioni und Anders Bolinder aus Schweden. Hias, dessen Name für Erfolg bürgte, es sei nur an seine Route durch die Ländlerwand erinnert, die von vielen für den ersten Voller in den Alpen gehalten wird, wurde von Ghiglioni, bei dem Anspruch und Leistung doch allmählich auseinanderklafften, er war damals schon an die Sechzig, stark gebremst, so daß ihm keine entscheidenden Gipfelerfolge vergönnt waren. Er war so großzügig kameradschaftlich, sein Wissen über die Vilcanota uns zur Verfügung zu stellen, daß wir, als wir uns 1953 mit arg wenig Geld und unheimlich viel Auftrieb auf die Socken machten, d. h. ins Zwischendeck eines italienischen Auswandererschiffs, wenigstens wußten, wo das Gebirge ist. Und das ist nach Meinung von Grill vulgo Kederbacher, dem alten Watzmann-Führer schon die Hauptsache. Praktisch wäre also jeder bessere Maulwurfshaufen dort eine Erstbesteigung gewesen. Doch unserer Ehrgeiz ging schon höher hinaus. Wir wollten uns die Rosinen herausklauben. Wir, das waren Heinz Steinmetz, Jürgen Wellenkamp und der Verfasser. Zunächst wurde ein wenig erkundet, dabei erstieg Jürgen den Campa I. Weil die Nordseite des Ausangate gar so steil war, und wir zur Erstersteigung den leichtesten Weg suchten, ritten wir um seinen Westsporn herum auf die Südseite. In damaligen Zeiten ritt der Caballero noch, auch wenn er, wie wir, kein Geld hatte. Dafür hatte er, wie wir, Freunde, amigos, die eben über das Notwendige verfügten. Und Freundschaften schlossen wir schnell. Schließlich waren wir ja auch eine Art Abwechslung im damals doch etwas eintönigen Leben da drüben.

Auf der Südseite mußten wir natürlich arg tief spüren. Jürgen hatte sich den Magen verdorben, und so steckten wir ihn ins Zelt. Doch da wurde es ihm bald langweilig, und so stieg er allein auf den Surimani, immerhin 5450 m hoch und im Fels ein guter IVer. Anderntags spürte er wieder. Nach zwei Hochlagern packten wir den Ausangate, wobei Heinrich Harrer mit von der Partie war. Wir hatten in den Alpen zusammen Touren gemacht, im Winter gemeinsam biwakiert — freiwillig versteht sich — und so trafen wir uns drüben. Es war ein langer Weg über die verschiedenen Gratbuckel, die heute teilweise eigene Gipfel sind, bis wir endlich droben standen auf dem Ausangate. Wenn wir uns auch

nach Möglichkeit den leichtesten Weg auf den Berg suchten, waren diese oft von Haus aus nicht so leicht, weil wir schon anspruchsvoll waren. Der Huyana Ausangate, der Kleine Ausangate also, ging ja noch, obwohl er eine recht steile Pyramide ist. Doch der Colque Cruz verlangte schon einiges. Vor allem, wenn man die Sache ohne Lager anging und ein Biwak vermeiden wollte. Wir hatten festgestellt, daß das Besteigen im Expeditionstil mit Lagern und Trägern, die wir erst ausbilden mußten, zu umständlich war. So schalteten wir um auf den Westalpenstil, der uns auch geläufiger war. Ziemlich grimmig wurde es dann am Cayangate IV (nach anderer Zählung II), der wirklich eine große Rauferei war und uns schließlich zu einem recht kühlen Biwak zwang. Nach meinen Unterlagen ist er von dieser Seite nicht wiederholt worden. Zur Abrundung wurde noch der Campa II erstiegen. Zur Abwechslung, weil man uns die Bergschuhe geklaut hatte, in Kletterschuhen.

So ein ganzes Gebirg für sich alleine zu haben, war schon ein Traum.

1956 war eine englische Gruppe in der östlichen Vilcanota und erkundete die Gegend um den Chimboya-Paß. 1957 kam dann Günter Hauser mit einer schlagkräftigen Truppe aus dem Schwabenland, Wiedmann, Huhn, Knauß und dazu noch der Amerikaner Achilles. Nachdem sie zuerst in der Blanca recht erfolgreich waren, zogen sie in die Vilcanota. Sie erstiegen dort den Jatunhuma 6142 m, einen Cayangategipfel mit 6035 m und den Yayamari 6007 m und drei 5000er erstmals. Auch eine amerikanische Expedition war um die gleiche Zeit dort, während 1959 einige Nebengipfel des Ausangate von Japanern, geleitet von Yoshifumi Takeda, erstiegen wurden.

In den 60er Jahren wurde die Cordillera Vilcanota dann überlaufen. Das heißt aber nicht, daß in dieses Dornröschenreich etwa der Massentourismus Einzug hielt. Es kamen halt Jahr für Jahr einige Gruppen. Die meisten Gipfel fielen, noch nicht alle, und man begann, an den bereits erstiegenen Bergen Wände und Grate aufzusuchen. Kurz, es begann dort die gleiche Entwicklung, wie wir sie 60, 80 Jahre früher in den Alpen hatten, wie wir sie heute im Himalaya erleben.

Heimstatt für Andinisten

Schlechterdings unmöglich ist es, eine Besteigungsgeschichte oder auch nur Chronologie für die Berge rund um Cuzco zu erstellen. Es kamen Expeditionen aus aller Herren Länder, die, sofern sie überhaupt etwas veröffentlichten, dies natürlich in ihrer Muttersprache taten. Europäer, Nordamerikaner, Japaner und noch viele andere mehr. Nicht zu vergessen, daß auch allmählich Peruaner selbst mit dem Bergsteigen begannen. In Cuzco bildete sich eine Gruppe des Club Andino und vor allem der größte Industriebetrieb der Stadt, die Brauerei, entwickelte sich ein wenig zur Heimstatt für Andinisten. 1966 war eine starke Mannschaft des Akademischen Alpenvereins München, aus dem wir, die anno 53 drüben waren, auch stammten, in der Vilcanota und berannte die riesige, an die 2000 m hohe und kilometerbreite Nordmauer des Ausangate, wo sie zwei Anstiege

durchlegten. Mittlerweile gibt es durch diese Riesenmauer eine ganze Reihe von Routen.

1969 war eine Gruppe des Deutschen Alpenvereins in der Vilcanota unterwegs, 1974 gleich deren zwei, alle aus München. 1975 waren die Schwaben wieder einmal dort, und zehn Jahre später legten Holländer einen weiteren Anstieg durch die Nordwand des Ausangate über den bereits 1966 von den AAVMlern auf anderen Weg bezwungenen Pfeiler, während 1976 Franzosen die Ostwand bezwangen.

1974 war die britische Commonwealth-Expedition in der Colque Cruz Gruppe recht erfolgreich, und zehn Jahre später startete eine große Nürnberger Gruppe, der der alte Andenroutinier Hermann Wolf angehörte, in die gleichen Berge. Wenn sie auch ihr ehrgeiziges Ziel, den gesamten Colque Cruz-Kamm zu überschreiten, nicht ganz erreichen konnte, so heimste sie doch schöne Erfolge ein. Darunter auch die fünfte Besteigung des Hauptgipfels der Gruppe, des schwierigen Colque Cruz I, den wir 31 Jahre vorher erstmals erstiegen hatten. Fünf Besteigungen in 31 Jahren, statistisch also alle 6,2 Jahre eine Partie am Gipfel. Da kann man wirklich nicht sagen, daß die Gegend überlaufen sei. Das ganze Gebiet um Cuzco ist so weittäufig, so vielfältig, daß die paar Andinisten, die sich Jahr für Jahr dort herumtreiben, überhaupt kaum in Erscheinung treten. Und wenn jährlich tausend Bergsteiger dort unterwegs wären, eine Zahl, die wohl kaum jemals auch nur annähernd erreicht werden wird, wären die Berge immer noch recht einsam. Es ist noch nicht einmal sicher, ob alle Gipfel in der Cordillera Vilcanota schon erstiegen sind. Die 6000er sicher, doch könnte da und dort noch ein Berg stehen, der bis jetzt noch keinen Bergschuh auf seinem Gipfel erlebt hat. Und ganz sicher gibt es noch neue Anstiege in großer Zahl zu entdecken. Die Grate und Kanten der Vilcanota reizen geradezu, sich selbst einen höchst privaten Weg auf den Berg zu suchen. Und z. B. so ehrgeizige Sachen wie die Gesamtüberschreitung des Colque Cruz-Kammes sind eine Herausforderung!

Weiter im Osten gibt es noch ein Gebirge. Geographisch könnte man es noch zur Vilcanota rechnen, aber auch genausogut zur *Cordillera Carabaya*, die sich im Osten wie ein Schal um die Vilcanota legt, um ihrerseits dann noch etwas weiter im Osten zur Selva, zum brodelnden Urwald des Amazonasbeckens abzustürzen. Um von Cuzco aus hinzukommen, muß man zwischen der Cordillera Colquepuncu und der Cordillera Vilcanota durch über den Hualla-Hualla-Paß fahren nach dem Ort Marcapata, einem Marktflecken, der auf der Ostseite der Cordilleren in dieser Gegend ein Zentrum ist und sich des Vorzuges heißer Quellen erfreut. Solche finden sich allenthalben in den Anden, doch in Marcapata sind sie besser gefaßt als anderwärts. Freilich ist das immer noch das, was man in den Alpen früher als Bauernbad bezeichnet hat. Im Badhotel wohnen die Gäste in großen Räumen, bunt durcheinander gemischt. Das Bettzeug muß jeder selbst mitbringen, der Hoteller stellt nur die Matratzen. Aus dem Speisesaal muß der Wirt schon einmal die Schafe treiben, ehe die Gäste Platz finden. In den beiden überdachten Becken, eines heiß, das andere ganz heiß, steht man, so lange man es aushält, ißt und trinkt und läßt sich's wohl sein. Männlein und



*Drei Stilepochen
nebeneinander im
Peru von heute*

Foto:
Jürgen Winkler

Weiblein bunt gemischt, aber züchtig bekleidet. Für müde Bergsteiger ein ganz erlesener Genuß: Runter vom Gaul und rein ins Bad!

1968 war es, mein Freund Otto de Bary hatte uns geraten, es einmal von Marcapata aus zu versuchen. Er habe vom Urwald aus dort oben schon Schneeberge gesehen, doch Näheres wisse er auch nicht. Auch sonst war nichts zu erfahren. Marcapata bot sich an, weil von dort Maultierpfade hinauf in die Berge führen. Auch sprachen Indios dort von Schneebergen. Ein Dominikanerpater meinte gleichmütig, das könne schon sein. Doch war er mehr an den Seelen der Indios und noch viel mehr an ein paar kleinen Erzminen interessiert. Also ritten wir los. Einen verdammt halbschweren Weg, auf dem Roß und Reiter absolut schwindelfrei sein müssen. Da verläßt man sich am besten auf die Trittsicherheit seines Gäules. Keine Schneeberge zu sehen, nur äußerst steile Grasberge, die uns, vier Allgäuern, eher vertraut vorkamen, doch deswegen hätten wir nicht in den letzten Winkel von Südamerika zu fahren brauchen. Am Nachmittag passierten wir ein Dorf, total ausgestorben schien es, doch Hunderte von Augenpaaren verfolgten uns aus Luken, Ritzen und um Ecken. Und noch keine Berge mit Eis und Schnee! Am folgenden Tag ging's weiter so. Dann am Nachmittag — oder war es erst einen Tag später? — bogen wir um eine Ecke und rissen vor Staunen Mund und Augen auf. Eine herrliche, steile Eis-Felspyramide! Die packen wir! Einige Stunden später hatten wir so viele schöne Gipfel gesehen, daß wir auf Wochen hinaus mit Erstersteigungen eingedeckt gewesen wären.

Wir durchquerten die ganze Gruppe nach Süden, wo wir wieder auf Spuren der Zivilisation trafen, verlassene Minen, verfallene Straßen. Und weiter im Süden ein riesiges Eisfeld, an arktischen Inlandeis erinnernd. Auf diesem Weg konnten wir schwelgen in Erstersteigungen. Nur machte uns die in diesem Jahr herrschende Schneelage, tiefer Pulver mit einer soliden Auflage aus Bruchharsch, mehr zu schaffen als technische Schwierigkeiten. Der Rückweg führte uns durch ein anderes Tal, das wir über einen mehr als 5000 m hohen Paß erreichten, über den wir uns im tosenden Schneesturm, die Pferde am Zügel führend, mühsam kämpfen mußten. Dafür entschädigte eine Badeorgie in Marcapata. So ein Abenteuer konnte man noch in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts in den Cordilleren erleben! Unseren Hinweg hatten wir wohl durch die Quebrada Tilla genommen (Quebrada = Schlucht).

Ein junger Naturwissenschaftler aus Göttingen, auch Freund des Hauses de Bary, Dr. Olaf Hartmann, war viel allein unterwegs in diesen Bergen und arbeitete dort auch wissenschaftlich.

Auf seinen Spuren waren wir ein paar Jahre später im eigentlichen Grenzgebiet der Cordillerezüge von Vilcanota und Carabaya unterwegs, wo die eindrucksvollen Berge Ananta und Kim-sachata, beide so um die 5400 m hoch, stehen.

Ohne daß es dazu irgendwelcher Veröffentlichungen bedurfte, war bald eine Reihe von Expeditionen in der Gegend. Und mancher Berg erlebte mehrere Erstbesteigungen, ganz einfach, weil einer vom anderen nichts wußte. Außerdem ist es eigentlich doch ziemlich nebensächlich, wer da als erster droben war. Die Hauptsache ist, daß jeder seinen Spaß daran hat! 1974 war z. B. eine Gruppe aus München in dem Gebiet von Marcapata, das sie der Vilcanota zurechneten. Sie grasten in einem „Münchner Spaziergang“ einen Sack voller 5000er ab und bezwangen die 5560 m hohe Vinaya über deren Nordwand.

Der Amazonaskessel

Eines sollte sich der Andenfahrer nicht entgehen lassen, was man von Cuzco aus besonders schön kann: Einmal hinunterzutauchen in den brodelnden Amazonaskessel. Landesüblicherweise sitzt man auf der Fahrt hoch droben auf einem Camion, eingeklemt zwischen Männlein, Weiblein, Säcken, Schafen und sonstigen Tieren, lebenden und bereits geschlachteten, ist einfach ein Teil dieser Welt. Schon allein eine solche Fahrt ist ein Abenteuer für sich. Und dann kommt nach der manchmal recht kalten, aber immer höchst eindrucksvollen Reise über die karge Puna, über der die Eisgipfel leuchten und auf deren kümmerliche Weide Lamas und Alpakas gleichmütig trotten, die beginnende andersartige Vegetation der warmen Täler, langsam wächst der Zwergwald in der Höhe zwischen etwa 3400 m und 2800 m, ehe man im wahrsten Sinne des Wortes hineintaucht in die grandiose, an opernhafte Wolfsschluchten gemahnende Zone des Nebelwaldes, der ab etwa 1800 m ganz langsam in den richtigen Amazonasdschungel übergeht, an der Straße immer wieder unterbrochen von Siedlungen, um schließlich dann ganz gefangen vom Duft, der heißen Luft, dem Gekreisch des Urwaldes zu sein.

Und dann sollte der Andenfahrer nicht eine Bootsfahrt auf einem dieser Flüsse, die zum Flußsystem des Alto Madre de Dios gehören, versäumen. Es sind Einbäume, auf die man sich da begibt, doch mit starkem Außenbordmotor. Den braucht man vor allem dann flußauf, wenn sich das Boot Zentimeter für Zentimeter durch rasende, tosende Stromschnellen hinaufschleift, das dem Bergsteiger ohnehin feindliche Element Wasser nur eine Handbreit unter dem Bord. Manchem mag da ein heimtückischer Gletscher oder eine steile Eiswand schon anheimelnder sein. Doch entgehen sollte man sich dieses Abenteuer so wenig lassen wie die möglichst intensive Begegnung mit der Inkakultur und den Indios von heute.

Und wenn man dann, wie es viele tun, weil es einfach zum Abenteuer Cuzco gehört, die Region per Eisenbahn in Richtung Süden verläßt und dem Titicacasee zustrebt, sieht man etwa auf der Höhe des Passes La Raya auf der Ostseite wieder schöne Berge, Chimboya 5489 m und Cumurama 5443 m, die schon wieder reizen auszusteigen und hinaufzugehen...

Schnee am Äquator

Die Erstbesteigung der höchsten Berge Ostafrikas durch Forscher aus Deutschland und Österreich-Ungarn

Von Susanne Nebel

Hans Meyer und Ludwig Purtscheller 1889 am Kilimandscharo

Neben der Frage der Nilquellen waren die Schneeberge ein altes Problem der Afrikaforschung. Diese „Mondberge“ wurden ursprünglich im äthiopischen Raum vermutet, später weiter südlich, auf dem ostafrikanischen Hochland. Der *Kilimandscharo* wurde 1519 erstmals in der Literatur durch *Enciso* erwähnt und als „Äthiopischer Olymp“ bezeichnet. Erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts kommen konkretere Nachrichten über die Schneeberge nach Europa. Der Kilimandscharo taucht nämlich in den Erzählungen einheimischer Missionsschüler an ihre Lehrer, die Missionare Krapf, Rebmann und Erhardt, auf. 1848 erblickten die Missionare dann auch persönlich den höchsten der afrikanischen Berge. Nach ihren Mitteilungen hätten die einheimischen Bewohner, die Kikuyu, kein Eis und keinen Schnee gekannt und hielten diese für Silber, welches in der Hand zerrinne. Der Missionar *Rebmann* stieg 1848 über die bewohnbare und bebaubare Zone aufwärts und 1849 erblickte *Krapf* den Gipfel des Kilimandscharo.

Nun waren eindeutig Schneegipfel im tropischen Afrika festgestellt, doch wurden diese Nachrichten in Europa sehr mißtrauisch aufgenommen. Nach allen bisherigen Klima-Erfahrungen erschienen Eis und Schnee unter der Sonnenstrahlung des Äquators unglaublich. Alexander von Humboldt, der eine Aussprache mit Krapf hatte, gab seine ursprüngliche Skepsis auf. William Cooley dagegen sprach sich eindeutig gegen die Existenz von Schneebergen in Afrika aus, und verbannte diese Mitteilungen in das Reich der Fabeln. Er meinte, der angebliche Schnee beruhe auf einer Sinnestäuschung infolge der hell glänzenden Massen von Quarz, von Salzausblühungen oder vielleicht auch Hagel, der die Berghöhen weiß färbe. Dieser britische Stubengeograph wird gerne als „Art geographischer Werwolf“ bezeichnet, der sich zu Hause seine eigenen Systeme von Bergketten und Flußläufen zurechtlegte und sie hartnäckig verfocht. Auch als der Deutsche v. d. Decken zwei Expeditionen zum Kilimandscharo ausführte, um den Wahrheitsgehalt der deutschen Missionarsberichte zu überprüfen, blieb Cooley weiterhin hartnäckig. V. d. Decken gelangte bei schwersten Regenfällen 1862 in eine Höhe von 4.300 m, wo ihn dann Regen und Kälte abwies. Schneestürme zeigten an, daß die Zone des ewigen Schnees nahe und an einer Schneebedeckung des



„Der Krater des Kibo“ nach einer Fotografie von Dr. Hans Meyer, gezeichnet von E. T. Compton. Aus: Meyer: „Ostafrikanische Gletscherfahrten“, Leipzig 1890

Gipfels nicht zu zweifeln war. 1887 kam die Expedition von *Ludwig Ritter von Höhnel* und dem *Grafen Samuel Teleki* durch die ostafrikanische Steppe zum Kilimandscharo und dessen Nachbarberg, dem *Meru*, einem erloschenen Vulkan, in dem sie einen Kratersee fanden. Auf dem Kibo, also dem Hauptgipfel des Kilimandscharo-Massivs, gelangten sie in anstrengenden Hochtouren bis auf 5300 m, somit über die Eisgrenze hinaus.

Die endgültige Besteigung des Kilimandscharo unternahm schließlich der deutsche Forschungsreisende und Sproß des Verlagshauses Meyer („Meyer-Lexikon“) *Hans Meyer* zusammen mit dem österreichischen Alpinisten *Ludwig Purtscheller*. Der Kilimandscharo lag im ehemaligen Deutsch-Ostafrika, und Meyers Argument, daß der Kilimandscharo zuerst von einem Deutschen erstiegen werden müsse, löste eine breite nationale Welle aus:

„Daneben erschien es mir fast als eine nationale Pflicht, daß der Gipfel des Kilimandscharo, wahrscheinlich des höchsten afrikanischen und zweifellos des höchsten deutschen Berges, der von einem Deutschen (*Rebmann*) entdeckt und von einem Deutschen (von der *Decken*) zuerst näher untersucht worden ist, nach allen Bemühungen englischer Reisender doch zuerst von einem deutschen Fuß betreten werde“ (H. Meyer, 1893).

Foto:
Jürgen Winkler



Ludwig
Purtscheller

ÖAV-Archiv

Im Sommer 1889 startete die Expedition ins Ostafrikanische Bergland und Purtscheller fungierte als Bergführer und Experte mit Hochgebirgserfahrung. In Aden wurde eine Gruppe Somali als Schutztruppe angeheuert und unzählige einheimische Träger und Diener wurden angeworben; im September stieß die Expedition von Mombasa aus ins Landesinnere vor.

Unter schweren Belastungen kamen sie von der Zone des tropischen Regenwaldes in die Region des ewigen Eises des Killimandscharo. Die Erstbesteigung gelang und die höchste Spitze wurde nach dem deutschen Kaiser „Kaiser Wilhelm Spitze“ genannt. Nach der Entkolonialisierung, Tansania erlangte im Jahre 1961 seine Unabhängigkeit, erhielten die afrikanischen Berge, Flüsse, Seen die wohlverdienten afrikanischen Namen. Die ehemalige Kaiser-Wilhelm-Spitze heißt heute Uhuru-Peak, was soviel wie „Freiheitsspitze“ bedeutet. Um den europäischen Entdeckerstolz ein wenig zu schmälern: Die afrikanischen geographischen Gegebenheiten waren den Afrikanern selbst bereits immer bekannt gewesen, und nur unsere europazentrierte Betrachtungsweise erlaubte es uns, europäische Entdeckungen in Afrika als universal geltend auszugeben. Mit dem selben Recht könnte daher ein Afrikaner nach Europa reisen und die dortigen Verhältnisse für sich selbst neu „entdecken“ und die Geschichte auf „afrikanisch“ umschreiben.

Meyer schildert die Besteigung des höchsten Berges Afrikas auf folgende Weise:

„Die Nacht hatte es bei klarem Mondlicht bis zu -9°C Minimumtemperatur gebracht, der Morgen war aber prächtig klar und wurde bald behaglich warm. Mit großer Gemächlichkeit brachen wir um Mittag des 5. Oktober auf. Muini schleppte unsere Schlafsäcke und Decken, wir selbst hatten uns mit Proviant, dem alpinen Gerät, den nötigen Instrumenten, Wasser usw. beladen. Muini sah höchst verwegen aus. Er hatte über seine dünnen Beine zwei Paar wollene Unterhosen gezogen, aus deren mannigfachen Öffnungen die Zipfel eines wollenen Hemdes hervorquollen. Über dem Hemd trug er eine fürchterlich zerrissene rote Uniformjacke irgend eines schottischen Infanterieregiments, an den Füßen viellöcherige wollene Strümpfe und ein Paar gelbe Halbschuhe, und den Kopf und den Hals hatte er

bis auf die Nase und die Augen in einen riesigen Sansibarturban eingewickelt, der im aufgewickelten Zustande auf den Steppen seine einzige Kleidung auszumachen pflegte.

Wir folgten unseren Rückwegspuren vom 3. Oktober über die beiden damals überstiegenen Lavawälle und wanderten nach mehreren Rasten und Untersuchungen von 4 Uhr ab im Grund des großen Gletscherthales aufwärts, wo wir gegen 6 Uhr, in dem inzwischen gefallenen Nebel umhertappend, auf der südlichen Thalseite eine hohe, weit offene Lavahöhle fanden. Brennmaterial gab es hier in 4650 m Höhe, also in der Höhe der Monte-Rosa-Spitze, gar nicht mehr, aber Büschel von Strohlumen standen am Fuß der Felsen noch hinreichend, um mit Hilfe von drei Woldecken auch für Muini ein leidlich warmes Lager herzustellen. So verbrachten wir die Nacht trotz -12°C verhältnismäßig gut, da wir in der Höhle vor dem von der Gletscherzunge herabsausenden Bergwind geschützt waren, und konnten um 3 Uhr in der Frühe des 6. Oktober frisch ans schwere Werk der Gipfelersteigung gehen. Diesmal war uns Ndscharo, der eisgebietende Berggeist des Kibo, gnädig; wir erreichten unser Ziel. Während der ersten Stunde leuchtete uns der Mond auf den schwer ersteiglichen Schutt- und Trümmerhalden. Als er untergegangen war, tasteten wir uns bei Laternenschein im felsigen Terrain thalauflauf zwischen den gangbaren Lücken und Klüften hindurch und weiter auf der großen Lavarippe, welche uns am 3. Oktober zum Eis geführt, hinan. Je höher wir emporstiegen, je dünner die Luft wurde, desto glanzvoller erstrahlten die ewigen Lichter des Firmamentes, Nirgends habe ich vorher oder nachher die Planeten in so ruhiger Pracht leuchten sehen wie hier; aber auch das Licht der großen Sonnen Sirius und Regulus erschien hier milder, gleichmäßiger als sonst. Und der sanfte Schein der Milchstraße, der Magelhaens'schen Wolken und vor Anbruch der Dämmerung des bis in den Zenith züngelnden Zodiaklichts hat nicht seinesgleichen in tieferen Regionen.

Gegen Sonnenaufgang befanden wir uns bereits in der Höhe der Zunge des „Ratzelgletschers“ (5360 m) und erwarteten in seiner eisigen Nähe, mit frostzitternden Gliedern fest aneinander geschmiegt, den erwärmenden Aufgang des Tagesgestirns. Hinter des Mawensi finsterner Zackenwand hob sich kurz nach 6 Uhr der strahlende Sonnenball empor. Bald nachher waren wir am Fußpunkt unserer Eismauer vom 3. Oktober. Die damals gehauenen Stufen bedurften zu unserer freudigen Überraschung nur geringer Nachbesserung, um wieder brauchbar zu werden, so daß wir, nunmehr mit den Örtlichkeiten bekannt, bei aller Vorsicht ziemlich rasch über die gefährlichen unteren Wände und die folgenden Klüfte hinwegkamen. Vor 8 Uhr überkletterten wir schon die große Spalte in 5720 m. Wir waren beide der frohesten Zuversicht. „Heute geht's,“ Wir kommen heute hinauf, riefen wir uns gegenseitig fröhlich zu. Langsam aber stetig klangen wir weiter. Obwohl die Luftbeschaffenheit und die Körperanstrengung die nämlichen waren wie bei der ersten Besteigung, fühlten wir doch viel weniger Beschwerden, weil unser moralischer Zustand sehr viel besser war.

Um $\frac{3}{9}$ Uhr beschritten wir den obersten Kraterrand an der Stelle unserer damaligen Umkehr in 5870 m Höhe; unverschleiert lag wieder der Krater zu unseren Füßen. Aber ohne langsa-



mes Zaudern wanderten wir nun in Südwestrichtung auf dem dorthin leicht ansteigenden, eisbedeckten Rand des Ringwalles weiter, den Felspitzen der südlichen Kraterwand zu, die dort über das Niveau der anderen Seiten emporragen. Schon im September, als wir jenseits Taweta den Killimandscharo zum erstenmal zu Gesicht bekommen hatten, war mir ein dunkler Fels an der Südspitze des oberen Bergrandes als der wahrscheinlich höchste Punkt des Kibo aufgefallen. Beim Näherkommen hatten wir denselben hinter der davorliegenden Wölbung des Eismantels verschwinden sehen, und erst als wir den Kraterand selbst betraten, war er wieder zum Vorschein gekommen.

Anderthalb Stunden Steigens durch sonnerweichten Firn und zerfressenes Eis führte uns an einer seltsam abgebrochenen, 6 m hohen Eismauer vorbei zu dem Fußpunkt der drei höchsten, aus losen Trümmern bestehenden Felspitzen, welche wir nun in beschaulicher Ruhe der Reihe nach erklimmen, um nach Ablesung unserer Aneroide feststellen zu können, daß die mittelste mit rund 6000 m die anderen um 10—15 m überragt. Spätere Berechnungen bestätigen diese Maße. Um $\frac{1}{2}$ 11 betrat ich als erster die Mittelspitze. Ich pflanzte auf dem verwetterten Lavagipfel mit dreimaligem, von Herrn Purtscheller kräftig sekundierten ‚Hurra‘ eine kleine, im Rucksack mitgetragene deutsche Fahne auf und rief frohlockend: ‚Mit dem Recht des ersten Ersteigers taufe ich diese bisher unbekannte, namenlose Spitze

des Kibo, den höchsten Punkt afrikanischer und deutscher Erde: ‚Kaiser-Wilhelm-Spitze‘.

Nach einem Hoch auf den kaiserlichen Taufpaten drückten wir uns die Hand. ‚Das ist ein herrliches Geburtstagsgeschenk‘, sagte Purtscheller, ‚ich bin heute 40 Jahre alt‘, und auch über mich war eine festliche, weihevollte Stimmung gekommen, deren Grundton der Gedanke war, daß der Augenblick nun da sei, den ich in den letzten Jahren täglich herbeigesehnt. Der afrikanische Riese war bezwungen, wie schwer er uns auch den Kampf gemacht hatte, und damit eine mehr als vierzigjährige Belagerung und Bestürmung des Killimandscharo zum Abschluß gebracht. Ndscharo, der Berggeist, schien sich in seine Überwindung geduldig zu ergeben, denn kein Sturm, kein Schnee- oder Hagelwetter erschwerte uns den Aufenthalt auf der eroberten Spitze. Im vollen Sonnenlicht blitzten die Eisfelder rings um unseren dunklen Schlackenkegel, in den Klüften knisterte und knatterte es geheimnisvoll, und im Grund des vor uns gähnenden Kraterkessels zogen leichte Dünste vor dem Luftzug nach Südwesten. Nachdem der Zauber der ersten Minuten geschwunden war, setzten wir uns unterhalb der Spitze, deren obersten Stein ich in meinem Rucksack geborgen hatte, am Rande des Kraterkessels nieder, verzehrten unseren wohlverdienten Imbiß und hielten genauere Umschau. Die Sonne brannte, aber ein leichter Nordostwind fächelte Kühlung, und die Temperatur des Schleuderthermometers betrug $+2^{\circ}\text{C}$. Von Vegetation finden sich hier oben nur Spuren von Flechten.“ (Mayer, H. 1893: 132—135)

Samuel Graf Teleki
Aus: Ludwig v. Höhnel:
„Zum Rudolph-See und Stefanie-See“
Wien 1892

Graf Teleki 1887 am Mt. Kenya

Weit weniger bekannt als der Killimandscharo (im heutigen Tansania gelegen), war im 19. Jahrhundert der *Mount Kenya*, Afrikas zweithöchster Berg. Seine Eiskappe erwies sich als eine Vielzahl von Gletschern. Seine Erstbesteigung wurde vom Grafen *Samuel Teleki* durchgeführt. Dieser, ein begeisterter Jäger, trug sich bereits seit den frühen 1880er Jahren mit dem Gedanken, an einer Jagd- und Entdeckungsreise in Afrika teilzunehmen. 1886 begann er diesen Plan in die Tat umzusetzen und verließ 1887 in Begleitung des jungen Marineleutnants *Ludwig Ritter von Höhnel*, mit einer von ihm verschwenderisch ausgestatteten Expedition, Pangani. Mitgeführt wurden 72 Kisten mit verschiedenstem Inhalt, darunter 300 Gewehre, 50.000 Schußmunition, Feldbetten, Stoffzelte, Werkzeuge und Faltboote; Konserven als eiserne Ration für zwei Mann und 50 Tage, ungarischer Wein, kartographische und wissenschaftliche Instrumente, eine Kameraausrüstung inklusive Labormaterial sowie Medikamente und Verbandszeug für die Behandlung mehrerer hundert Menschen. Weiter kamen noch 5000 kg Draht zum Fixieren der Lasten und für den Lagerbau, 2500 kg Glasperlen und 900 Ballen Stoff als Tauschgut für Lebensmittel zur Versorgung der mehr als 300 Träger, Führer und Diener hinzu.

Sie zogen am Fluß Ruwu (Pangani) entlang, umgingen das Bergland Usambara, wo bereits in den ersten Tagen mehrere Träger desertierten. Sie marschierten durch das gefürchtete Land der Kikuyu in Richtung Mount Kenya. Während Höhnel krankheitshalber im Lager zurückblieb, unternahm Teleki einen allerersten europäischen Besteigungsversuch und erreichte am 8. Oktober 1887 eine Höhe von ca. 4700 m. Diese Besteigung, die nicht nur eine bergsteigerische Herausforderung darstellte, sondern von Teleki auch zum Sammeln naturwissenschaftlicher Erkenntnisse benützt wurde, schildert er folgendermassen:

„Am 17. October ging unser Marsch in nordöstlicher Richtung dem Kenia zu. Wir überschritten dabei drei kleine Bäche und nächtigten am Ufer derselben. Bis dahin waren die mäßig ansteigenden Berghänge nur mit grobem Steppengras bewachsen, und Waldvegetation, die aus verschiedenen, hauptsächlich Thuja-ähnlichen Coniferen bestand, trat nur in den Mulden der Bachläufe auf. Tigerpferde, Elenantilopen und Wasserböcke — letztere hatten wir seit dem Ndschirisee nicht gesehen — tummelten sich in ziemlicher Zahl an den Waldrändern herum, und auch Elephanten verriethen einmal ihre Nähe durch das Krachen von Ästen.

Um den Keniagipfel lag die ganze Zeit über schweres Gewölke, und am Nachmittage entlud sich ein heftiges Gewitter mit Donnerbegleitung über unseren Köpfen. Die zerstreuten Waldbestände schienen weiter aufwärts näher aneinander zu rücken und sich zu einem ununterbrochenen Waldgürtel zu vereinigen. Kurz vor Sonnenuntergang wurde ich durch das Gebrülle zweier Löwen zu einem kurzen Pürschgang verleitet, ich bekam sie jedoch nicht zu sehen.



... Kurz nach Mittag erreichten wir einen kleinen Bach und lagerten. Wir hatten die Höhe von 2620 Meter erreicht, doch gab es hier noch reiches Thierleben. Überraschend war das Vorkommen eines langgeschwänzten Affen (*Colobus Guerza?*) und eines Leoparden in dieser Höhe, der uns seinen Besuch durch ein plötzliches, heiseres Brüllen in großer Nähe anmeldete, jedoch rasch wieder im Dickicht verschwand. Weiters unterbrach häufig das gellende Geschrei ganzer Flüge grüngefiederter Papageien mit rothen Backen, von der Größe einer Taube, die Stille des Waldes. Ein anderer Vogellaut, der oft zu hören war, glich dem Murksen unserer Waldschnepfe, während ein grau gefärbter Vogel, welcher in der Gestalt einem Papagei nicht unähnlich sah, wie ein Fackelhahn balzte. Auch eine Hühnerart von der Größe einer Auerhenne, und dem Aussehen eines schwanzlosen Fasans, mit rothbrauner, weißgefleckter Brust, war nicht selten zwischen den Büschen zu sehen, doch war da an ein Jaggen nicht zu denken.

... Am 20. ging es merklich stärker bergan. In ungefähr 3100 Meter erreichten wir die obere Grenze des Bambus. In 3200 Meter begann auch der Baumwuchs spärlicher aufzutreten, und weiterhin kamen nur noch vereinzelt Bäume vor. Eine Art Sumpfgas, das in Büscheln wuchs, verschiedener Lobeliaceen, von welchen eine Art unserm Salbei ähnliche Blüten trug, Farne und andere Kräuter bedeckten die sumpfigen Berghänge. Auch während dieses Marsches hatte es heftig geregnet. Dabei betrug die herrschende Lufttemperatur +8°C, und der Zustand meiner Leute, die vor Kälte zitterten und völlig aschgrau geworden waren, zwang mich, schon zeitig am Vormittage Halt zu machen. Wir waren in einer Meereshöhe von 3536 Meter, und da ich den weiteren Anstieg allein vollführen wollte, ließ ich meine Leute hier gute Hütten bauen. An Holz,



Kletterei
am Mount Kenya

Foto:
Jürgen Winkler

trafen wir bereits festes Eis, das mit einer fußhohen Schichte von Neuschnee bedeckt war. Verschiedene Senecioformen und eine üppige Moosflora hatten bis zur Schneegrenze hinaufgereicht, welche in ungefähr 4500 Meter Meereshöhe gelegen ist. Der Anstieggrücken, welcher Anfangs in gerader Richtung auf den Keniagipfel zu geführt hatte, wendete sich während der letzten Wegstunde südostwärts, und es zeigte sich nun, daß eigentlich der rechte Uferücken des Baches zum Aufstieg zu wählen gewesen wäre, da derselbe unmittelbar in den Gipfel übergeht. Von meinem Standorte aus wäre er jedoch nur mit großer Mühe zu erreichen gewesen, weil der Anstieggrücken nach der Bachseite 100 bis 150 Meter tief steil abstürzte. Eine ebenso tiefe Schlucht, die indeß leichter zu passieren gewesen wäre, und ein Theil der Kraterwand trennten mich noch vom Krater selbst; doch war die Wand niedriger als mein Standort und daher der Überblick nicht behindert.

Der Keniakrater mag einen Durchmesser von 3000 bis 4000 Meter haben, und sein ziemlich gleichmäßig mit Schnee und Eis bedeckter Boden um etwa 200 Meter tiefer als der Kraterkamm gelegen sein. Die Schmelzwässer des Kraters finden am Fuße des Felsgipfels einen Ausweg und speisen den Bach, welchen entlang ich angestiegen war. Ein Abstieg zum Krater wäre nicht schwierig gewesen, doch hielt mich davon der Umstand zurück, daß das lose Gerölle der Kraterwand mit einer hohen Schneeschicht bedeckt war. Zu meiner Linken erhob sich die schroffaufragende Keniaspitze — ein stehengebliebener Rest des einstigen Kraterkegels. Von ihren steilen Hängen müssen häufig Eismassen abstürzen, nach einem Chaos von Schnee und Eis zu urtheilen, daß sich an ihrem Fuße aufgeschichtet fand. Das meist säulenförmig angeordnete Gestein (Phonolith) der höchsten Keniaspitze war von licht gelbbräuner Färbung. Der oberste Theil der Spitze ist gespalten und ragt in zwei Säulen auf. Der Abfall der Gipfelwände ist auf der Westseite ein ungemein schroffer, gegen Nordost und gegen das Krater-Innere zu ein geringer; diese Seiten sind auch mit einer gleichmäßigen Schneeschicht bedeckt. Auf der Nordostseite des Kraterandes erhebt sich eine wenig bedeutende, mit Schnee bedeckte Kuppe, die nach außen schroff abzufallen scheint. Im Süden und Osten waren einige Stellen der inneren Kraterwand senkrecht und vollkommen eisfrei, sonst aber fallen die Wände des Kessels meist unter einem geringen Neigungswinkel zum Kraterboden ab. Zu meiner Rechten, am äußeren Fuße der westlichen Kraterwand, fand sich ein kleiner Hochsee, dessen volle Ausdehnung nach Süden ich jedoch in Folge vorstehender Felswände nicht übersehen konnte; ein Ausfluß aus diesem See wäre nur nach Süden möglich. Nach dem Stande des Aneroids befand ich mich in 4680 Meter Meereshöhe, und das ist als Durchschnittshöhe des abgestumpften Theiles der Keniapyramide anzusehen.

Moos und Ähnlichem fehlte es wohl nicht, doch troff alles von Feuchtigkeit, auch dauerte es lange, bevor wir es zu Stande brachten, das erste Feuer anzufachen.

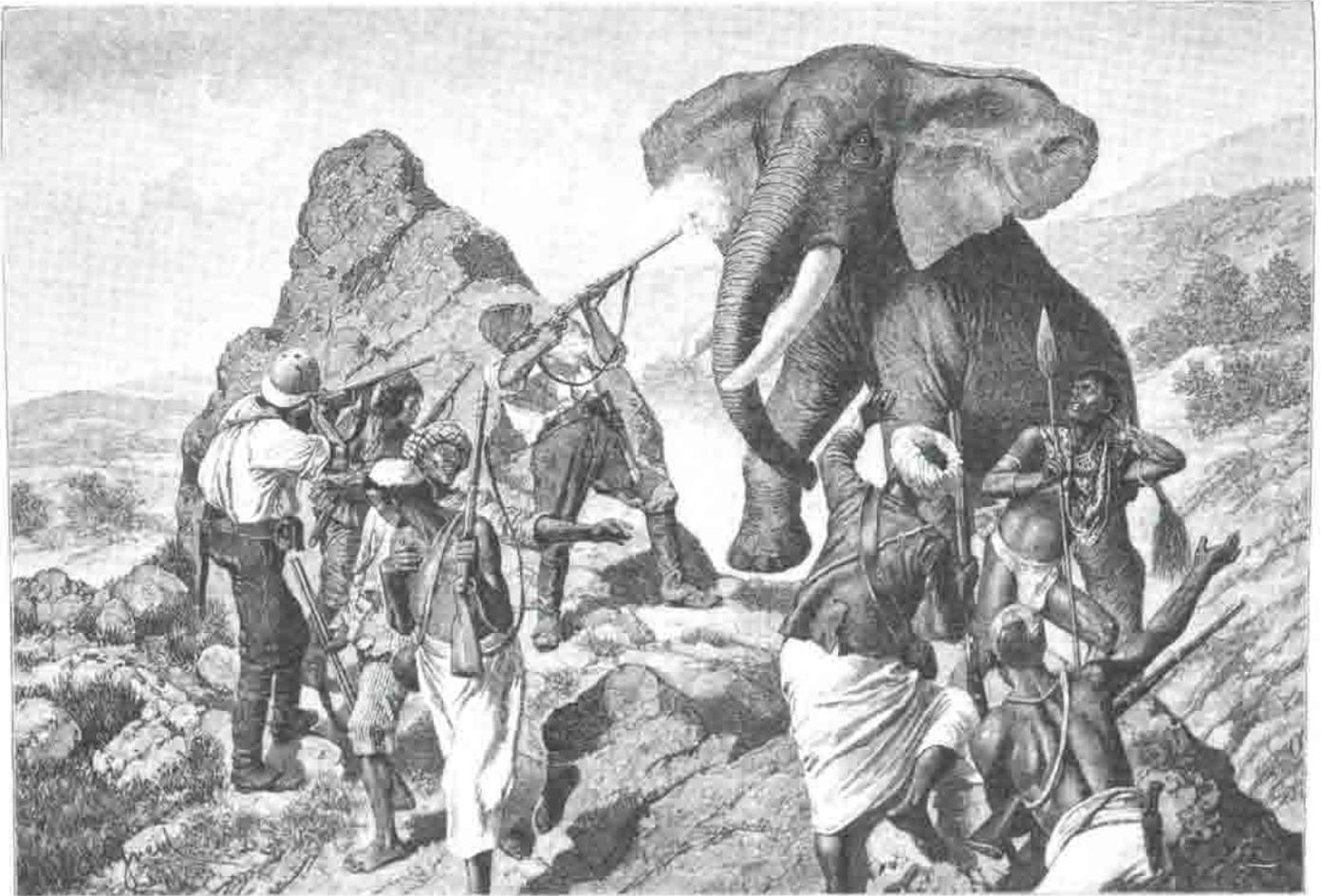
... Am 21. wollte ich mit einigen meiner Leute die weitere Besteigung des Berges aufnehmen, doch zwangen mich Nebel und Regen bald zur Umkehr.

Nach einer Nacht, während welcher das Thermometer zum ersten Male auf 0°C gesunken war, brach ein halbwegs klarer Morgen an, und ich machte mich neuerdings mit Maktubu, Mohammed und zehn Leuten zum Aufstieg auf. Da ich mit Rücksicht auf die ungünstigen Witterungsverhältnisse nicht die Absicht hatte, weiter oben am Berge zu übernachten, entfiel die Mitnahme von Zelten, Decken u. dgl. ... In 4000 Meter Höhe trafen wir die letzten größeren Vertreter animalischen Lebens: eine Nectarinie, einen schönen drosselartigen Vogel und ein lichtbraun behaartes, schwanzloses Murrelthier. Hier stießen wir bereits auf Neuschnee, der im Schmelzen begriffen war, und das Steigen sehr erschwerte.

Um 10 Uhr hatten wir eine Höhe von 4150 Meter erreicht. Meine barfüßigen Begleiter froren jämmerlich, obwohl das Thermometer +7°C zeigte; ich beschloß deshalb, die weitere Besteigung allein fortzusetzen. Nach einem kräftigen Imbiß ließ ich die Leute bei ihren Feuern zurück und setzte um Mittag den Anstieg fort; nur der Somal Mohammed Seiff ließ es sich nicht nehmen, noch weiter mitzuhalten. Um 2 Uhr 30 Minuten erreichten wir den höchsten Punkt des Rückens, auf welchem wir die ganze Zeit über angestiegen waren. Während der letzten Wegstunde

Nebel begannen sich bald einzustellen, die zwischen +4,5°C und +7°C schwankende Lufttemperatur war für meine Begleiter auf die Dauer unerträglich geworden, und ich kehrte daher nach gemachter Siedepunktbeobachtung um 3 Uhr zu meinen

Für die Original-Vorlagen zu sämtlichen Reproduktionen
in diesem Beitrag danken wir dem Wiener Geologen
und Afrika- Reisenden Dr. Harald Lobitzer



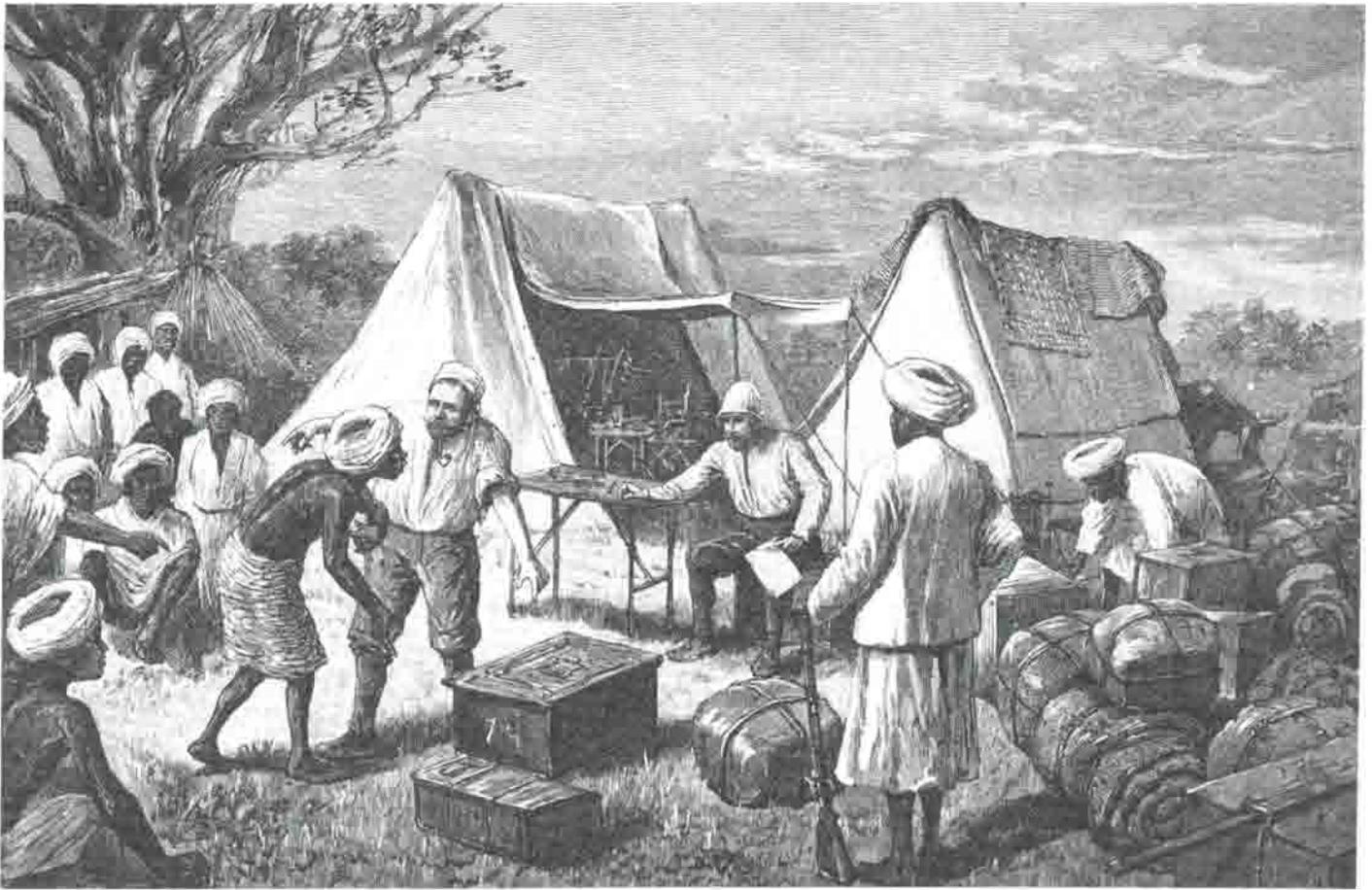
Elephantenjagd am Njiroberge.

Leuten zurück. Auf dem Wege dahin kamen wir an einem zweiten kleinen Hochsee vorbei, der uns beim Aufstieg entgangen war und einen nach West gerichteten Abfluß hatte. Ohne Aufenthalt ging es dann weiter zum Zeltlager, das wir gegen 6 Uhr Abends erreichten.

Am folgenden Morgen bezogen wir den ehemaligen Platz im Bambusdickicht. Während des Abstiegs dahin glückte es mir, eine kleine, einfarbig graubraunbehaarte Zwerggazelle zu erlegen. Am 24. erreichten wir unser unterstes Kenialager, und am Tage darauf marschierten wir nach Ndoro. Auf dem Wege dahin traten die Wirkungen des reichlichen Regen in auffallendster Weise zu Tage. Alles war jetzt grün und die vormals dürre Steppe mit den reizendsten Blüten übersät. Auch war durch den Regen das viele Wild vom Berge in die Tiefe vertrieben worden, und tummelten sich da nun zahlreiche Herden von Büffeln, Tigerpferden und Antilopen herum, und die Löwen, welche am schluchtenreichen Bergfuße hausten, mochten nun ihre gute Zeit haben.“ (Höhnel, L. R. v. 1892: 406—412)

Aussteiger oder Karrieristen?

Bergsteigen war im 19. Jahrhundert noch nicht Selbstzweck sondern quasi „Nebenprodukt“ der sonstigen naturwissenschaftlichen und vor allem geographischen Erforschung. Heute, rund ein Jahrhundert nach den zitierten Äußerungen, besteht erneut, nach dem Reiseliteraturboom des 19. Jahrhunderts, ein großes Interesse an den Afrikareisenden. Afrikareiseberichte erfahren gerade eine regelrechte Renaissance. Die Afrikareisenden des 19. Jahrhunderts werden dabei primär als „Aussteiger“ empfunden, die ihre Gesellschaft verließen, um die Rätsel des „dunklen Kontinents“ zu erforschen. Mit dem Begriff des „Aussteigers“ sind bestimmte Vorstellungen und Assoziationen verbunden, die auch dem Begriff des „Abenteurers“ anhaften, sodaß „Abenteuerlust“ als Erklärung der Reismotivationen für das 19. Jahrhundert heute bereitwillig akzeptiert wird. Ferner geht die Revitalisierung dieser Berichte mit dem Anspruch einher, mit Hilfe solcher europäischen Zeugnisse die afrikanische Geschichte vor dem zerstörerischen Eingriff der



Verteilung der Ladungen.

europäischen Kolonialherrschaft zu dokumentieren und einen Beitrag zur historischen Identitätsfindung Afrikas zu leisten. Dabei wird aber gänzlich der Wert der Oral History Afrikas, das ist die mündliche Geschichtsüberlieferung, in Zweifel gezogen.

Daß die Afrikareisenden keine „Aussteiger“ und „Abenteurer“ waren, wie wir sie uns so gerne vorstellen würden, sondern sehr wohl handfeste Karrieregründe ihre folgenschwere Entscheidung in Afrika zu forschen (damals gab es noch wenig medizinische Versorgung und der Tod ereilte mehr als die Hälfte der Reisenden), mitbegründeten, soll hier erläutert werden.

Die Entdeckungsreisenden waren leider nicht frei von eurozentristischer Haltung (das ist jene Weltanschauung, nach der die eigene europäische Gruppe das Zentrum aller Dinge ist) den Afrikanern gegenüber und verfolgten auch kolonialpolitische Interessen. Obwohl deutsche und österreichisch-ungarische Afrikareisende seltener eine konkrete politische Rolle bei der Kolonialexpansion spielten als ihre „Kollegen“ in England oder Frankreich, trugen doch auch sie dazu bei, als die Vorboten des Imperialismus sozusagen. Nachdem das heutige Tansania im Jahre 1891 zur Kolonie Deutsch-Ostafrika erklärt wurde (1885 wurde bereits der kaiserliche Schutzbrief für Deutsch-Ostafrika ausgestellt), berief Hans Meyer den 1. Deutschen Kolonialkongreß 1892 ein. Er stiftete die Lehrstühle für Kolonialgeographie in Berlin bzw. Leipzig, er selbst wurde Inhaber des Lehrstuhls in Leipzig. Von den Fernreisen erwarteten sich die damaligen jungen Akademiker und Militärs eine berufliche Karriere und sozialen Aufstieg. Nicht die Abenteuerlust war es, die die jungen Entdecker und Forscher nach Afrika zog, sondern die Reise er-

schien ihnen als Chance, die Wissenschaftslaufbahn, wie am Beispiel Hans Meyer ersichtlich, einzuschlagen.

Auch der Österreicher Ludwig Ritter von Höhnel, bei seiner Reise mit dem Grafen Teleki 1887 noch Marineleutnant, galt aufgrund zahlreicher erfolgreicher Afrikareisen bald als großer Afrikakenner und wurde 1905 mit der Leitung einer Handelsdelegation nach Abessinien betraut. Zwar verfolgte die österreichisch-ungarische Monarchie nie konkrete Kolonialpläne, doch gab es auch hier geheime Versuche, Kolonien zu erwerben und zumindest handelspolitische Interessen in Afrika zu verfolgen, wie die handelspolitische Reise des damals bereits zum Fregattenkapitän avancierten Höhnel 1905 zu Kaiser Menillek von Abessinien beweist. Höhnel brachte es bis zum Konteradmiral und war Träger vieler in- und ausländischer Auszeichnungen, sowie Mitglied bei sieben geographischen Gesellschaften.

Die adeligen Reisenden beteiligten sich vor allem an Jagdexpeditionen, waren aber auch, wie das Beispiel Teleki zeigt, an naturwissenschaftlichen Erkenntnissen und Bergbesteigungen interessiert.

Unverständnis für „chaotische Zustände“

Wie war nun die Einstellung der deutschen und österreichisch-ungarischen Reisenden des 19. Jahrhunderts zu den Afrikanern, den Autochthonen, selbst? Welches Afrikabild wird in den Reisewerken vermittelt? Das Afrikabild der Reiseberichte gibt vor allem Aufschluß über die, die es verfertigten. Durch die fehlende völkerkundliche Vorbildung der Reisenden wird dieses

Afrikanerbild sehr subjektiv gefärbt, In Afrika lebten im 19. Jahrhundert Ethnien mit verschiedenen Gesellschaftsformen gleichzeitig nebeneinander. Es gab staatenähnliche Gebilde mit feudalen Strukturen, so etwa in Abessinien (Äthiopien) oder Häuptlingsföderationen im heutigen Zaïre. Es gab jedoch auch ethnische Gemeinschaften, die ohne politische Zentralinstanz oder Autorität lebten, sogenannte segmentäre Gesellschaften. Die primäre Quelle gesellschaftlichen Reichtums stellten in Afrika die Landwirtschaft und die Viehzucht dar. Grund und Boden wurden nie als Kapital betrachtet, Handelsgüter und Tierbestand waren die Formen der Kapitalanlage, der Boden war Gemeinschaftsbesitz. Vor allem die im tropischen Bereich Afrikas lebenden segmentären Gesellschaften ohne politische Zentralmacht waren den Europäern gänzlich unverständlich, und sie sahen in dieser Lebensform nur das Chaos herrschen. Ich glaube nicht, daß nur die große Fremdartigkeit dieser Lebensform sich auf die negative Darstellung dieser Kulturen in den Reise-

berichten ausgewirkt hat. Denn das Erleben von Fremdartigkeit konnte ja auch durchaus eine Idealisierung erfahren, wie das Beispiel des „edlen Wilden“ im Zeitalter der Aufklärung zeigte. Die politischen Strukturen, die auch in den segmentären Gesellschaften vorhanden waren, blieben den Reisenden des 19. Jahrhunderts verborgen und nicht erkennbar.

Die Existenz einer politischen Zentralgewalt, zumeist in Form islamischer Staaten, bedeutete für die Reisenden die mögliche Inanspruchnahme von staatlichem Schutz. Islamische Staatsgebilde existierten im 19. Jahrhundert im Sudan, Ägypten und an der Ostküste von Afrika. Im Landesinneren dagegen, wo schwarzafrikanische Stämme lebten, die oft ohne politische Zentralgewalt auskamen, fühlten sich die Reisenden unsicher und den „chaotischen Zuständen“ ausgeliefert. Dies trug enorm viel zur negativen Perzeption der „Wilden“ und „Unzivilisierten“ in den Reiseberichten bei.

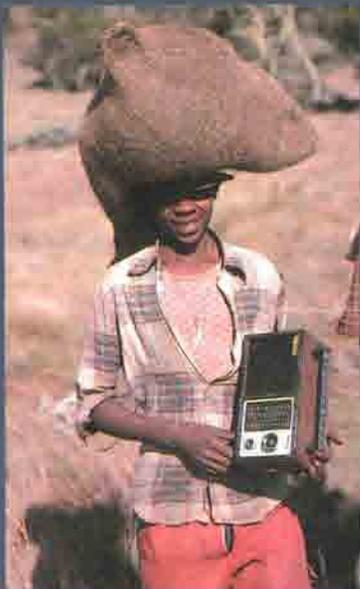


Die Träger der Kilimandscharo-Expedition.

Afrika heute



Links: Mara-Bucht
am Viktoriasee
Oben: Markt in
Makuyumi,
Tanzania



Links:
Träger
am Kibo

Fotos:
Adolf Mokrejs (2)
Jürgen Winkler

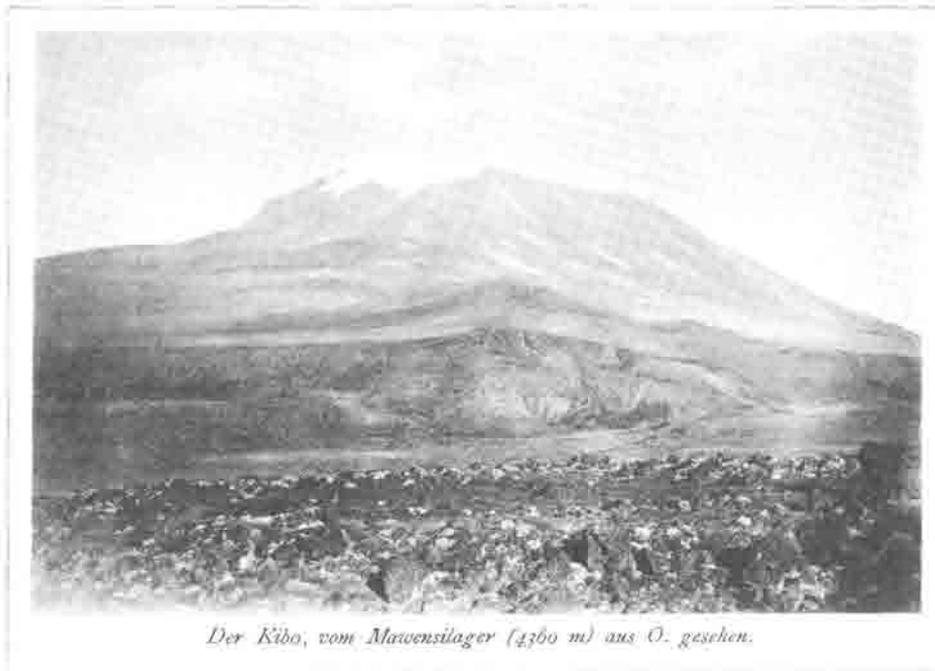
Die deutschen und österreichischen Reisenden der vorkolonialen Periode waren vorwiegend Einzelreisende. Die Alternative zur Einzelreise wäre nur ein Vordringen in das Landesinnere von Afrika mit Waffengewalt gewesen, wie es z. B. der berühmte Afrikareisende *Stanley* in den 1870er Jahren tat, der mit Hilfe einer militärischen Begleitmannschaft (er führte eine 365 Mann starke Truppe mit sich) sich den Weg ins Landesinnere freikämpfte. Die Friedlichkeit der Entdeckungen wurde allerdings nicht mit humanitären Vorstellungen begründet, sondern mit Sachzwängen. Ein Argument für friedliches Vorgehen der Deutschen in Afrika war die Beschränktheit der Mittel, ein anderes Argument war, daß es ein Europäer nicht nötig hat, sich mit Gewalt in Afrika durchzusetzen, da „die geistige Überlegenheit und das Prestige seiner höheren Cultur bewirken . . . , dass ihm die Eingeborenen ergeben sind und sich um ihn schaaren“ (zit. nach Essner 1985: 102—103).

Von der „geistigen Überlegenheit“ und dem „Prestige seiner höheren Cultur“ war es dann nicht mehr weit zur rassistischen Terminologie, die das „Prestige der weißen Haut“ betonte. Zuerst war der einzelne Reisende dem Autochthonen kulturell überlegen, in der späteren Argumentation dann bereits auch rassistisch. Denn der Rassismus wurde im 19. Jahrhundert durch den Sozialdarwinismus wissenschaftlich fundiert. Die oft negativen Erfahrungen der Reise verstärkten die Bereitschaft der Reisenden, die sozialdarwinistischen Ideen der 1870er Jahre aufzunehmen. Das eigene Überleben war es, das den Reisenden wie

eine Verifizierung des „Kampfes ums Dasein“ erschien. Auch die Auseinandersetzungen und Kämpfe der sogenannten Naturvölker untereinander wurden als „Kampf ums Dasein“ gewertet. Erst durch die um die Jahrhundertwende entstehenden Lehrstühle für Ethnologie an den Universitäten wurde der Grundstein für eine völkerkundliche Ausbildung geschaffen, die es ermöglichen sollte, ohne kulturelle und rassistische Vorurteile von den schriftlosen Völkern, den sogenannten Naturvölkern, nicht nur für unser Selbstverständnis und das unserer Gesellschaft Erfahrungen zu sammeln sondern auch sie selbst besser verstehen zu lernen.

Literatur

- ESSNER, C.: Deutsche Afrikareisende im neunzehnten Jahrhundert. Zur Sozialgeschichte des Reisens. Beiträge zur Kolonial- und Überseegegeschichte, Bd. 32, Steiner, Stuttgart, 1985.
- HÖHNEL, L. v.: Zum Rudolph-See und Stephanie-See. Forschungsreise des Grafen Samuel Teleki in Ost-Äquatorial-Afrika 1887 bis 1888. Wien, 1892.
- MEYER, H.: Ostafrikanische Gletscherfahrten. Die Ersteigung des Kilimandscharo und Forschungsreisen im Kilimandscharo-Gebiet. Leipzig, 1893.



Der Kibo, vom Mawensilager (4360 m) aus O. gesehen.

Aus: Hans Meyer: „Ostafrikanische Gletscherfahrten“, Leipzig 1893

Die drei Zähne des Marojejy

Berge über dem Regenwald von Madagaskar

Von Roger Safford*



Die Lage des Marojejy-Natur-Reservates auf Madagaskar. Kartenskizze der Cambridge Madagaskar Rainforest Exp. 1988

Nicht viele Europäer bekommen die Chance, in den Tropen Gebirge zu besteigen. Nur wenige waren am Kinabalu in Borneo oder auf der Ruwenzorikette in Zentralafrika, einige mehr konnten die südamerikanischen Anden genießen. Aber wer ist schon jemals in Madagaskar geklettert, wer würde sich bei der großen Auswahl an Berggebieten dieser Erde für Madagaskar mit nur 2676 m Seehöhe am höchsten Punkt entscheiden?

Ich muß zugeben, daß das Klettern für meine Reise dorthin kein vorrangiger Grund war, aber als ich über dem Dschungel einen seit 14 Jahren nicht mehr bestiegenen Berg sah, konnte ich nicht widerstehen.

Bergsteigen in den Tropen wirft eine Reihe von recht ungewöhnlichen Problemen für den ehrgeizigen Alpinisten auf. Es gibt kaum Gletscher zu überwinden oder Gletscherspalten, in die man fallen könnte, oder — außer auf den höchsten Gipfeln — erfrorene Zehen, die wiederzubeleben sind. Statt dessen hat man mit Wirbelstürmen, Blutegelein und undurchdringlicher Vegetation zu kämpfen.

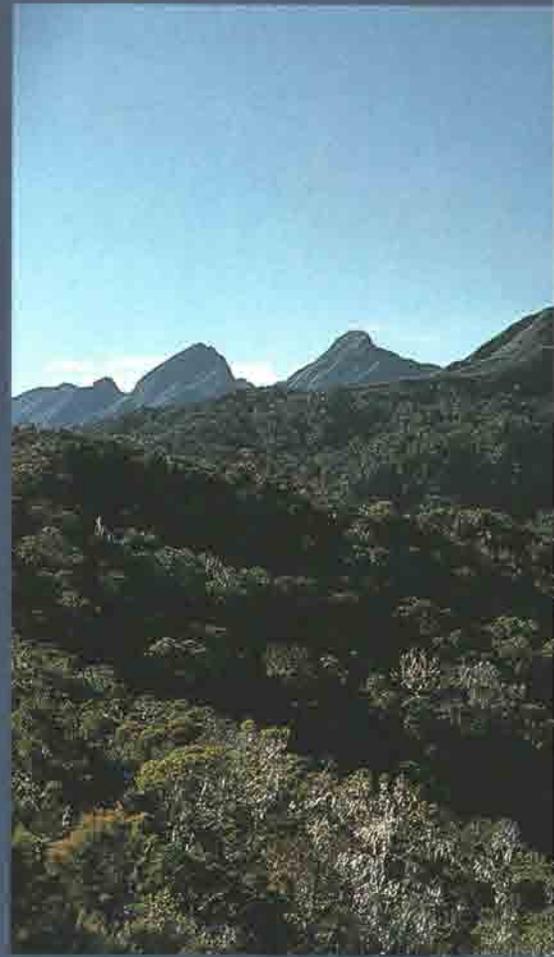
Die Aussicht bei einem Flug über Madagaskar muß für jeden Freund der Natur ein deprimierender Anblick sein. Meilenweit erstreckt sich dürres Grasland von Horizont zu Horizont, so hart, daß nicht einmal Rinder hier grasen können. Nur die Schößlinge sind verdaulich, und diese entstehen durch das jährliche Abbrennen des Landes, das das Wachstum der neuen „grünen Happen“ erlaubt. Fast jeder Blick über die Insel zeigt ein halbes Dutzend riesiger Buschfeuer. Wo die bindende Vegetation verschwunden ist, hinterlassen Erdbeben riesige rote Narben, und Staub erfüllt die Luft. Der Regen tut dann ein übriges, spült die lockere obere Erdschicht in die Flüsse, und von dort in die See, wo sich die angeschwemmte rote Erde fächerförmig ausbreitet. Madagaskar verblutet!

In dieser abgeholzten Mondlandschaft ist das Gebirgsmassiv des Marojejy mit seinen intakten Regenwäldern, die fast immer in Nebel gehüllt sind, ein beruhigender Anblick. Er ist beruhigend, außer man muß in die Wälder vordringen.

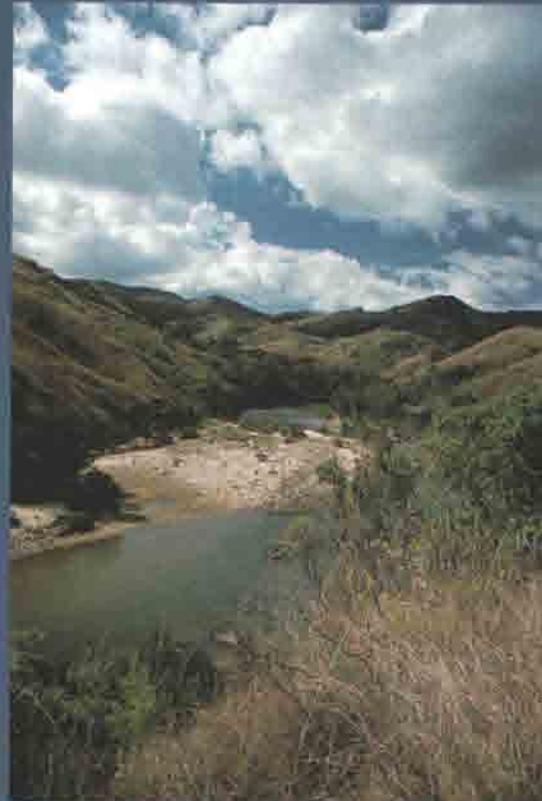
Als erster entdeckte ein französischer Botaniker, Professor Henri Humbert, Marojejy vom Gipfel des Maromokotro, Madagaskars höchstem Berg. Er war sofort gefesselt von diesem Anblick, und das ist leicht zu verstehen. An den seltenen Tagen,

* Ins Deutsche übertragen von Petra Pfalzer

Berge über dem Regenwald



*Oben: Die „Drei Zähne“.
Der Rauch im Hintergrund stammt
von einem riesigen Buschfeuer
Rechts: Außerhalb des Reservates
sind die Täler meist entwaldet*



*Links: Das Marojejy-Massiv
über dem Regenwald von Madagaskar*



*Oben und links:
In den unberührten Regenwäldern des
Marojejy-Natur-Reservates ist das
Vorankommen eine Frage der Geduld und
eines scharfen Buschmessers*

*Fotos:
A. F. A. Hawkins (2)
Roger Safford (4)*



*Einzigartige Tierwelt:
Boa (Sanzinia madagascariensis)*

*Foto:
Roger Safford*

die Nacht vom 29. auf den 30. stürmisch, am 30. heftige Windstöße, Sprühregen, selten Flauten für wenige Minuten, dann wieder Sturm ...

Ab und zu erzitterte der ganze Wald unter wilden Böen aufsteigender Luft: es war, als hörten wir die Brandung der tobenden See.

In der Nacht vom 29. auf den 30. und der darauffolgenden Nacht war das ganze Camp mit seinen Zelten und dem Gepäck in Gefahr. Die Zeldächer knatterten im Wind wie Gewehrschüsse. Wir fürchteten um unsere Zelte, da es fast unmöglich war, sie in dieser steinigen, morastigen Erde zu befestigen, und nicht weit entfernt gab es schwindelerregende Abgründe. Endlich hörte der Regen auf. Innerhalb von 60 Stunden waren ohne Unterbrechung 300 mm gefallen, einmal sogar 10 mm in 10 Minuten“.

an denen die hohen Gipfel nicht verborgen sind, ist der Anblick unwiderstehlich. Aus der welligen, abgeholzten Landschaft von Nordmadagaskar erheben sich jäh große dreieckige Bergspitzen, in dichte Regenwälder gehüllt, überragt von den immer noch unbestiegenen „Trois Dents du Marojejy“, aufgereiht wie drei Eiger, und den Spitzen des Marojejy-Ost- und Westgipfels. Vom November 1948 bis April 1949 erkundete Humbert das Massiv, und was er fand, setzte die botanische Welt in Erstaunen. Er beschrieb der Wissenschaft nahezu unzählige neue Pflanzen und bis heute, da wir so viel mehr über die Vegetation des „Great Red Island“ wissen, wurden viele der von ihm entdeckten Pflanzen nirgendwo sonst gefunden. Das Massiv gab seine Schätze nicht leicht preis, und Humberts Berichte über seine Studien in diesen Wäldern lesen sich nicht weniger abenteuerlich als die der alten Tropenforscher des letzten Jahrhunderts. Es ist das der feuchteste Ort Madagaskars, und von Dezember bis März toben Wirbelstürme, die vom Indischen Ozean herkommen. Oft wurde festgestellt, daß die Wälder nur ihrer Undurchdringlichkeit wegen noch bestehen. Während der Besteigung von Marojejy-Ost erlebt Humbert „das abscheulichste Wetter, das man sich nur vorstellen kann!“

1988 war ich als Führer einer zoologischen Expedition im heutigen Marojejy-Natur-Reservat, um Vögel und Säugetiere zu studieren und mehr über die Bedeutung des Waldes für die einheimische Bevölkerung zu erfahren.

Vom Flugzeug aus hatte ich den ersten Blick auf das Marojejy-Massiv. Humberts Berichte machten mir nicht gerade Mut: „Immer wieder begann zu Mittag dünner Regen zu fallen, Nebel hüllte uns ein, und der Südostwind, der Vorbote des schlechten Wetters, begann. In einiger Entfernung grollte der Donner. Ab 15.30 tobte ein wilder Sturm, und von diesem Zeitpunkt an war uns nicht eine Stunde der Erleichterung gegönnt: am 28. hielt der strömende Regen die Nacht lang an, während dessen der Wind eine Geschwindigkeit von 80 km/h erreichte, und zweifellos manchmal auch mehr; Regen und gewaltiger Wind am 29.,

Die ersten Fremden seit 30 Jahren

Unsere Reise begann in einem breiten Tal entlang der Grenze des Reservates. Plantagen und niederes Strauchwerk bedeckten die Seiten des Tales, auf jede ebene Fläche waren Reisfelder gequetscht, nicht weit entfernt von den Bergen, bald zu der üblichen nassen Wolkenhülle in 500 m überleitend. Unsere Ankunft im letzten Dorf unterhalb des Reservates war wirklich ein Erlebnis. Einen Dreitagemarsch von der nächsten Straße entfernt waren wir weit darüber hinaus, wo Europäer sonst hinkommen, und als wir unser erstes Camp errichteten, beobachtete das ganze Dorf schweigend unsere erstaunlichen Possen, mit denen wir unsere Hängematten auszuspannen versuchten. Gelegentlich, wenn wir ihnen sehr lächerlich erschienen, brachen sie in schallendes Gelächter aus. Der Dorfälteste erklärte uns überschwänglich, daß wir die ersten Fremden hier seit 30 Jahren wären. Ein Blick auf unsere Zuhörer zeigte mir, daß die meisten von ihnen unter 20 waren. Möglicherweise sahen viele von ihnen noch nie zuvor ein weißes Gesicht. Nach ein paar Stunden war allerdings auch diese Neugierde schon abgedroschen (wir sind ja wirklich sehr langweilig), und sie kehrten in ihr Dorf zurück

Unser erstes Camp war kein sehr anregender Anblick. Drei Tage und Nächte lang tat der Regen sein Bestes, den Erwartungen zu entsprechen, während unsere Eingeweide mit einer Reihe ungewohnter Bazillen kämpften. Der Regen verwandelte das ganze Gebiet in einen Morast, und irgendwie fanden große Schlammklumpen in jedes Gefäß oder saubere Kleidungsstück. Es war wirklich nicht der Ideale Platz, um meinen 21. Geburtstag zu feiern, doch eine große Flasche Whisky rettete den Tag. Schließlich hörte der Regen auf, und es war Zeit, in die Berge aufzubrechen. Die Dorfbewohner waren darauf erpicht, uns als Träger zu begleiten, und endlich waren zwölf von ihnen mit Lebensmitteln und Ausrüstung beladen. Sie spotteten über unsere hochmodernen Rucksäcke und zogen es vor, ihre Lasten an die Enden von Bambusstangen zu binden und sie auf einer Schulter zu balancieren. Wir waren beschämt, daß wir, obwohl wesentlich größer als sie, nur halb so viel tragen konnten. Zuletzt

bezahlten wir ihnen doppelt so viel, wie sie für die Holzarbeit im Wald bekommen. Ohne diese Arbeit im Wald gab es für sie überhaupt keine Möglichkeit zu Geld zu kommen.

Die Träger waren eine bunte Gesellschaft. Einer hatte einen Kropf, die meisten von ihnen hatten Narben und mehrere Hautkrankheiten, wahrscheinlich von ihrer schlechten Ernährung oder den vielen Hautparasiten, die die Dörfer plagten. Einer trug einen Plastiksack als Pullover; ein anderer trug einen fluoreszierenden orangefarbenen Teewärmer auf dem Kopf und ein starres Grinsen (als der einzige ohne irgendein augenfälliges Hautleiden hatte er vielleicht Grund genug zu grinsen). Doch die scheinbare Zerbrechlichkeit dieser winzigen Gestalten täuscht. Es ist auch nicht ein Gramm überflüssiges Fett an ihren Körpern zu sehen. Ich erinnere mich noch an den Schrecken, als ich nach meiner Rückkehr nach England wieder das erste Doppelkinn sah!

Wie in jedem armen Land ist Geld für den Durchschnittseuropäer hier kein Problem. Es auszugeben ist schon schwieriger. Die Dorfläden haben nur einige Dosen Kondensmilch, Bananbüschel (oder, wenn man Glück hat, auch andere köstliche Tropenfrüchte) und sonst nicht viel lagernd. Die Eingeborenen ernähren sich fast ausschließlich von Reis. Dreimal täglich essen sie zwei Schüsseln davon, oft genug ohne irgendwelche Beilagen.

Der hohe Anteil an dickbäuchigen Kindern zeugt von ihrer schlechten Ernährung. Eiweiß bekommen sie nur aus getrocknetem Fisch, winzige Garnelen, und was auch immer aus den Wäldern erbeutet werden kann. Wir hätten davon kaum etwas vertragen, und so waren es hauptsächlich Bohnen, die uns die Berge hinauf trieben.

Aber was ist das? Ein Weg, der in den verbotenen Wald führt! Unser Forstexperte schaute böse drein! Doch: Wie kann man den Eingeborenen — die hier schon gelebt haben, bevor das Natur-Reservat gegründet wurde, um sie von ihrem Wald fernzuhalten —, wie kann man ihnen verbieten, sich weiter die Schätze des Waldes zu holen. Wenn für eine ganze Familie ein Maki die Eiweißration für eine Woche bedeutet, so wird kein Gesetz, das die Jagd auf Makis verbietet, den Ernährer der Familie davon abhalten.

Bald waren wir im Wald. Irgendwie war er nicht ganz so exotisch, wie ich mir vorgestellt hatte, obwohl die Palmen und Baumfarne, gemischt mit 40 m hohen Baumriesen natürlich nicht europäisch wirkten, genausowenig wie die Kletter- und Schlingpflanzen, die sich um die Stämme wanden. Ich streifte durch harmlos aussehendes Gras, das sich alsbald als messerscharf erwies und für die nächsten Stunden brennende Striemen auf meinem Genick zurückließ. Bald erschienen die ersten Blutegel und kletterten unsere Beine hinauf, bevor sie sich einen saftigen Biß in unser Fleisch gönnten. Manchmal fielen sie von den Bäumen auf uns herab, sodaß es kein Entkommen gab. Man gewöhnt sich recht schnell an sie, und wenn man sie nicht mehr wegstreifen kann, behilft man sich mit einem Feuerzeug: Sie kräuseln sich in der Flamme wie schmelzendes Plastik.

Der Weg führte über schlammige Hänge, und wir hielten unsere erste Rast nach vier Stunden, nach einer Zeit, die wir gerade noch ertragen konnten in dieser Hitze und Feuchtigkeit. Wir waren ungefähr 200 m hoch gestiegen: Ein Zehntel des Weges.

Spinnweben wie Gummibänder

Ab hier ging's ständig steil bergauf oder bergab, reißende Bäche waren zu queren, überspannt von riesigen Spinnweben, straff wie Gummibänder. Der Boden war mit dünnen Schlingpflanzen bedeckt, die nur darauf warteten, uns zu Fall zu bringen; manche von ihnen waren mit Dornen bewaffnet, um unsere Schienbeine zu zerkratzen. Je weiter wir uns vom Dorf entfernten, umso schlechter wurde der Weg. Wir waren im tiefsten, völlig unberührten Wald. Wir campierten in einem Flußtal, das an drei Seiten von Wald umgeben war. Am Ende des Tales konnten wir das Dorf sehen — jetzt schon weit unter uns, und dahinter Grashügel bis zum Horizont. Abgesehen von dem Reservat, in dem wir uns befanden, war kein Wald in Sicht.

Wir hatten noch immer 1500 Meter Berg vor uns, eingehüllt in Wald, dessen Tierbestand wir uns kaum vorstellen konnten. Wir mußten in den Wald, aber wie? Unseren eigenen Weg schlagen, das war es! Bald sahen wir, wie sinnlos unsere Bemühungen waren verglichen mit denen der Dorfbewohner; also überließen wir diese Arbeit den Experten. Ein paar Tage lang hatten wir mit der Erforschung der Gegend um unser Camp einen angenehmen Zeitvertreib.

Der Wald auf Madagaskar ist nicht wie andere Wälder. Es ist keine unzulässige Übertreibung, wenn man sagt, daß jedes Lebewesen — Pflanze oder Tier — in dieser Abgeschlossenheit eines Tages einzigartig sein wird, oder es schon ist. Die Insel war so lange vom Kontinent abgeschnitten, daß die Evolution hier ganz eigene Wege gehen konnte und einige der ungewöhnlichsten Lebewesen dieser Erde hervorgebracht hat.

Am bekanntesten sind die Makis (Lemuren), die urzeitlichsten und schönsten aller Primaten. Vielleicht gelangten ihre Vorfahren von Millionen vor Jahren über den Mozambique-Kanal. Sie würden damals ein Land ohne einen einzigen der afrikanischen Affen vorgefunden haben und hätten sich also ohne Konkurrenz in die 28 Arten weiterentwickeln können, die es heute in Madagaskar gibt: vom winzigen Mauslemur, den man seiner leuchtenden Augen wegen, die in der Nacht das Lampenlicht reflektieren, leicht entdeckt, bis zum Sifaka, einem metergroßen gibbonähnlichen Tier, das vom Kopf bis zum Schwanz völlig weiß ist. Wenn uns einer von ihnen sah, kam er durch die Bäume gesprungen und blickte uns aus ein paar Meter Entfernung finster an, nießend und bellend. Das ist ein gutes Zeichen. In Gegenden, wo die Lemuren gejagt werden, sieht man normalerweise nur ihre Schweife, wenn sie beim Anblick eines Menschen flüchten. Was macht aber dieser weiße Affe in diesem dunkelgrünen Wald? Was hat sich die Evolution dabei gedacht? Das

Die Evolution ging auf Madagaskar eigene Wege: vom Riesen-Chamäleon (*Chameleo pardalis*, rechts) bis zur winzigen *Brookesia* (unten)

Fotos: Roger Safford



konnte es nur auf Madagaskar geben, wo man als Affe keine Tarnung brauchte, weil es — bis der Mensch kam — keine großen Räuber gab!

Es ist für uns traurig, daß so viele Madagassen das Einzigartige am Wildleben ihrer Insel nicht erkennen, aber wie sollten sie auch?! „Warum kommt ihr her, um unser Makis zu erforschen? Warum erforscht ihr nicht die in eurem eigenen Land?“ war eine oft gehörte Frage.

Ein Teppich aus Wurzeln und Moos

Schließlich war der Pfad fertig, zumindest bis zum nächsten Camp, und wir brachen wieder auf. Weiter oben waren die Bäume verkrüppelt, und überall gab es Moos, das jeden Stamm und Ast verzierte und den Boden als matschiger Teppich von einem halben Meter Dicke bedeckte. Wurzeln ragten aus dem Boden und bildeten ein elastisches Netz, das auch in eine Moosmatte gehüllt war. Kilometerweit konnten wir so gehen, ohne den Boden zu berühren, bis wir einen Graben in diesem Wurzelteppich fanden und hinunterstiegen. Die Sorge, sich ein Bein zu brechen, machte diese Art des Wanderns spannend, denn hier gibt es keinen Bergrettungsdienst. Naiv hatte ich gefragt, ob vielleicht ein Hubschrauber kommen würde, falls etwas schiefgehen sollte. Die Antwort: Es gibt keinen Hubschrauber auf Madagaskar.

Wir waren über der Höhe der schweren Platzregen, wo sich fast das ganze Jahr lang feuchter Dunst auf den Hängen hält. Manchmal wird diese Gegend „Nebelwald“ genannt. Alles wurde feucht, die einzige Möglichkeit Kleider zu trocknen war, sie naß anzuziehen. Die Blutegel schienen diese Gegend hier nicht zu mögen. An ihrer Stelle gab es aber Schwärme von schwarzen Fliegen, die in unsere Ohren, Augen, Nasen und Mäuler krochen. Hie und da sahen wir Erdrutsche, die meist schon wieder von Farnen und Büschen bewachsen waren; der alles verschlingende Wald war dabei, auch sie wieder zu erobern. An solchen Stellen konnten wir im Freien sitzen und unter einem Schutzdach hervor den Vögeln und Makis zusehen, während



Sprühregen wirbelten, die gelegentlich Felswände und Bergspitzen enthüllten. Sogar an den schönsten Tagen schienen aber die hohen Gipfel fast immer ihre eigene Wolke zu haben, die sie ständig verbarg.

Und wieder mußte der Weiterweg durch den Wald geschlagen werden. Unsere Träger besorgten das. Wir konnten nur warten. Von weiteren vier Tagen Regen aufgehalten hatten wir zuletzt nur mehr zwei Tage, bis wir zurück mußten, und wir waren neugierig, ob wir noch höher kommen würden. Jeder, der sich einmal in einem tropischen Wald verirrt hat, weiß, daß es unmöglich ist, den Weg zu verlassen, da man nicht weiter als zehn Meter sieht. Man könnte tagelang hier wandern, ohne gesehen zu werden und wer weiß, vielleicht dauert es wieder 14 Jahre, bis der nächste Mensch hierherkommt.

Jeju lieben Alkohol

Die hohen Gipfel sind nicht nur von Wolken, sondern auch von Geheimnis und Aberglauben umgeben. Sie sind von den *Jeju*, den Geistern der Berge, bewohnt und die Besucher müssen das respektieren. Bei jeder Besteigung muß eine Flasche alkoholischen Getränks auf dem Gipfel zurückgelassen werden, um die Geister bei Laune zu halten, und sogar das kann nicht ausreichend sein. Humberts Aufstieg war von einem vorübergehenden Wirbelsturm gekennzeichnet, der eine Überschwemmung

und Zerstörung verursacht hatte. Als der Professor ins Tal zurückkam, beschuldigten ihn wütende Dorfbewohner, die Jeju verärgert zu haben; der Sturm war der Beweis dafür. Solche Anschauungen bestehen sicher auch heute noch. Das Leben der Madagassen wird andauernd von uralten Tabus — oder Schrülen — beeinflusst. Fremde sind anscheinend von diesen Tabus ausgenommen, aber das bedeutet nicht, daß diese Tabus nicht auch uns Probleme verursachten. Auf Madagaskar gibt es Chamäleons im Überfluß, von der Welt größter Art, die dick wie ein Arm ist, bis zur winzigen *Brookesia*, die es sich auf einem Fingernagel gemütlich machen kann. Wir entdecken bald, daß auch die *Brookesias* ihr Geheimnis haben: Als wir eines dieser winzigen Ungeheuer untersuchten und photographierten, rannten die Führer und Träger panisch in den Wald. Wir konnten eine Meuterei verhindern und ließen das kleine Reptil weit weg vom Camp im Wald frei.

Nur eineinhalb Tage übrig, und ich saß allein brütend auf einem Erdrutsch und beobachtete die Wolken. Über mir war alles grau, aber irgendwie schienen die Nebel heute nicht so beständig zu sein. Wirbelten sie aufwärts? Genau das taten sie, und plötzlich war sie da: Die Spitze des Marojejy, nur 800 m höher, erschien für ein paar Sekunden, bevor sie wieder verhüllt wurde. Ich hastete zurück zum Camp, während mehr und mehr von dem Wald über mir aus dem dunklen Grau des Nebels auftauchte. Da niemand im Camp war, schlang ich etwas Reis und Schokolade hinunter und trat den Aufstieg an.

Am Weg traf ich zwei meiner Kameraden; ich sagte ihnen, daß ich zum Gipfel wollte, und stieg weiter. Die ganze Zeit hielt die steigende Wolke Schritt mit mir, als ich durch das Labyrinth von Moos und Wurzeln stolperte. Die Botaniker beschrieben eine Bambusart aus dieser Gegend mit dem eindrucksvollen Namen *Arundinaria marojejyensis*. Ich kann mich genau daran erinnern. Die Stämme sind von einer Hülle geschützt, die mit Tausenden haarfeinen Stacheln besetzt ist, die sich in meine Handflächen eingruben, als ich mich daran festhielt, um nicht in das nächste Loch im Wurzelteppich hineinzufallen. Nach einer qualvollen Viertelstunde, in der ich mit einem Taschenmesser einige Dutzend davon aus meiner Haut entfernte, ging ich weiter. Bald waren die Bäume gerade noch mannshoch, und das Unterholz bildete eine Masse undurchdringlicher Büsche wie die mediterrane *Macchia*. Über mir zeigten sich blaue Flecken, als ich den letzten Grat erreichte, wo der Weg und auch der Wald schließlich endeten. Im Winter fällt hier die Temperatur bis unter den Gefrierpunkt, und regelmäßige Stürme und Frost lassen keinen Baum wachsen.

Meine Uhr zeigte 2.30. Sicher war es jetzt schon zu spät, den Gipfel zu erreichen, und es dann noch vor Einbruch der Nacht bis ins Camp zu schaffen. Aber ich dachte, ich könnte vielleicht nur so ein bißchen den Kamm hinaufspazieren. Ziemlich große Flächen waren Grasland mit rundherum verteilten kleinen Torfmooren. Es war ganz wie auf einem schottischen Berg. Plötzlich

tauchte ein kleiner Vogel auf einem Busch auf. Nach all den Raritäten Madagaskars ein *Schwarzkehlchen* — dieselbe Art, die es auf jeder Heide Europas gibt! Auf den Moospolstern wuchsen insektenfressende Nachtschattengewächse, auch ganz wie in Europa, obwohl diese hier doch eine eigene Art waren. Aber noch immer gab es verkümmerte Palmen und Bambus, um mich daran zu erinnern, daß ich in den Tropen war. Freilich hütete ich mich jetzt vor dem Bambus.

„Regen, Sturm, Nebel, Sonnenschein!“

Knapp nach drei Uhr erreichte ich die Spitze eines Felskopfes und entdeckte, daß der Berg zu Ende war. Nicht irgendein Gipfel, genau der richtige! Ein kleiner Steinhäufen, der bei der Erstbesteigung 1937 errichtet wurde, kennzeichnete ihn. Als erster Mensch, der seit 1974 hier stand, bewunderte ich die Aussicht. Im Norden erschienen und verschwanden die *Trois Dents* zwischen den Wolken, die rund um mich hochwirbelten. Östlich konnte ich hinter den braunen Vorbergen des Massivs bis zum Indischen Ozean sehen, der von einem endlosen weißen Strand begrenzt war.

Unter diesem Steinhäufen verbirgt sich ein richtiger Schatz. In einem Glasgefäß haben alle Ersteiger des Marojejy eine kurze Beschreibung ihres Aufstiegs hinterlassen. 50 Jahre Bergabenteuer sind hier dokumentiert: Alles auf Französisch, und die beste Nachricht lautet einfach: „Regen, Sturm, Nebel, Sonnenschein!“, gefolgt von einer Namensliste. Nun hat auch ein englischer Bericht in die Halle des Ruhms Eingang gefunden.

Unglücklicherweise war ich vorher zu lang herumgehangen, so daß ich jetzt schon nach nur fünf Minuten wieder hinunterstürmen mußte, und ich erreichte das schützende Camp in der Dämmerung. Am nächsten Tag kehrte ich mit dem ganzen Team einschließlich der zögerndsten Bergsteiger zum Gipfel zurück, diesmal in strahlendem Sonnenschein. Jetzt konnten wir bis zum Maromokotro sehen, von wo Professor Humbert dieses unter Massiv zuerst erblickt hatte. Ich bin glücklich sagen zu können, daß unsere Arbeit gezeigt hat, daß die Superlative, mit denen Humbert damals die Pflanzenwelt des Marojejy beschrieb, ebenso für die Tierwelt dieses Gebirges gilt — einschließlich des *Madagaskar-Schlangen-Adlers*, den wir wiederentdeckt haben, nachdem er vor 58 Jahren zuletzt gesehen worden war.

Und ich bin glücklich, auf dem Gipfel des Marojejy gestanden zu sein und seine „drei Zähne“ aus der Nähe bewundert zu haben. Wir waren eine Expedition von Zoologen, und vor allem einer meiner Gefährten wollte mir zunächst meine euphorischen Schilderungen vom Gipfelglück nicht recht glauben. Schließlich aber hat er es selbst erlebt: „Als ich da endlich oben war, bin ich eine halbe Stunde lang nur dagesessen und habe vor mich hin gegrinst.“



*„... ich könnte auch klettern, auf den Cimone hinauf,
mich hinlegen, einschlafen, erfrieren ...“ Der Cimone della Pala
ist das „Leitthema“ in Schnitzlers „Fräulein Else“.
Im Bild: Cima di Vezzana (links) und Cimone della Pala*

„... nur eine Art von Rausch, von — Bergrausch.“

Bergsteiger und Bergsteigen bei Arthur Schnitzler

Von Günter Cerwinka

1. Erschließer der Alpen in „Das weite Land“

Der Führer durch die Goldberg-Ankogelgruppe nennt als Erstbesteiger der Preimlspitze (3176 m) das Ehepaar Friedmann und Georg Geyer.¹ Weitere Teilnehmer dieser Bergfahrt in die Hohen Tauern zu Pfingsten 1889 waren u. a. Herr und Frau Kniep.² Alle diese Namen sind in der Alpinliteratur zu finden, und — ihre Träger zählten zum Freundes- und Bekanntenkreis Arthur Schnitzlers.

Von Louis Friedmann wissen wir, daß er die historische Vorlage für den Friedrich Hofreiter im „Weiten Land“ war, dem bedeutendsten Drama Schnitzlers. In seiner Autobiographie berichtet der Dichter ausführlich über seinen einstigen Mitschüler am Gymnasium.³ Friedmann leitete zusammen mit seinem jüngeren Bruder eine Maschinenfabrik, die sie zu einer der wichtigsten Erzeugungsstätten von Lokomotivinjektoren in der Monarchie ausbauten. Die Friedmanns stammten von einem jüdischen Vater und einer christlichen Mutter ab. „Insbesondere Louis war ein auffallend hübscher Junge“, schreibt Schnitzler, in dem sich „Schneidigkeit, Eleganz und Wohlhabenheit ohne jede Protzerei und Geckenhaftigkeit [...] aufs angenehmste vereinigen.“⁴ Hinsichtlich Friedmann/Hofreiter ist es nicht notwendig, die von Schnitzler selbst zitierten Übereinstimmungen im Charakter, die Beschreibung seiner Erscheinung oder Äußerungen Friedmanns, die der Dichter wörtlich Hofreiter sagen läßt, vorzuführen. Wohl aber ist in einigen Sätzen die Bedeutung Friedmanns als Alpin-Erschließer darzustellen, als der „er sich eines Rufs weit über die Grenzen seines Vaterlandes“ erfreute.⁵ Er zählt zu jener zweiten Wiener Bergsteiger-Generation, mit der die große Zeit der „Führerlosen“ begann. Zusammen mit Emil Zsigmondy führte Friedmann eine Reihe von Erstbegehungen im Gesäuse durch: Ödstein-Hochtor-Grat, die N-Wand des Admonter Reichensteins und Kleiner Buchstein (höchster Punkt).⁶ Der NW-Grat des Großglockners wurde 1891 von ihm, Georg Geyer u. a. erstmals führerlos bezwungen; zahlreiche Gipfelfahrten, auch Erstbegehungen, gelangen ihm in den Westalpen und im Ortlergebiet. Der Abschnitt über die Ortlergruppe in der „Erschließung der Ostalpen“ stammt von Louis Friedmann⁷, dessen Frau Rose als „eine der ausgeprägtesten Erscheinungen in der bergsteigenden Frauenwelt“ galt.⁸ Aber nicht nur Louis Friedmann, sondern „auch manche [andere] Figuren dieses Kreises“ hat Schnitzler, ohne sie namentlich

zuzuweisen, „umgestaltet, vielleicht auch erhöht, und manche Situationen [...] verändert oder stilisiert“ im „Weiten Land“ wiedergegeben.⁹

Im ersten Akt, der in der Villa Hofreiter in Baden bei Wien spielt, tritt der Freund Hofreiters, der Arzt Dr. Franz Mauer, auf: „Fünfunddreißig Jahre, groß, blonder Vollbart, Zwicker, Narbe von einem Säbelhieb auf der Stirne, [...] nicht elegant, aber durchaus nicht nachlässig gekleidet“, stellt ihn Schnitzler vor.¹⁰ Mauer trägt unzweifelhaft die Züge Georg Geyers, an den sich der Dichter in folgender Weise erinnert: „[...] ein blonder Geologe namens Geyer [...], ein junger Mensch von knappen Einkünften, der auch etwaigen Ansprüchen an Eleganz nur in bescheidenstem Ausmaße genügen konnte, immer wohlgelaunt, von unbefangenster und dabei tadellosem Betragen, verlässlich und ohne Prätentionen, einer von den seltenen Kameraden, bei denen man sicher sein konnte, daß er niemals einen Kreuzer Geld schuldig bleiben und sich nie einer Taktlosigkeit schuldig machen würde. Zwischen ihm und Louis Friedmann bestand eine jener Freundschaften, die in ihrer völligen materiellen und seelischen Uneigennützigkeit beiden zur Ehre gereichen und in weiterem Umkreis eine reine und reinigende Atmosphäre verbreiten.“¹¹

Sehen wir nun, wieweit nicht nur das äußere Bild, sondern auch diese Charakterisierung Geyers sich in der Person Dr. Mauers, der Erna Wahl verehrt,¹² wiederfindet. Erna ist zu Mauers Unglück in Friedrich Hofreiter verliebt. Im Gespräch mit dessen Frau Genia meint Mauer, daß man Friedrich auf die Dauer nicht böse sein kann, „[...] sobald er seine Charmeurkünste spielen läßt, bin ich ihm doch wieder ausgeliefert auf Gnade und Ungnade.“¹³ Noch deutlicher wird die Übereinstimmung mit der Schilderung Geyers, wenn Mauer um Erna wirbt: „Das Leben besteht ja noch aus allerlei anderm als aus Abenteuern einer gewissen Art [...] Kein Wunder, — in dieser Atmosphäre! da rings um uns! Aber ich versichere Sie, es gibt eine kräftigere, reinere — und ich traue mir zu, Sie auch dort ein frisches und freies Atmen zu lehren.“¹⁴ Noch einmal, am Ende des Stückes, gibt Mauer seiner tiefen Enttäuschung Ausdruck: „Es gibt vielleicht wirklich nur ein schweres auf der Welt — und das heißt Lüge [...] nicht das geringste hätte ich einzuwenden gegen eine Welt, in der die Liebe wirklich nichts andres wäre als ein köstliches Spiel ... Aber dann ... dann ehrlich, bitte! [...] Aber dieses

„Ein so durchaus ehrenhafter und ernster Mensch ...“: Georg Geyer (1857—1936), war einer der Präsidenten des ÖAK

Foto: Archiv Österr. Alpenklub

Ineinander von Zurückhaltung und Frechheit, von feiger Eifersucht und erlogem Gleichmut [...] das find ich trübselig und grauenhaft.“¹⁵

Dr. Mauer ist der uneigennützigste Freund Hofreiters, trotz der Rivalität wegen Erna; das weiß Hofreiter: „Und der Mauer ist und bleibt mein einziger Freund. Das steht fest ... Auch wenn er mich erschießen sollte, es wird nicht anders.“¹⁶

1937 schreibt Louis Friedmann seinem Freund Georg Geyer den Nachruf: „Es gab keinen Menschen, der reineren Herzens war als er. Argwohn oder Neid waren ihm fremde Gefühle. Jedem näherte er sich mit ausgebreiteten Armen. Nie habe ich ihn in unserer lebenslangen Freundschaft zornig gesehen. Der Glaube an die Güte der Menschen war bei ihm so fest, daß Enttäuschungen nie Unwillen, höchstens Verwunderung in ihm erweckten.“¹⁷

Mauer ist — nicht schillernd und vielschichtig wie die meisten anderen Personen im „Weiten Land“ — eine der sympathischsten Figuren, die Schnitzler überhaupt auf die Bühne brachte. Hier muß allerdings eine wahre Begebenheit eingefügt werden — die wieder eine deutliche Parallele im „Weiten Land“ hat: Louis Friedmann, Schnitzler, und beider Freund Richard Tausenau waren mit dem Ehepaar Kniep bekannt geworden. Anlässlich einer Bergwanderung nützte Richard unter Mithilfe seiner Freunde die Gelegenheit zu einem Schäferstündchen mit Frau Kniep. Diese „Geschichte“, schreibt Schnitzler, „mag einen Begriff geben, vielleicht nicht so sehr von der Frivolität und Indiskretion, als von der außerordentlichen Leichtigkeit, mit der in diesem Kreise dergleichen Abenteuer behandelt und beurteilt wurden.“¹⁸ An dieser „Intrige“ war auch „ein so durchaus ehrenhafter und ernster Mensch wie der brave Geologe Geyer beteiligt.“

Im „Weiten Land“ gehen Gustl Wahl, der Bruder Ernas, und Frau Rohn, deren schriftstellernde Gatte im Hotel zurückgeblieben war, nicht mit den übrigen auf den Aignerturm. Sie bleiben auf einer Hütte zurück, wo sie die Zeit mit Domino-Spielen zugebracht haben wollen.¹⁹

Geyer (1857—1936) war gebürtiger Niederösterreicher, hat aber in Graz die Mittelschule besucht und hier sowie in Leoben studiert.²⁰ Er war Mitglied des Grazer Techniker-Alpen-Clubs (T.A.C.), jenes ältesten studentischen Bergsteigervereins, der insbesondere das führerlose Bergsteigen propagierte.²¹ Von 1920 bis zu seiner Pensionierung leitete Geyer die Geologische Bundesanstalt in Wien. Bei ihm verband sich in günstiger Weise berufliche Tätigkeit mit Bergsteigen; Friedmann meinte, „daß er der beste Kenner der Ostalpen war“. Seine Freunde nannten ihn, der vor allem im Dachsteingebiet und in den Niederen Tauern eine Reihe von Erstbegehungen verbuchen konnte, den „Birgs“, den „seit Generationen mit den Bergen verbundenen Menschen“.²²

Mit seinem Freund aus dem T.A.C. Josef Bullmann gelingt Geyer 1880 die erste führerlose Besteigung des Ortler und der Königsspitze; in den heimatlichen Bergen trägt ein Anstieg auf die



Eisenerzer Griesmauer, wo auch Louis Friedmann einen neuen Abstieg durch die W-Wand fand, seinen Namen (Geyer-Kamin).²³ Das Tote Gebirge und die Schobergruppe sind seine Beiträge im Sammelwerk „Die Erschließung der Ostalpen“. Geyer war 1892 Präsident des Österreichischen Alpenklubs und mehrere Jahre Schriftleiter der von diesem Verein herausgegebenen Österreichischen Alpenzeitung.

Im „Weiten Land“ läßt Schnitzler Hofreiter und Mauer über Dr. von Aigner reden. Dieser war einst ein bekannter Alpinist; in der Nähe des Hotels am Völser Weiher, das er nun als Direktor leitet, war ein schwieriger Kletterberg nach ihm als Erstbesteiger Aignerturm benannt worden. Mauer schätzt ihn nicht sehr, der auf einer Wahlreise durch Südtirol täglich zwei, drei Reden hielt: „Reden! Ja! Das war immer sein Fall. Schon damals als Präsident des Touristenklubs, wie ich im Ausschuß war.“²⁴ So sehr Geyer — obgleich Geologe und nicht Arzt — klar als Pate des Dr. Mauer im „Weiten Land“ erkennbar ist, für den Dr. von Aigner ist eine solche eindeutige Zuordnung nicht möglich. Hier hat Schnitzler offenbar Charakterzüge mehrerer historischer Persönlichkeiten zusammengefügt und mit dichterischer Freiheit zu einer lebensvollen Figur gestaltet. Am ehesten wird man dem Portier Rostler vom Südbahnhof am Semmering (Portier Rosenstock im „Weiten Land“) folgen dürfen, der in dieser Dramenfigur Schnitzlers Dr. Theodor Christomanos (1855—1911) wiederzuerkennen meinte, „der in Tirol eine ganze Anzahl von Hotels gründete und dessen Kinder in allen Dörfern herumliefern“.²⁵

Dr. Christomanos ließ sich in Meran nieder und war 1901 Tiroler Landtagsabgeordneter.



Arthur Schnitzler
und Louis Friedmann (rechts)
um 1885

Foto:
Schnitzler-Archiv Wien

Nähe von Völs am Schlern die Rede ist, denkt man natürlich an die nach den Alpinisten Euringer und Santner benannten Spitzen,³⁰ aber es ist — ohne verhältnismäßig zeitaufwendiges Quellenstudium — nicht möglich, festzustellen, ob Schnitzler die Letztgenannten persönlich, aus Erzählungen seiner Freunde oder gar nicht kannte.

2. Bergsteigen als funktionales Element in den Werken Schnitzlers

Ort der Handlung der Tragikomödie „Das weite Land“ ist Baden bei Wien, nur der dritte Akt spielt im Hotel am Völsener Weiher. Der Fortgang der Handlung wird durch diesen Akt wenig beeinflusst: Das sich schon abzeichnende Liebesverhältnis zwischen Hofreiter und Erna findet seine (kurze) Erfüllung. Wie dies von der Schnitzler-Forschung dargelegt worden ist, finden wir auch hier die Vorliebe des Dichters für den Einakter bzw. beim mehraktigen Stück für eine lose Aneinanderreihung weitgehend in sich geschlossener Teile bestätigt. Als ein verbindendes Element zieht sich das Thema „Berg“ und „Bergsteigen“ wie ein roter Faden durch die Szenenfolge des „Weiten Landes“, wobei der Aignerturm als ein „Dingsymbol“ fungiert. Schon im 1. Akt ist von dem Bergunfall am Aignerturm vor sieben Jahren die Rede, dem der Seilgefährte Hofreiters zum Opfer fiel.³¹ Damals hatte Hofreiter das Bergsteigen aufgegeben, jetzt beschließt Erna: „Also — der Aignerturm wird heuer gemacht“; Hofreiter und Dr. Mauer gehen mit ihr.³² Dem Dr. von Aigner erklärt Hofreiter nämlich auf dessen Vorhaltung hin: „Sie [Erna] hat u n s mitgenommen.“³³

Hofreiter befindet sich in der „midlife crisis“. Zwar erliegen die Frauen immer noch seinem Charme, aber er weiß, daß er dem Altwerden nicht enttrinnen kann. Am Ende erschießt er den jungen Aigner, den Liebhaber seiner Frau, im Duell: „Wie er mir gegenübergestanden ist mit seinem frechen, jungen Blick, da hab ich's gewußt [. . .] er oder ich.“³⁴

Nach der Rückkehr von der Bergtour in das Hotel hatte Hofreiter gegenüber Aigner gemeint, daß die Wegverhältnisse (am Aignerturm) „ein bißchen schlimmer geworden [sind]. Oder ist man nur älter?“³⁵ In dieses Hauptproblem des Stücks und zentrale Thema des Schnitzler'schen Werks überhaupt, Jugend und Erotik, wird auch Dr. von Aigner einbezogen: „Das muß doch ein recht eigentümliches Gefühl sein, so zu Füßen eines Turmes zu sitzen, den man als erster bestiegen hat, und selbst nicht mehr in der Lage zu sein . . . Man könnte hier einen Vergleich wagen . . . den ich aber lieber unterlassen will.“³⁶ So der Dichter Rhon, der auch mit Hofreiter, indem er ihn an den Bergunfall am Aignerturm erinnert, einen entlarvenden Dialog führt. Hofreiter: „Ich habe Dinge vergessen, die viel kürzere Zeit zurückliegen. Ich vergesse sehr rasch . . . wenn ich will.“ Rhon: „Nun ja . . . man kommt wahrscheinlich öfters an Stellen wieder vorüber, wo jemand neben uns hinabgestürzt ist, nur erkennt man sie manchmal nicht wieder.“³⁷

So sehr ist Hofreiter davon überzeugt, auch andere würden mit Gefühlen und Überzeugungen nur spielen, daß er die Ehrlichkeit Aigners (dieser hatte seiner Frau seine Untreue gestanden),

Vielleicht ist aber auch an den Professor für Geologie Dr. Karl Diener (1862—1928) zu denken, der vor und nach Geyer Präsident des ÖAK war und den Schnitzler kannte;²⁶ oder an Julius Meurer (geb. 1838), der von 1873 bis 1900 in Wien, dann in Meran lebte und als Alpinist, vor allem aber als Gründer des ÖAK und später als Präsident des Österreichischen Touristenklubs in der alpinen Vereinsszene des ausgehenden 19. Jahrhunderts eine wichtige, wenngleich nicht unumstrittene Rolle spielte.²⁷ Meurer führte übrigens die Erstbesteigung der Pala di San Martino durch (1878), Diener jene der Cima di Cuseglio, ebenfalls in der Pala-Gruppe (1891) (dazu die Ausführungen zu Schnitzlers „Fräulein Else“ am Ende dieser Abhandlung).

Schnitzlers Hofreiter hatte den Dr. von Aigner zuletzt in Bozen getroffen. Damals war Aigner auf einer Wahlreise von italienischen Irredentisten angeschossen worden und hatte „natürlich von den Deutschen riesige Ovationen bekommen“.²⁸ Hofreiter sieht, anders als Mauer, auch die positiven Seiten Aigners: „Die neuen Dolomitenstraßen wären ohne ihn nie gebaut worden. Und diese Riesenhotels und die Automobilverbindungen, eigentlich alles sein Werk.“²⁹ Wenn von einem Aignerturm in der

für „Affektation“, „Raffinement“ oder „Bequemlichkeit“ hält.³⁸ Allerdings gehört zur Vielschichtigkeit von Hofreiters Charakter, eben dem „weiten Land“ der Seele, auch das Gespräch mit Erna nach der Besteigung des Aignerturms. Ihr war das Gipfelerlebnis „die schönste Stunde“, die sie je erlebt habe.³⁹ Hofreiter relativiert auch in diesem sehr innig gestalteten Dialog den Augenblick des Glücks als „Wahn des Zusammengehörens“, als „eine Art von Rausch, von — Bergrausch [...] Hängt mit den dreitausend Meter Höhe zusammen, mit der dünnen Luft, mit der Gefahr.“⁴⁰

Schnitzler möchte seinen Hofreiter nicht als oberflächlichen, noch weniger als brutalen Menschen empfunden wissen,⁴¹ eher als unter dem Zwang zum Rollenspiel Leidenden, und stattet ihn mit ähnlichen Zügen wie Stefan von Sala im „Einsamen Weg“ aus. Beide sind ungeheuer verletzlich und verletzen selbst, indem sie Haltung bewahren, den Überlegenen spielen. „Spiel oder Tod ist die Alternative des Menschen in Schnitzlers Werk“, schreibt Christa Melchinger, und Hartmut Scheible meint konkret zur Figur des Hofreiter, daß die Faszination, die von ihm ausgehe, „die des Todes“ sei.⁴² Hofreiters Bergkamerad stürzt neben ihm am Aignerturm zu Tode, er tötet den Sohn Aigners. Sehen wir, in welchen Konnex das Gipfel-Glückserlebnis gestellt wird. Hofreiter spricht von der Gefahr als Stimulans. Erna geht viel weiter und präzisiert, „daß einem der Tod zu gleicher Zeit so vollkommen gleichgültig ist.“⁴³

Es sind aber nicht eigentlich Todestrieb oder Todessehnsucht, Merkmale der Fin de siècle-Literatur, die Erna und Hofreiter bewegen, sondern hier kommt sonst nicht adäquat beschreibbares, stärkstes Lebensgefühl zum Ausdruck: Die Grenzsituation des Bergsteigens als Spiel mit höchstem Risiko.

Auch Aigner, der die Erstbesteigung „seines“ Turmes kurz nach der Trennung von seiner Frau gemacht hatte, analysiert sein Verhalten so, daß er nicht „den Tod gesucht habe“, aber vielleicht „eine Art Gottesurteil herausfordern wollte.“⁴⁴ Dies erinnert, wenn auch in ganz anderen Zusammenhängen, an den Dr. Reumann im „Einsamen Weg“. Auch dort führt Schnitzler den Bergtod als Deus ex machina, als Schicksalswink ein: Reumann, in vielem mit dem Dr. Mauer aus dem „Weiten Land“ vergleichbar, bewirbt sich um eine Professur in Graz: „Der andere, dem die Stelle so gut wie sicher war, hat sich auf einer Bergtour den Hals gebrochen.“⁴⁵ Reumann verzichtet auf seine nun guten Chancen, die er nicht „dem Malheur eines anderen [...] verdanken will“, relativiert aber, typisch für Schnitzler'sche Charaktere, diese anscheinend ethisch hochwertige Entscheidung als „ganz gemeine, kleinliche Eitelkeit.“⁴⁶

Mit „Leutnant Gustl“ führte Schnitzler den Inneren Monolog auf einen literarischen Höhepunkt. In „Fräulein Else“ (1924) nimmt er diese „Bewußtseinsstrom-Technik“ noch einmal auf. Else verbringt einen Urlaub in San Martino di Castrozza. Ihr Vater hat Mündelgelder veruntreut und kann nur durch ein Darlehen des Herrn von Dorsday gerettet werden, der im selben Hotel wohnt.

Dorsday will die Bitte Elses erfüllen, verlangt aber von ihr, sich ihm nackt zu zeigen. Dies löst in Else psychische Reaktionen aus, schließlich zeigt sie sich vor allen zum Essen versammelten Gästen nackt, verfällt in einen Trance-Zustand und nimmt Veronal.

Die Erzählung setzt damit ein, daß Else der Tag, an dem sich die Ereignisse vollziehen sollten, als besonders geeignet für die „Tour auf die Rosetta-Hütte“ erschien: „Wie herrlich der Cimone in den Himmel ragt! Um fünf Uhr früh wär' man aufgebrochen.“⁴⁷ Am Ende, nach der Einnahme des Veronals, fürchtet sie sterben zu müssen: „Ich bin noch so jung [...] ich will noch auf viele Berge klettern [...] morgen machen wir die Partie auf den Cimone.“⁴⁸ Wie im „Weiten Land“ der Aignerturm ist im „Fräulein Else“ der Cimone della Pala „Leitthema“ der Handlung. Er kehrt im Selbstgespräch Elses immer wieder:⁴⁹ Als drohendes Menetekel „unheimlich, riesig [...], als wenn er auf mich herunterfallen wollte.“⁵⁰ In ihren Selbstmordüberlegungen ist der Cimone gegenwärtig; zuerst noch vage: Man wird sagen, „sie ist vom Cimone heruntergestürzt. Es ist ein Unglücksfall“, schließlich konkreter, aber keineswegs überzeugend: „[...] ich könnte auch [...] klettern, immer höher bis auf den Cimone hinauf, mich hinlegen, einschlafen, erfrieren [...] Doch besser hier in der geheizten Halle sein und nicht erfrieren.“⁵¹

Nach der „Aktion“, im Trance-Zustand, ist Else nicht sprechfähig, kann aber alles mithören, was um sie vorgeht: „Wie weit sie alle weg sind. Sie sprechen alle vom Cimone herunter.“⁵² Else sieht, wie eine Bahre für sie herbeigeschafft wird, und weiß, das ist jene, „auf der sie die Verunglückten tragen. Auf der ist auch der Doktor Zigmondí gelegen, der vom Cimone abgestürzt ist. Und jetzt werde ich auf der Bahre liegen. Ich bin auch abgestürzt.“⁵³ Schnitzler setzt Elses „Absturz“ zweideutig ein. Sie ist ja nicht tatsächlich abgestürzt, sondern im metaphorischen Sinne verunglückt. Ihre innere Zerrissenheit, ihr Schwanken zwischen Eigenwertgefühl und Selbstzweifeln, läßt der Vergleich der beiden folgenden Textstellen erkennen: „Wie komm' ich dazu? [den Herrn von Dorsday anzubetteln]. Keine klettert so gut wie ich, keine hat so viel Schneid.“⁵⁴ Aber, einen Selbstmord zu begehen, hält sie sich doch für „viel zu feig. Wenn ich auch eine couragierte Kletterin bin, feig bin ich doch.“⁵⁵ Bergsteigen, Klettern ist mit Mut und Risikofreude verbunden, es impliziert aber keineswegs Todessehnsucht, ist letztlich wieder Spiel.

Schließlich haben wir uns noch kurz mit der 1913 erstmals veröffentlichten Erzählung „Frau Beate und ihr Sohn“ zu beschäftigen,⁵⁶ Schnitzler siedelt sie in Altaussee an, das er selbst gut kannte und wo sich eine beachtliche Dichterkolonie bildete.⁵⁷ Das zweite Kapitel schildert den Ausflug einer größeren Gesellschaft auf eine Alm. Frau Beate, noch jugendliche Witwe und Mutter eines siebzehnjährigen Sohnes, wird von Dr. Bertram heftig umworben. Um bei ihr Eindruck zu machen, streut er in das Gespräch seine alpinistischen Leistungen ein. Auch hier, in dieser gelungenen Darstellung von Imponiergehabe, darf der Tod als Merkmal des Äußersten nicht fehlen: Bertram hält sich

Helmut Lohner (links) und Fred Liewehr
als Friedrich Hofreiter und Dr. von Aigner in
Schnitzlers „Das weite Land“. Inszenierung von
Otto Schenk im Akademietheater in Wien, 1978

Foto: Elisabeth Hausmann

nicht für tollkühn und hat „gegen den Tod Erhebliches einzuwenden“ — trotz einer „beiläufig“ erwähnten Erstbesteigung.⁵⁸ Zu seinen interessanten Eigenschaften, die er Beate „zur gefälligen Auswahl vorlegte“, zählt auch „Todesverachtung“. „Aber es wirkte nicht im geringsten auf sie.“⁵⁹ Seine Frage, „ob sie wohl Lust verspüre zu einer wirklichen Bergpartie, zu einer ordentlichen Felsklettere“, findet keine Antwort. „Ich schlafe“, erwidert Beate, worauf Bertram mit schwerstem Geschütz auffährt: „[. . .] daß es keinen schönern Tod gäbe als durch Absturz in die Tiefe [. . .].“⁶⁰ Wie schon in den oben besprochenen Ausschnitten aus „Das weite Land“ und „Fräulein Else“ folgt auch hier sofort die Verkehrung der Extremsituation Tod ins Ironische, in diesem Fall mit einer eindeutigen Zielsetzung: „Im übrigen, fuhr er fort, käme es ihm nicht gerade aufs Abstürzen an, im Gegenteil.“⁶¹

Bergsteigen wird von Schnitzler nicht als Eigenwert literarisch gestaltet, d. h., er ist kein Bergschriftsteller. Daher sind auch ausführlichere Überlegungen zu einer Psychologie des Bergsteigens nicht angebracht.⁶² Es ist aber freilich kein Zufall, daß er gerade diese Form des „Sports“ als tragendes Element im „Weiten Land“ und in „Fräulein Else“ einsetzt, wo es um den Reiz der Grenzerfahrung geht, um das Ausloten der Tiefe menschlicher Existenz — aber zugleich auch darum, sich die Rückkehr ins Leben offen zu halten.

Tennisspiel und Klettern, die Swales zusammen aufzählt als „precisely observed milieu that surrounds the protagonists“,⁶³ sind nicht vergleichbar oder beliebig auswechselbar. Während ersteres nur als ein aus dem Salon verlegter Cercle — eventuell als Ankündigung des Duells — zu qualifizieren ist, weist Schnitzler dem Bergsteigen/Klettern eine ungleich bedeutendere Funktion zu. Bergsteigen ist Chiffre für „Jugend“, ist wie nichts anderes geeignet, frivole Koketterie mit dem Tod glaubhaft zu gestalten — und „Breitseit-Protzen“ des Mannes zu illustrieren.

Schnitzler selbst war kein Bergsteiger. Als Neunzehnjähriger unternahm er mit einem Freund eine Fußwanderung von Gastein über das Naßfeld und den Niederer Tauern nach Mallnitz.⁶⁴ Er respektierte aber, bei allem Aufdecken menschlicher Schwächen und Offenlassen von Handlungsmotiven, Bergsteigen als nicht-utilitaristische Form extremer Existenz Erfahrung.

Anmerkungen

- 1 München 1986, Nr. 999 (S. 252)
- 2 Ausführlicher Bericht darüber von G. Geyer, in: ÖAZ 11/1889, S. 157f
- 3 A. Schnitzler, Jugend in Wien. Fischer-Taschenbuch Nr. 2068, 1981, vor allem S. 200—206 u. 266—269. — Aus der unübersehbaren Literatur über Schnitzlers Leben und Werk nenne ich nur: H. Scheible, Arthur Schnitzler. Reinbek b. Hamburg 1986 (mit ausführlicher Bibliographie); R. Wagner, Arthur Schnitzler. Eine Biographie. Wien usw. 1981
- 4 Jugend in Wien (wie Anm. 3), S. 202. — Louis Philipp Friedmann (1861—1939)
- 5 Jugend in Wien (wie Anm. 3), S. 202
- 6 Vgl. E. Pichl, Wiens Bergsteigertum. Wien 1927, S. 16; E. Richter (Hrsg.), Die Erschließung der Ostalpen. 3 Bde. Berlin 1893—1894; Heß-Pichl, Gesäuse. Wien 1930, S. 91, 162, 200



- 7 Erschließung der Ostalpen (wie Anm. 6), Bd. II, S. 66—176
- 8 Pichl, Wiens Bergsteigertum (wie Anm. 6), S. 134; F. v. Reznicek, Vierhundert Jahre Bergsteigerinnen, in: Jb. d. ÖAV 92/1967, S. 156
- 9 Jugend in Wien (wie Anm. 3), S. 267. — Detailanalysen des Stückes, die jedoch auf die hier berührte Frage nicht eingehen, von: S. Liptzin, The Genesis of Schnitzlers Das weite Land, in: Publications of the Modern Language Association 46/1931, S. 860—866 und M. Swales, Schnitzlers Tragi-comedy: A Reading of „Das weite Land“, in: Modern Austrian Literature 10/1977, S. 233—245
- 10 A. Schnitzler, Das weite Land, in: Das dramatische Werk. Bd. 6, Frankfurt a. M. 1962 (Fischer Taschenbuch Verlag Nr. 1972, Juni 1979), S. 13. Künftig zitiert: Das weite Land
- 11 Jugend in Wien (wie Anm. 3), S. 202
- 12 „Ich glaube, ich bin ihr nicht elegant genug“ (Das weite Land, S. 15)
- 13 Das weite Land, S. 38
- 14 Das weite Land, S. 43 — Vgl. Swales, Das weite Land (wie Anm. 9), S. 238
- 15 Das weite Land, S. 97f
- 16 Das weite Land, S. 88
- 17 ÖAZ 50/1937, S. 14f. — Vgl. auch den Nachruf von O. Ampferer in: Mitt. d. DuÖAV Jg. 1937, Nr. 2, S. 44f
- 18 Jugend in Wien (wie Anm. 3), S. 267
- 19 Das weite Land, vor allem S. 64ff
- 20 Zu Geyer siehe Österr. Biogr. Lexikon Bd. 1, S. 434. Vgl. auch Pichl, Wiens Bergsteigertum (wie Anm. 6), S. 21f
- 21 Denkschrift zur Feier des 25jährigen Bestehens des Techniker-Alpenclub in Graz. Graz 1898. — Geyer war Ehrenmitglied des Clubs
- 22 Friedmann, Nachruf (wie Anm. 17), S. 15
- 23 Mayer-Obersteiner, Hochschwabführer. Wien 1922, S. 186f
- 24 Das weite Land, S. 20
- 25 H.-U. Lindken, Arthur Schnitzler, Aspekte und Akzente: Materialien zu Leben und Werk, Frankfurt a. M. usw. 1984, S. 342. — Österr. Biogr. Lexikon Bd. I, S. 147
- 26 Jugend in Wien (wie Anm. 3), S. 203
- 27 Pichl, Wiens Bergsteigertum (wie Anm. 6), S. 15 u. ö.
- 28 Das weite Land, S. 20
- 29 wie Anm. 28

- 30 Ich danke dem Herrn Bürgermeister der Gemeinde Völs am Schlern für die freundliche Beantwortung meiner Anfrage, die allerdings keine konkreten Anhaltspunkte für eine Zuweisung der im Völser Weiher-Akt genannten Personen- und Ortsnamen brachte.
- 31 Das weite Land, S. 14
- 32 Das weite Land, S. 42
- 33 Das weite Land, S. 67
- 34 Das weite Land, S. 108 — Vgl. dazu G. Hensel, Arthur Schnitzlers Dramen: Von Gestern für Heute, in: H. Schelble, A. Schnitzler in neuer Sicht. München 1981, S. 304f
- 35 Das weite Land, S. 67. — Vgl. H. Söhnlein, Gesellschaftliche und private Interaktionen. Dialoganalysen zu Hofmannsthal's „Der Schwierige“ und Schnitzlers „Das weite Land“. Tübingen 1986, S. 136: „Jugend wird für ihn Hofreiter zum Ideal einer erfüllten Daseinsverwirklichung.“
- 36 Das weite Land, S. 63
- 37 Das weite Land, S. 68
- 38 Das weite Land, S. 70. — Vgl. Swales, Das weite Land (wie Anm. 9), S. 240: „we are uncertain how to understand a character's behaviour, because the character himself continues to be unable to make sense of it“ und weiter „The attempt at understanding always leads to the same formula, which is as suspect as it is all-purpose (even to Aigner himself)“.
- 39 Das weite Land, S. 72
- 40 Das weite Land, S. 76
- 41 Offermann geht m. E. zu weit, wenn „platte Affektiertheit und der massive Egoismus eines handfesten Besitz- und Konkurrenzdenkens“ für eine Charakterisierung Hofreiters ausreichen sollten (E. L. Offermann, Arthur Schnitzlers Dramatik, in: Handbuch des deutschen Dramas. Düsseldorf 1980, S. 337)
- 42 Ch. Melchinger, Illusion und Wirklichkeit im dramatischen Werk Arthur Schnitzlers. Heidelberg 1968, S. 86; Scheible, Schnitzler (wie Anm. 3), S. 100
- 43 Das weite Land, S. 73. — Olga Weissnix, die langjährige Freundin Schnitzlers, „eine kühne Kletterin und Jägerin“, flüstert Arthur zu, was auch Erna zu Hofreiter gesagt haben könnte: „Ich wollte, alles um uns sänke in die Erde und wir zwei blieben allein auf der Welt.“ (Jugend in Wien, wie Anm. 3, S. 218)
- 44 Das weite Land, S. 70
- 45 A. Schnitzler, Der einsame Weg, in: Das dramatische Werk, Bd. 4, Frankfurt a. M. 1962 (Fischer Taschenbuch Verlag Nr. 1970, Okt. 1978), S. 15
- 46 wie Anm. 45
- 47 A. Schnitzler, Fräulein Else, in: Das erzählerische Werk. Bd. 5, Frankfurt a. M. 1961 (Fischer Taschenbuch Verlag Nr. 1964, Dez. 1978), S. 209, Künftig zitiert; Fräulein Else
- 48 Fräulein Else, S. 256
- 49 Fräulein Else, S. 209—211, 221, 237, 254, 259f, 265
- 50 Fräulein Else, S. 221
- 51 Fräulein Else, S. 237, 254. — Hier muß H. Weigels subtile Charakteristik der Freundin Schnitzlers, Olga Weissnix, zitiert werden, die offenbar nicht nur für die Erna im „Weiten Land“, sondern auch für das Fräulein Else Pate gestanden ist: „Sie ist kokett und kokettiert ein wenig mit ihrer Koketterie. Sie stilliert sich und ihren Weltschmerz gelegentlich, aber ihr Unglücklichsein und ihre Unerfülltheit sind echt.“ (Liebe, die starb vor der Zeit. Arthur Schnitzler und Olga Weissnix, Ein Briefwechsel. Hrsg. v. Th. Nickl u. H. Schnitzler, Wien 1970, Vorwort, S. 15)
- 52 Fräulein Else, S. 259
- 53 Fräulein Else, S. 260. Vgl. dazu das Gespräch Rhon-Hofreiter, oben, vor Anm. 37. — Dr. Emil Zsigmondy bildete mit seinem Bruder Otto und Ludwig Purtscheller die „königliche Trias“ der österreichischen Alpinismus-Geschichte. Emil verunglückte 1885 tödlich an der Meije (Pichl, Wiens Bergsteigertum, wie Anm. 6, S. 19f)
- 54 Fräulein Else, S. 219
- 55 Fräulein Else, S. 244
- 56 A. Schnitzler, Frau Beate und ihr Sohn, in: Das erzählerische Werk. Bd. 3, Frankfurt a. M. 1961 (Fischer Taschenbuch Verlag Nr. 1962, April 1978), S. 178—248, Künftig zitiert: Frau Beate
- 57 Vgl. dazu den Überblick von V. Suchy, Ausseerland — Zuflucht der Dichter, in: Literatur in der Steiermark. Katalog der Landesausstellung 1976. Graz 1976, S. 369—412
- 58 Frau Beate, S. 203
- 59 Frau Beate, S. 206
- 60 Frau Beate, S. 206
- 61 Frau Beate, S. 207. — Vgl. zu diesem Gestaltungselement auch den Ausschnitt aus „Der letzte Brief eines Literaten“ (A. Schnitzler, Das erzählerische Werk. Bd. 5, wie Anm. 47, S. 25): *„ . . . und mein Auge richtete sich zu einem Felsgrat empor, von dem ein Absturz in die Tiefe den einzig gerechten Abschluß meines Daseins bedeuten würde. Bin ich damals auch dieser Eingebung nicht gefolgt“*
- 62 Siehe zu diesem Thema K. Greitbauer, Die Gestalt des Bergsteigers. Wien — Stuttgart 1956, und Derselbe, Das Ganze der alpinen Idee. Eine geistige Analyse des Bergsteigens. Wien — Stuttgart 1973. — R. Girtler vergleicht Klettern und studentische Mensur als „bewußtes Sichaussetzen einer Gefahrensituation“ (Waffenstudenten als Pioniere der Alpinistik, in: Die Aupa 9/1984, S. 35—38)
- 63 Swales, Das weite Land (wie Anm. 9), S. 237
- 64 Jugend in Wien (wie Anm. 3), S. 120f

Dem Mitgründer und Baumeister des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins zur 150. Wiederkehr seines Geburtstages

Von Louis Oberwalder

Kulturvölker werden an den Werken ihrer Ahnen gemessen. Auch am Umgang der Enkel mit ihren Vätern. Generaloberst von Beck sagte von Hitler in den Tagen seines Aufstiegs: „Das ist ein Wilder, der kennt keine Herkunft.“ So geschah es dann auch, daß der „unbekannte Soldat“, wie er sich nannte, mit rohen Stiefeln durch die Hallen des Reiches stampfte und die Bilder der Ahnen von den Wänden riß, im Johlen der Menge. Zumindest seither haben wir unsere Not mit der Vergangenheit. Eine Generation ohne Brücke in die eigene Geschichte geht ohne Kompaß in fremdes Land.

Haben wir uns auch im Alpenverein im Vergessen geübt, fragen mich nicht nur besorgte Kameraden, deren Wiege noch im DuÖAV stand? Wohl feiern wir Jubiläen und nennen Namen. Aber eine substantielle Begegnung mit den Leitgestalten unseres Vereines, ihren Werthaltungen und Leistungen, gelingt kaum. Unsere emotionale Distanz zur eigenen Biographie mag verschiedene Gründe haben. Gleichwohl hat sie auch Folgen. Bewußtseinsdefizite erschweren den Blick zu neuen Horizonten. Unser Ringen um ein integriertes Umweltverständnis mit dem Ziel, humaner zu leben, ist nur ein Beispiel. Auch die mangelnde Beheimatung in Gesinnungsgemeinschaften — falls man überhaupt noch solche akzeptiert — und der „egotrip“ mangels Leitbilder gehören hierher.

Solcher Befund drängt dazu, die 150. Wiederkehr des Geburtsjahres von Johann Stüdl wahrzunehmen, um den Markierungen zu folgen, die dieser universelle Mensch, Mitbegründer und Baumeister des DuOeAV, in der Entwicklung des Alpinismus gesetzt hat.

Der Kaufmann aus der „Goldenen Stadt“

Salzburg, Herbst 1924. Frau *Gertraud Lindinger* erinnert sich noch genau: Großvater Stüdl wohnte in einer behäbigen Stube im Gasthaus „Zur Goldenen Birne“, das sein Sohn 1918 erworben hatte. Wände und Schränke voll von Bildern und seltsamen Dingen, zu denen der Opa immer eine Geschichte wußte. Eine Tür mit Fenster führte zum kleinen eisernen Balkon direkt über der Salzach. Dort saß der alte Herr öfter, je seltener er die Stadt verließ. Auch mit Besuchern, an denen es nicht mangelte. Er hörte in das gleichförmige Rauschen des Flusses unter seinen Füßen, sah in die Möwen-umkreischten Wellen, die von den

Weißén Bergen kamen und wie gebändigt ins flache Land weiterliefen. Er mochte die Stadt, auf halbem Weg flußaufwärts zu seinem Glockner, Herzstück seiner alpinen Meisterjahre, und stromab nahe an die böhmische Heimat mit der Goldenen Stadt. Aus dem Langzeitgedächtnis des Alters erzählte er im Detail vom Haus auf der Prager Kleinseite, den Wegen der Kindheit am Moldauufer, von Primanerträumen und Berufszuweisung; emotional von seinen Bergen, erstiegen, erschlossen mit Wegen und Hütten, und von seiner Zweitheimat Kals. Jede Erinnerung verknüpft mit Weggefährten aus der alpinen Zunft. Sein Vaterhaus, der „Stüdl“, war eine Berühmtheit des alten Prag. Das stirnseitig schmale, barockisierte Haus, eingebaut in die alte Stadtmauer nahe dem Turm an der Karlsbrücke, reichte mit seinen Kellern weit unter den Radetzkypfplatz mit dem großen Standbild des Marschalls. Aus dem Tor unter den Lauben roch es einladend nach Kaffee und Vanille. In den Regalen und Schubladen mit den perlenweißen Knöpfen des k.u.k. Hoflieferanten warteten Kolonialwaren aus aller Welt auf bürgerlichen Einkauf. Erlesene Weine im Keller und die Atmosphäre in der Stube mit den dunklen Holländern an den Wänden sicherten ein honoriges Stammpublikum aus den Palais und Patrizierhäusern.

Die Stüdls waren zur Zeit Maria Theresias vom Westen (Bayern?) her zugezogen. Mit Fleiß und Geschick hatten sie einen Delikatessenhandel und ein Weinhaus aufgebaut und als drittes Standbein Anteile an einer Glasfabrik erworben. So fiel der am 27. Juni 1839 zur Welt gekommene Hans in eine wohlhabende, angesehene Wiege.

Der alte Herr lächelt in sich hinein, wenn er von seiner Mutter berichtet, und erzählt, Mama habe vor Mitleid und Sorge geweint, als ihr die Hebamme das Siebenmonatkind, klein und zum Zerbrechen zart, in die Arme legte. Der nimmermüden Mutterpflege verdanke er sein Aufkommen. Der Widerstreit zwischen Körperschwäche und Lebensmut aber blieb Stüdl Marschgepäck fürs ganze Leben.

In gediegener Bürgerlichkeit, fest in die Familie integriert, vom Vater in allen Begabungen gefördert, wuchs Hans auf. Er durfte lernen, was ihn lockte, und das war viel. Bei guten Schulleistungen nahm der Gymnasiast Zeichen- und Malunterricht bei dem bekannten Landschafts- und Bergmaler Karl Haushofer. Dessen Söhne Karl und Max waren Mitschüler und seine besten Freunde. Theater- und Konzertbesuche, Ausflüge, kleine Rei-

sen — es war eine Jugend mit offenen Türen zu allem Schönen dieser Welt. Neben Haushofers Bildern von einer fernen eisgewaltigen Bergwelt erzählte der Geographieprofessor vom aufkommenden Alpinismus und weckte beim jungen Stüdl eine Sehnsucht, die bald sein Leben bestimmte.

Als Oberprimaner bestieg er mit den Haushofer-Brüdern die *Kampenwand* und tat seinen Jünglingsschwur zu Häupten des Chiemsees: er werde die Eisgipfel Tirols erobern.

Nach Tradition und Vaters Plänen sollte Hans als Ältester — ihm waren noch eine Schwester und drei Brüder gefolgt — nach dem Abitur in den Kaufmannsberuf einsteigen. Der alte Herr erinnerte sich in Einzelheiten an seinen Widerstand — er rührte von einer tiefen inneren Abneigung gegen kaufmännische Tätigkeiten, verbunden mit starkem naturwissenschaftlichem Interesse — an die harten Dialoge fast wörtlich, bis der Vater nachgab. Hans ging nach Dresden und studierte Chemie.

In die vorerst heile Welt schlug die Stüdelsche Krankheit wie ein Blitz ein. Der Vater starb plötzlich an einer heimtückischen Lungenentzündung. Die Mutter sah sich in der Geschäftsführung bald überfordert, die Brüder waren noch zu jung. Onkel Wenzel kam nach Dresden mit dem lapidaren Satz: „Der Stüdl geht zugrunde, hilf, sonst ist alles verloren!“ Die Forderung traf Hans — er hoffte sein Studium in einem Jahr abzuschließen und an der Universität zu arbeiten — wie ein Keulenschlag.

Im Widerstreit von Neigung und Familienverantwortung begrub der junge Stüdl die Pläne und Träume seiner Jugend, kehrte nach Prag zurück und wurde Kaufmann. Ein Erfolgskaufmann — wie die Bilanzen nach wenigen Jahren bewiesen.

Im Rückblick meinte der alte Herr öfter, er habe die Schicksalsanklage zurückgenommen. Der Kaufmannberuf habe ihm zwar nie die innere Erfüllung gebracht, wohl aber die Mittel, um auf einer ganz anderen Ebene Wünsche seiner Jugend und neue ihm zugespielte Visionen zu verwirklichen. Echte Wohlhabenheit aus dem florierenden Betrieb gestattete ihm, namhafte Mittel in seine alpinen Zielsetzungen zu investieren. Als freier Kaufmann war er Herr seiner Zeit. Qualifizierte Mitarbeiter und gutes Management ließen längere Abwesenheit zu. Berufliche Organisationserfahrung, Unternehmerprestige und einen vielseitigen Freundeskreis konnte Stüdl überlegt in seinem zweiten, sein Leben erfüllenden Tätigkeitsbereich einsetzen.

Dieses Ressourcen-Potential, über das ein renommierter Chemieprofessor nie verfügt hätte, bildet den Hintergrund für das Jahrhundertwerk des Johann Stüdl. Dazu bedurfte es noch der Pionierpersönlichkeit mit dem Blick für Entwicklungen, dem Augenmerk für Strategien, der nicht erlahmenden Energie, dem Gespür für Menschen aus allen sozialen Schichten und der Reife, Erfolge und Mißerfolge zu verkraften. Solche Qualifikation hat mit Begabung und Ausbildung, noch mehr aber mit dem Lernprozeß einer lebenslang reflektierten Praxis zu tun.

Eine Gegenüberstellung der Pionierschicksale von Stüdl und Senn, raumnahe mit deckungsgleichen Zielen tätig, macht Stüdl's Prämissen einsichtig. Senn stammt aus dem Bergtal, das er verändern will, kennt die Menschen in ihren statischen Denk- und Verhaltensmustern. Ein Bergerlebnis wie bei Stüdl



*Senn war
Visionär,
sein
Scheitern
vorprogrammiert*

*Foto:
ÖAV-Archiv*

bedrängt seine Bubenseele. Er studiert erfolgreich, wird Intellektueller und Bauernwirt ohne Praxis. Er verfügt über einen bescheidenen Erbeil, den Einfluß des Dorfpfarrers, er kennt Freunde aus der Studentenzeit und gewinnt neue in Touristenkreisen.

Senn ist Visionär, ein Ideenspucker, würde man heute sagen. Von eigenen Zielen fasziniert, hält er in Tirolertreue an ihnen fest. Er ist hart gegen sich und fordernd gegenüber Partnern, ungeduldig und verletzlich. Sein Scheitern war organisatorisch und psychologisch vorprogrammiert. Stüdl hat Senns Ideen und Hinterlassenschaft zum guten Ende geführt. Stüdl, der Alpenfreund aus Prag, ist äußerlich unauffällig, mittelgroß, zart gebaut, Brillenträger. Er überrascht nicht als sportlicher Schönling oder sprücheweiser Unterhalter. Dazu kommt die ererbte Lungenschwäche als ständige Bedrohung. Seine Begeisterung für den Sonnyboy Hofmann und den Siegfriedtyp, im Habitus der Kaiser, verrät eine Mangelempfindung, die er mit Härte zu sich selbst und stillem Charme kompensiert. Seine Fähigkeit, Partner anzuhören, in deren Denken und Empfinden einzusteigen, sachlich abwägend, nicht lehrerhaft nötigend zu argumentieren, bringt ihm rasch Vertrauen und Zuneigung. Die Stüdl vorenthaltene akademische Graduierung hinterläßt eine Narbe im Selbstwertgefühl. Er schätzt den Umgang mit Wissenschaftlern und Intellektuellen. Wertschätzung und Anerkennung aus diesem Kreis haben für ihn Bedeutung.

Zwei hervorragenden Männern, dem Extrembergsteiger Hofmann und dem Alpengeographen Richter, war er in tiefer Freundschaft verbunden. Die Herzensnähe spricht aus seinen Briefen, die auf uns nüchterne Menschen mit einer kalten Soziologensprache schwulstig, fallweise fast pubertär wirken. Fachliche Kompetenz und menschliche Reife zeigen sich offenkundig in Stüdl's Seilschaftsdenken und Handeln. In seinen Berichten



Führte
Senns Ideen
zum guten
Ende:
Johann Stüdl
Foto:
ÖAV-Archiv

und Briefen ist immer von Begegnungen mit Menschen zu lesen, die ihn wie in einer Seilschaft von Standplatz zu Standplatz begleiten. Unser vielgerühmtes Teamwork hat Stüdl hervorragend praktiziert.

Vom Alpinismus in den Bann genommen

Drei Brücken führen Stüdl's Generation in den Bann des Alpinismus.

- Der *Empirismus* greift mit naturwissenschaftlicher Euphorie forschend nach dem Hochgebirge, entzaubert es seiner Mythen und Legenden und öffnet es menschlicher Neugier und Nutzung. Die Bergnatur wird Forschungsziel.
- Die *Romantik* als Gegenströmung sucht in einer lichten, nur dem Wagemutigsten zugänglichen Welt die „Blaue Blume“. Die Bergnatur wird Erlebnisziel.
- Der *Tourismus* will als Vermittler abenteuerlustige Städter in die Berge führen und betreuen. Die Bergnatur wird Unternehmertum und Einnahmequelle.

Stüdl, naturwissenschaftlich vorgebildet, Hobbykartograph und begeisterter Bergzeichner,

Stüdl, der romantisch bewegte Erlebnisbergsteiger und Stüdl, der erfahrene Kaufmann begegnet dem Alpinismus auf allen drei Brücken.

Mit ideenreichen Partnern entwickelte er Konzepte und Instrumente für eine Mitsteuerung dieser neuen Bewegung durch den Alpenverein. Für diese Leistung hat Stüdl schon zu Lebzeiten einiges Lob, auch von Leuten des Zentralvereines, erhalten. Mit einer Handbewegung schob der Gefeierte eitle Selbstgefälligkeit zur Seite. Hinter einem Lächeln stand wohl die Selbsteinschätzung: „Was wißt ihr von der Kleinarbeit an der alpinen Front, wo alles geplant, organisiert und erprobt werden mußte,

was dann im Großen Vereinsstruktur und Vereinsideologie wurde?“ Dieses Ausgehen von der Basis war Stüdl's Geheimnis. Davon ist nun zu erzählen. Ich versuche es nach inhaltlichen Blöcken.

Stüdl als Bergsteiger und Bergzeichner

Der Alpenbergsteiger von heute tut sich schwer, in seiner Phantasie 130 Jahre Erschließung wie einen Sattel vom Pferd zu heben und auf den naturbelassenen Alpenbogen zu sehen. Die West- und die Südbahn brachten die Touristen wohl in die Hauptorte. Zu den Anstiegsdörfern fuhr noch der Stellwagen. Dann begannen Aufstiege durch Klammern, Steilstufen und Waldlehnen auf Hirtenwegen, oft schon steiglos. Im Almenbereich der Hochtröge gab es vereinzelt Sennerhütten und Heuschupfen als Notunterkünfte. Schon um zu ihnen aufzusteigen und eine Notunterkunft zu bekommen, war der Tourist auf einheimische Führer und Träger angewiesen. Die Gipfelan- und Abstiege waren steiglos, auch Jägern und Hirten nur vereinzelt bekannt.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts erfolgte der letzte große Gletschervorstoß, bei großen Eisströmen bis in die Hochwaldregion zwischen 1600 und 1700 Metern Seehöhe. Das Bild der Zentralalpen mit steilen Eisflanken, Abbrüchen, riesigen Seracbildungen, weit aufklaffenden Bergschründen war ungeheuer eindrucksvoll. Die Mythologisierung solchen Ödlandes, das die Schrecken zerstörender Naturgewalten barg, war von den Geomorphologen noch lange nicht ausgeräumt.

Die Berglandwirtschaft überlebte nur in strenger, archaischer Lebensordnung. Dabei wohnten tradierte Weisheiten, Naturinstinkt und Nachbarschaftshilfe unter einem Dach mit dumpfer Vegetieren, Neid, Mißgunst und Gewalttätigkeit. Genügsamkeit bis an die Grenzen der Armut und die stete Bedrohung durch Mißernten, Seuchen und Naturkatastrophen waren das Schicksal aller. Eine Leitfunktion in den Berggemeinden kam zumeist dem Pfarrer zu.

Diese bislang entrückte Welt übte auf das junge Bildungsbürgertum, zum Teil auch auf den Adel, eine Faszination aus, von der die glühenden Beschreibungen und euphorischen Berichte der jungen Stürmer nur einen blassen Eindruck vermitteln. Auch vom Alpenweh ergriffen, befindet sich der junge Stüdl in guter Gesellschaft.

Die Augen des Achtzigjährigen leuchteten, wenn er auf seine Jugend- und Heldenzeit zu sprechen kam. Er schien, wie in das Glück jener Jahre zurückgenommen, das Erlebte bis ins Detail nachzuempfinden.

Dem Freundeschwur auf der Kampenwand folgte nach einer Durchwanderung des Zillertales und des Oberpinzgaus eine *Erstüberschreitung der Zillertaler* über den Schwarzensteingletscher ins Südtiroler Ahrntal. Die drei jungen Prager hatten zwei Zillertaler als Führer aufgenommen, die sich weigerten, ein Seil mitzunehmen. Der beim Abstieg vorausgehende Forstarbeiter Hartler stürzte in eine Gletscherspalte. Ein Bergungsversuch war zwecklos. In tiefer Niedergeschlagenheit erreichten die vier

die Häuser von Hl. Geist. Für den jungen Stüdl war dieses aus Unkenntnis und Unerfahrenheit verschuldete Unglück ein Schlüsselereignis für seine spätere Sorge um das Bergführerwesen.

Mit steigendem Interesse verfolgte der nunmehr junge Kaufmann alle alpinen Ereignisse, las, wessen er habhaft wurde. So die Forschungsberichte von Simony und Sonklar, die Beschreibungen Rühners und des Ortler-Ersteigers Payer und die Erschließungspläne des Venter Kuraten Senn. Er suchte persönliche Kontakte, trat dem 1862 gegründeten Österreichischen Alpenverein bei und war, bevor er seine großen Fahrten begann — für Stüdl typisch —, schon voll in der Szene.

Gut vorbereitet trat Stüdl 1867 mit seinem Bruder Franz die große Bergfahrt an, die ihn von der *Glocknergruppe* bis in die *Ötztal*er führen sollte. In Ferleiten traf er sich mit dem Grazer Bergsteiger Dr. Wage, einem der besten Kenner des Glockner-Massivs. Dieser war mit dem Lienzer Geoplasten Franz Keil, der jahrelang an einer plastischen Darstellung des Glockners arbeitete, den Tauernriesen schon von allen Seiten angegangen. Wage verwies Stüdl nach Kals und empfahl ihm Quartier und Führer. Der Anmarsch führte über die Pfandscharte nach Heiligenblut, dem schon renommierten Glocknerdorf, und über das Bergertörl nach Kals. Schon der zweitägige Anmarsch bei wechselhaftem Wetter war für die Brüder ein Erlebnis. Hans war es, als zögen himmlische Gestalten die Kulissen einer Weltbühne, wenn in kurzen Sonnenfenstern Taltröge, Gratszenerien und Gipfelhäupter föhnklar vor ihnen auftauchten, um rasch wieder hinter Nebelvorhängen zu verschwinden. Gegen 4 Uhr, die feierliche Vesper am Feste des Kirchenpatrons (25. August) war gerade zu Ende, schritten die Zwei, vom langen Marsch ein wenig hergenommen, durchs Dorf, an Kirche und Widum vorbei, zum Unteren Wirt. Kals zeigte sich im Festtagsschmuck.



Die Häuser voll Blumen, Schützen und Musikanten in der bunten, alten Tracht. Freundlich und laut wurden die unbekanntenen Touristen von allen Umstehenden begrüßt. Der Wirt trat ihnen in der Haustür entgegen, als ob er auf einen lieben Gast schon lange gewartet habe. Stüdl wurde bei dieser Regie von Anmut und Herzlichkeit überrumpelt. *„Mit innerem Entzücken umfaßte sein Malerauge die prächtigen Gestalten der Umstehenden, ebenmäßigen, wuchtigen Körperbaues einer wie der andere, kraftstrotzend in ihrer schmucken Tracht. Die tiefen, ehrlichen Stimmen, die klug geschnittenen Gesichter umrahmt vom hellen Blondhaar, Feuer und Treue in den blitzenden blauen Augen — eine kleine Schau echter Germanenabkömmlinge — so unerwartet mitten hinein in eine Sommerreise.“* So euphorisch schildert *E. F. Hofmann*, von Stüdl erzählt, dessen erste Begegnung mit Kals. Sie wurde für beide Partner, den Bergsteiger aus Prag und das entlegene Bergdorf, schicksalhaft. In den Gesprächen am Abend in der Wirtsstube, bei der Durchwanderung des kleinen Talbodens und der nicht ganz gelungenen Glocknerbesteigung ist Stüdl, wie der Bürgermeister bei der Ehrenbürgerfeier sagte, Kaiser geworden. Der Preis, den Stüdl dafür zahlte, war auch seine Bindung an Kals als Tourenziel, während seine alpinen Zeitgenossen unbelastet ihre Wunschziele im weiten Alpenbogen aufsuchen konnten.

Vorerst war damit die Eroberung des gesamten Glockners und eines weiten Teiles der Hohen Tauern mit vielen Erstbegehungen verbunden. Über das Kals-Matreier-Törl wanderten die Stüdl-Brüder nach Prägraten, nächtigten auf der Johannishütte, die Franz Keil für seine Forschungsarbeiten errichtet hatte, und erlebten einen selten schönen Rundblick auf den Venediger-Gipfel. Stüdl schreibt:

„Der Ausblick ist so großartig, daß jedes Herz Gottes Allmacht preisen muß. Der Glockner ist mit seiner feinen Spitze der stolzeste unter den Häuptern.“

Durch das Umbaltal, über das Umbalkees ging es weiter nach Südtirol. Hans erstieg noch Habicht und Zuckerhütl mit einem gewagten Erstabstieg zum Windachferner. Auf Franz Senns neuem Saumweg erreichte er Vent und bezog im Widum, Senns Touristenherberge, Quartier. Er traf den Kuraten leider nicht, aber dessen Starführer Granbichler informierte ihn über



Ideale
Ergänzung
Karl Hofmann

Foto:
ÖAV-Archiv



die Ideen, Leistungen und Sorgen seines Meisters. Am 13. September 1874 stand Stüdl mit Granbichler auf dem Gipfel der Wildspitze und suchte die freie Spitze des Glockners, wo am selben Tag der junge Hofmann sein Gipfelglück in den glasklaren Septembertag jubelte. Senn, Stüdl, Hofmann wußten schon voneinander, ohne sich bisher persönlich begegnet zu sein. Ein gutes Jahr später, im Zuge der Vorgespräche zur Gründung des Deutschen Alpenvereins in München, stellte Senn Stüdl dem jungen Hofmann mit den Worten vor: „Da bring ich dir deinen Stüdl.“ Dieser war von dem jungen Feuergeist sofort angetan. Seine lebensfrohe, arglose Jugend, sein Bergsteigercharisma, seine Ideen und sein Zupacken nach allen Seiten gefielen ihm über die Maßen. Stüdl vereinbarte eine Glockner-Durchquerung. Durch die mitreißende Art Hofmanns wurde die Expedition zum Leistungs- und Erlebnishöhepunkt für beide.

Nach einer erfolgreichen Sieben-Tage-Tour im Juli 1869 in die Venediger- und Schobergruppe durchstiegen die zwei Freunde mit den Kaiser Führern Josef Schnell und Thomas Groder in 15 Tagen die gesamte *Glocknergruppe* mit 7 Erstbegehungen: Fuscherkarscharte — Schneewinkelkopf — Abstieg zur Pasterze — Johannisberg — Hohe Riffel — Riffeltor (Überschreitung) — Kitzsteinhorn (neuer und alter Abstieg) — Wiesbachhorn von der Wasserfallalpe — Glockerin — Großer Bärenkopf — Glocknerwand. Hofmann entdeckte den Abstieg von der Adlersruhe durch das, später nach ihm benannte, Kees zur Pasterze. Stüdl trug stets den Zeichenblock mit sich und fertigte Skizzen an, die er zu einer Panoramakarte zusammenschloß. Stüdl veröffentlichte Routenbeschreibungen in den Vereinszeitschriften. Seine Arbeit an einer „Glocknermonographie“ blieb unveröffentlicht. Der Deutsch-Französische Krieg 1870/71 vereitelte nicht nur die weiteren Tourenpläne, er entriß Stüdl auch den Kameraden, dem er in seinem Leben wie keinem mehr verbunden war.

In seinem letzten Brief aus dem Felde hat sich der junge Leutnant, sein Schicksal ahnend, von seinem Freund Stüdl verabschiedet. „... und nun mein lieber, lieber Freund lebe wohl, — vielleicht auf ewig. Es ist ein harter schwerer Kampf, in den ich ziehe und Du weißt, daß mir keine Gefahr zu groß ist, die ich nicht zu wagen bereit wäre . . . Doch wenn es auch für ewig geschieden sein muß, ich scheidet gern, wenn es der Ehre und dem Ruhme meines deutschen Vaterlandes gilt.“ (Joh. Stüdl: *Karl Hofmanns gesammelte Schriften*, Gera, E. Amthor, 1871) In Eduard Richter, dem bedeutenden Alpengeographen, fand Stüdl einen neuen Freund, mit dem er seine Bergbegeisterung teilte und seine alpinen Tätigkeiten laufend besprach. Auf Bergfahrten quer durch die gesamten Ostalpen haben sich beide ideal ergänzt und viel voneinander gelernt, der alpin erfahrene Bergmalter und Hüttenbauer und der Geograph und Hochgebirgsforscher.

Die Glocknerwege und die Hütte auf der Vanitscharte

Bis Stüdl im Sommer 1867 nach Kals kam, hatte Heiligenblut den Glockneranstieg gepachtet. Monopole sind nie gut. Es gab zunehmend Klagen über Platzmangel, Preise und Führerarroganz. Kals, dem Gipfel viel näher, blieb durch seine Entlegenheit unbekannt. Zwar untersuchte Ing. Pegger aus Lienz mit Einheimischen mehrere Varianten für einen Anstiegsweg, allein die Kosten erschienen unerschwinglich. 400 Gulden traute man sich neben vielen Arbeitsschichten selbst aufzubringen, kaum ein Viertel der erforderlichen Mittel. Ein Geldgeber mußte von außen kommen. Stüdls Interesse an einem Glockneranstieg weckte Hoffnung. Die Unterhaltung mit dem Wirt, mit Pfarrer Lercher und besonders mit *Schmied Thomas Groder*, der Stüdls „Zyper“ (Führer von Franz Senn) wurde, bewiesen ihm

die Ernsthaftigkeit und die wirtschaftliche Bedeutung des großen Vorhabens. Die nicht voll geglückte Glocknerbesteigung bot ihm den Lokalaugenschein. Vom Ortskenner *Pegger* las er im Glocknerbuch beim Unteren Wirt:

„Wenn nun der Weg, der über den Rücken des Glockners, welcher zwischen dem Teuschnitz- und Ködnitzgletscher liegt, hergerichtet wird, so wird der Weg für Reisende ganz sicher, weil sie an gefährlichen Stellen des Felsens an Seilen befestigt werden können, welche an Eisenringen hängen, oder die Führer einen ganz sicheren Stand haben. Möge dieser Gedanke ausgeführt werden . . .“

Als Stüdl nach einem weiteren Gespräch mit dem Pfarrer, der voll hinter dem Projekt stand, das Dorf verließ, waren die Würfel gefallen. Zu Pfarrer Lercher meinte er noch nebenbei: „Da bräuchtet Ihr ein besseres Läutwerk, große volltönende Glocken für die Stunden der Gefahr!“ „Um auch bessere Zeiten einzuläuten“, soll der Pfarrer ergänzt haben.

Nach weiteren Touren wieder in Prag war Stüdl wie verändert. Seine Berufsarbeit ging ihm leichter von der Hand, er fühlte sich gesund wie noch nie. Die Kontakte mit Kals, Senn, den Herren vom ÖAV mehrten sich, Geschenke, Ausrüstungsstücke und Gold gingen nach Kals, Prägraten und Vent. Noch ein Briefwechsel mit Pfarrer Lercher und E. Pegger, und mit dem Bau von Weg und Hütte wurde nach den Plänen Peggers begonnen. Stüdl hatte die Ausfinanzierung für den Wege- und Hüttenbau zugesagt. Der gestaute Wunsch und der Konkurrenzdruck von gegenüber — im Fuschertal bei der Wasseralm war die Rainerhütte in Planung — mobilisierte das ganze Dorf. Jeder versuchte sein Scherflein, ein bis mehrere Gulden und eine Reihe Arbeitsschichten, beizutragen. Kals war sich einig: „Das wird unser Glocknerweg, unsere Hütte!“ Die Planung und Gesamtleitung übernahm Ing. E. Pegger, auf den Baustellen war Thomas Groder der Polier. Als guter Geist im Hintergrund motivierte und schlichtete der Pfarrer, und die Rolle des Unternehmers, bei dem die großen Entscheidungen und die Ausfinanzierung hängenblieben, fiel dem Kaufmann aus Prag zu.

Der Wiener Alpenverein hatte die Empfehlung Stüdls, sich mit einem finanziellen Beitrag am Projekt zu beteiligen, mit hinhaltenen Erklärungen abgelehnt. Wohl rühmte dann der Vereinspräsident von Ruthner das geglückte Werk seines Vereinsmitgliedes und schlug vor, die Hütte auf der Vanitscharte „Stüdlhütte“ zu nennen.

Die Hütte war im Juni fertig und nahm bis zur Eröffnung schon über 20 Glocknertouristen auf. Endlich, am 15. September 1868, feierte Kals das große Fest.

„Ergriffen und beschwingt“, wie Stüdl Senn berichtete, sei er vor dem stattlichen Haus inmitten seiner Kalser gestanden, die beteten, sangen und dankten, überzeugt, nun kämen bessere Zeiten.

Der geglückte Hütten- und Wegebau in Kals erregte in Vereins- und Bergsteigerkreisen Aufsehen, Stüdls Mut und Leistung waren in aller Munde. Er wurde ohne sein Zutun zum Hütten- und Wegexperten hochgelobt. Interessierte, Ratsuchende und

Sozialen
Aufstieg
nicht
verkräftet:
Thomas
Grodner

Foto:
ÖAV-Museum
Innsbruck



Freunde meldeten sich, unter ihnen Fürsterzbischof Schwarzenberg und Eduard Richter, der Verfasser der ersten großen Alpenmonographie. Diese Wertschätzung tat dem stillen Mann wohl, der Erfolg wurde Antrieb zu neuen Taten.

Stüdl hat bald erfahren, daß der Hüttenbau nur der erste Kraftakt ist, die Hüttenführung und Wegehaltung aber der schwierigere Part wird. Als vorerst beste Lösung erschien Stüdl, die Hütte dem „besten Mann“ mit der Auflage zu schenken, sie als Touristenunterkunft zu führen und in gutem Zustand zu erhalten. Thomas Groder schien diese Erwartungen zu erfüllen. Stüdl schenkte ihm auch das Grundstück, das er inzwischen gekauft hatte. Für die Kalser war Thomas, bald auch Obmann des Bergführervereins, ein „Märchenprinz“ geworden. Beide Seiten verkräfteten solchen Aufstieg schwer. Arroganz beim einen und Neid bei den anderen waren die Folgen. Nachdem Thomas auch noch den Unteren Wirt durch Erbschaft in seinen Besitz genommen hatte, wurde der Mann immer herrischer und in der Obsorge und Einhaltung der Hüttenordnung nachlässiger. Im offenen Streit rief man nach dem „Glocknerherrn“. Stüdl sah die Mißstände und erlebte die Uneinsichtigkeit seines Schützlings. Er befürwortete Groders Abwahl als Obmann des Bergführervereins. In einem ihn tief verletzenden Handel kaufte er die Hütte zurück. In einem wohlüberlegten zweiten Versuch gab er die Hütte in die Obhut seiner Sektion Prag. Die Übertragung in das Eigentum der Sektion erfolgte erst 1928.

„Die Stüdlhütte ist gewissermaßen die Stammhütte aller der schönen und prächtig ausgestatteten Hütten des Du. ÖAV. Hier wurden die ersten Erfahrungen gesammelt und das erste Lehrgeld gezahlt“, so sieht bereits E. Richter die historische Funktion der Schutzhütte auf der Vanitscharte. Die Vorbildwirkung, die Stüdl auslöste, die Erfahrungen, die er sammelte, und das Lehrgeld, das er persönlich bezahlte, sind die entscheidenden Grundlagen für das Hütten- und Wegekonzept des Alpenvereins geworden.

In der Hütten- und Wegebauordnung, die bis zum heutigen Tag trotz mehrfacher Novellierung Stüdls Handschrift trägt, hat der Alpenverein bereits 1876 seine Erschließungstätigkeit klar geregelt.

Stüdl berichtet darüber in der Zeitschrift des DuOeAV 1877:

Die Funktion der Schutzhütte beschränkte sich ursprünglich auf

* heute Fanatscharte

„Hier wurden die ersten Erfahrungen gesammelt, das erste Lehrgeld gezahlt.“ Die 1868 erbaute Stüdl-Hütte auf der Vanitscharte
 Bild: ÖAV-Museum Innsbruck



die Bereitstellung einer Selbstversorgerunterkunft für den Touristen. Die Entwicklung führte dann rasch von der Einraumherberge zur Trennung von Küche und Schlafraum und weiter zum Berghospiz mit Gaststuben, Zimmern und Lagern. Gleichlaufend vom Verpflegdepot — eine Stüdl-Idee — zur bewirtschafteten Hütte mit gastronomischem Ehrgeiz. Entscheidend für diese Funktions- und Komfortausweitung waren die rasch steigenden Besucherzahlen und die Komfortansprüche der „Führerlosen“. Dabei deckten sich der Geschäftssinn der Hüttenbetreuenden, sie dann pachtenden Bergführer mit dem Ehrgeiz der Sektionen, sich mit der Visitenkarte Hütte der alpinen Welt zu offerieren. Auch an Hygiene und Bequemlichkeit für eigene Aufenthalte mochten Funktionäre gedacht haben.

Für die Standortwahl einer Schutzhütte hat Stüdl die Kriterien touristische Notwendigkeit, Erreichbarkeit für die Versorgung aus dem Tal, Sicherheit gegenüber Lawinen, Muren und Steinschlag und trockener Bauplatz gesetzt.

Das meiste Lehrgeld bezahlten die Hüttenerbauer, so auch Stüdl, durch Planungsfehler und eine nicht hochgebirgs-gerechte Bauausführung. Bereits nach dem ersten Winter zeigten sich bei der Stüdlhütte durch Witterungseinflüsse und Baumängel schwere Dachschäden und durchnäßte, aufgestiegene Fußböden. 1875 schrieb der Appellgerichtsrat Thierbach aus Bautzen von einer Tauerndurchquerung: „Die Rainerhütte befindet sich in gutem Zustand. Die Rudolfshütte dagegen vereist, innen alles vermodert. . . Ihre Hütte bot ein greuliches Bild, der Fußboden mindestens eine Viertelelle zu hoch, zum Teil ein sumpfiger Brei . . .“

Solcher Misere begegnete Stüdl mit einem innovativen Eifer, der ihn bald auch zum Hüttenbauexperten qualifizierte. Bis in die 90er Jahre hinein wurde er bei vielen Hüttenbauten zu Rate gezogen. Baupläne zeichnen war dem verhinderten Architekten und Maler ein liebgewordenes Hobby. Beim Internationalen Geographischen Kongreß in Paris 1875 holte sich Stüdl einen Preis für ausgestellte Hüttenpläne, und die Schautafeln Stüdls bei einer Ausstellung 1878 in Salzburg wurden vom Zentralverein angekauft.

Stüdls Erfahrungsschatz schloß aber auch die Führung der Schutzhütten mit ein. Auch hier war er durch Schaden klug geworden. Längerfristig bewährte sich nur die Hütte in Eigentum

und Führung der Erbauersektion, die Betreuung genau geregelt durch einheimische Bergführer und die Benützung durch Schlüsselübergabe gegen Benützungsgeld. Die Betreuung und „Nutznießung der Hütte“ durch Bergwirte, die zunehmend folgte, wurde durch Pachtvertrag geregelt. Eine ins Detail gehende „Hüttenordnung“ für den Gast legt Zeugnis für das bergpädagogische Wunschdenken der Hüttenstifter.

Wenn Stüdl von „seinen Hütten“ sprach, so waren ihrer acht sein persönliches Werk, bei drei weiteren Schutzhäusern der Sektion Prag wirkte er als Vorsitzender entscheidend mit. Die emotional stärkste Bindung hatte er zu seinen „drei Tauernkindern“ Stüdl-, Hofmann- und Klarahütte und zum Schutzhaus am Ortler.

- Die *Stüdlhütte*, 2803 m, 1868 erbaut, 1873 und 78 erweitert, behielt er in seinem Eigentum. Ihr galt der letzte Besuch des schon 82jährigen.
- Die *Hofmannshütte*, 2438 m, an der Pasterze war für Stüdl eine Art Stiftung für seinen „innigst geliebten Freund“. Nach der bekannten Glocknerdurchsteigung zwang Hofmann seinen Freund Hans, Zeichenblock und Stift beiseite zu legen und eigenhändig mit ihm — Thomas Groder half kräftig mit — die verfallene Johannishütte, wie der Unterstand zu Ehren des Erzherzogs hieß, wieder halbwegs instand zu setzen. Nach dreitägiger „Bucklerei“, wie „Thomelle“ das nannte, war die Hütte wieder benützbar. Sie wurde auch mit Mitteln der Familie Hofmann und Stüdl mehrmals saniert und 1911 mit deren Zustimmung der Akademischen Sektion Wien zum Geschenk gegeben.
- Die *Klarahütte*, 2053 m, im Umbal tal war wieder Stüdls Idee und ganz sein Werk. Finanziert wurde der Bau vom Prager Ehepaar Clara und E. von Ratzenbeck.

Stüdl hatte den Bauplatz bei der alten Schäferhütte gewählt, mit viel Eifer die Pläne gezeichnet, die Arbeiten in Prägraten organisiert, die dann wie am Schnürchen liefen. In nur 6 Wochen stand die Hütte. Bis zur Fertigstellung mußte die Braut Hermine auf die Hochzeit warten. Die Hochzeitsreise des Paares endete in völliger Durchnässung und einer übermütigen Gesellschaft, die eine gute Stunde durch den Schnee stapfen mußte. So hatte das behütete Prager Mädchen wohl nie von einer Hochzeitsrei-

Foto: Archiv Lindinger



se geträumt. Aber für und mit ihrem Hans ging sie bis ans Ende der Ökumene.

Es folgte 1872 der Bau der alten *Pragerhütte* am Ostanstieg zum Großvenediger, der Erwerb der von Franz Keil schon 1857 erbauten *Johannishütte*, 2121 m, im Dorftal auf der Venediger-Südseite.

Die *Payerhütte*, 3020 m, am Tabarettakamm des Ortlers, sein höchstgelegenes Schutzhaus in den Ostalpen, war im Hüttenbau Stüdl's stärkste Herausforderung und größter Triumph. Zum Preis von 2300 Gulden übernahm der einheimische Maurermeister Georg Pichler den Bau nach Stüdl's Plan auf dem extremen, von Stüdl nach mehrfacher Begehung festgelegten Standort. Wohltuend müde nach der Einweihungsfeier am 6. September 1875 hat Stüdl in der Prager Freundesrunde schon die weitere Entwicklung angesprochen, wenn er meinte, eine Hütte sei etwas Lebendiges, immer im Werden. Wetterschäden und rasch steigende Besucherzahlen ließen die Arbeiten nie ausgehen. 1885 wurde ein Stockwerk aufgesetzt und 1908/09 erfolgte der Endausbau um die stolze Summe von 127.000 Goldkronen.

„Drei Stockwerke hoch ragte das Bauwerk in die Lüfte, 21 Zimmer mit 48 Betten, Lager, Vorratskammer, Gesinde- und Führergelaß, Frühstückssaal und Kaffeeküche, alles gut und gediegen inmitten einer Felsenöde . . .

Geschmückt war der wundervolle Bau mit dem erzgegossenen Standbild Stüdl's, mit Geschenken Payers, insbesondere der Flagge Tegethoffs, unter welcher der berühmte Nordpolfahrer 1872—74 seine Expedition unternommen hatte . . .“

(A. Plott, *Unsere Hütten*, in: *Festschrift zum 60jährigen Bestehen des Deutschen Alpenvereins Prag*)

Nun lassen wir Stüdl selbst zu Wort kommen, wie er in seiner *Festansprache* die Entwicklung diagnostiziert: „ . . . Für die Erbauerin des Hauses, die *Sektion Prag des D u. ÖAV*, ist der heutige Tag ein wahres Freudenfest, bedeutungsvoll für Vergangenheit und Zukunft, der Lohn jahrelanger Arbeit und Sorge. Darum inniger Dank Ihnen Allen . . .“

Wie kaum irgendwo anders, tritt hier an dieser Stätte die stetige Entwicklung des D u. ÖAV, sein Emporwachsen aus kleinen, bescheidenen Anfängen bis zur Höhe seiner heutigen Macht und Bedeutung klar und eindringlich vor Augen! 34 Jahre sind es her, daß die *Sektion Prag* eine kleine, für kaum 16 Personen bescheidene Unterkunft bietende Hütte hier erbaute, um so die Besteigung des eisumpanzerten, stolzen Gipfels, der aus lichter Höhe zu uns herabwinkt, des Königs unserer Berge, des mächtigen Ortlers, zu erleichtern. Für uns bescheidene, alte Hochtouristen war die kleine Hütte mit ihrem einzigen Raum, der Küche, Speisesaal, Schlafraum und Führerzimmer zugleich war, das non plus ultra von Behagen und Bequemlichkeit . . . Bald vollzog sich langsam aber stetig eine Wandlung im Besuche dieser Gegend, die uns zwang, bereits in den Jahren 1885/86 durch Aufsetzen eines Stockwerkes die kleine, bescheidene Hütte zu vergrößern, dem im Jahre 1894/95 ein größerer Anbau folgte.

Inzwischen haben sich unten in den Tälern die Verhältnisse vollkommen geändert. Straßen und Wege führen einen von Jahr zu Jahr zunehmenden Fremdenverkehr in die armen Täler, gastliche Häuser mit allem modernen Komfort, zahlreiche Unterkunftshütten lockten auch die Verwöhnteren, denen bisher nur die Schweiz genügte, nach dem österreichischen St. Moritz . . . Solchen Verhältnissen gegenüber genügte die bescheidene *Payer-Hütte* längst nicht mehr, und von Jahr zu Jahr mehrten sich die Beschwerden über die absolute Unzulänglichkeit unserer Hütte und die Rufe nach einer ausreichenden Vergrößerung derselben . . .“ (*Jahresbericht der Sektion Prag 1909*).

Damit war auch der Pragmatiker Stüdl dem Tourismustrend gefolgt. Die Diskrepanz zwischen den formulierten Ordnungen, die immer noch die einfache Hütte kreierten und dem offensichtlichen Komfort in neuerrichteten Schutzhäusern — die Berlinerhütte schoß dabei den Vogel ab — war Stüdl einsichtig, doch für ihn kein Weltanschauungsproblem, das am Selbstverständnis des Alpenvereins rüttelte. So versuchte er auch im aufkommenden Streit zwischen den erschließungsfrohen Funktionären und den fundamentalistisch sich gebärdenden „reinen Bergsteigern“, die gegen die zivilisatorische Überfremdung des Hochgebirges wortstark zu Felde zogen, wo immer es ging, zu vermitteln. Mit Formulierungen wie „Weicher Pfuhl und Schmauserei haben auf Schutzhütten nichts verloren“ versuchte die Vereinsleitung zwar den „Reinen“ entgegenzukommen, an der Konsumtendenz bürgerlicher Bergsteiger änderte dies nichts.

Eine Parallele zur Gegenwart drängt sich auf. Auch heute wächst einer Gründergeneration, die stolz auf ihre seit den fünfziger Jahren sanierten und errichteten Häuser blickt, eine kritische Jugend ins Haus, die zum Rückzug aus dem Hüttenimperium bläst: Trennung von alpin nutzlos gewordenen Häusern und zurück zur einfachen Schutzhütte, wo sie touristisch noch von Bedeutung ist! Solch idealistischem Programm steht wie zu späten Stüdl's Zeiten Besitzesfreude, Traditionsbindung und — wem noch schwerer zu begegnen ist — der Druck eines etablierten Konsumtourismus entgegen.

Foto: Archiv Lindinger

Stüdl's Beitrag zum Bergführerwesen im Deutschen und Österreichischen Alpenverein

So treuherzig waren seine blauen Augen nicht mehr, wie sie Stüdl bei seinem Vater, Bergführer Thomas Mariacher, anlässlich seiner ersten Venediger-Ersteigung gesehen haben wollte: „Ein blonder Prachtmensch mit treuherzigen Kinderaugen.“ Sohn Andreas (Ander), Bergführer und Gastwirt in Prägraten, hat die „großen Alten im Alpenverein“ noch alle gekannt, zum Teil geführt, auch den „Glocknerherren“, wie er gern angab. Bei einigen Übertreibungen habe ich seinem Erzählen Glauben geschenkt.

Ander, der „alte Zischga“, wie er im Tal hieß, Erbauer der Rostockerhütte im Maurertal, Vater der legendären Frau Ida, die 62 Jahre die Hütte betreute, verkörpert den alten Bergführer-Adel, selbstbewußt, redegewandt, mit ironischem Scherz. „Was hätten die Touristen damals ausgerichtet ohne uns? Koa Steig, koa Hütte, koaner hat si ausgekennt, und zum Trogen isch ihnen der Buckl zu schade gewesen. Des Ongwiesensein hamma ausgenutzt. Durch die Bank sein's güte Heagn gwesen, nix schoffl!“ Unter den jungen Mandern sei a Geriß um „güte Heagn“ gewesen. Auch ungute Konkurrenz zum Schamen, Nixkönner, Nixwisser. Ein solcher Fex hätte zwei Herren auf den Venediger geführt. Am Gipfel wollten sie die große Nachbarschaft erklärt bekommen. Rötspitze und Dreierherrenspitze sei noch gegangen. „Und der, der direkt vor uns?“ habe dann der eine Herr gefragt. „A des, dea hat koan Num, dea steht lei sist a so in die Heche.“ „Es war lei da Große Geigal!“ Der Alte schlägt sich lachend aufs Knie. Im Lachen ist eine Nuance von Zorn und Scham.

Die vielgelobte Kooperation zwischen Touristen und Einheimischen in der Gründerzeit beruhte auf einer nüchternen Basis. Nur vermögendere Städter konnten sich das Bergsteigen unter Treckingverhältnissen leisten, und die einheimischen Bergbauern und dörflichen Handwerker waren um jeden Gulden froh. Dabei offerierten sich neben Männern mit guten Ortskenntnissen und Bergerfahrung auch völlig unqualifizierte, denen es nur um den Gulden ging. Mitverantwortlich an den Mißständen waren nicht zuletzt die Gastwirte, die ihre Knechte gerne als Führer verdingten und den Großteil der Honorare in die eigene Tasche steckten. Zunehmende Klagen über das Führerwesen veranlaßten den Österreichischen Alpenverein schon 1863 zu einer amtlichen Eingabe an das Innenministerium. Fürst Lobkowitz verwies den Alpenverein an die Landesbehörden, die ihrerseits nicht oder mit halben Maßnahmen reagierten. Auch die Ausrüstung war ursprünglich reines Bergbauerngerät. Bald adaptierten findige Köpfe unter den Führern und Touristen Seile, Leitern, Eisen, Schneereifen, Stöcke und Laternen zum Selbstzweck Bergsteigen.

In dieses *Berufsneuland* stiegen Senn und Stüdl engagiert ein. In engem Erfahrungsaustausch verfolgten beide die gleichen Ziele:

- Der die Berge bereisende Städter soll, in den Talstandorten organisiert, qualifizierte Führer aufnehmen können, um sicher leistbare alpine Ziele zu erreichen. Das Entgelt für die



Leistung soll für beide Partner zumutbar, einheitlich durch Tarife geregelt sein.

- Für die Bergbevölkerung soll mit dem Tourismus ein neuer Berufsstand geschaffen und damit zusätzliches Einkommen ermöglicht werden. Durch behördliche Anerkennung und interne Ordnungen soll der neue Beruf einheimischen jungen Männern Prestige und materielle Sicherheit bringen.
- Das Bergführerwesen sollte alsdann in den D u. ÖAV integriert werden. Der Alpenverein erhalte über die ihm zugehörenden Bergführer eine direkte Einbindung in seine Arbeitsgebiete, wäre durch Personen ständig präsent. Ihm obläge es, die Ausbildung, Ausrüstung, den Einsatz, die Tarife und die Betreuung der Bergführer in die Hand zu nehmen.

Diese dem Iststand vorausellende Vision Senns hat Stüdl wiederum an örtlichen Modellen, vor allem in Kals, schrittweise entwickelt und erprobt. Die Einbindung geglückter, erfolgversprechender Lösungen in den Alpenverein vollzog sich parallel zum Hüttenwesen, fließend, ohne Kraftakte.

Stüdl hatte unterwegs zum Glockner mit den Mängeln der „Bergführerei“ in Fusch und Heiligenblut persönlich Bekanntschaft gemacht. Umso stärker berührte ihn aber das Beispiel Kals mit seinen aufgeschlossenen, lernwilligen und einsatzbereiten Männern. Die Weganlage zur Vanitscharte, der Bau der Hütte und die Versicherung des Stüdlgrates motivierten ihn zur Regelung des Führerwesens. Thomas Groder und Pfarrer Lercher stellten sich voll hinter Stüdl's Überlegungen, die zu einem raschen Erfolg führten.

„Stüdl faßte nun die Kalsler in einem ‚Führerverein‘ zusammen, der unter der Oberaufsicht und dem Vorsitze des Pfarrers Andreas Lercher stand. Stüdl arbeitete die Statuten aus, gab den Kalslern eine ‚Führerordnung‘ und beteilte sie mit ‚Führerbüchern‘. Die Kalsler Führer erklärten sich auch bereit, von ihrem Führerlohn einen Betrag in eine gemeinsame Kassa zu geben, um daraus die Anschaffung von Ausrüstungsgegenständen, Büchern und Karten zu bestreiten und die Erhaltungskosten des Glocknerwegs und der Stüdlhütte, an deren Erbauung sie

so rühmlichen Anteil hatten, zu tragen. Zugleich wurde die Reihenfolge festgesetzt, in der die Führer zum Führerdienste herangezogen werden sollten. Der Führerverein selbst befaßte sich auch mit der Heranbildung junger Kräfte zum Führerdienste, eine Maßnahme, die sich bald als segensreich erwies, da die Bedeutung von Kals als Ausgangspunkt für Glocknersteigungen immer mehr stieg. Bezüglich der Beteiligung mit einem Führerbuch trafen die Kaiser die Verfügung, daß ein solches, um den guten Ruf der Führerschaft zu erhalten, nur an jene ausgefolgt werde, die sich mit einem Befähigungszeugnis von seiten des Führervereins ausweisen konnten. Die alpine Bücherei in Kals, mit Spenden des ÖAV, Johann Stüdl, Karl Hofmanns, Pfarrer Lerchers und Gustav Jägers (Wien) gegründet, wurde vom Führerverein sorgsam betreut.“ (W. Koerting: Prag und das Führerwesen, in: Deutscher Alpenverein Prag 1930)

Stüdl und Hofmann sorgten auch für eine zeitgemäße Ausrüstung der Kaiser Führer. Bergseile aus Wien, Steigseisen aus dem Stubaital, Sturmlaternen aus Prag, Rucksäcke an Stelle der Tragkörbe und Holzkraxen, Schneereifen und Schneebrieten wurden in ausreichender Anschaffung Vereinsgut. Stüdl hatte selbst für seinen Bergstock einen aufschraubbaren Eispickel entwickelt, und Groder belieferte aus seiner Werkstatt alle Führerkollegen mit einem Stüdlpickel.

Führerqualifikation verlangt auch theoretische Kenntnisse, die Fähigkeit, diese in die Praxis umzusetzen und in vielfältigen Situationen den richtigen Umgang mit den anvertrauten Touristen. In vielen Stunden hat Stüdl selbst seine Führer geschult. Er erzählte Hofmann begeistert, die Führer hätten sich um sein Glocknerpanorama gedrängt wie neugierige Kinder um ein Bilderbuch. Auch die guten Umgangsformen der Kaiser Führer, die in vielen Berichten gelobt werden, verdankten die robusten Bauernburschen der liebenswerten Pädagogik ihres Meisters. Die so Umsorgten dankten ihrem Förderer mit Leistung. So konnte Stüdl seinen Leuten in der Zeitschrift des D u. ÖAV 1870/71 bescheinigen:

„Die Führer von Kals gehören unstreitig zu den besten von ganz Tirol und einige von ihnen werden kaum ihresgleichen in den deutschen Alpen finden.“

Das Wunder von Kals sprach sich rasch herum, und Stüdl wurde gebeten, auch in Heiligenblut, Fusch und Prägraten einen Bergführerverein nach Kaiser Muster einzurichten. Stüdl gelang dies vorzüglich in den Glocknertalorten. In Prägraten, das E. Richter ans Herz gewachsen war, und wo er geklagt hatte: „... Doch auch Uneinigkeit und Mißgunst beherrschen hier, wie unter gleichen Verhältnissen an so vielen Gebirgsorten alles...“, trug Stüdl einiges dazu bei, daß der Hausseggen in der Gemeinde wieder ins rechte Lot kam.

Niemand wußte besser als er, daß den örtlichen Kooperationsmängeln und Streitigkeiten mangelnde Einsicht zugrunde lag. Seine Bergführer, Wirte und Pfarrer zu informieren und zu beraten war ihm gleich wichtig, wie ihnen organisatorische und materielle Hilfen zu geben.

Stüdl's Vorreiterrolle und seine erworbene Kompetenz bescherte ihm dann den Auftrag der Generalversammlung des DAV 1870, gemeinsam mit Senn und Trautwein eine Ordnung für

das Führerwesen zu erarbeiten. Bereits 1871 wurde diese Ordnung nach heftigen Interventionen Senns durch die Behörde in Tirol genehmigt. Andere Kronländer folgten dem Beispiel.

Die Bergführer waren dann durch Jahrzehnte des Alpenvereins geliebtes, verhätscheltes Kind. Bereits 1878 wurde auf Stüdl's Vorschlag eine Führerunterstützungskasse als Unfall- und Altersversicherung eingerichtet. Regelmäßige Ausbildungskurse mit Prüfungen, Anwärterbelehrung, Bereitstellung von Lehrmitteln, Weiterentwicklung der Alpenschule und Ausrüstung, Herausgabe eines auch die Alpengographie und die Höhenmedizin umfassenden Handbuches waren aufwendige, aber sinnvoll getätigte Investitionen. Das Alpenvereinsedelweiß im Bergführerabzeichen bürgte für Qualität. Diese alpenweite Erfahrung trug einiges dazu bei, daß mit dem Alpenverein das Bergsteigen identifiziert wurde.

Erst 1962 wurde ein gesamtösterreichischer Bergführerverband gegründet. Er als auch die Bergrettung verließen als erwachsene Kinder die gemeinsame Mutter. Bei der schlichten Gedenktafelenthüllung anlässlich der Wiederkehr von Stüdl's 60. Todestag in Salzburg gedachten auch die Bergführer dankbar ihres Vaters. Ein älterer Führer aus dem Stubaital sagte zu mir: „Es wäre für uns besser, wir wären noch im Alpenverein.“

Stüdl — Glocknerherr und Ehrenbürger von Kals

„Stüdl schau obal!“ war ein gängiger Spruch in Kals, als sich die jungen Bäuerinnen und bald mehrheitlich die Bevölkerung gegen das geplante Großkraftwerk im Dorfertal erhoben. Der „Glocknerherr“ war wieder in aller Munde, in kämpferischen Aufrufen, bei stürmischen Versammlungen und in den Gesprächen von Stube zu Stube. „Er hat obagschaut, und die Kraftwerkler schau durch die Finger!“ sagte eine beredte Kämpferin kürzlich in munterer Runde.

Stüdl's erste Begegnung und bleibende Nähe zu Kals war zu tiefst emotional. Hier fand er einen Fixpunkt seines Fernwehs nach den Bergen, das ihn ein Leben lang unreflektiert begleitete. Der große eisumhüllte Berg, die Firnschultern und, in sie einschneidend, die dunklen Tröge, die die Wasser nach Süden führten, Bergwiesen und dünner Lärchenwald, so stieg er, meist von Norden kommend, in den stillen, tiefgrünen Talboden hinab mit den uralten balkongeschmückten Paarhöfen und den sauberen, arbeitsamen Menschen — ein Ganymed, der von den Höhen kommt.

Als Stüdl's Bergheimat wurde die Glockner- und Venedigergruppe bevorzugtes Arbeitsgebiet der Sektion Prag. Auch die Zuneigung und das Interesse für die Bevölkerung im jeweiligen Arbeitsgebiet, die Stüdl an seine Sektion übertrug, hatten Vorbildfunktion für den gesamten Alpenverein. Über die beiderseitig nützliche Kooperation im alpinen Bereich führten längere Aufenthalte in den Talorten zu gegenseitigem Kennenlernen und Wertschätzung. Die begüterten Touristen und Sektionen wußten in vielem Rat, vermittelten zu Behörden und halfen auch gerne materiell.

Stüdl war bereits bei seinem ersten, viertägigen Besuch die Großmut übergelaufen. Er merkte sich eine Reihe von Bedürfnissen vor, die er spontan erkannte. Sein Hinweis auf ein neues Geläut wurde bereits erwähnt.

Pfarrer und Gemeinde nahmen Stüdl dann auch beim Wort. Stüdl spendete und sammelte — er sprach sogar den Erzbischof Fürst Schwarzenberg und Erzherzog Ferdinand an —. Kals erhielt ein prächtiges Geläut. In einem Jahrhundertfest für die Gemeinde wurden die Glocken vom Bischof geweiht und mit Flaschenzug in den Turm gezogen. Die Große Glocke als letzte, in sie eingegossen: „Benefactor maximus Johannes Stüdl 1872“. Stüdl wurde zur Anlaufstelle in allen Nöten. Er vermittelte Kleesamen von der Landwirtschaftsmesse in Wien, einen Sparherd mit großem Backrohr für den Unteren Wirt, überraschte die Pfarrhäuserin mit einem Kohlebügeleisen — um nur einige extravagante Dinge zu erwähnen.

Nach dem Grundsatz, die Rechte soll nicht wissen, was die Linke tut, gingen Geschenke und Geldspenden von Prag nach Kals, eine stille Hilfe, die in keinen Büchern aufschien. Bereits 1870 dankte ihm die Gemeinde mit der Verleihung der Ehrenbürgerschaft. „Der Glokna Hea isch längst a Kalsa gewoan“, sagte der Bürgermeister in seiner schlichten Rede. Als Dorfautorität wurde Stüdl nicht nur bei wichtigen Entscheidungen um Rat gefragt, auch um Streit zu beenden, trat man an ihn heran. Mißgunst und Streit gab es auch bei den „Prachtmenschen“ in Kals. So hat die zunehmende Herrschsucht und Uneinsichtigkeit seines Schützlings Thomele, vom Groder-Clan bestärkt, die Gemeinde in zwei Lager gespalten. Klagen und Hilferufe gingen nach Prag. Stüdl hielt treu zu „seinem Führer“, versuchte mit Geduld ihn zu neuer Zusammenarbeit zu bewegen. Doch vergebens. Schließlich unterstützte auch er die Ablöse Groders als Obmann des Führervereins und die Rückgabe der Hütte. In ungenutzten Verhandlungen hat Stüdl sein Geschenk an Groder wieder zurückgekauft. Tief verletzt kehrte Stüdl in jenem Sommer nach Prag zurück. Ein Mann, dem er voll vertraute, schätzte, goldene Brücken baute, hat in einer für Stüdl nicht nachvollziehbaren Sturheit seine Freundeshand zurückgewiesen. Thomele hat sich mit Stüdl wieder versöhnt, die Freundschaft war vertan. Diese Enttäuschung mag es Stüdl, den immer neue Aufgaben in Anspruch nahmen, erleichtert haben, sich aus dem Kaiser Gemeindegesehehen mehr und mehr zurückzuziehen, zumal sein Werk durch den Führerverein gut auf eigenen Füßen stand. Thomas Groder war einer der letzten aus Stüdl's großen Bergsteigerjahren, den der schon abgeklärte, alternde Herr zu Grabe geleitete. Es war ganz still geworden, als Stüdl seinen Kranz auf den zertretenen Grabesrand legte und langsam die Schleife ausstrich: „Dein Hans Stüdl“. Er sei noch dort gestanden, als die Leute sich schon verliefen, wußte der alte Anderler zu erzählen. Bei aller Zustimmung und Verehrung — im Grunde war er doch ein Fremder geblieben. In Thomeles Widerstand mag sich das Irrationale im Selbstbewußtsein der Gemeinde gegen den Fremden, Reichen, Gebildeten manifestiert haben.

Stüdl — Mitbegründer und Funktionär des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins

„Das Haus soll ungezählten Besuchern Kunde geben von Deutscher Eintracht und Kraft in unserer von slawischer Hochflut umbrandeten Heimatstadt Prag, von erfolgreicher, selbstloser Arbeit der Sektion Prag und des gesamten D. u. Ö. AV im Interesse der Förderung des Wohlstandes des herrlichen Landes Tirol und seiner biederen Bevölkerung, von patriotischer, auf die Verherrlichung des Vaterlandes gerichteten Gesinnung und dauerndem, festen Zusammenstehen Deutschlands und Österreichs.“ Mit diesem politischen Bekenntnis schloß Stüdl die schon zitierte Festrede bei der Einweihung der Payerhütte. In Abstimmung mit ähnlichen Äußerungen, in Briefen und Publikationen errät man die Differenziertheit der Stüdl'schen Alpenvereinsideologie.

Als Vertreter alteingesessenen deutschen Bürgertums gehörte Stüdl der Generation der Frankfurter Paulskirche an, jener Jugend, die ihre liberalen Ideale nach dem 48er (Mai und Oktober) Aufstand in Wien von Windischgrätz niederkartätscht, ihre großdeutschen Hoffnungen nach Königgrätz begraben sah.

Stüdl's Denken und Fühlen ist meilenweit von Schönerers Alldeutschum entfernt. So war ihm auch Eduard Pichls antisemitische Agitation im Alpenverein zutiefst zuwider. Auf den slawischen Nationalismus, der Prag „umbrandete“, antwortete er nicht mit deutschem Chauvinismus. So sehr er deutsch fühlte, in seinem Denken war der vielgereiste Kaufmann Mitteleuropäer. Mehr aus dieser Gesinnung als aus einer K.u.K. Hoflieferanten-Loyalität war Stüdl dem Kaiserhaus zugetan. Beim üblichen Kaiser-Toast sprach er gerne „von unserem gütigen Kaiser, dem glorreichen Friedensfürsten“, eine Formulierung, mit der er sich persönlich identifizierte.

Stüdl's Empfindsamkeit für Unrecht und seine Sensibilität für das soziale Umfeld drängten ihn im guten Bürgersinn zum sozialen Engagement, wo immer er tätig wurde. So sah er im Alpenverein ein hervorragendes Instrument, das Wohlstandgefälle zwischen Stadt und Bergregion etwas auszugleichen. Dies war Stüdl's eigentliche Motivation, dem Drängen Senns und Hofmanns zur Gründung des DAV zu folgen. Im Bündnis gegen die Bergbauernnot waren die drei so unterschiedlichen „Rebellen“ ein Herz und eine Seele.

Es ist schwer zu sagen, welche Rangordnung das Bergsteigen in Stüdl's vielseitigen Tätigkeiten einnahm. Es war für ihn ein Erlebnisbereich, der als Wunschhorizont lebenslang über seinem beruflichen und gesellschaftlichen Alltag leuchtete. Eine psychologische und philosophische Durchleuchtung dieses „zweckfreien Tuns“ war ihm fremd und die Ideologiediskussionen der „Reinen“ von Purscheller bis Lammer keine dialektische Herausforderung.

In der praktischen Erschließungs- und Vereinstätigkeit erging es ihm wie den meisten Funktionären im Alpenverein. Die „Mittel“ zur Erreichung der Vereinsziele, wie es in der Satzung heißt, die Instrumente und Strategien im Vereinsalltag nahmen

ihn so in Anspruch, daß er auf individuelles Bergsteigen mehr und mehr verzichten mußte. Seine Berge überhöhten sich zu einem Art Deckenfresko, das in barocker Leuchtkraft den oft mühsamen Gang der Tage überstrahlte. Die völlige soziologische Umschichtung vom Elite- zum Volksverein mit enormen Serviceansprüchen nach dem Ersten Weltkrieg hat der aus allen Funktionen Emeritierte mit Gelassenheit verfolgt. Die von ihm maßgeblich mitgeschaffene alpine Infrastruktur erwies sich vonnöten wie noch nie. Ganz anders aber reagierten sein politischer Instinkt und seine Humanität gegen die aufkommende Verlotterung und Radikalisierung der Gesellschaft mit Feindbildern allerorten, auch im Alpenverein.

Mit dem Alpenverein identifizierte sich der einst nur zögernd einsteigende Funktionär Stüdl zunehmend. Bei ihm manifestierte sich die alte Volksweisheit, eine Sache wird einem Menschen soviel wert, als er für sie zu opfern bereit war.

Senns und Hofmanns Opposition gegen die Wiener Gründung von 1862, „eine vornehme geographische Gesellschaft“ mit zentralistischer Struktur und ihrer alternativen Vision eines in Sektionen gegliederten Bergsteigervereins, folgte Stüdl, selbst Mitglied des ÖAV und der Sektion Basel des SAC, mit Vorbehalten. Erst als sein Vermittlungsversuch gemeinsam mit Senn in Wien eine komplette Abfuhr erfährt und er in München in Hofmanns stürmische und Trautweins überlegte Gründermission geriet, war Stüdl der weitsichtige und zugleich praxisnahe, kooperative Teamleader. Über die Münchner Vereinsgründung am 9. Mai 1869 in der „Blauen Traube“ durch die Rädelsführer Senn und Hofmann und in abwägender Gefolgschaft Stüdl und Trautwein berichtet P. Grimm in BERG '89: „Wie alles angefangen hat“.

Stüdl brachte in den neuen Verein einen Erfahrungsschatz ein, der ihn zum Baumeister des DuOeAV prädestinierte. Seiner Verhandlungskunst ist der 1873 gelungene Zusammenschluß der Wiener und Münchner Gründung weitgehend zu danken. Seine Erfahrung im Führerwesen bescherte ihm den Auftrag, diesen Tätigkeitsbereich im rasch wachsenden Verein zu ordnen und weiterzuentwickeln. Seine Hütten- und Wegebaupraxis floß in die Hütten- und Wegeordnung ein. Seine Sektionsenerfahrung kam den Geschäftsordnungen zugute und bildete ein gefragtes Know-how für die vielen folgenden Sektionsgründungen. Sein Ansehen als Bergsteiger, Funktionär und Kaufmann war bei vielen Verhandlungen gefragt. Nicht von ungefähr bat ihn sein Freund Richter: „... Ich soll nach Villach gehen, ich entbehre aber Ihrer Sachkenntnis und hauptsächlich habe ich nicht einen Schatten Ihrer unbegrenzten Autorität, die Sie mit Recht in allen Alpenvereinsangelegenheiten genießen. Ein Wort von Ihnen ist mehr als die längste Rede von mir.“ (G. Gelb: Johann Stüdl, in ÖAV Mittl. 3/89) Solche Demut des Professors war wohl begründet.

Trotz solcher Stellung im Verein übernahm Stüdl nie die Funktion des Zentralpräsidenten. Dabei wäre es ihm ein leichtes gewesen, den Vorort Prag zu erwirken.

Dieser bewußte Verzicht hatte nicht nur mit der Arbeitsüberlastung, er hatte wohl auch mit dem Akademikerkomplex Stüdl's zu tun. Die Präsidenten waren ausnahmslos mit Akademiker-

titeln und Adelsprädikaten geschmückt. Als Wien Vorort und Stüdl's Freund Univ.-Prof. Dr. E. Richter Präsident des Zentralvereins wurde, mag Stüdl in Gegenüberstellung seiner Vereins- und Organisationserfahrung sein bewußtes Zurücktreten schmerzlich empfunden haben. Seine Größe zeigte Stüdl in der jeweils vollen Loyalität gegenüber den Präsidenten, zugleich vertrat er in Sachfragen seine eigene kompetente Meinung. Der Briefwechsel zwischen Stüdl, Senn und Hofmann zeigt am deutlichsten die besonnene, feine Art des Pragers, ohne jeden persönlichen Ausfall gegenüber dem streitbaren Kuraten und dem mundflotten Alpinstar aus München. Ohne es anzustreben, übernahm Stüdl nach seinen Pionierleistungen die Experten- und Vermittlerfunktion. Für die älteren Mitarbeiter verkörperte er die Kontinuität, für die jüngeren das Gewissen des Vereines. Wie sagte dies der Präsident des Zentralvereines Ex. v. Sydow an Stüdl's Grab: „... So stand er unter uns, respektiert, verehrt, bewundert, ein Zeuge aus der großen Zeit des Alpinismus, die er selbst mitheraufgeführt hatte — der getreue Eckart des Alpenvereines! Mit Senn, Trautwein und Hofmann hat er dem AV die geistige Schwungkraft gegeben, zu der wir jetzt sehnsuchtsvoll zurückverlangen, fast wie zu einem verlorenen Paradies...“ (Donauland Nachrichten, 1. Febr 1920). Der „getreue Eckart“ selbst schrieb 1882 an seinen Präsidenten Richter: „... Du weißt, wie ich dem Verein ergeben bin, er bildet ja die gute Hälfte meines ganzen Denkens, Fühlens, meiner ganzen Arbeit sogar.“ (G. Gelb, s. o.)

Stüdl — der Sektionsobmann

Stüdl's Bergbegeisterung hatte in Prag Seltenheitswert: dort sei kein Boden für eine AV-Sektion. Hofmann widersprach und drängte. „Wenn Karl nicht so verbissen in die Sektion Prag gewesen wäre, ich weiß nicht, ob ich die Energie gehabt hätte“, gestand Stüdl seinem Mitarbeiter Viktor Hecht. Stüdl stand seit München Hofmann im Wort. Dieser schrieb am 6. 7. 69: „Bitte grüße noch, bevor du in die Alpen fährst, die dortige Sektion.“ Stüdl an Hofmann nach weiteren drei Interventionen, 20. 10.: „Sektion Prag schläft noch. Mir ist es momentan unmöglich, mich darum zu kümmern, außer der Tag hätte 48 Stunden...“ 6. 11., Hofmann zurück: „... selbstverständlich steht Dir von meiner Seite alles Material für Deine Vorträge in der Hoffnungs- und Zukunftssektion Prag zur Verfügung.“

18. 11., Stüdl an Hofmann: „... Anfang Dezember legen wir los!“

28. 11., Hofmann an Stüdl: „... Sektion Wien 90, Schwaben 40, Bozen 30, München 120, Augsburg 130, Innsbruck 20 Mitglieder. Und Prag??? Wenn Du jetzt neben mir gesessen wärest, hättest Du gehört, wie wild ich mit dem Fuße stampfte. Doch ich sage lieber gar nichts mehr!“

30. 11., Stüdl an Hofmann: „Nur nicht brummen, wird schon kommen!“

12. Mai 1870: „Karlchen, heute teile ich Dir in aller Eile mit, daß sich endlich die Sektion Prag konstituiert hat, Mitgliederzahl 35, Obmann: meine Wenigkeit, Schriftführer: Viktor Hecht, stud. juris...“

Die Vorarbeiten waren mühsam. Der Start gelang voll. Stüdl hatte ein großes Vermögen einzubringen: seine Ersteigungen und Erstarbeiten in der Glockner- und Venedigergruppe, die Kalser Glocknerwege und die Hütte auf der Vanitscharte, seine Beziehungen zu den Talorten, mit einem Wort das attraktivste Arbeitsgebiet, und seinen Ruf als Bergsteiger und Organisator. Man traf sich monatlich, war voll Interesse und Unternehmungsgeist, man lernte einander kennen und schätzen. Die Mitgliederzahl wuchs stetig, ebenso die Spendenfreude. 1872 unterhielt die Sektion bereits eine Ortsgruppe in Dietach, wenige Jahre später in Karlsbad. Stüdl zog die Hüttenbauten im Umbalatal, Klarahütte, 1872, am Großvenediger, Pragerhütte, 1873 und die Sanierung der Johannishütte, 1876 jeweils in einem Sommer durch. Alles wurde optimal organisiert. 1874 wurde der Bau der Payerhütte beschlossen, 1875 wurde sie eröffnet. Im selben Jahr stellte die Sektion beim Internationalen Geographischen Kongreß in Paris Stüdls Hüttenpläne und Zeichnungen aus und erhielt dafür eine Auszeichnung.

Das 10. Bestandsjahr wurde kräftig gefeiert, mit einer Erfolgsbilanz, die sich sehen lassen konnte:

Mit 250 Mitgliedern die fünfstärkste Sektion im D u. ÖAV, weitere Arbeitsgebiete im Zillertal mit der Dominicus- und Olpererhütte der Ortsgruppe Karlsbad. Dazu kam die Oberhoheit über das Führerwesen in mehr als 20 Gemeinden, in denen sich die Sektion auch um die alpinen Wege kümmerte. In Prag selbst herrschte ein reges Vereinsleben mit Vorträgen über bedeutende bergsteigerische Leistungen von Mitgliedern und neue alpine Ziele, Ausstellungen, Lehr- und Ausflugsfahrten. Drei große alpine Feste im Spiegelsaal des Deutschen Hauses, „Ballfest im Zillertal“ „Die Stüdlhütte“ und ein „Sommernachtstraum auf der Hütte“ mit Bergkulissen und Kostümen aus dem jeweiligen Tal waren gesellschaftliche Ereignisse und besserten mit gleichzeitigen Spendenaktionen die Vereinsfinanzen spürbar auf. Die Sektion genoß das Image gepflegter Geselligkeit.

Der tragische Tod des Markgrafen Pallavicini und der begleitenden Bergführer Rangetiner und Rubisoier aus Kals 1886 war für Stüdl ein Fingerzeig, die Expansionsphase wehen Herzens zu beenden und sich von den noch offenen Projekten in Nord- und Südtiroler Arbeitsgebieten zu lösen. Der Kaufmann Stüdl zog die Notbremse, bevor die Sektion sich verschuldete. Die notwendigen Hüttenenerweiterungen durch Bewirtschaftung und steigenden Besuch, die jährlich anfallenden Reparaturkosten an den Häusern und die Wiederherstellung der Wege, die Pensionsbeihilfen für die Bergführer und Renten an die Hinterbliebenen, Spenden für Gemeinden, wo Murgänge, Hagelschlag und Feuer große Not angerichtet hatten, belasteten die Sektionsfinanzen zunehmend.

In diesen Konsolidierungsjahren durchwanderte Stüdl noch einmal als Weitwanderer die „Bergtäler der Prager“, überall gekannt, freudig begrüßt, für Hilfe bedankt. Wenn Heimat das Stück Welt ist, wo man die Menschen kennt und wieder erkannt wird, hatte Stüdl viel Heimat in den Alpen. Die Sevensa mit Glurns und Mals, das Sulzner- und Matschertal mit zwei Ehrentafeln für den Gönner, die Höhen um den Achensee, die Loferer Steinberge und das Zillertal wurden an jüngere Sektionen

mitsamt Bauplätzen abgetreten, die Dominikus-, Olperer- und Rifflerhütte an die Sektion Berlin verkauft. Der Erlös floß in den Bau der Neuen Pragerhütte, 1903/1904. Mit dem großzügigen Ausbau der Payerhütte und der neuen Weganlage von Sulden hinauf war Stüdls Bauprogramm im wesentlichen beendet. Schweren Herzens trennte sich Stüdl von der Hofmannshütte. Vom geplanten Hüttenbau auf der Adlersruhe, zu dem Planung und Bewilligung vorlagen, wurde Abstand genommen. Der Österreichische Alpenclub übernahm das Erbe.

Dieses Zurücknehmen an Erschließungsaktivität hatte auch mit dem Generationswechsel in der Sektion zu tun. Die Gründerkameraden mit klingenden Namen wie v. Ratzenböck, Dominicus, Dr. Hammerschlag, Chiari, Schöttner, Bernhard, Exel, Burghard, Waizenbauer und wie sie alle hießen, die treuen Weggefährten, schieden aus der Mitarbeit aus, starben. Der Steuermann vereinsamte in der Erinnerung an seine Jugend- und Meisterjahre, obwohl es ihm gelang, laufend Nachwuchs in seine Vereinsgremien zu bekommen. Er war für sie der verehrte Sektionsvater. In ihrem Denken und Planen aber ging die Generation der „Führerlosen“ neue Wege.

„In das Jahr 1909 fiel Stüdls 70. Geburtstag und zugleich das Jubiläum seiner 40jährigen Obmannsfunktion. Überreiche Glückwünsche aus nah und fern. Anerkennung, Huldigungsadressen, Ehrenbezeugungen aller Art überschütteten ihn förmlich. Er fühlte sich ‚niedergedrückt‘ von so viel Liebe und Aufmerksamkeit. Er war sich in seiner Herzengüte gar nicht bewußt gewesen, welche Bedeutung seiner Persönlichkeit, wie seinem Wirken zukam. Die Sektion übersandte ihm eine Bronzeplatte, sein Bild darstellend, von erster Künstlerhand modelliert.“ (E. F. Hofmann, s. o.)

Solche Ehrungen sind die Vorwehen von Verabschiedungen. Stüdls Hofübergabe nach dem Zusammenbruch der Donaumonarchie 1919 war von tiefer Dramatik.

Wie für Stüdl das Bergsteigen ein integraler Teil seines Lebens war, eingeplant in die beruflichen Terminanforderungen, so liefen auch seine Tätigkeiten im Alpenverein zwischen Beruf, Familienmuße und gesellschaftlichen Verpflichtungen als bunter, bewegter Alltag. In dieser Verflochtenheit finden wir den Funktionär Stüdl in guter Gesellschaft mit der Mehrzahl unserer Ehrenamtlichen bis zum heutigen Tag.

Stüdl — Hausvater, Kaufmann, Patrizier

„Zum Heiraten keine Zeit“ — auch darin ist Stüdl in guter Bergsteiger- und Funktionärgesellschaft. Aus Briefen und Zeitzeugenberichten die Wertehierarchie eines Menschen zu beurteilen wäre leichtfertig. Den Eindruck aber hat man: zum Bergsteigen und zu den Freunden, die dabei Leistung und Erlebnis mit ihm teilten, hatte Stüdl eine gerne geäußerte emotionale Bindung.

Die Pioniertätigkeit in seiner Bergheimat faszinierte ihn, gab ihm Erfolgserlebnisse, die das Sorgenbündel letztlich weit überwogen. Hier verwirklicht er sich als verhinderter Pädagoge, Architekt, Baumeister und Reformier. Die betulichen Dorferneuerer von heute müßten bei Stüdl lernen, mit subsidiären Hilfestellungen Eigeninitiative, selbstbestimmte Entwicklung zu fördern.

*Hochzeitsreise verschoben:
Johann Stüdl mit Gattin Hermine
und den Kindern Max, Olga und Eugenie
In Prag im Jahre 1890*

Foto: Archiv Lindinger

Als Kaufmann zeigt Stüdl Unternehmerqualitäten, die ihm den Erfolg fast problemlos in die Hand spielen. Er reist und handelt zwischen Nordsee und Ägäis, modernisiert zeitüblich, findet und motiviert qualifizierte, betriebstreue Mitarbeiter.

Als politisch engagierter Bürger repräsentiert er das Deutsche Prag in der zunehmenden Nationalitätenspannung. Sein Patrierstatus grenzt ihn durch den jungen Alpinismus vom Kulturmuster des Fin de siècle deutlich ab. Ehe und Familie bekommen für Stüdl einen festen Platz in seinem vieltätigen, oft turbulenten Leben. Sie geben ihm Sicherheit, Rückendeckung und Pflege seiner empfindsamen Seele. Weibergeschichten weiß ihm niemand nachzusagen.

Seine Frau liebt ihn, achtet all seine Leistung, arbeitet mit, nimmt ihn in Pflege, wenn die Lunge ihn ins Bett, Enttäuschung in die Stille treibt. Die Kinder hängen an dem Vater, der alles kann, den jeder kennt.

Der „Stüdl“ an der Kleinseite, zu Füßen des Hradschin, ist ein offenes, gastfreies Haus. „Gäste kommen“ ist ein geflügeltes Wort für die Frau und das Personal. Die Sektionspolitik wird im „Stüdl“ bei Wein und guter Jause gemacht.

Schon um die dreißig hat Hans seine Hermine — Mädchen aus gutem Prager Bürgerhaus — angelacht und 1872 in die Ehe geführt. Die Hochzeitsreise auf die frisch eröffnete Klarahütte ist bekannt. Als erstes Kind lag 1876 Ismene in der Wiege, rasch hintereinander folgten Olga und der Stammhalter Max. Eine muntere, begabte Jugend, aber leider auch in der Lungenschwäche den Stüdls nachgeraten. Die Kinder gerieten nach der Eltern Wunsch. Gut ausgebildet gingen sie ihren Weg. Ismene heiratete nach Graz, Univ.-Prof. Dr. Meinitzer. Mit fünf Kindern lebte sie ganz für die Familie und hielt regen Kontakt mit ihrem Vater.

Olga hatte die Sehnsucht nach den Bergen und die Güte zu den Menschen geerbt. Sie begleitete ihren Vater auf vielen Bergwegen, richtete ihm ein kleines Freilichtatelier ein, wenn ihn ein Ausblick faszinierte, und meldete mit einem Jodler ihren Gipfelsieg. Vater Stüdl kaufte Olga in Schelesen, in den Wäldern nördlich von Prag, einen kleinen Anstz, wo er sie für eine stille Rast oft besuchte. Im Krieg übernahm sie Krankenpflegedienst in einem Lazarett.

Max war begeisterter Kletterer und Schneeschuhläufer, wie man damals sagte. Er war Gründer und langjähriger Obmann des Deutschen Schneeschuhvereins in Prag. Als Kaufmann ausgebildet, führte er nach einer Betriebsteilung die Weinstube. Er wohnte mit seiner Familie im elterlichen Haus, und Opa Hans stahl sich öfter aus dem Geschäft, um sich mit seinen drei Enkeln zu vergnügen, die ihm die Brille entwendeten und seinen Schnurrbart mißhandelten.

Motivierte Bürger wie Stüdl drängen in der Öffentlichkeit nicht nach Machtposition. Wohl war er im Aufsichtsrat der Handelskammer, war Kurator der Böhmisches Sparkasse. Mit Liebe aber übernahm er den Vorsitz im Aufsichtsrat des Klarschen Blindeninstituts und wirkte leitend bei Prags Blindenanstalt für Kinder mit. Dorthin machte er gerne seinen Sonntagsbesuch mit vielen Süßigkeiten in der Tasche und schönen Geschichten



im Kopf. Kaiser Franz Joseph war zur Eröffnung dieses Heimes gekommen. In der Stube in Salzburg hing ein Bild, auf dem der Kaiser Stüdl die Hand drückte.

Stüdls Wirken in Prag wurde mit hohen Auszeichnungen geehrt. Er war Kaiserlicher Rat, besaß ein Dutzend Orden, unter anderen den Franz-Josephs-Orden, den deutschen Roten-Adler-Orden und den päpstlichen Sylvester-Orden.

Sein Sohn Max konnte sich allerdings nicht erinnern, daß er den Vater je aufgeputzt mit dem kirchlichen und kaiserlichen Gold gesehen hätte.

Die „herrlichen Zeiten“, die Kaiser Wilhelm in der Silvesternacht 1900 allen Deutschen versprochen hatte, mündeten bald in schreckliche Zeiten. Frau Hermine kränkelte, ein chronisches Ohrenleiden machte sie fast taub. Hans überfiel wieder eine schwere Lungenentzündung, die dem alternden Mann das Bergsteigen sehr erschwerte. Gewohnt, nie aufzugeben, unternahm er Sommer für Sommer seine Bergfahrten, stellte Hüttenanstiege erleichterten ihm Reittiere. Über Jöcher und auf einfache Gipfel ging er verhaltenen Schritts. Sein Imperium aber hielt er zusammen in der Treue zum Kleinen, zum Detail. Im ersten Stock des „Stüdl“ nähte Hermine Polsterüberzüge für die Pragerhütte, besorgte ganze Wunschlisten für Bescherungen, schrieb Kochrezepte für die Wirtin in Kals, bewirtete Gäste aus dem fernen Tirol. Einen Winter lang beherbergte sie die Fankhauser Kathl, die Wirtin der vielbesuchten Dominicushütte, die in Prag „herrschaftliches Kochen“ erlernen wollte. Hermine hatte sie in die Schwarzenbergische Fürstenküche vermittelt. Der Fürstbischof hatte Humor und seine Freude an der nie mundfaulen Zillertalerin, und im Hause Stüdl wurde in diesem Winter

viel gelacht. Lachen konnte Hermine auch, wenn sie von ihrer Hochzeit erzählte. Zuerst verschoben, weil Hans die Klarahütte noch fertigstellen mußte, dann Hochzeitsreise ins Umbaltal, die letzte Gehstunde im Neuschneematsch.

Ab den 90er Jahren wurde es stiller im Hause Stüdl. Die Kinder berufstätig, außer Haus. Hans selbst spürte das Alter, Probleme mit den Knien, der Nationalitätenhader spürbar auf allen Plätzen, was ihn besonders empfindlich traf. Der Kreis der Freunde schwand, Todesnachrichten, Begängnisse: Grohmann, Richter, Specht, Trautwein, . . . Dann der Krieg mit dem vollen karitativen Engagement des Hauses, und das Ende — für den 80jährigen ein Schock mit apokalyptischen Visionen.

Stüdl's stiller Abschied in Salzburg

Spätestens an jenem grauen Novembertag, als Kaiser Franz Joseph mit dem abgestandenen Prunk der Monarchie sein Begräbnis fand, wußten Einsichtige, daß der Krieg verloren war. Und nirgendwo wußte man so gut wie in Prag, daß auch das Ende des Reiches bevorstand. Nach schwerwiegenden Gesprächen mit dem Vater verkaufte der Juniorpartner Max seinen Geschäftsanteil, 1919 übersiedelte Max mit seiner Familie nach Salzburg, wo er den Gasthof „Zur Goldenen Birne“ erworben hatte. Kurz darauf starb Stüdl's Frau Hermine. Max drängte den vereinsamten, verängstigten Vater, nach Salzburg zu kommen, wo man ihm ein schönes Daheim einrichten werde.

Datiert mit 4. Feber 1919 schrieb Stüdl seiner Enkelin Ilse nach Graz: „ . . . ich trenne mich doch nicht so leicht von Prag. Hier habe ich noch viele Bekannte und Freunde und hab das Grab meines Mütterleins. Die Stadt, das Haus, wo ich geboren bin und erzogen wurde, wo ich geheiratet, meine Kinder großgezogen. Diese schöne, malerische Stadt soll ich nun verlassen für immer. Ich denk an den Spruch: ‚Einen alten Baum soll man nicht übersetzen‘. Allerdings machen die Tschechen uns Deutschen die Wegreise leicht, aber eingewöhnen werde ich mich anderswo nicht. Namentlich werde ich die schöne Häuslichkeit vermissen, wie sie mir mein heißgeliebtes, engelsgutes Mamill geschaffen hat . . .“



Stüdl mit Freunden vor Hohensalzburg

Foto: Archiv Lindinger

Doch die Entscheidung war wohlgetan. Stüdl fand in Salzburg ein gutes Ausgedinge: die Sohnesfamilie, die ihn umsorgte, Freunde in der Sektion Salzburg, die ihn verehrten und klug beschäftigten, und viel ehrender Besuch von Vereinsgrößen, die seinen Rat immer noch schätzten. So schrieb er bereits am 1. April 1919 an seinen Schwager Dr. Neugebauer: „ . . . Ich beherrsche zwei etwas niedrige, aber außerordentlich freundliche Zimmer mit der Aussicht auf die Salzach und das drübrige Ufer mit Mönchsberg . . . Ich freue mich jedesmal auf die Stunde des Essens, da Max, Gusti und ich sehr rasch unter den Stammgästen bekannt wurden und recht liebe Ansprache haben . . . Herrlich wäre es, wenn auch Du Dich entschließen würdest, hierher zu kommen. Wir beide würden uns als ‚Ausgedinge‘ behaglich einrichten, gemütlich die Zeit vertreiben. Bei Deinem Verständnis für die Alpennatur würdest Du Dich hier bald heimisch fühlen. Der Menschenschlag ist hier ganz anders als in Prag, viel gemütlicher, freundlicher, zutunlicher . . .“

Der Obmann der Sektion Salzburg, Dr. Heinrich Hackel, verstand es, Stüdl auch wieder ein wenig Alpenvereinsheimat in Salzburg zu geben. In seinem Buch „Meine Berge, mein Leben“ (Verlag das „Berglandbuch“, Salzburg, Stuttgart) erzählt er, wie Stüdl, kaum übersiedelt, der Sektion Salzburg beitrug und in den Ausschuß kooptiert wurde. „Bis in seine letzten Jahre beehrte ihn ein unermüdlicher Tätigkeitsdrang. Wie oft kam er zu mir: ‚Ein armer Arbeitsloser steht vor Dir und bittet um Beschäftigung.‘ Er ließ sich zu allem anstellen; wenn es nichts anderes gab, so malte er Wegtafeln. Er war, besonders in seinen jüngeren Jahren, ein Maleramateur von ungewöhnlichen Qualitäten. Er malte mit größter Genauigkeit . . . Als unser amerikanisches Mitglied, Dr. Stahl, durch reiche Geldspenden den Bau der nach ihm benannten Schutzhütte auf dem Torener Joch ermöglichte, wollte er ihm eine Weihnachtsfreude machen und ein Aquarellbild des Hauses schicken. So ging er noch im Spätherbst mehrere Tage auf das Joch. Hier mußte der alte Herr mit den Arbeitern in einer Baubaracke wohnen.“ Und mit einem Lächeln zwischen den Zeilen schildert Hackel die hygienischen



Stüdl-Enkelin Gertraud Lindinger mit Tochter

Verhältnisse, eine offene Latrine hinter den Latschen, „Donnerbalken“ sagten die Männer oben. Als man Stüdl dorthin verwies, sagte er fast hilflos: „Das geht nicht, ich bin doch kein Voger!“ Die letzte Bergfahrt unternahm der 84jährige auf die Söldenhütte. Im Hüttenbuch steht auf Seite 72: „25. 5.—4. 6. 1924 Johannes Stüdl, Privatier, Ausschußmitglied der Sektion Salzburg, behufs Hütteninstandsetzung“. Wenn er die Wirtschafterin rief: „Kathele, was ist zu tun?“ bekam er eine Fülle kleiner Aufträge, und mit der Genauigkeit seines Lebens reparierte er Lampen, Schlösser und kittete Fenster ein. Wenn dann am Nachmittag das Licht milde und die Bergkämme plastisch wurden, saß er auf der Hüttenbank und zeichnete zum letztenmal seine Berge. Die Sorge um seine Sektion Prag, deren Führung er nach 50jähriger Obmannschaft Prof. Dr. Geßner übergeben hatte, verfolgte Stüdl weiter. Mitgliederrückgang, die beiden Schutzhäuser in Südtirol geraubt, die Arbeitsgebiete um Glockner und Venediger schwer in Mitleidenschaft gezogen.

Noch tiefer bekümmerte ihn die Entwicklung im Gesamtverein. Die durch den Arierparagraphen ausgestoßenen und aus Empörung darüber ausgezogenen Mitglieder der Sektion Austria fanden sich 1921 in der sehr aktiven Sektion Donauland zusammen. Die Achse Austria — Klagenfurt organisierte eine Front gegen die Donauland und forderte ihren Ausschluß aus dem DuOeAV. Stüdl, der letzte noch lebende Gründer des Vereins, stellte sich mit seiner ganzen Autorität gegen die Machenschaften und schrieb der Hauptversammlung in Rosenheim ins Stammbuch: „Das himmelschreiende Unrecht, das der Hauptausschuß in seiner törichten Angst vor dem Terror . . . und die irregeleiteten, verhetzten, nicht genügend orientierten Sektionen . . . begehen, wird dem Alpenverein nicht den Frieden, son-

dern den Fluch der bösen Tat bringen.“ Als die Vertreter der Sektion Donauland nach dem erfolgten Ausschluß in München 1924 auf der Rückfahrt Stüdl in Salzburg besuchten, liefen ihm die Tränen über die Wangen, und er wiederholte mehrmals: „Ich kann Ihnen nicht sagen, wie leid mir das tut und wie empört ich darüber bin!“ (Donaulandnachrichten, 1. 2. 1925)

Inzwischen hatte schweres Unglück seine Gastgeberfamilie getroffen. Sein Sohn Max starb plötzlich an einer schweren Lungenentzündung, erst 43 Jahre alt. Die verzweifelte Witwe mit drei unmündigen Kindern war für ihn, der sich zunehmend von der Welt zu lösen begann, ein Dauerschmerz.

Am Bett saßen Tochter und Schwiegertochter, als der große alte Mann seine letzte Reise antrat. Es war der 29. Jänner 1925.

Den vielleicht ehrlichsten Nachruf erfuhr Stüdl in einer Sonderausgabe der „Donauland Nachrichten“:

„Er ist dahin: Aber wie wir, so lange er lebte, stets in Liebe und dankbarer Verehrung zu ihm emporgesehen haben, so werden Dankbarkeit und Liebe und Verehrung sein Bild stets umschweben bei Jenen unter uns, denen das Glück ward, ihn gekannt zu haben und seiner Freundschaft gewürdigt zu werden. Für den weiteren Kreis unseres Vereins aber und für die, die nach uns kommen werden, mögen diese Blätter dafür zeugen, wie Johann Stüdl war, und was er für uns war! Heil und Ehre seinem Andenken!“

Das schlichte Grab auf dem Kommunalfriedhof, auf dem Stein die Bildplakette, die ihm einst seine Sektion verehrte, pflegen seine Enkel. An der Fassade des Hauses Nr. 11 in der Judengasse erinnert eine Gedenktafel an Stüdl's letztes Wirken in Salzburg.

Das erste Bild der Stüdlhütte. Bleistiftzeichnung von Johann Stüdl mit dem handschriftlichen Vermerk „Glocknerhütte auf der Vanitscharte 25/8“

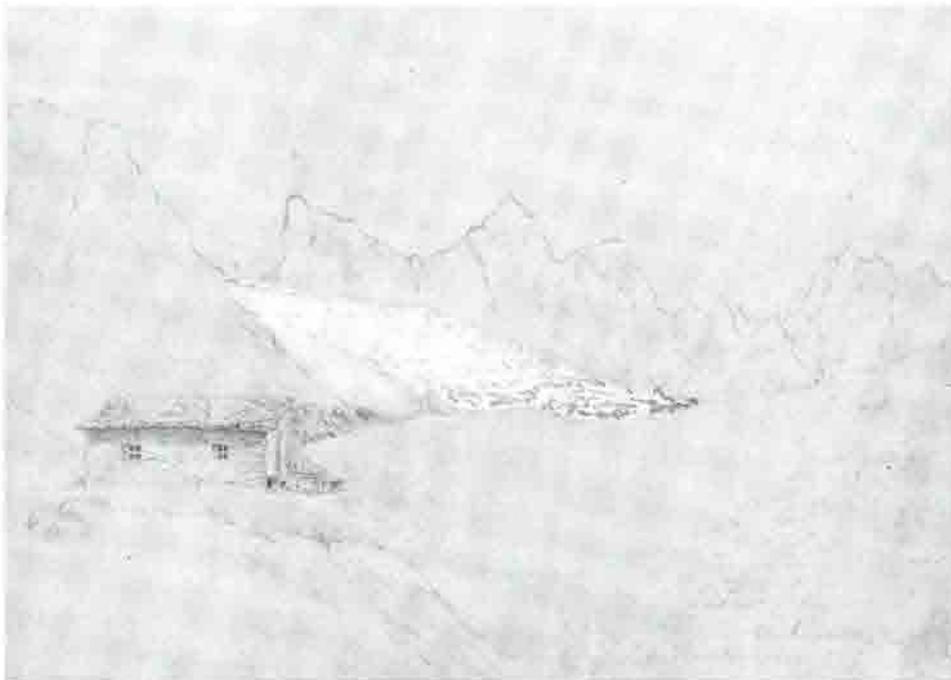


Bild: Archiv Lindinger

Maler der Firne

Notizen zu Leben und Werk des Linzer Zementfabrikanten, Malers und Bergsteigers Egon Hofmann

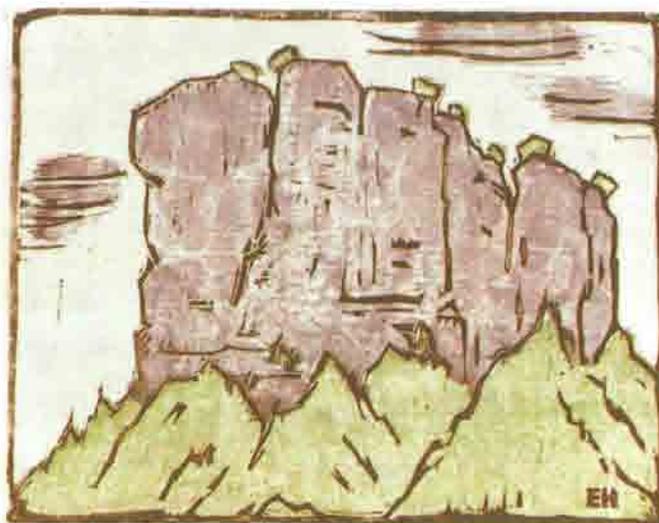
Von Markus Mittringer

Als Egon Hofmann 1934 die Nachricht vom Tod seines Bruders erreichte, saß er in Adana, Türkei, im Gefängnis. Der Vali von Adana verdächtigte die Mitglieder einer vornehmlich aus Wienern bestehenden Expedition in den kilikischen Taurus — einige Dreitausender sollten bestiegen werden — der Spionage für Italien. Der Vorfall endete glücklich, Interventionen „Hoher Diplomatie“ waren erfolgreich.

Egon Hofmann war zu diesem Zeitpunkt gerade fünfzig geworden, er wußte, welche Zäsur der plötzliche Tod seines jüngeren Bruders für ihn bedeutete. Da es außer ihm keinen männlichen Nachfolger in der Familie gab, lag es nun an ihm, die Leitung der Betriebe des Vaters zu übernehmen: *„Es hätte mir widerstrebt, eine ehrenvolle Tradition hinfällig werden zu lassen, um wie bisher ausschließlich meinen Neigungen zu leben. So trat ich als Geschäftsführer in unsere Zementindustrie ein.“*

Aus dem „Maler der Firne“ (Alfred Kubin) wurde ein oberösterreichischer Industrieller. Eine lange Periode relativ ungebundenen Wanderns und Studierens war zu Ende. Die Familiengeschichte, der Hofmann sich nach einem Jusstudium und einigen unbefriedigenden Versuchen, im Sommer 1908 in den väterlichen Betrieb einzusteigen, entzog, hatte ihn eingeholt. Pflicht- und Traditionsbewußtsein großbürgerlich-konservativer Erziehung, vielleicht auch der Reiz einer neuen Aufgabe, die Möglichkeit, Erlerntes und Erlebtes der letzten Jahre praktisch zu erproben, mögen ihn bewogen haben, sich doch an die Firma, und damit letztlich an Linz zu binden.

Egon Hofmann wurde am 13. September 1884 in Kleinmünchen bei Linz geboren. Heute längst eingemeindet, bot sich der Ort damals dem jungen Egon, einige Kilometer von der Hauptstadt entfernt, als eine durchaus dörfliche, ländliche Umgebung dar, Platz genug für kindliche Erkundungsreisen in die weiten Traunauen und abenteuerliche Fischzüge an den Kanälen der benachbarten Textilindustrie und Kunstmühle. Er genoß als Sohn wohlhabender Bürger einige Freiheiten, ritt zu Pferd in die Externistenschule und besaß später als einer der ersten Jungen in der Umgebung ein Fahrrad. Im wesentlichen glücklich und unbeschwert aufgewachsen ist denn seine schlimmste Kindheitserinnerung *„eine alte Generalin, die mir durch einen vio-*



Egon Hofmann: Farbholzschnitt 1965
Sammlung: Mittringer

letten Schleier hindurch einen nassen Kuß auf die Wange drückte.“

Egon Hofmann erinnert sich, mit zarten vier Jahren das erste Mal den Beschluß gefaßt zu haben, Maler zu werden. Sicher nur ein Kindheitstraum wie bei anderen Lokführer oder Zoodirektor, aber auch Hinweis darauf, daß er in einer dem Künstlerischen freundlich gestimmten Atmosphäre aufwuchs, in der bildnerisches Gestalten als selbstverständlich und erstrebenswert galt. Tatsächlich waren einige seiner Verwandten dilettierende Künstler. Seine Mutter war bis zu ihrer Heirat Malerin und sollte sich später in zweiter Ehe ausschließlich der Kunst widmen und sich um das damals sehr magere kulturelle Leben in Linz verdient machen. Egon Hofmann hat Jahre später ihr Atelier in Linz benutzt. Auch seine Großmutter mütterlicherseits war Malerin, sein Großvater, als Mäzen nicht unbedeutend, besaß eine umfangreiche Sammlung mit Bildern unter anderem von Maulpertsch und Seibold. Die Großmutter väterlicherseits war Fahnenpatin des „Vereines Bildender Künste und Kunstfreunde“, sein Vater schließlich war über Jahre hinweg Vizepräsident des „Kunstvereines“. Eine interessante Konstellation ergab sich

* Sämtliche Zitate von Egon Hofmann aus: Katalog „Egon Hofmann“, Verlag Galerie Welz, Kulturamt der Stadt Linz, 1956



Egon Hofmann:
Gletscherbruch, Radierung 24,6 x 16,1 cm

Sammlung: Neue Galerie Linz

seines ersten Viertausenders fällt in diese Zeit. Nach einem längeren Aufenthalt in Paris, wo er an der Akademie de la Grand Chaumière den „Abendakt“ besuchte, und den ersten Malversuchen in Öl an der Bretonischen Küste wählte er Innsbruck, um sein Jusstudium zu beschließen. *„Zum Teil auch deshalb weil es eine Universitätsstadt war, die nicht in der Nähe sondern mitten in der Bergwelt selbst lag.“*

Er begann im Winter 1906/7 mit einigen Freunden mit dem Skilauf. Nur das Buch „Der Ski und seine sportliche Benutzung“ von Henry Hoek als theoretische Grundlage zur Hand sollte es bis in die ersten Frühlingstage dauern, bis die Freunde sich an die ersten größeren Touren wagen konnten.

Später, im Ersten Weltkrieg, Egon Hofmann rückte trotz Kurzsichtigkeit freiwillig ein, leitete er als Instruktionsoffizier eine Skikurskompanie. Für Hofmann der *„längste und schönste Winter, den ich je auf Skiern erlebt habe“* — mit dem restlichen Kriegsgeschehen nur durch eine Telefonleitung verbunden.

Jahre später, am Neujahrstag 1922 erhielt er ein Telegramm, eine Einladung, am „ersten rein alpinen Skifilm“ mitzuwirken: einer Winterbesteigung des Großglockners. Nach Aufnahmen im Gebiet des Kreuzecks bei Partenkirchen zog der Filmtröb von Lienz über Heiligenblut, wegen Lawinengefahr nachts, auf die Oberwalderhütte. Wütend über schlechte Organisation und die gewaltigen Lasten, die jeder der Skifilmpioniere zu schleppen hatte, resümiert Hofmann: *„Ohne die Dreharbeiten wäre die Besteigung des Großglockners eine herrliche Bergfahrt gewesen.“* Auch die anschließenden Innenaufnahmen in einem Salzburger Studio — fröhliche Runde in Almhütte um dampfende Punschbowle versammelt — begeisterten Egon Hofmann wenig. *„Zu diesem Trinkgelage gehörte einige Überwindung, denn aus Sparsamkeitsgründen enthielt die Terrine weder Punsch noch sonstigen Alkohol, sondern ausschließlich billiges, heißes Kracherl“*, und selbst das Honorar reichte nicht, um die bei den Dreharbeiten verschlissenen Skischuhe zu ersetzen.

Hofmanns entgültiger Entschluß Maler zu werden fiel etwa 1908. Ein vorläufig letzter Versuch, jetzt als promovierter Jurist in die väterlichen Betriebe einzusteigen, schlug fehl. Er ging nach Deutschland, seltsamerweise genau in die Städte, in denen auch sein Vater studiert hatte, an die Akademien nach Stuttgart und Dresden. Die Zeichenklasse in Stuttgart bei Robert Poetzelberger dürfte eher unbefriedigend gewesen sein, beschränkte die Ausbildung sich doch lediglich auf das Aktstudium. *„Wir fingen am Montag Früh mit dem Kopf an und endeten am Samstag Mittag bei der Großen Zehe.“* So erscheint der Wechsel in die Malklasse von Carlos Grethe, ein Hamburger Marinemaler, nach drei Semestern anatomischen Drills nur verständlich. Die Wintermonate in der Schwäbischen Alp und dem nördlichen Schwarzwald boten kaum eine Gelegenheit, das gerade erlernte Skifahren zu perfektionieren. Das Gelände offerierte dem von Innsbruck her verwöhnten Studenten Hofmann kaum Gelegenheit zu größeren Touren oder Abfahrten. So kam es zu ersten Versuchen im Sprunglauf, die ihm bei zwei Meisterschaften sogar Preise einbrachten und 1910 zur Gründung des später recht bekannten „Akademischen Skiklub Stuttgart“ führten. Die Akademieferien nutzte er, um mit dem damals recht an-

daraus später, als Egon mit der Gründung des MAERZ das avantgardistische Pendant zum Kunstverein schuf.

Die recht unbeschwerte Gymnasialzeit verbrachte Hofmann damit, Theater zu besuchen, Reiten und Fechten zu lernen und sich neben Goethe und Shakespeare vor allem mit Nietzsche zu beschäftigen. Nach einer Drohung des Vaters, er dürfe nicht studieren, sollten sich seine schulischen Leistungen nicht bessern, riß Egon sich am Riemen und maturierte erfolgreich. Er durfte schließlich zwischen Jus und Chemie wählen, entrann so vorerst der programmierten Karriere in den Familienbetrieben. Lieber hätte er ja Geschichte, Philosophie oder ähnliches studiert. Das erschien dem strengen Vater jedoch zu wenig praktisch, also wählte Egon Jus, was weniger anstrengend war und wohl auch seinem Wesen mehr entsprach.

Hofmanns Leidenschaft für die Bergwelt, die er von seiner Mutter geerbt hatte, erwachte erst mit 16, als er auch schwierigere Touren gehen durfte. Sein erster richtiger Berg war der „Helm“ im Pustertal mit etwa 10 Jahren: *„Über den sportlichen Ehrgeiz hinaus war es die Ursprünglichkeit der Landschaft, abseits von gewohnten Pfaden, die mich lockte und mich in das Wesen der Berge eindringen ließ. So wurden die Berge ein Teil meines Lebensinhalts, und da war es nur natürlich, daß ich gerade diese Welt als Maler gestalten wollte.“*

Gleich die Sommerferien nach der Matura nutzte Hofmann, um größere Touren in die Schweiz zu unternehmen. Die Besteigung

erkannten Hochgebirgsmaler Hans Beatus Wielandt Studienreisen zu unternehmen und in den Bergen zu arbeiten. Die erste Reise führte ins Wallis, wo sich, trotz engster persönlicher Freundschaft, schon bald ein grundlegender Auffassungsunterschied im Malerischen zeigen sollte. Wo Wielandt recht unproblematisch fröhliche, das farbige der Erscheinung betonende Bilder schuf, fühlte sich der Student Hofmann zu anderen Vorbildern hingezogen, vermißte die „strenge Komposition, den durchdachten Aufbau“ eines Hodler oder Burri, in den doch sehr lieblichen Arbeiten seine Gefährten.

In den folgenden Sommern reiste Hofmann, begleitet von seiner Mutter, die ja ebenfalls malte, regelmäßig in die Schweiz, vor allem ins Bündner Land und nach dem Weltkrieg, als die Schweiz ihnen verschlossen blieb, ins Karwendelgebiet. *„In den vier Karwendelketten bestieg ich über hundert Gipfel. Es ist begreiflich, daß ich stolz war, als die ersten Bilder, die mir gelangen, bereits im Jahre 1911 von zwei anerkannten Hamburger Malern angekauft wurden.“* Aus dieser frühen Schaffensperiode Egon Hofmanns ist kaum etwas erhalten geblieben, vieles ging verloren, das meiste jedoch vernichtete er später selbst, von der Qualität der Arbeiten nicht gänzlich überzeugt, zerschnitt und übermalte die Leinwände.

1912 verließ Hofmann das Schwabenland und wechselte nach Dresden. Mit Otto Gussmann sollte er an einen Lehrer geraten, der seinen Schülern größtmögliche Freiheit ließ; so konnte der Künstler viel Zeit in Ausstellungen und auf den Festen und Veranstaltungen einer der lebendigsten Kunststätten der damaligen Zeit in Deutschland verbringen. Eine große Retrospektive Franz Marcs im dortigen Museum erwähnt er als besonders nachhaltigen und prägenden Eindruck.

Der Krieg, der ihn im Sommer 1914 im Schweizer Bergdorf St. Luc überraschte, beendete vorläufig Hofmanns akademische Ausbildung. Erst im Frühjahr 1919 ging er abermals nach Dresden, um sein Ehrenjahr an der Akademie zu absolvieren. Siebenunddreißigjährig schloß er sein Studium ab und verlegte seinen Wohnsitz nun endgültig nach Linz.

Die Jahre in Linz vergingen mit Arbeiten im Atelier, genug Impressionen gab es aufzubereiten, regem kulturellen Engagement — gemeinsam mit Matthias May gründete Hofmann die Vereinigung „Oberösterreichischer Künstlerbund“, später MAERZ, der er zehn Jahre vorstand, und die bis heute die wichtigste avantgardistische Künstlergruppe in Oberösterreich ist (Nach dem Zweiten Weltkrieg sollte es wieder Egon Hofmann sein, der die Gruppe neu formierte) — und weiteren, ausgedehnten Reisen.

Die Aufenthalte in Albanien, damals noch eines der unberührtesten Gebiete Europas, sollten für seine Arbeit besonders wichtig werden. *„Hier begann ich mit besonderen Farbstiften, die man sowohl trocken als auch naß verwenden kann, zu arbeiten, eine Technik, die ich seither auf vielen Reisen, mehr als das Aquarell, verwendete.“*

Die zweite Expedition nach Albanien mit einer Innsbrucker Gruppe galt vor allem dem weitgehend unerforschten Hochgebirge im Norden. *„Zum Unterschied zum karstigen Charakter*



Egon Hofmann: Saastal,
Holzschnitt 33,2 x 22,3 cm

Sammlung: Neue Galerie Linz

des übrigen Balkans fanden wir dort ein Hochgebirge vor, daß in manchen Teilen unseren nördlichen Kalkalpen ähnelt. Es gelang uns eine Reihe Erstbesteigungen in einer unberührten Welt.“

1934 erfolgte dann die Einladung einer Wiener Gruppe zur Expedition in den kilikischen Taurus.

Egon Hofmann war als Industrieller nun stärker denn je an Linz gebunden, die ersten Jahre im Vorstand des Familienbetriebes mehr damit beschäftigt, sich in die neue Materie einzuarbeiten denn zu reisen oder zu malen. Statt der gewöhnt langen Arbeitsaufenthalte unternahm er jetzt öfters kurze Urlaubsreisen. *„Meine Mitbürger freuten sich, daß ich endlich doch der Arbeit nicht entgangen war, weil ja die meisten die Ansicht hegten, daß*

Maler der Firne: Egon Hofmann

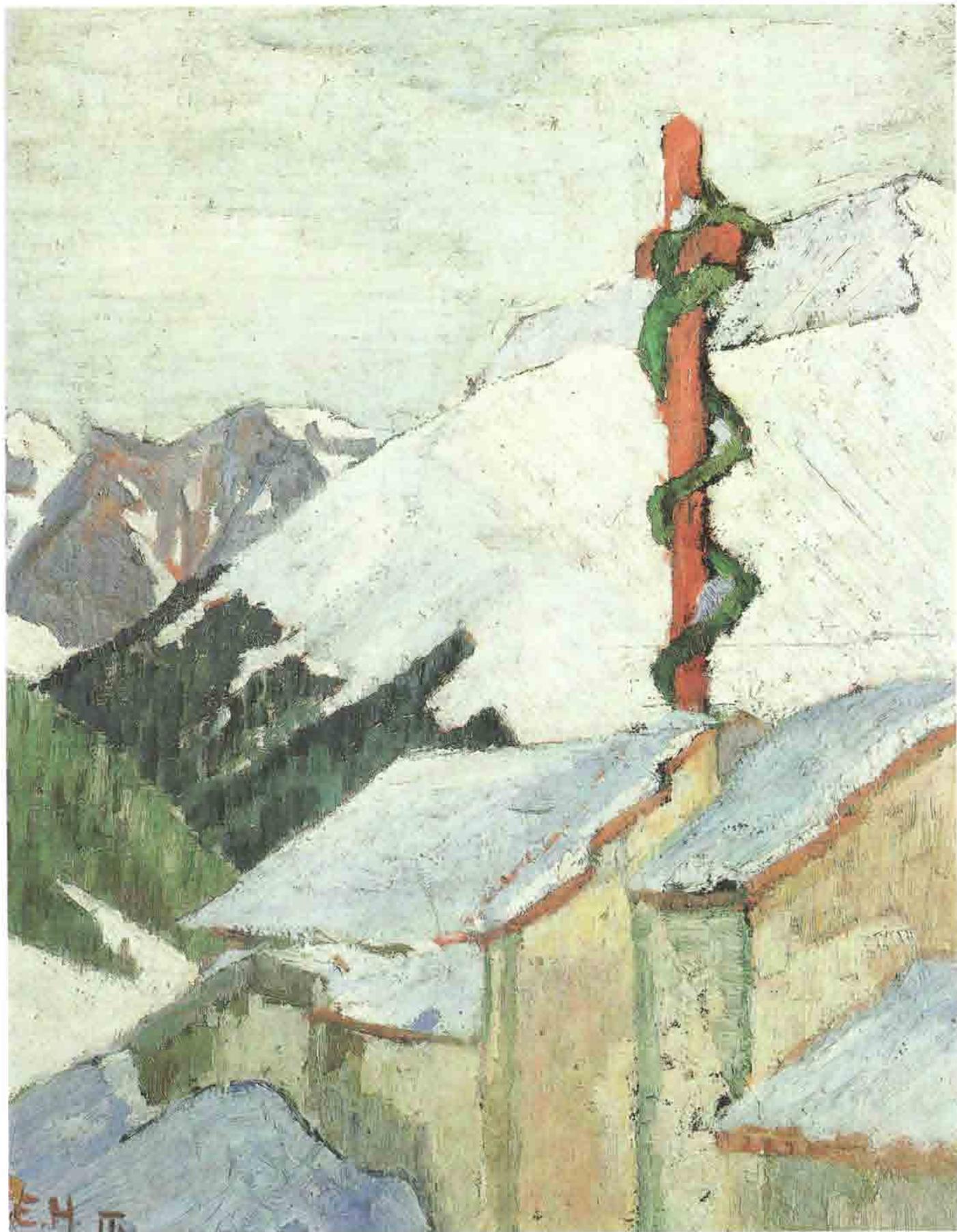


Oben:
Am Felbertauern, 1955
Öl auf Leinwand, 48 x 53 cm

Aus dem Besitz der
Kirchdorfer Zementwerk Hofmann GmbH.

Seite 245:
Friedhofskreuz, 1914
Öl auf Karton, 44,5 x 35 cm

Sammlung:
Neue Galerie Linz



auch eine noch so ernste künstlerische Betätigung eigentlich nur Vergnügen sei, das mit Arbeit in keine Verbindung zu bringen wäre.“ Zuerst „peintre di macheur“ gelang es ihm jedoch bald, seine Zeit zwischen Büro und Atelier zu teilen, einen ausgezeichneten Mitarbeiterstab um sich zu formieren, der ihm vieles an Arbeit abnahm. *„Es begann die sogenannte Große Zeit. Ich zog mich zurück, so gut es eben ging und lebte meiner Arbeit.“*

War Egon Hofmann, als er den Betrieb übernahm, schon fünfzig, so war er doch als Maler noch jung. Reich an verschiedensten Erfahrungen, gerüstet mit einer sehr soliden handwerklichen Ausbildung aus diversen Akademien und Malschulen, beginnt er nun, in den dreißiger Jahren, seine wichtigsten Schaffensperioden. Im Atelier verdichten sich jetzt seine Eindrücke und sein nahes Erleben von Landschaft und Bergwelt zu jenen sehr eigenständigen Ergebnissen, die Hofmanns Erfolg der „späten Jahre“ begründeten. Das Wesen der Bilder Egon Hofmanns ist analytisch. Nicht coloristisches Abbilden interessiert ihn, das Begreifen der Dinge, das Ergründen ihrer Form und Gestalt beschäftigt den Künstler. Die Beziehung einzelner Elemente zueinander, das Entstehen eines vollendeten Ganzen aus Einzelteilen. Aufbau und Struktur der Landschaft sind seine Thematik. *„Es ist immer wieder der Aufbau der Landschaft, der das Hauptinteresse des Künstlers auf sich zieht. Die Art, wie Form sich aus Form entwickelt und emporwächst. Dies zeigt sich besonders in den Hochgebirgslandschaften des Künstlers, die zumindest im Sinne einer vertikalen Staffelung der Formen komponiert sind“* (Dr. Wilhelm Jenny in: Sonderausstellung Egon Hofmann im Oberösterreichischen Landesmuseum, April 1954).

Hofmanns Bilder charakterisiert eine strenge Komposition und ein Hintereinanderstaffeln von Bildebenen, bei den Gebirgslandschaften zumeist eine imaginäre Linie nach oben hin. Die Intensität, mit der er Berge und Landschaft ins Bild umsetzt, rührt zu einem Gutteil wohl daher, daß er die Bergwelt an sich selbst hautnah erfahren hat. Nicht wie Generationen von Alpinmalern vor ihm die Sicht aus der Ferne, der überwältigende Eindruck vom Tal aus dient Hofmann als Vorgabe, nicht das rein ästhetische Erscheinungsbild, sondern das Wissen um den Berg als Herausforderung, als „Gegner“ beschäftigt ihn. Er weiß als geschulter Kletterer auch um die Gefahren bescheid, kennt Schroffen, Brüche und loses Gestein aus direktem Berühren. Erst das Erfahren-haben der massiven Form ermöglicht es dem Maler Hofmann, streng und einfach im formalen Aufbau, jedem Pathos entsagend, Gebirgsformationen auf der Leinwand gleichsam wieder zu erschaffen. Nicht die in die Ferne gerückten Gipfel weiter Berge im Spiel von Licht und Nebel, nicht illusionistische Details interessieren ihn. Direkter Kontakt schärft seinen Blick für wesentliche Strukturen. In manchen Arbeiten, besonders den Holzschnitten, vermeint man in den Linien, die im Zickzack den Blick nach oben führen, mögliche Routen und Steige erkennen zu können.

Die Holzschnitte zählen mit den Buntstiftzeichnungen zu den stärksten graphischen Leistungen Egon Hofmanns. Die Beschränkung auf Schwarz/Weiss und die Arbeit an der Platte, das anstrengende Bearbeiten des Hartholzes, unterstreichen und intensivieren seine gestalterischen Grundlagen.

Der Fähigkeit zu „dynamischem Formerleben“ Hofmanns schreibt Wilhelm Jenny in einem Katalog zu der vorhin erwähnten „Sonderausstellung Egon Hofmann“ seine Vorliebe für Motive zu, *„in denen ein ganz bestimmter Zusammenklang von Natur und menschlicher Bautätigkeit stattfindet.“* Die Art, wie Architektur sich dem Formenkanon der Landschaft fügt, wie Siedlungen am Hang oder in Steilküsten (Albanien, Ligurische Küste Italiens) mit der Landschaft korrelieren und zum Teil in „völliger Parallelität“ Schwünge und Konturen aufnehmen, begeistert den Maler. Diese Arbeiten lassen an Karl Hofer denken, den um 1930 ebenfalls die Gleichheit der Formen im Aufbau der Landschaft und menschlicher Architektur reizte und natürlich auch an Cézanne, der als Leitstern über der ganzen Generation von Malern stand. Am Rande vielleicht lustig zu bemerken sind die biographischen Parallelen zwischen Hofmann und Cézanne. Beide führten ein geachtetes bürgerliches Leben, beide kamen erst spät zur Malerei, noch später zu Anerkennung.

Die letzten Jahre vor dem Zweiten Weltkrieg nutzte Hofmann abermals zu ausgedehnten Reisen nach Graubünden, dem Tessin, Oberitalien und den Balearen, aber auch in seine engere Heimat: *„Nach meinen vielen Fahrten in die weite Welt verlangte nun in den alten Tagen die Heimat ihr Recht. Für Hochtouren war ich zu alt geworden, und so gab mir die anders gearbete Landschaft des Mühlviertels Ersatz für die dramatischen Akzente. Mit den Bildern dieser Epoche, vorwiegend aus der Umgebung von Oberneukirchen, wo ich mich auch stark mit der Jagd befaßte, haben sich auch meine Landsleute anfreunden können. Mehr und mehr wurde ich ein Maler der kleinen Dinge. Ich beschäftigte mich auch intensiv mit dem Stilleben; und immer stärker trat die Farbe in den Vordergrund.“* Sicherlich ange-regt von der Farbenpracht und Lebensfreude des Südens werden Hofmanns Bilder nun farblich intensiver, seine Palette reicher, manchmal geradezu bunt. Die analytische Strenge der früheren Arbeiten weicht nun einer poetischeren Sehweise, die Mühlviertler Bilder sind weiche, freundliche Huldigungen an seine nähere Umgebung und Heimat.

In den fünfziger und sechziger Jahren erntet Egon Hofmann die Früchte seiner langen und konsequenten Schaffensperioden. Ehrungen, Auszeichnungen und große Museumsausstellungen würdigen sein Werk. Das Wolfgang Gurlitt Museum in Linz, das Oberösterreichische Landesmuseum und die Secession in Wien zeigen breit angelegte Retrospektiven. Egon Hofmann bleibt bis zu seinem Tod 1972 als Maler und Förderer, insbesondere der oberösterreichischen Kulturszene aktiv. Seine Arbeiten sind heute in wichtigen Museen Österreichs, Deutschlands und der Schweiz vertreten, seine Initiativen zur Förderung zeitgenössischer Kunst — Kulturring der Wirtschaft Oberösterreichs, Atelierhaus in Linz, Künstlervereinigung MAERZ — leben weiter.

Der konsumierte Berg

Mountain Wilderness: Die Deklaration von Biella über die Erhaltung unbeschädigter Gebirgslandschaften

Von Richard Goedeke

Der internationale Kongreß „Mountain Wilderness“ brachte Ende 1987 in Biella namhafte Alpinisten aus vielen Ländern zusammen, um gemeinsames Handeln für die Rettung des Erlebnisraumes Hochgebirge zu besprechen.

Das Motto für den Kongreß und die daraus erwachsene Organisation stammt von Gaston Rebuffat: «Nous avons parfois rêvé de solitude, de silence, de wilderness, ce terme anglais pour évoquer les lieux vastes et sauvages, si difficile à traduire mais si riche d'échos, y compris d'une certaine mélancholie due au goût de l'air, aux teints de la neige, des rochers, des moraines et, loin en bas, de l'herbe, due aussi à la fuite des lignes qui retiennent pourtant une certaine lumière ...» („Wir haben manchmal von Einsamkeit geträumt, von Stille, von Wilderness — dieses englische Wort, um die öden und wilden Orte zu beschwören, so schwierig zu übersetzen, aber so reich an Echos, inbegriffen eine gewisse Melancholie, die von dem Geschmack der Luft herrührt, von den Farbtönen des Schnees, der Felsen, der Moränen und, weit unten, vom Gras, auch herrührt vom Verschwimmen der Linien, die dennoch ein ganz bestimmtes Licht behalten ...“)

Der Kongreß nahm einen Gedanken auf, der 1986 bei der 200-Jahr-Feier der ersten Montblanc-Besteigung aufkam, und fand auf Einladung von CAI und CAAI statt. Die Schirmherrschaft hatte der italienische Umweltminister Ruffo. Im Präsidium saßen CAAI-Präsident Roberto Osio, der bekannte Vulkanologe Haroun Tazieff (Frankreich), Carlo Alberto Pinelli und Lodovico Sella (beide Italien).

Am Beginn standen drei Referate: Patrick Gabarroux (Frankreich) berichtete von krassen Beispielen für Übererschließung und forderte einen Stop der Erschließung weiterer Wintersportflächen. Darüberhinaus begründete er die Forderung nach einem Rückbau der unrentablen Seilbahnstrecke Aiguille du Midi — Pointe Helbronner. Lito Tejada Flores (USA) schilderte die Verschandelung gerade der ganz hohen Berge durch Expeditionsmüll und zurückgelassenes Material (Fixseile) und regte an, den in Richtung auf die Kletterethik so erfolgreichen Begriff des „clean climbing“ auch auf das Expeditionsbergsteigen zu übertragen: „clean expedition“ als Forderung und Herausforderung, sämtliches verwendete Material nicht nur wieder vom Berg herab, sondern auch zurück in die Zivilisation zu bringen. Und warum nicht die Anregung an die besuchten Länder zu geben, die Befolgung solch Grundsätze durch empfindlich hohe

Kautionen zu sichern? Richard Goedeke (BRD) betrachtete die Hintergründe der Beschädigungen der Hochgebirge und legte zugleich dar, welche Chancen die Erhaltung dieses Erlebnisraumes für uns bietet. Nach der Theorie wurde dann im Detail betrachtet, wie z. B. der geplante internationale Naturpark Montblanc aussehen sollte.

In Arbeitskreisen diskutierten die Teilnehmer anschließend Forderungen und Strategien zur Durchsetzung dieser von den Referenten entwickelten Gedanken. Ergebnis waren ein Forderungskatalog an die alpinen Vereine und die Regierungen sowie der Beschluß, „Mountain Wilderness“ als eine Art Lobby-Organisation zur Erhaltung der Hochgebirge weiterzuführen. Dabei wurden sowohl herkömmliche Öffentlichkeitsarbeit als auch spektakuläre Aktionen („Greenpeace for Wilderness“) als Weg gesehen. Die „Deklaration von Biella“ faßt die Ergebnisse und Zielsetzungen zusammen.

In diesem Beitrag dokumentieren wir das mit großem Beifall aufgenommene Grundsatzreferat von Richard Goedeke und die „Deklaration von Biella“. (d. Red.)

Als ich die Einladung bekam, zu diesem Treffen „Mountain Wilderness“ hier in Biella zu sprechen, da war mein erster Gedanke: Das ist eine tolle Sache! Das war schon lange fällig! Und ich sagte mit Freuden zu.

Denn dieses Thema ist mir in zweierlei Weise persönlich wichtig: Erstens: Ich bin Vater zweier Töchter und von Beruf Lehrer. In beiden Rollen, als Vater und als Lehrer, habe ich mich immer wieder zu fragen: Wie wird die Welt aussehen, in die diese jungen Menschen hineinwachsen?

Und da ist heute nicht zu leugnen, daß wir insgesamt dabei sind, unser einmaliges, unersetzliches Raumschiff Erde kaputtzumachen. Und es ist schon heute vorherzusehen, daß künftige Generationen über die atomaren und chemischen Verseuchungen und sonstigen Naturzerstörungen an uns die gleiche Frage stellen werden, die meine Generation der Generation vor uns stellte, nachdem diese es zugelassen hatte, daß sich in Deutschland das verbrecherische Nazi-Regime etablierte, nämlich die Frage: „Ihr habt es doch kommen sehen. Was hast Du damals getan, um es zu verhindern?“



Daß der Montblanc
kein ursprünglicher Berg
mehr ist ... Oben links:
Gouter Hütte. Oben rechts:
Auf dem Normalweg vor der
Aig. de Bionnassay



Ganz oben
Blick vom Bosses-Grat
am Montblanc nach Westen.
In der Mitte die
Aiguille de Bionnassay

Fotos:
F. Stettmayr (2)
G. F. Nudd

Ich gestehe, daß mich diese Frage der Naturzerstörung stark beschäftigt — und daß die daraus folgenden Aktivitäten mich auch oft vom aktiven Bergsteigen fernhalten.

Zweitens: die Hochgebirge, ganz besonders das Montblanc-Gebiet und die Dolomiten, habe ich selbst auf vielen klassischen und neuen Wegen durchstreift. Meine Erlebnisse dabei haben mich tief beeindruckt — sowohl die Glücksgefühle, als auch was gelegentliche Notsituationen angeht. Das bindet mich persönlich an diese Gebirge und läßt mich wünschen, daß sie in ihrer ursprünglichen Wildheit erhalten bleiben.

Was ich zum Thema sagen möchte, versuche ich am Beispiel des Montblanc aufzuzeigen. Dies bedeutet nicht, daß nur dieser Berg schützenswert ist. Im Gegenteil: Auch jeder andere große Berg, der für viele Menschen zum Ziel wird, ist schützenswert. Der Montblanc ist nur ein besonders herausragendes Beispiel, dessen Schutz gerade eben als konkretes Projekt diskutiert wird. Und ich freue mich über die Nachricht hier heute morgen, daß diese Diskussion jetzt schon auf Ministerebene läuft. Was wir an diesem Beispiel Montblanc lernen, ist weitgehend übertragbar und gilt in ähnlicher Weise auch anderswo.

Ich werde meinen Beitrag gliedern wie folgt:

1. Was bedeutet uns ein Berg wie der Montblanc?
2. Was ist dort beschädigt? Warum?
3. Was könnten wir dieser Entwicklung entgegensetzen?
4. Was könnten wir konkret tun?
5. Wie stehen die Chancen für die Verwirklichung dieser Idee?

1. Was bedeutet uns der Montblanc?

Hier sehe ich viele Leute, die schon auf weit größeren Bergen herumgestiegen sind als auf dem Montblanc. Für sie ist ein Berg wie der Montblanc von seinen Dimensionen her ein untergeordnetes Ziel. Aber hier sind auch viele Menschen, die keinen weltweiten Alpinismus betreiben können oder wollen

— sei es, weil ihnen das Geld oder die Zeit dafür fehlt,

— sei es, weil sie sich ihren mitmenschlichen Beziehungen, in denen sie leben, nicht so lange entziehen wollen,

— sei es, weil sie sich scheuen, sich an der Störung der empfindlichen sozialen und ökologischen Strukturen ferner Länder zu beteiligen.

Für diese Menschen hier, in diesem dicht besiedelten alten Europa, ist der Montblanc der größte erreichbare Berg überhaupt. Er ist wegen der relativ niedrigen Lage der Schneegrenze in seinem Charakter wilder als mancher viel höhere Berg in anderen Klimazonen.

Vor allem jedoch hat dieses Bergmassiv selbst für jene, die sich schon an viel höheren Bergen versucht haben, seine einmalige Bedeutung durch seinen Platz in der alpinen Geschichte:

Es war hier, wo das Bergsteigen im heutigen Sinne vor 200 Jahren seine Anfänge hatte.

Es war hier, wo immer wieder Maßstäbe für neue Entwicklungen gesetzt wurden, mit Bergen und Routen, die zugleich Marksteine und Symbole sind und bleiben.

Und so ist es sicher kein Zufall, daß auch viele der weltweit aktiven Bergsteiger dort Touren unternehmen. Und es ist sicher

kein Zufall, daß die Idee eines internationalen Naturparks Montblanc als ein Stück weiße Wildnis zunehmend intensiver diskutiert wird.

2. Was am Montblanc ist beschädigt? Warum?

Daß der Montblanc kein ursprünglicher Berg mehr ist, das läßt sich kaum übersehen:

Markierungen und Spuren weisen den Weg, von den absichtslos hinterlassenen Trittspuren in Schnee und Schutt über Stangenreihen und Farbklecke bis hin zu abgewetzten Karawanentrassen und asphaltierten Rollbahnen.

Steighilfen erleichtern Auf- und Abstieg, vom beruhigenden Sicherungshaken in der Kletterroute über die Via Ferrata eines Hüttenzustiags bis hin zur Bergbahn oder zum zur Skipiste umgebauten Berghang.

Müll und Abfälle begegnen uns bis auf die Gipfel, vom verlorenen Alufolienschnipsel über die Dosen- und Plastikhalde bei der Hütte bis zu Gebäuderuinen und Seilbahnschrott.

Und die Umgebung des Berges ist zersiedelt und gefüllt mit Häusern und Asphalt und Beton und Abgasen und Lärm und Hektik. Wir haben die Städte mitgebracht ins Gebirge.

Dies alles sind direkt sichtbare Veränderungen. Jedoch sie verändern zugleich unser Erlebnis:

- Der mit der Bergbahn oder dem Hubschrauber erreichte Gipfel bietet zwar noch seine Aussicht — aber nicht mehr das Drama der Herausforderung und der Erprobung unserer Fähigkeiten.
- Die mit Seilbahn oder Hubschrauber erreichte Wand bietet zwar die gleiche Abfolge von Kletterstellen, aber nicht mehr das gleiche Erlebnis (und auch nicht die gleiche Leistung) wie die gleiche Wand nach der großen Meditation — und Strapaze — eines langen Zustiegs auf eigenen Füßen.
- Selbst der aus eigener Kraft bestiegene Berg, an dem wir auf Schritt und Tritt über die Kreationen der Verpackungsindustrie und lieblos liegengelassenes Gerümpel stolpern, ist kein Ort mehr, an dem wir gerührt werden von der Erhabenheit der Gebirgswelt. Auf einer Müllhalde philosophiert man nicht über die Schöpfung, sondern höchstens über ihre Banalisierung.

Zum Erlebnis eines großen Berges gehört die Begegnung mit einer Welt ohne Lineal und ohne rechten Winkel und ohne standardisierte Farben und Formen, die Begegnung mit der Einsamkeit und der Stille und der ganz großen Anstrengung. Der eingerichtete, abgelatschte, verschlissene Berg bietet nicht mehr das Erlebnis wie der ursprüngliche Berg. Schlimmer noch: Weil er die Herausforderung des großen Berges verbraucht, verhindert er sogar, daß Menschen Berge als ursprüngliche Berge erleben. Aber um des Erlebnisses willen besteigen Alpinisten doch die Berge — zumindest ist das gängige alpine Ideologie: „Erlebnis der Gebirgswelt, der Natur“, „Erlebnis der eigenen Leistungsfähigkeit“, „Erlebnis der eigenen Grenzen“ . . .

Allerdings: Wenn das tatsächlich immer zuträfe, dann wären die Bergsteiger doch schizophoren, wenn sie sich einen Teil des Weges zum Gipfel ersparen, wenn sie den Berg gar nicht in seiner

ganzen Größe erleben. Und wenn sie nicht alles vermeiden, was die Intensität des Erlebens mindert — die Eile etwa oder die Überfütterung mit Sinneseindrücken und die Überfütterung mit Informationen, die das Staunen verhindert.

Aber ist das Erlebnis vielleicht oft nur ein Vorwand, eine Motivation, die wir anderen — und vielleicht auch uns selbst — nur vormachen, obwohl es eigentlich mehr um etwas anderes geht? Geht es nicht vielleicht mehr um die Trophäe? Die Route „gemacht“ (oder auch „sportlich einwandfrei gemacht“), den Gipfel „gemacht“. Ist das nicht vorrangig: Statussymbole-Häufen, Punkte-Sammeln im ewigalten Wettbewerb um soziale Anerkennung?

Wenn wir ehrlich sind: Einen Gipfel erreicht, eine Route hinter uns gebracht zu haben — das bedeutet noch lange nicht, sie in allen Dingen erlebt zu haben. Die Trophäe ist nicht das Erlebnis. Haben ist nicht Sein.

Allerdings: Wenn wir unser Verhalten selbstkritisch betrachten, dann müssen wir zugeben, daß die soziale Anerkennung nur zu oft eine wesentlichere Motivation für unsere alpinen Unternehmungen ist als das eigene persönliche Erleben selbst. Und wenn das so ist, dann ist es nur logisch, das Angebot an Steighilfen zu benutzen. Wenn ihre Existenz allgemein bekannt ist, dann wird das für die (unausgesprochene) Bewertung der Trophäe ja stillschweigend vorausgesetzt.

Davon abgesehen: Bei Benutzung all der Steighilfen, Bahnen, Erleichterungen kann man auch in weniger Zeit mehr Trophäen sammeln, auch die kleine Wetterbesserung für eine vorzeigbare Tour nutzen und, und, und . . .

Wenn wir es recht betrachten, dann sind wir, wenn wir die Trophäe wichtig nehmen, nur zu sehr Kinder unserer Zeit. Dann stecken wir in den gleichen Denkschablonen, wie sie sonst im Leben und bei wirtschaftlichen Entscheidungen gelten, wie sie in uns aufgebaut sind durch Gewöhnung und Bequemlichkeit und Überredung und Manipulation:

Denkschablone 1: Alles ist machbar

Der *Mord am Unmöglichen* durch die Anwendung technischer Hilfsmittel ist nur die Konsequenz eines platten Fortschrittsglaubens und wird mit vielfältigen Varianten durchgespielt: Ob es nun der zur Skipiste umgebaute Berghang ist oder die Seilbahn auf den Viertausender oder auch das Supertraining mit Griff zu Anabolika und Doping . . .

Denkschablone 2: Alles ist käuflich

Der Helikopter zum Gipfel oder Einstieg, das Seilbahnticket vom Talgrund zum Eisgipfel oder für den Skizirkus, die Topausrüstung, die Sondergenehmigung für die Villa im Naturschutzgebiet . . .

Denkschablone 3: Gewinnmaximierung ist gut

Möglichst wenig Investition zur Erreichung des gewünschten Nutzens erhöht die Rendite — ob es nun die weggeworfene Dose oder die liegengelassene alte Seilbahnstütze ist: Das Runterbringen ins Tal und ihre schadhafte Beseitigung wären zusätzliche Unbequemlichkeit, Mühe, Kosten. Die Schließung der

Skipiste, bevor die Stahlkanten der Abfahrenden Grasnarben und junge Bäumchen abrasieren, würde die Nutzungsdauer verkürzen und den Gewinn schmälern . . .

Denkschablone 4: Kurzfristige Gewinnmitnahme ist clever

Vorteile jetzt, die Schäden später, für die anderen, nach uns Kommenden. Nach uns die Sintflut. Etwa beim Zugriff des Abfahrtsskilaufs auf das Gebirge, der im Winter Geld bringt und für den Sommer dem Gebirge den Reiz stiehlt, wenn die Liftanlagen und Pistenrampen nur häßlich herumstehen und die im Winter verstreuten und vom Schnee gnädig zugedeckten Abfälle unbarmherzig wieder auftauchen. Oder bei der Autostraße, die dem Bergrestaurant die Gäste bringen soll, auch um den Preis, ein Tal für immer zu verschandeln und den Wald zu verlärmern und zu vergiften. Oder bei den Abfällen, die der ach so naturbegeisterte Backpacker unter einem Stein versteckt, weil er zu faul ist, sie hinabzutragen und weil er sowieso nicht wieder an die gleiche Stelle zurückkehren will. Oder die Hüttenmüllhalde, die wächst und wächst . . .

Aber wenn wir ehrlich sind, dann erkennen wir, daß es nicht nur die bösen Geschäftemacher dort unten im Tal sind, sondern daß wir auch selbst durch unüberlegte Nachfrage nach der Erleichterung und durch den eigenen Griff zur angebotenen Bequemlichkeit mitwirken an diesem Prozeß, den Berg zu verändern. Denn der Berg wird dadurch verändert, wenn er mit weniger Anstrengung zu haben ist. Er wird reduziert auf handliche Portionen, er wird weniger ernst, er wird besser vermarktet, auch für ganz viele Menschen. Auch für Menschen, die zu ungeduldig sind, sich wirklich auf ihn vorzubereiten.

Die überfüllen ihn dann und überlasten ihn schon durch ihre allzu große Zahl. Schlangestehen, Anonymität, Aggressionen bewirken wiederum nacktes Konkurrenzverhalten, Verwahrlosungserscheinungen, Slumatmosphäre, wie in einer großen anonymen Stadt . . .

In letzter Konsequenz zerstört das von raschem Konsum und Wegwerfen bestimmte Verhalten nicht nur den Berg und das Erleben auf ihm, sie zerstört auch die seelische und physische Gesundheit der Menschen.

3. Was können wir tun?

Nur dastehen und jammern?

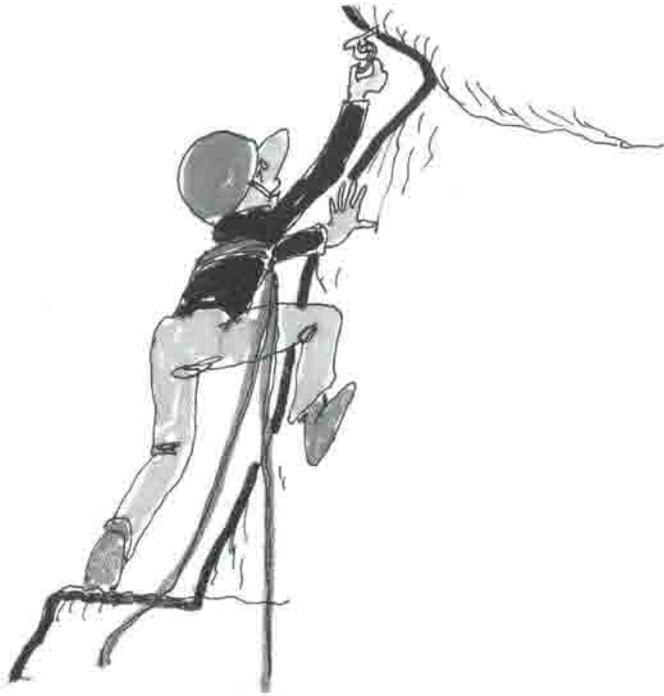
Mir ist das zu wenig. Aber wenn wir die Entwicklung beklagen, so kann doch das Aushalten solch unbequemer Gedanken in uns auch Gegenbewegungen in Gang bringen:

Zum Beispiel: Wollen wir nicht vielleicht doch das persönliche Erlebnis wichtiger machen als die Trophäe? Wollen wir nicht doch versuchen, mehr vom Abenteuer zu erhalten? Wollen wir nicht doch dem Berg erlauben, größer zu bleiben? Auch wenn wir selber dann vielleicht das eine oder andere Ziel nicht gleich oder auch gar nicht erreichen können? Immerhin würde eine solche Erschwernis ja zugleich bedeuten, daß die Trophäen wieder wertvoller würden.

Oder: Begreifen wir diesen Berg als ein einmaliges Naturkapital, das weit länger und höher Zinsen bringt, wenn es ungeschmälert erhalten bleibt!

Wir wollen
den Berg
zum Anfassen

Zeichnungen:
W. Kargl



Das gilt in kleinen und großen Dingen: Wo kein Müll ist, fühlen wir uns wohler. Mit gesunden Wäldern und sauberem Wasser läßt es sich besser werben als mit erodierenden Mur- und Lawenhängen und stinkenden Kloakenkanälen. Allerdings dürfen wir den Kampf gegen die Naturzerstörung nicht nur in den Reservaten und Naturparks im Gebirge führen. Wir müssen uns auch außerhalb einmischen. Bei den Industrie- und Verkehrsabgasen zum Beispiel, oder bei der Energiewirtschaft. Wir können das Ökosystem Gebirge nicht erhalten, ohne die Ursachen des Sauren Regens zu beseitigen. Und Tschernobyl hat uns gelehrt, daß die Atomenergie uns sogar aus großer Entfernung noch das Abenteuer Hochgebirge rauben kann — durch die Verseuchung des Gebirges ebenso wie dadurch, daß sie unsere Gesundheit schädigt. Der aktuelle politische Streit hier in Italien um das Referendum über die Atomenergie ist auch zugleich Teil der Entscheidung über die Zukunftsperspektiven von so herrlich überflüssigen Spielen wie dem Bergsteigen. Andererseits können so herrlich überflüssige Spiele wie das Bergsteigen uns helfen, daß wir die Freude am Leben und den Mut zum Leben behalten. Und da kann uns so ein Berg wie der Montblanc viel geben:

Wir könnten aus dem Montblanc eine „Kultstätte für Bergsteiger“ machen, in höherem Maße, als er es heute schon ist. Solch ein Berg in diesem Kontinent mit unserer Mentalität wird kein Kailas sein können, kein heiliger Berg, ausschließlich zum Anschauen, gar ausschließlich zum Anbeten.

Wir Europäer wollen nicht nur Kontemplation, sondern auch äußere Aktion.

Wir wollen eine besondere Art von kultischen Prozessionen — hinauf!

Zum Beispiel: früh um 2 Uhr von der Aiguille du Gouter in Richtung Montblanc-Gipfel.

Oder rituelle Tänze — hinauf!

Zum Beispiel: Steilwandballett in der Ost- und Südwand des Grand Capucin . . .

Wir wollen den Berg zum Anfassen.

Wir wollen auch die Auseinandersetzung mit dem Berg.

Aber so könnten wir ihn ja haben. Wir könnten das auch von uns so stark verinnerlichte Prinzip der Gewinnmaximierung einmal im ideellen Sinne anwenden: Möglichst intensives Erleben zu gewinnen.

Denn wenn wir den Berg als ursprünglichen Berg mit seinen ursprünglichen Herausforderungen erhalten wollen, dann geht es nicht bloß um den Berg, nicht bloß um diese Massen von Fels und Schutt und Eis und die daran lebenden Pflanzen und Tiere. Es geht zugleich um die Erhaltung einer bestimmten Qualität von Naturerlebnis und einer bestimmten Qualität der Selbsterfahrung.

- Es geht um die Chance, in der besser überschaubaren Welt des Hochgebirges zu erkennen, daß wir Entscheidungen treffen können und unausweichlich ständig treffen (auch dann, wenn wir sie aufschieben). Und zu erkennen, daß wir verantwortlich sind für die Folgen dieser Entscheidungen!
- Es geht auch um die Chance, zu erfahren, daß wir für erfülltes Leben viel weniger als gewohnt von all den Waren und Dienstleistungen brauchen, deren Bereitstellung die ökologische Balance unseres Planeten gefährdet.
- Es geht um die Chance, aus den Konsumzwängen herauszufinden zu können.
- Es geht um die Chance, zu lernen, daß Mehr-Sein mehr ist als Mehr-Haben.

Die Schlüsselfrage dafür wird sein: Wie können wir die Weisheit, daß der Berg für alle Bergsteiger als ein großer, ursprünglicher Berg am meisten wert ist, uns Bergsteigern selbst nahebringen?

Denn nur dann können wir andere Menschen davon überzeugen!

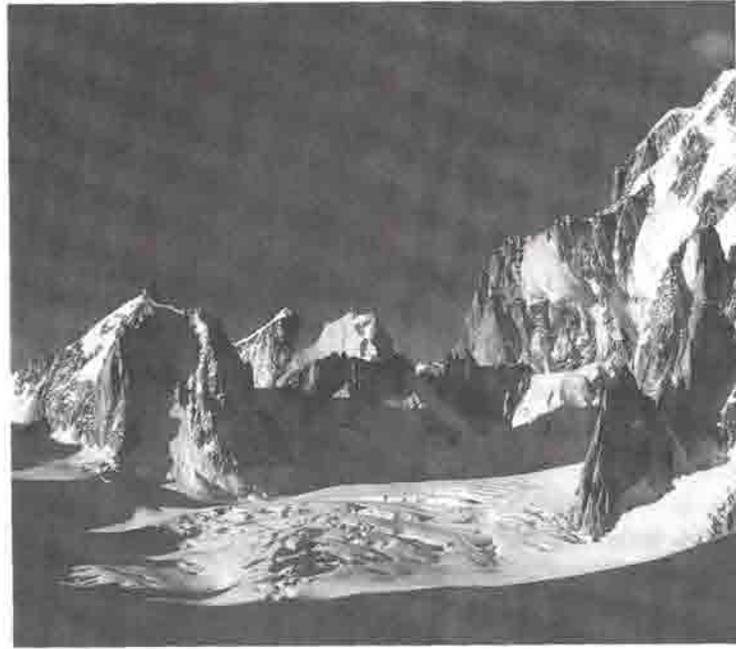


Die Schlüsselfrage

4. Wie könnte die bewußte Pflege des Montblanc-Gebietes als „Mekka für Bergsteiger“ praktisch aussehen?

Als erstes und wichtigstes: Die ersten praktischen Maßnahmen müssen die grundsätzlichen Verbote einer weiteren Erschließung sein. Sie sollten möglichst rasch in Kraft treten. Mit den Veränderungen heutiger Gewohnheiten dagegen sollte man behutsam vorgehen, weil zugleich die Bereitschaft für einen besseren Schutz des Gebietes in den Köpfen und Herzen der Menschen erst wachsen muß. Radikalere Forderungen kann man immer noch nachreichen, wenn es sinnvoll und nötig erscheint. Folgende Maßnahmen können aber sofort gesetzt werden:

1. Striktes Verbot von allen motorisierten Fortbewegungsmitteln wie Motorschlitten, Motorrädern o. ä. (Sie wirken in der Fläche.)
2. Striktes Verbot für Flugzeug- und Hubschrauberlandungen zu touristischen Zwecken (Für Rettungseinsätze müssen sie zulässig bleiben. Es wäre unmenschlich, für Fehleinschätzungen — oder auch nur Pech — die Todesstrafe einzuführen!)
3. Beschränkungen der festen Stützpunkte auf die heutigen Hütten (Sie sind auch im Rahmen eines Naturparkes sinnvoll, weil sie die Besucher auf bestimmte Stellen konzentrieren und damit automatisch andere Bereiche ruhiger halten. Aber keine neuen Hütten, keine Steigerung des Komforts, keine größere Erweiterung der Hütten, eventuell sogar Rückbau, besonders bei einigen Biwakschachteln).
4. Keine neuen Seilbahn-, Bahn- oder Liftprojekte (Die bestehenden Bahnen zur Midi, zum Rif, Torino, zum Glacier de Bionnassay, zu Gr. Montets und nach Montenvers sollten erhalten bleiben. Auch sie konzentrieren den Besucherverkehr, wenn sie auch zum erhöhten Verschleiß einiger seilbahnnaher Routen führen. Die ohnehin oft gestörte Bahn Midi — Pointe Heilbronner sollte abgebaut werden. Als schnelle Verbindung von Chamonix nach Courmayeur ist sie ohnehin durch den Tunnel überholt. Obendrein hätten die Bergführer für Touristenführungen in Vallée Blanche wieder mehr Klienten!)
5. Keine neuen Straßenprojekte! Im Gegenteil wäre eine Sperrung der oberen Talabschnitte des Val Veni und des Val Ferret für den allgemeinen Autoverkehr sinnvoll, um an dieser Seite das hier noch gut erhaltene Ensemble vom Talgrund bis zum Gipfel ungestört zu halten (Noch eindrucksvoller wäre es, die Straße hier zurückzubauen!)
6. Gründliche Müllsammelaktionen an besonders verwahrlosten Stellen mit Rücktransport des Mülls ins Tal! Diese sind besonders fällig in der Umgebung der Seilbahnstationen, bei vielbesuchten Hütten und Gipfeln. Sie müßten dort auch regelmäßig wiederholt werden, um die Atmosphäre von Verwahrlosung und Resignation zu beseitigen, die von verdreckten Bereichen ausgeht und zum Wegwerfen von noch mehr Unrat animiert. Hier könnten Militäreinheiten für Sonderaktionen sehr hilfreich wirken. Die Kosten könnten auch über Seilbahntickets und Hüttengebühren umgelegt werden.



7. Die Hütten und Bergrestaurants müßten zugleich bezüglich ihrer Müll- und Abwasserbeseitigung saniert werden, mit Rücktransport des Mülls ins Tal. Zugleich sollte ihre Energieversorgung möglichst umweltverträglich sein.

8. Pistenskilauf muß wieder aus dem Bereich der steilen Talhänge herausgenommen werden. Die dort schon geschaffenen Pisten sollten zurückgebaut und wieder bewaldet werden — bevor Erosion, Muren und Lawinen sie ausweiten.

9. Zu erwägen ist auch ein Verzicht auf einen Teil der Markierungen, zumindest in den ruhigeren Bereichen, um nicht weniger Erfahrene unnötig in solche Bereiche hineinzulocken (Dies würde zugleich auch wieder die Nachfrage nach Bergführerdiensten erhöhen.)

10. Die vielfältigen Möglichkeiten, in einem solchen Gebiete zu lernen — über die Natur und über uns selbst —, benötigen auch Menschen und Institutionen, die diese Lernprozesse bewußt fördern. Ansätze dafür gibt es wie im Maison de l'Haute Montagne, dem Schaugarten am Col des Montets usw., es ist jedoch weit mehr sinnvoll — vielleicht auch bis hin zu den „Rangers“ der amerikanischen Nationalparks!

Natürlich würden solche Veränderungen eine größere Attraktivität für aktive Bergsteiger bedeuten. Noch mehr Menschen würden kommen.

Die Bewohner der Täler werden sich darüber freuen, weil sie mehr Gäste haben. Das bedroht die landwirtschaftliche Nutzung, die für die Erhaltung der Landschaft nötig ist. Es wäre sinnvoll, die Bauern für unrentable Bewirtschaftungsmaßnahmen zu bezahlen! Im Gebirge dagegen wird es an den Hauptzielen noch mehr Probleme geben mit der Überfüllung. Sie ist sehr ernst zu nehmen, denn sie schadet sowohl dem ökologischen Gleichgewicht als auch der Qualität des Erlebnisses.

Aber es läßt sich ja vielleicht auch die Zahl der Menschen begrenzen, die von den Bahnen täglich hinaufbefördert werden dürfen (Genauso, wie es an den südfranzösischen Höhlenmalereien eine Begrenzung der Zahl der Besucher gibt, weil sie sonst zerstört würden).

Denn wenn die Leute zu Fuß hinaufsteigen müssen, dann reduzieren sich die Zahlen der Besucher ganz von selbst. Man



braucht niemandem das Betreten des Gebirges zu verwehren. Es würde genügen, dafür zu sorgen, daß für das Erlebnis des Hochgebirges der ursprüngliche Preis zu entrichten ist: Nicht Geld, sondern Schweiß!

Unter den Bewohnern der Täler hätten sicher die meisten von einer Aufwertung des Gebirges zum Naturpark und der dadurch bewirkten Steigerung der Attraktivität wirtschaftliche Vorteile — Nachfrage nach Quartieren, Zeltplätzen, Dienstleistungen . . . Sie sind deshalb sicher in der Mehrheit als Verbündete für einen Naturpark zu gewinnen. Und gegen die wenigen Baulöwen und sonstigen Geschäftemacher, die durch hemdsärmelige Projekte die Landschaft kaputtbauen wollen, gegen die müssen wir streiten, mit Phantasie und Ausdauer!

Die Regierungen der drei Länder mit Anteil am Montblancmassiv müßten natürlich für das Projekt gewonnen werden. Das sollte möglich sein, denn sie hätten alle drei Vorteile daraus: Wenn man das Gebiet unter einem Begriff „Naturpark“ zusammenfaßt, dann hebt das jeweils das Ganze — und damit auch alle drei Seiten des Gebietes — ins Bewußtsein. Zugleich könnte jede Seite ihren eigenen Schwerpunkt bewußt herausarbeiten: Die Nordseite als Verkehrsachse mit aller Art von mondänem Flair, die Südseite mit ihren gut erreichbaren, jedoch weitgehend ruhig erhaltenen Tälern, die Ostseite als zahmeres Gebiet. Die Sensibilität der Regierungsvertreter für Fragen des nationalen Prestiges sollten wir nutzen, um einen edlen Wettstreit zu entfachen, wie man die Erhaltung und den Schutz des Gebietes am wirkungsvollsten realisiert.

Verbündete für einen Naturpark sind auch die Medien, denn die Schutzwürdigkeit eines Gebietes wie des Montblancmassivs läßt sich mühelos überzeugend darstellen.

Verbündete für einen Naturpark sind schließlich alle Besucher, die hierher kommen. Sie wenden ja Zeit, Geld und Mühe für die Reise auf. Sie sind auf die landschaftliche Schönheit des Gebietes hin ansprechbar. Und es sollte bei ihnen um Verständnis für Erhaltungsmaßnahmen und für vernünftiges Verhalten der Besucher geworben werden.

Nicht zuletzt mit der Frage, die auch ihre Kinder ihnen stellen könnten: „Was hast Du für die Erhaltung dieses landschaftlichen Juwels getan?“

Mountain Wilderness

Deklaration der Grundsätze der Konferenz von Biella

1. Der Begriff „Mountain Wilderness“

1.1 Der Begriff Wildnis bedeutet mehr als bloß Natur in ihrem wilden, ursprünglichen Zustand, mehr als vom Menschen nicht umgestaltete Natur, sondern er schließt auch psychologische und ethische Werte mit ein. Dies gilt besonders aus der Sicht des Bergsteigers.

1.2 Mit „Mountain Wilderness“ meinen wir alle jene unbeschädigten Gebirgslandschaften, in denen alle, die es wünschen, in direkten Kontakt mit großen, offenen Räumen kommen und ihre Einsamkeit und Stille, ihre Rhythmen und Dimensionen, ihre natürlichen Gesetze und natürlichen Gefahren erleben können. Der Wert der Wildnis für uns Menschen liegt vor allem in ihrer Möglichkeit, eine intensive, schöpferische Beziehung zwischen zivilisierten Menschen und natürlicher Umwelt zu provozieren. Diese Beziehung gibt, wenn sie echt ist, dem Abenteuer seinen eigentlichen Wert.

1.3 Die Erfahrung von Wildnis ist besonders wichtig für heutige Bergsteiger und Bergsteigerinnen, die in komplizierten, in Teilbereiche aufgelösten Gesellschaften leben. Sie kann ein wirksames Gegengift gegen die Wirkungen eines Systems sein, das dazu neigt, Individualität einzuebrennen, Verantwortung einzuschränken, Bedürfnisse und Verhalten zu manipulieren und die persönliche Unabhängigkeit zu beschneiden.

1.4 Als eine Folge ist es wichtig, daß wir uns bewußt werden, wie vielfältig ökologische Werte mit ethischen, ästhetischen und Verhaltens-Werten verflochten sind. Die Bedeutung des Bergsteigens in unserer Kultur liegt in diesen Zusammenhängen.

2. Verwahrlosung der Wildnis und die Verantwortung dafür

2.1 Alle bergsteigenden Menschen und ihre Organisationen tragen gemeinsam die historische Verantwortung für die Verwahrlosung der Gebirgswildnis in den Alpen und in der übrigen Welt. Obwohl solche Eingriffe oft indirekt oder unbeabsichtigt waren, können die Bergsteiger die Schuld daran nicht von sich abwälzen. Mangel an Problembewußtsein und Unfähigkeit sind keine Entschuldigung.

2.2 Der Wunsch, möglichst viele Menschen mit dem Gebirge in Kontakt zu bringen, ist theoretisch lobenswert. Aber er hat oft dazu geführt, daß zu viele Menschen das Gebirge überfüllten. Um die steigende Nachfrage zu befriedigen, wurden neue Hütten gebaut, bestehende erweitert, auf vielen Routen Fixseile und Leitern und Bergbahnen installiert, neben einer Fülle weiterer Konsumanreize. Aber diese Politik ist kurzsichtig und enthält ein schwerwiegendes Fehlurteil. Sie übersieht die Tatsache, daß die Wildnis-Werte, wie etwa Einsamkeit, den Kern des Bergerebens ausmachen.

Wir glauben, daß der Entwurf, die Ausführung und die Aufnahmefähigkeit von Schutzhütten nicht von der Nachfrage der möglichen Besucher abhängen soll, sondern sich vielmehr an der Zahl der Menschen orientieren muß, die die natürliche Landschaft (die durch eben diese Schutzhütten zugänglich gemacht wird) aufnehmen kann, ohne der Qualität des Erlebnisses zu schaden. Darüber hinaus glauben wir, daß feste Unterkünfte und Hütten auf keinen Fall in Kletterrouten, nahe bei Gipfeln oder an sonstigen Stellen gebaut werden sollten, an denen sie landschaftliche oder historische Besonderheiten stören.

2.3 „Mountain Wilderness“ ist auch ernsthaft bedroht von mechanischen Transportmitteln aller Art. Die Gemeinde aller bergsteigenden Menschen unterstreicht nochmals ihre Gegnerschaft zur ungezügelten Weiterverbreitung des alpinen Skilaufs mit seiner ausgedehnten, gewinnorientierten Infrastruktur und seinem seichten kulturellen Angebot.

Es ist dringend nötig, den Wintersport strengen Regelungen zu unterwerfen — sowohl auf nationaler wie auf internationaler Ebene. Zusätzlich sollte der Gebrauch von Hubschraubern und Flugzeugen für Abfahrtskillauf unattraktiv gemacht und verboten werden, ebenso wie der Bau neuer Seilbahnen auf Berggipfel, Scharfen oder Gletscher und die weitere Verbindung von Alpentälern durch Skilifte — mit all der damit einhergehenden Zerstörung der natürlichen Landschaft, die solche am Skilauf orientierten Baumaßnahmen bedeuten.

2.4 Selbst Handlungen, die aus streng ökologischer Sicht nicht sehr schädlich sind, können Anlaß zu Kritik geben, weil sie den möglichen Reichtum des Gebirgserlebnisses verändern, begrenzen oder verringern. Eine Reihe von Fixseilen in einer Felswand kann diese ihrer ganzen geheimnisvollen Herausforderung berauben. Darüber hinaus sind wir Zeugen, wie sich bestimmte fragwürdige Verhaltensweisen gegenüber dem Gebirge ausbreiten. Sie werden charakterisiert durch ein neues Interesse am Konsumvergnügen und scheinen — obwohl sie die Umwelt nicht direkt zerstören — eine Sichtweise zu verbreiten, die die Berge zur bloßen Kulisse für athletische Betätigung macht.

2.5 Wir müssen die Frage stellen, ob die Verbreitung technischer Beschreibungen und Führerwerke eine mögliche Bedrohung der Werte von Wildnis ist, indem sie die Möglichkeit für persönliches Entdecken verringert und so die Befriedigung reduziert, die das Bergerlebnis geben kann.

2.6 Wir sehen eine Schädigung im Geist des Bergsteigens, die weniger offensichtlich, aber nicht weniger schädlich ist als die Verwahrlosung der Gebirgsnatur. In dieser Hinsicht haben die Bergsteiger und Bergsteigerinnen mit großen Ansehen eine große Verantwortung, ihrem Beispiel wird gefolgt. Es ist sinnlos, über die Reinheit der Bergwelt zu predigen und Petitionen zur Verteidigung der Wildnis zu unterschreiben, wenn die eigenen Handlungen nicht den eigenen Forderungen entsprechen. Das Streben nach Ruhm, gutem Abschneiden im Wettbewerb oder wirtschaftlichem Gewinn kann die Unterstützung zum Erhalt der Werte von Wildnis zur Heuchelei machen. Sicher kann kein Bergsteiger und keine Bergsteigerin die inneren Beweggründe anderer Bergsteiger oder Bergsteigerinnen gültig beurteilen oder ihre Entscheidungen kritisieren, indem er oder sie versucht, aus den freien Spielregeln moralische Grenzen zu machen. Aber es ist keine Frage, daß unsere Glaubwürdigkeit bei der Verteidigung der Bergwelt davon abhängt, ob unser Handeln mit unseren erklärten Meinungen übereinstimmt.

2.7 Unglücklicherweise ist solche Übereinstimmung bei vielen Expeditionen in den Himalaya, in die Anden und andere wilde Gebirgsgruppen bis heute nicht festzustellen. Die Verantwortung für die augenblickliche Verschlechterung der Wildnis-Qualität dieser außerordentlichen Gebirge lastet schwer auf den Schultern von Bergsteigern und Trekkern. Und noch mehr auf den Spitzenbergsteigern. Für die Bergsteigergemeinde ist die Zeit gekommen, die dringende Aufgabe anzupacken, einen strengen Verhaltenskodex zu entwickeln und dafür zu sorgen, daß er eingehalten wird.

2.8 In diesem Sinne ist das Zurücklassen von Hochlagern und Fixseilen oder auch schon das Vergraben von Abfällen eine ernste Sache. Selbst wenn man durch Notfälle dazu gezwungen wird, muß hinterher alles versucht werden, alle Spuren der Besteigung zu beseitigen.

2.9 In wasserarmen Gebirgen, und in jedem Falle oberhalb der letzten menschlichen Siedlungen, müssen Expeditionen auf die Verwendung von Holz zum Heizen völlig verzichten. Der häufige Durchzug von Bergsteiger- und Trekking-Gruppen verursacht die Verödung von Hochtälern und die Zerstörung des kostbaren Vegetationsmantels, der in der Höhe nur unglaublich langsam wachsen kann. Eine einzige Abendmahlzeit für Träger kann die Vernichtung von Dutzenden kleiner, aber manchmal jahrhundertalter Bäume bedeuten.

3. Mountain Wilderness und Gebirgsbevölkerung

3.1 Das wiederholte Durchziehen von großen Expeditionen und der ständige Strom von Trekkern verursachten tiefgreifende Veränderungen im Leben der lokalen Bevölkerung, in ihrem materiellen Wohlergehen, in ihren Werthaltungen, in der Beschaffenheit ihrer Sozialstruktur und in ihrer traditionellen Kultur. Es ist schwierig abzuschätzen, wie weit diese Veränderungen positiv oder negativ sind, weil selbst die Experten sich darüber nicht einig sind. Es erscheint jedoch vernünftig, anzunehmen, daß die plötzliche Zufuhr von Geld und materiellen Gütern — zu denen die Jungen mehr Zugang haben als die Alten — eine destabilisierende Wirkung hat, indem sie typisch „westliche“ Werte in traditionsreiche Gesellschaften hineinbringen, die nicht darauf vorbereitet sind, damit umzugehen. Indem er zum Verfall traditioneller Lebensstile führt, kann dieser Kontakt mit ausländischen Expeditionen traditionelle Gesellschaften in eine echte ökonomische Krise stürzen, wenn diese neue Quelle von Geld und Arbeit plötzlich entzogen würde. Dazu muß das dürftige historische und anthropologische Vorwissen der meisten Bergsteiger und Bergsteigerinnen ebenso erwähnt werden wie die daraus folgende Schwierigkeit, ihre eigenen westlichen Vergleichsrahmen zu überwinden und die kulturellen Unterschiede auch dort zu akzeptieren und zu respektieren, wo sie uns unverständlich erscheinen. Wir hoffen, daß die Diskussion solcher Fragen zunimmt und unser Verständnis dafür wächst. Niemandem darf die Möglichkeit gleichgültig sein, daß sein oder ihr Verhalten ethische, soziale oder kulturelle Verelendung anderer Menschen verursachen kann. Kein Bergsteiger und keine Bergsteigerin darf die Augen vor den Gefahren schließen, denen wir in der Ausübung unseres Sportes andere Menschen — vielleicht ohne es zu wissen — ausgesetzt haben.

3.2 Die Beziehungen zwischen Bergsteigern im weitesten Sinne und den Bergvölkern sind zu komplex, um hier gültig und vollständig abgehandelt zu werden. Trotzdem sind die Probleme aus diesen Beziehungen real, und die Gemeinschaft aller bergsteigenden Menschen muß sich mit ihnen beschäftigen.

4. Strategie

4.1 Die Maßnahmen, die bisher von den alpinistischen Vereinigungen zum Schutze der Umwelt ergriffen worden sind, haben bisher praktisch nur sehr begrenzte oder völlig unbedeutende Ergebnisse gebracht. Dafür gibt es zwei Gründe:

a) Weil diese Maßnahmen bisher nur gelegentlich und vereinzelt geblieben sind, indem sie sich mehr mit den Symptomen als den Ursachen der Umweltprobleme abgaben.

b) Weil gewöhnlich diese Maßnahmen auf verbale Proteste beschränkt blieben, statt konkrete aktive Strategien zu verfolgen.

4.2 Es ist Zeit für entschiedenes Handeln. Bergsteiger und Bergsteigerinnen aus aller Welt, versammelt zur Mountain-Wilderness-Konferenz in Biella, haben beschlossen, eine neue Art von Organisation oder Bewegung zu schaffen, die unkonventionelle und wirksame Strategien zum Schutz der letzten wilden Räume der Erde anwenden will. Teil dieser Strategien werden Handlungen sein, die sowohl konkret als auch zugleich von großer Symbolkraft sind. Sie sollten als eine Art idealer Provokation die Vorstellungskraft der Menschen beflügeln, um unter den Besuchern der Gebirge ein stärkeres ökologisches Bewußtsein zu schaffen.

4.3 Diese Bewegung, in Biella geboren, soll „Mountain Wilderness“ genannt werden und international sein. Für 1988/89 soll sie ihre Zentrale in Italien haben.

Der Biella-Kongreß hat 21 Repräsentanten und Repräsentantinnen gewählt, denen die Aufgabe anvertraut ist, dieser Bewegung eine formale oder gesetzliche Basis zu geben und ihre formale Struktur zu regeln und zu entwickeln.

Sie sollten auch diejenigen benennen, die ihre praktischen Aktivitäten leiten und für die Verwirklichung der Ziele der Bewegung arbeiten. Diese 21 Repräsentanten werden für 2 Jahre gewählt.

5. Kurzfristige und langfristige Ziele der „Mountain Wilderness“-Bewegung

5.1 Die Bewegung hofft, Bergsteiger- und Naturschutz-Organisationen in den verschiedenen Ländern wie folgt zu beeinflussen:

a) Wirken für einen grundlegenden Wandel in der Einstellung von Bergsteigern im Sinne auf eine größere Übereinstimmung mit Wildnis-Werten; Stellungnahme gegen Kommerzialisierung und Überfüllung der Berge; Werben für eine höhere Sensibilität für ökologische Fragen bei jungen Menschen ebenso wie bei Bergführern, Ausbildungspersonal und Trekkingleitern und -leiterinnen.

b) Hilfe, die Umweltpolitik solcher Organisationen aktiver und effektiver zu machen; Interventionen, wenn solche Organisationen negative Umweltpolitik betreiben.

5.2 Vorschläge für konkrete Aktion werden ein wichtiger Teil der Tätigkeit der Bewegung sein, z. B.:

a) die Machbarkeit von Parks und Schutzzonen in Gebieten, wo Hochgebirgswildnis noch geschützt oder wiederhergestellt werden kann, studieren und ihre Einrichtung vorschlagen und vorantreiben (z. B. Internationaler Park Montblanc, Hohe-Tauern-Nationalpark, einige noch intakte Gebiete in den Dolomiten . . .)

b) Unterstützung von Bergsteigen im Alpinstil im Himalaya und anderen abgelegenen Gebirgen (leichte und ultraleichte Expeditionen); Empfehlungen, daß Gastländer Maßnahmen ergreifen und verschärfen, um das negative Verhalten von Expeditionen und Trekkinggruppen zu beseitigen. Solche Maßnahmen sollten besonders den Abtransport von Müll von den Bergen zu geeigneten Deponien verlangen.

5.3 Unter den dauernden Aktivitäten der Bewegung werden einige von hohem Symbolgehalt sein, so etwa

a) Beseitigen oder Blockieren von technischen Einrichtungen im Gebirge, die mit Wildnis-Werten unvereinbar sind, wie z. B. die Vallée-Blanche-Gondelbahn am Montblanc, den geplanten Skizirkus am Pelmo, die Skillifte auf dem Chavière-Gletscher, den Ferienkomplex Salève, eine Reihe versicherter Klettersteige (Vie Ferrate) in den italienischen Alpen . . .

Insbesondere plant die Bewegung ihre Tätigkeit zur Verteidigung der „Mountain-Wilderness“ mit einer besonders spektakulären Aktion, indem sie ihre Energien darauf richtet, einen vollständigen Abbau der Vallée-Blanche-Gondelbahn am Montblanc zu erreichen.

b) Die Organisation einer Himalaya-Expedition, die sich die Wiederherstellung eines verwahrlosten Bereiches zum Ziel setzt (z. B. Everest South Col, Fixseile am Abruzzens-Sporn des K2 usw.).

5.4 Die Bewegung plant zur Erreichung ihrer Ziele eine wirksame Kommunikation mit den wichtigsten Regierungen und internationalen Organisationen herzustellen. Sie beabsichtigt, insbesondere Lobby für die strikte Reglementierung des mechanisierten Transportes im Gebirge zu sein (Flugzeuge, Helikopter, Ultra-Light-Flugzeuge, Jeeps, Geländewagen, Motorräder, Motorschlitten usw.).

Zum Schluß:

Die Notwendigkeit, Hochgebirgswildnis zu schützen, ist heute dringlicher als jemals zuvor. Deshalb hat sich die Biella-Konferenz auf bestimmte kurzfristige Ziele konzentriert. Aber diese Konferenz war auch durch ein weiterreichendes Bewußtsein motiviert: Das Bewußtsein, daß die Erhaltung der „Mountain Wilderness“ nur ein Aspekt der Erhaltung von Wildnis überall auf der Erde ist — ein Bewußtsein, daß wir zusammenarbeiten müssen mit allen Organisationen, deren Ziel es ist, die wilden, ursprünglichen Zonen unseres Planeten zu schützen, nicht nur Gebirge, sondern auch Wüsten, Ozeane, Wälder, Eiskappen . . . Schutz dieser Wilden Zonen vor allen Formen von ökologischer Schädigung, einschließlich der Schädigung durch militärische Übungen, atomare Experimente und Atommüll.

Berge sind heute mit die wildesten Orte der Erde, ein kostbares Erbe aller Menschen.

Stationen einer Revitalisierung



Im Herbst 1989 eingeweiht:
Die Europa-Hütte der
Sektion Landshut
im Zillertal vor, während
und nach dem Umbau (s. Seite 264)

Fotos:
Christine Schemmann

Jede Hütte eine Insel

Anmerkungen zu einem heiklen bis anrühigen Thema

Von Christine Schemmann

... Ganz weit hinten, eine Stunde vielleicht noch, klebte das Haus auf einem Felskopf. Endlich die letzten Meter, an einer Eisenkette zogen wir uns hinauf. Dieser Hüttenplatz ist unerhört exponiert, eine Insel in der Kühle von Fels und Eis. Am Abend Stelldichein der Müden und Munteren draußen auf dem Umlauf: Sonnenuntergang! Langsam färbten sich die Gletscher vor den Graten und die Kappe des Tête Blanche rot, glühte die Sonne und verging schließlich am Horizont als Feuerball. Der sympathische Student, ein schon älteres Semester, der seinen kriegsverletzten Vater — mit Prothese — so bewundernswert fürsorglich in diese Abgeschiedenheit geführt hatte, stand neben uns. Er nahm einen Schluck aus der Bierbüchse — und schleuderte die leere Dose übermütig weit hinaus. Scheppernd schlug sie ein paarmal auf und verschwand dann irgendwo unten auf dem Glacier Mont Miné. Wir blickten uns überrascht an — und sagten nichts, sagten kein einziges Wort. (12. 8. 78, Tagebuch: Bertol-Hütte, 3311 m).

Im September 1987 richteten CSU-Abgeordnete eine Interpellation zum Thema „Gefährdung der Alpen“ an das bayerische Umweltministerium. Es gab dazu keine öffentliche Fragestunde; die Anfrage wurde schwarz auf weiß von sachkundigen Referenten bearbeitet. Mitte November konnte Alfred Dick als zuständiger Minister die Landtagsdrucksache 11/3444 vorlegen, darunter auch den Bescheid auf die Frage: *„Wie beurteilt die Staatsregierung die sogenannten Katastrophenkarten des Deutschen Alpenvereins?“*

Dazu stellte man fest: *„... Die sogenannten Katastrophenkarten sind unter der Voraussetzung weitreichender Aufrichtungen oder sogar vollständiger Waldverluste ohne Annahme eines Sekundär-Bewuchses entwickelt worden ... Für die Feststellung der natürlichen Ursachen und Zusammenhänge von Massenbewegungen (Erosion) bieten diese Karten keine Grundlage. Die hydrologischen, geologischen und morphologischen Gegebenheiten werden zu pauschal abgehandelt, um konkrete Aussagen fachlich ausreichend zu stützen ...“*

Haben die Umwelt-Spezialisten mit ihrer Mappe „Der Bergwald stirbt“ (Juni 1984) übertrieben?

Man darf wohl davon ausgehen, daß sich die Politiker im bayerischen Landtag, aufgeschreckt durch die Ereignisse des Katastrophenjahres 1987, auf die Veröffentlichung des Alpenvereins

besannen. Als damals im Sommer der Himmel seine Schleusen öffnete, als Flutwellen von Gletschern und Bergen talwärts stürzten und im Stubai, im Ötz- und Martell-Tal, in Hinterglemm, am Oberlauf der Salzach, vor allem aber im Veltlin für die Betroffenen Zerstörungen biblischen Ausmaßes hinterließen, wurden die Kartenblätter in den Medien zur vielgefragten Informationsquelle. Hielt man die Prognosen anfangs noch für Angstmacherei, so war man nun eines besseren belehrt.

Die Vereinsleute hatten nicht überzogen. Ihr prophetisches Szenarium wurde angesichts der Fernsehbilder zum Alptraum. Mittendrin die 535 Schutzhütten der drei Schwesternvereine. Sie sind ihr Rückgrat; 1868 ließ Johann Stüdl die erste unter dem Glockner bauen. Seit die Grundsatzprogramme von DAV und OeAV (zum Schutze des Alpenraumes und für Naturschutz und Umweltplanung) verabschiedet wurden, gab es keinen Neubau mehr, mit Ausnahme in Südtirol. Dort weihte der seit dem ersten Weltkrieg ohne Unterlaß gebeutelte AVS im vergangenen Herbst sein letztes, neues Haus ein: die Oberettes-Hütte (2700 m, Öztaler Alpen). Sie ersetzt die Höller-Hütte, die 1945 — angeblich durch die Fahrlässigkeit von Soldaten, die über die Grenze nach Hause wollten — bis auf die Grundmauern abbrannte. Für sie war das Haus am Oberettes-Ferner eine Fluchtinsel.

Auch für uns sind sie Inseln, Rastplätze über den Wolken, auf Graten und Spitzen, in sanften Mulden und auf Grasbergen. „Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein“ — in frostiger Winterstarre oder im Sommer, wenn die Sonne Strom und Bäche vom Eis befreit. Einige sind auch Inseln der Heimat, die Erdemolo-Hütte im welschen Fersental ist eine deutsche Sprachinsel.

Die Hütten sind der Fixpunkt der Alpenvereine, wer wollte das leugnen. Wetten, daß bei einer Umfrage unter der mehr als dreiviertel Million von Beitragszahlern, etwa: „Warum wurden Sie Mitglied? a) aus Idealismus, b) wegen der Hütten und Vergünstigungen, c) wegen der Kurse, d) weil man dort Gleichgesinnte trifft“ von der Mehrzahl der Grund b) angegeben würde?

Wetten auch, daß die wenigsten Hütten- und Jochbummler wissen, wie unsere Inseln funktionieren? Wie sie an die Welt da unten — und ob überhaupt — angenabelt sind, und wie es in ihrem „Bauch“ aussieht? Daß sie vom Fleiß einiger Leute profitieren, die sich abschinden, um ihre „Bergheimat“ vor Wind und Wetter zu schützen, und die nun plötzlich gefordert sind, sich mit den kompliziertesten Techniken und Technologien ausein-

Foto:
Christine Schemmann

anderzusetzen zum Schutze des Alpenraumes und für den Naturschutz, wie es die neuen Grundsätze verlangen? Seit es mit den Alpen bergab geht, stellt man viele der oft hundert und mehr Jahre alten „Schmuckkästchen“ an den Pranger, weil sie der Entwicklung umweltfreundlicher Ver- und Entsorgung hoffnungslos hinterherhinken. Da stehen sie nun, während der Lockruf der Berge Ströme von Naturschwärmern aus allen Richtungen der Windrose an ihre Hüttentüren spült.

Zugegeben, daß sich die mehr sportlich orientierten jungen Leute eher distanziert Gedanken über das Immobilien-Verhältnis ihrer Urgroßväter machen, ganz zu schweigen von jenen Extremisten, die am liebsten alles wegputzen würden: Häuser, Steige, rote Punkte, Drahtseile und Eisenstifte. Kaum ausdenken, wie die „Spielwiese“ verelenden würde, wenn sich die Karawanen der von den Medien motivierten Berggurlauber wild in die Alpen wälzten.

Zugegeben auch, daß die Vereine mächtig in der Klemme stecken. Sie schwanken zwischen Soll und Haben, müssen sich an Wenn und Aber orientieren. Für das eine — nämlich die zwingend notwendige Ausstattung der Schutzhäuser nach natur-schonenden Kriterien — brauchen sie Geld, viel Geld. Das bekommen sie aber nur, als Ergänzung der relativ minimalen staatlichen Zuschüsse, wenn sie immer mehr zufällige Berggänger in ihre Reihen locken, zum Beispiel mit der Verlosungsaktion „Gewinn im Schlaf“. Die Geister, die sie rufen, sollen Schlafkarten, mit Hüttenstempel nach der Übernachtung am Berg, per Postkarte einsenden. Dann sind sie beim Spiel dabei — und ihre Adressen zum Nachhaken im Computer.

Logisch, daß sich inzwischen nicht nur in München und Innsbruck, sondern auch in Bozen (und bei den anderen Clubs) Fundamentalisten, die Vertreter der reinen Lehre, und Realisten, die Pragmatiker gegenüberstehen. Fundis und Realos im Clinch an der Schwelle zum Jahr 2000 mit Ozonloch, Treibhauseffekt und dem Knockout der tropischen Regenwälder, während die Bergwälder weiter vor sich hinkümmern. Ist es Trost genug, daß man unseren Vereinen nichts vorwerfen kann? Sie haben schon im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts in Sachen Naturschutz getrommelt und vor Übererschließung gewarnt, haben sogar allesamt (als sie als DuOeAV noch unter einem Hut steckten), die Rückkehr zur Schlichtheit auf Schutzhütten beschlossen.

Die schönen Inseln unter den Wolken stecken mehr oder weniger in einer ökologischen Krise. Ihre Betreuer und die Vereinsspitzen sehen sich vor schier unlösbare Aufgaben gestellt. Courage ist gefordert, hier wie dort. Wie bringt man den urlaubenden Insulanern Respekt vor den Häusern bei, die oft Wunderwerke alpiner Baukunst an ausgesuchter schönen Plätzen in den Alpen sind? Wie bringt man ihnen Probleme nahe, die wenig attraktiv sind. Sie haben mit Gestank und Müll zu tun, ein heikles Thema. „Auf den Bergen ist Freiheit! Die Welt ist vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Quall!“ Die Erfahrung lehrt, daß das Fußvolk, oben angekommen, mehr an Blasen und Bierdurst als an Weltschmerz leidet. Und überhaupt? Erst das Fressen, dann die Moral.



Es ist viel zu tun, wenn auf den Bergen alles im Lot bleiben soll. Der Vorstand der Sektion Tutzing warb (laut HV-Protokoll 1985) ehrenamtliche Helfer mit der Losung „Arbeit ist nicht Last, und nicht nur Freizeit bringt Freude — nein! Erfüllte Aufgaben machen den Menschen zufrieden.“ Nur so läßt sich erklären, daß unzählige Helfer in ihrer Freizeit die Inseln der Freiheit in Schuß halten. Dies sollte, im Rahmen des hier gestellten Themas, auch einmal gesagt werden.

Die Hütten-Strategen der Alpenvereine sind sich einig wie sonst selten. Ihre Thesen zur Bewältigung der diffizilen Ver- und Entsorgungsprobleme heißen: Zurück zur Einfachheit, Einschränkung der Freiheit, mitdenken, mithelfen. Und soviel moderne Technik wie möglich.

Wir sagten nichts, damals auf der Bertol-Hütte. Darüber sind mehr als zehn Jahre vergangen. Warum haben wir dem Studenten nicht vorgehalten, daß seine Dose nun eine kleine Ewigkeit mit dem Gletscher talwärts fließen und vielleicht in 100 Jahren irgendwo wieder auftauchen würde? Zu bequem? Er hätte ja patzig reagieren können.

„Mit der Energie, die in einer einzigen Alubüchse steckt, kann man sich fast ein ganzes Jahr rasieren oder einen Luster mit 60-Watt-Lampen eine Stunde brennen lassen.“ Dieses Zitat aus der AV-Broschüre über Umweltschutz auf Alpenvereinshütten spricht nicht nur die Wiederverwendung von Rohstoffen, das „Recycling“ an, sondern generell das Problem der Abfallentsorgung: wie und was alles raufkommt und wo es bleibt. Inzwischen suchen ganze Hundertschaften von Wissenschaftlern nach Lösungen nur für die Entsorgung von Gebäuden in den alpinen Zonen. Der Müllberg, den wir Bergschwärmer hinterlassen, wächst und wächst. Man hat errechnet, daß jeder Schlafgast drei bis vier Liter Abfall verursacht. Als Faustregel gilt, daß bei 1000 Nächtigungen auf Sommerhütten vier Kubikmeter Unrat anfällt, wobei je ein Drittel verrotten könnte, wieder verwertbar oder brennbar ist. Der Rest sind Schadstoffe.

Wohin damit? Was tun, um die Müllberge zu stoppen?

Nicht etwa, daß die Fachleute ratlos sind. Irgendwie fallen ihnen Problemlösungen selbst für die höchsten von Menschen bewohnten Inseln ein: Müllpressen, Rottsilos, Heiß- und Wurmkomposter, zum Beispiel mit kalifornischen Rotwürmern, die gerade jetzt der Diplomand Erich Olsach aus Winklern für seine Abschlußarbeit testet. Wo Küchenherde, Öfen oder Heizkessel nicht ausreichen, müssen Zusätze oder spezielle Verbrennungsanlagen her. Das Beste, was es derzeit gibt, funktioniert bereits im Alpinzentrum Rudolfs-Hütte und im Stubai auf der Franz Senn-Hütte, sogenannte Pyrolyse-Anlagen (Pyrolyse = Zersetzung der Stoffe durch Hitze). Die dabei erzeugte Wärme wird in den Energiehaushalt der Häuser geschleust.

Aber das ist teuer.

Der Weisheit allerletzter Schluß bleibt deshalb, das Übel an der Wurzel zu packen. „Das Hauptaugenmerk muß auf die Müllvermeidung gelenkt werden.“ (AV-Umwelt-Broschüre)

... Die Dachsteinrunde begann mit einem Verhauer. Wir verpaßten an der Bergstation über dem Gosausee den direkten Weg zur Hofpürgl-Hütte und landeten bei einer nicht geplanten Jausenstation, klein, aber fein, eine von den urgemütlichen Hütten mit viel Patina. Wir konnten uns nicht verneinen, zu wetten, ob sie dem einstigen österreichischen Bundespräsidenten, General Theodor von Körner (in der Ersten als auch in der Zweiten Republik erster Mann der Alpenrepublik), der 84 Jahre alt erst 1957 starb, oder aber dem deutschen Freiheitsdichter gewidmet war. Ich zog den Kürzeren, es ist der Dichter vom Lutzowschen Freikorps, gefallen 1813 bei Gadebusch in Mecklenburg. Merkwürdig, in Österreich? Ziemlich selten auch, daß mit Ölportraits in der Gaststube und Text über den Namenspatron informiert wird. (30. 9. 87, Tagebuch: Theodor Körner-Hütte, 1466 m).

Diese Tour liegt noch nicht so lange zurück, nicht einmal zwei Jahre. Aber die Erinnerungen verblassen, wenn es um Nebensächlichkeiten geht. Wie stand es dort mit den Örtlichkeiten, jenen Separaten, über die ungern gesprochen wird? Sie sind da, man braucht sie und ärgert sich einen Augenblick lang, wenn sie zu wünschen übriglassen. Und vergißt sie.

Dabei hat man diesen meist von Geruchsbelästigung begleiteten Entsorgungsfall unter den Schrofen der Gosaufelsen, orientiert an Experimenten in Indochina und UNO-Quartieren auf den Golanhöhen, mit Trockenaborten und Traubenkernschrot als „Kompostaktivator“ gelöst. Das hätte doch auffallen müssen, zumal die nette Aufforderung, „Bitte ein Schaufel auf dein Hauferl“, eigentlich nicht zu übersehen sein dürfte. Wieder ein Beispiel dafür, wie gedankenlos die Annehmlichkeiten der Schutzhäuser in Anspruch genommen werden.

Wasserspülung ist Luxus, das sagen jene Wissenschaftler, die sich mit dem vielschichtigen Fragenkomplex der Abwasserbeseitigung herumplagen. „Der frische Traubentrester macht nach dem Pressen Rottprozesse durch. Die Endmasse besteht

zu etwa 60% aus Kernschrot, der sich zum Kompostieren besser eignet als Torf, Kalk oder andere Beigaben“, erklärt die AV-Umweltfibel. Dabei entsteht nach und nach Humus, der unbedenklich auf — bewachsenem — Umfeld der Hütte verstreut werden kann.

Die Theodor-Körner-Hütte ist nur ein Beispiel. Auf der Greizer Hütte in den Zillertaler Alpen wird das „Filtersacksystem“ ausprobiert, werden sogar Sonnenkollektoren hinter dem Sanitärteil aufgebaut, weil Wärme den Faulprozeß beschleunigt. Nicht zuletzt deshalb, meinen die Experten, wäre es kein Schaden, wenn bei Umbaubedarf wieder auf das Häusl zurückgegriffen wird, dann aber bitte im richtigen Winkel zur Sonne!

Wieviel Plumpsklos gibt es noch? Wird auch ihnen der Kampf angesagt, oder kann man sie mit dem Filtersack kombinieren?

„Abtransport von Sondermüll oder Containern aus Kläranlagen ins Tal ist lediglich eine Problemverlagerung.“ Wieder ein Zitat aus der AV-Umweltfibel. Unsere Referenten entrüsteten sich über den Einfall behördlicher Stellen, im Dachsteingebiet wegen seiner geologischen Gegebenheiten Materialseilbahnen für den Abtransport von Fäkalien und Abwässer ins Tal zu bauen. Sie sagen, daß für den Bau einer Seilbahn, je nach Lage, 300.000 bis 500.000 Mark nötig sind. Das entspricht dem Aufwand für eine moderne Abwasserkläranlage, die kostet zwischen 200.000 und 500.000 Mark. Warum also solche absurden Investitionen? Sowieso ist der Transport von und zu den Hütten überall gesichert. Mehr als die Hälfte verfügt über Lifte, etwa ein Drittel der Wirte benützen Jeeps und die anderen lassen den Hubschrauber kommen. Nur die Greizer und die Berliner Hütte (wenn letztere auch mehr aus ideologischen Gründen) sind auf Tragtiere angewiesen.

... Ausgerechnet an der Eismauer fiel dichter Nebel ein. Sturm und Regenböen, keine Sicht seit dem Schiestl-Haus. Plötzlich flog aus den dichten Schwaden, zwei Meter entfernt, ein Kolkkrabe mit breiten Schwingen auf. Der Weg war gut markiert, auch mit Schneestangen. An der Häuslealm klarte es auf, auf der großflächigen Hochebene endlich Sonne. Die Hütte war nett, die Leute auch. Sie erzählten vom Erzherzog und seiner Gräfin Meran. (24. 7. 79, Tagebuch: Sonnschien-Hütte, 1526 m).

Zehn Jahre ist das her. Ob sich dort viel verändert hat? Die Hütte wurde bescheiden und wohligh-urgemütlich geführt. Inzwischen gab es für sie ein Pilotprojekt. 1987 entstand eine Abwasserleitung, die bis ins Tal reicht, weil der Hochschwab als Trinkwasserreservoir für Wien vorgesehen ist. Der Arbeitsaufwand für die Rohrverlegung in das Erdreich und teilweise in felsigen Untergrund mit Schächten, Beheizung und „Fettabscheidern“, mit Schutzmaterial gegen Beschädigungen der Kunststoffrohre war enorm, die Kosten nicht minder, weil das Haus weit von den Talorten entfernt liegt. Ein Extremfall auf dem Gebiet der Abwasserreinigung, der hier zu lösen war. Die Sektionschefs und ihre Hüttenreferenten wissen ein Lied davon zu singen, wie schwer es ist, allein schon an Wasser ohne Fehl und Tadel zu kommen. Wir hatten Einblick in die Resultate der behördlichen



„Wasser“-Träger
vor der Capanna Regina Margherita
am Monte Rosa, der höchsten Schutzhütte
in den Alpen

Foto: Christine Schemmann

Wasserprobenuntersuchungen für die Tutzinger Hütte: 1960 hieß es, die Anlage sei bakteriologisch und fäkal stark verunreinigt. Die Folge waren unangenehme Auflagen mit Rechtsbelehrung. 28 Jahre später teilte das zuständige Gesundheitsamt mit, daß die Proben okay sind: „Wir freuen uns und sind erleichtert, daß sich die hohen Investitionen niedergeschlagen haben.“ Da waren, nach etlichen Probebohrungen und Wasserbauten, einschließlich Transportkosten, an die 400.000 Mark untergebuttert — mit Beihilfen der Vereinszentrale.

Immerhin haben sie dort trinkbares Wasser gefunden. Gibt es doch genug „Inseln“, die ihr Wasser per Materiallift hinaufschaffen müssen, oder, wie auf der höchsten in den Alpen, der Capanna Regina Margherita, wo ein Mann mit Blechtrage am Schulterriemen zum Schneeschaukeln losgeschickt wird, wenn das Tauwasser im Tank verbraucht ist.

Unvergessen jener heiße Sommertag, als sich „Mücke“ mit weit heraushängender Zunge hechelnd unter einen Tisch der Heimgarten-Hütte in den Werdenföler Voralpen schmiß und auf die Bitte um Wasser für sein Schälchen lediglich zu hören war: „Gibt es nicht!“ Logisch, man trug es dort auf dem Rücken herauf. Die Chefin hatte schließlich ein Herz für unseren Cocker. Seitdem hatten wir auch für ihn eine Flasche mit Labe im Gepäck dabei.

„Oberstes Ziel müßte sein, den Abwasseranfall möglichst zu reduzieren“ — schön und gut, aber wie? Unsere Fachleute wußten schon, was zu tun ist. Zum Beispiel sollten reines Wasser und Abwasser grundsätzlich getrennt werden, dito Küchen- und Fäkalabwässer, sollten wassersparende Armaturen angebracht und die vorgereinigten Abwässer aus den Waschräumen für die WC-Spülung verwendet werden.

Und immer wieder die Forderung: Zurück zur Einfachheit! Weg von den Luxusherbergen! Duschen werden nicht mehr gebaut — das ist beschlossene Sache (die Bäder auf 30 Hütten erwähnt man nur mit schlechtem Gewissen), Warmwasser wird knapp, Schlafräumheizung ist Komfort und wird verboten. Nur noch fünf Gerichte sollen auf dem Speisenzettel stehen, Schlafsäcke werden, wie auf Jugendherbergen, Pflicht. Wer keinen mitbringt, muß beim Wirt den AV-Schlafsack aus Stoff für 18 Mark kaufen; bei den Sektionen kostet er nur 15 Mark, Gewicht 410 Gramm. Oder aber es wird, solange sich das strenge Schlafsack-Ritual noch nicht eingebürgert hat, mit erhöhter Gebühr zur Kasse gebeten. Sinn der Sache? Wasser und Energie müssen gespart, der Waschmittelverbrauch reduziert werden. Für die intellektuelle Bewältigung der Entsorgungsprobleme beackern die Fachreferenten Berge von Literatur. Dabei bedienen

sie sich verschlüsselter Vokabularien (wie BSB₅, Br, B₁₅, EGW₆₀), die dem Laien Rätsel aufgeben und Respekt einflößen. Das von den Behörden geforderte Drum und Dran, und die Ausrüstung der teilweise verjäherten Schutzhäuser, ist neuester Wissenschaftsstand und kompliziert. Um die Komplexität der Vorgänge auch dem technisch unbedarften Hüttenbummler vor Augen zu führen sei erlaubt, ausnahmsweise einmal ins Detail zu gehen.

Abgesehen von Traubentrester, kalifornischen Rotwürmern und Filter- oder Siebsäcken mit dem Ziel der Kompostierung auf bewachsenen Grund — wie schon erwähnt — haben sie in ihrem Repertoire, Abteilung biologische Abwasserreinigung:

- **Aerobe Abwasserreinigung** (aerob = in Gegenwart von Luft-sauerstoff lebend; Gegensatz = anaerob), wobei Mikroorganismen gelöste Stoffe in eine neue Bakterienmasse umwandeln, die mechanisch vom Abwasser getrennt werden kann. Für diesen Prozeß bemüht man sogenannte Belebungs-, Tropf- und Tauchkörperverfahren in den meist dreikammrigen Klär-, Faul-, Sicker- oder Bodenkörperfilteranlagen. Fazit: aerobische Klärverfahren können je nach Technologie bis zu 95% Reinigungsleistungen erzielen.
- **Anaerobe Abwasserreinigung** (siehe oben), wobei die Mikroorganismen sauerstofffrei organisches Material in anorganisches umwandeln (Kohlendioxid, Schwefelwasserstoff, Methan) und stabilisieren, aber auch bis zu 55% verschmutzte Abwässer reinigen können.
- **Abwasserreinigung durch Pflanzen** in drei Stufen, und zwar mechanisch, biologisch und chemisch-physikalisch. Diese Pflanzenkläranlagen bringen eine spezifische Flora hervor: Sumpfdotterblumen, Schaumkraut und Alpenampfer. Die Fachleute protegieren sie, weil sie leicht zu warten sind und ohne elektrischen Strom auskommen.

Nach einigen fehlgeschlagenen Experimenten gelten jetzt die natürlichen Klärkanäle auf der Dr. Josef Mehrl-Hütte als Vorzeigobjekt. Gerald Navara, ein vom österreichischen Alpenverein gesponserter Doktorand vom Institut für Pflanzenphysiologie und Vegetationskunde der Uni Wien, bringt seine sechsjährigen Forschungen an diesem Haus (1720 m, Kategorie II mit Winterbewirtschaftung) als Dissertation ein. Aus sechs Röhren fließen die Abwässer in Sickerbahnen und landen klar und geruchlos in einem „Schönteich“. Navara fand unter knapp zwei Meter Schnee, nach drei Monaten ohne Sonnenlicht, bitteres Schaumkraut mit voll ausgebildeten, grünen Blättern.

... Einladung zur Eröffnung der neuen Hütte auf der Riffelscharte über Kolm-Saigurn. Ein architektonisches Superding! Die betagte Vorgängerin von anno 1926 ging am zweiten Weihnachtsfeiertag vor drei Jahren in Flammen auf. Jetzt steht an ihrer Stelle eine 1,750.000 Mark teure Immobilie mit High-Tech: Sie ist unabhängig von Fremdenergie, erfüllt alle naturschonenden Auflagen und besitzt — in dieser Form angeblich einmalig — eine elektronische Rauchmeldeanlage, die mit einem 8000 Liter fassenden Feuerlöschreservoir gekoppelt ist; aus Erfahrung wird man klug! Im zweiten Stock hängt als Dekorations-

Windkonverter
vor der Oberwalderhütte
am Großglockner

Foto:
Hanns Eckart Ehm

ensemble das alte, brandgeschädigte Hüttenschild. Davor standen zwei Senioren aus Hannover und meinten mit scheuen Seitenblicken, daß man den beiden Studenten, die angeblich seinerzeit als letzte den Winterraum des Altbaus verließen, fast dankbar sein müßte für ihren unbekümmerten Umgang mit der Feuerstelle. (5.9. 87, Tagebuch: Niedersachsen-Haus, 2471 m).

Was ist so sensationell anders bei diesem Neubau im Nationalpark Hohe Tauern? Um es auf einen Nenner zu bringen, praktisch alles, abgesehen davon, daß die Materialeisebahn von einem — rußgefilterten — Diesel-Industriemotor angetrieben wird, der mit einem Drehstromgenerator verbunden ist und nebenbei Kraftstrom für das Haus in Batterien abspeichert.

Aber sonst? Viel Wissenschaft, viel Forschung, viel moderne Technologie. Vorbei die Zeiten, als sich vor anderthalb Jahrhunderten reichlich mutige Männer ziemlich verwegen im Gebirge herumtrieben und mit ihren Feldstudien als Geologen, Botaniker und Glaziologen den Höhenflug dieser Wissensgebiete einleiteten. Heute geht es, mit viel Tüftelei am Zeichenbrett und in Labors, um Erforschung und Anwendung neuer Energiequellen. Zumindest seit dem „Ölschock“ von 1973 wissen selbst unbedarfte Mitmenschen, daß mit den Reichtümern der Erde sorgsam umgegangen werden muß, weil ihre „Ressourcen“ nicht unerschöpflich sind. Alle Autoräder standen damals einige Tage still; das tat weh, das zeigte Zusammenhänge und Abhängigkeiten auf, über die vorher nicht oder wenig nachgedacht wurde. Erste Experimente mit dem Einfangen von Sonnen- und Windenergie begannen ...



Unsere Vereine waren nicht müßig. 1979 bekam die Gleiwitzer Hütte den ersten Solarzellenmodul für den Funkverkehr ins Tal, gleichzeitig liefen an der Reichenberger Hütte die Ergebnisse erster Versuche mit einem Windrad zur Umsetzung in Strom an. Sie brachten zwar nicht viel, leiteten aber eine neue Entwicklung in der Energieversorgung der Berghütten ein.

Als bekanntestes Forschungsprojekt der jüngeren Generation gilt immer noch die Solaranlage auf dem Hochlecken-Haus mit rund 24 Quadratmetern Solarfläche, die bei Schlechtwetter für sieben Tage in Batterien gespeicherten Strom abgibt. Die Anlage wurde von den Oberösterreichischen Kraftwerken finanziert. Das Niedersachsen-Haus wird insofern als Superding gefeiert, als beide Energiequellen kombiniert das Gebäude von den üblichen Stromquellen unabhängig machen sollen, a) durch einen Solar- und b) einen (projektierten) Windgenerator.

Wie funktioniert das alles? Meyers großes Lexikon belehrt uns, daß:

1. Sonnenkollektoren Sonnenenergie aufnehmen (absorbieren) und die entwickelte Wärme zur Warmwasserbereitung, Gebäudeheizung (mit Wärmepumpen) nutzbar machen, und
2. Solarzellen (Solarzellen) Halbleiterelemente sind, mit denen durch Ausnutzung des inneren Photo(= Licht)effektes die Strahlungsenergie der Sonne bei hohem Wirkungsgrad direkt in elektrische Energie umgewandelt wird.

Nummer 1 nimmt viel Wärme auf und speist einen geeigneten Wärmeträger, meist Wasser, während Solarzellen die Strahlen



konzentriert (fokussierend) auf einen Punkt vereinigen und, zum Beispiel mit Siliciumzellen, direkt in Strom umwandeln. Forscher sind weltweit damit beschäftigt, diese Technologie zu vervollkommen, billiger und wirkungsvoller zu machen. (Nicht weniger intensiv erforschen sie die „Photosynthese“, jenen Prozeß, mit dem Pflanzen das Licht in biologisches Wachstum umsetzen; das nur als Fußnote).

Seit kurzem wirbt die auf Reputation bedachte neue NUKEM-Firma (bis vor kurzem als Zulieferer für Atomkraftwerke in Skandale verwickelt) damit, daß sie in einer Pilotanlage Solarzellen einer neuen Generation zur Erzeugung von Strom aus Sonnenlicht herstellen wird, billiger und effektiver als die herkömmlichen. Auch das gehört zum Thema: Im Januar 1989 wurde das größte Solarkraftwerk der Alpen an das österreichische Stromnetz angeschlossen. Trotz aller Zufälligkeiten mit der Sonnenscheindauer soll es pro Jahr 37.000 Kilowattstunden Strom erzeugen. Es ist am Loser (1836 m) bei Altaussee, in der Steiermark, im Schutze des Gipfelkopfes mit einer 263 Quadratmeter großen Solarzellenfläche aufgebaut.

Weniger rätselhaft ist die Verwandlung von Windkraft in Energie. Immerhin gibt es hier und da noch alte Windmühlen, die einst dem Müller halfen, Getreidekörner in Mehl zu vermahlen. Die modernen Windkonverter (= Umwandler) haben lange schon das Windrad oder gar den Großversuch mit dem „Gro-wian“ (Rotordurchmesser 113 Meter) überholt. Die Flügel sind klein geworden und treiben, wenn sie rotieren, einen Generator an, der mit einem Erdkabel die Energie zur Hütte leitet.

Zurück zum Niedersachsen-Haus. Hier wird der von Solargeneratoren erzeugte Strom mit dem Kraftstrom des Seilbahngenerators, von dem schon die Rede war, in Batterien gespeichert. Sie versorgen die Hütte für neun bis zehn Tage unabhängig

Zwei Welten am Dachstein:
Vorne die moderne Hofpürgel-Hütte,
in der Bildmitte über der Reißgang-Scharte
die Adamek-Hütte

Foto: Christine Schemmann



vom Wetter mit Energie. Solarenergie pumpt auch aus einer 100 Meter tiefer gelegenen Quelle Trinkwasser in die Tanks. Ein Windgenerator wird zusätzlich Strom in die Batterieanlage speisen; Sonnenkollektoren erwärmen Wasser für Küche und Heizung.

Inzwischen laufen sechs Pilotprojekte mit Windkonvertern; das von der Oberwalder-Hütte auf dem Burgstall vor der phantastischen Kulisse des Glockners funktioniert schon. Drei werden vom deutschen Bundesforschungsministerium finanziert.

Vorbei die Zeiten, als man abends am Brunnen vor der Hütte gründliche, und morgens Katzenwäsche machte? Als das Herz in der Häusltür signalisierte, ob das stille Örtchen frei oder belegt ist? Vorbei mit der Hüttenromantik alten Stils, als man noch bei der Wirtin in der Küche hocken durfte, wenn sonst niemand da war?

Wer will leugnen, daß es „Fundis“ gibt, die am liebsten das Rad in Großväterchens Zeiten zurückdrehen würden? Da quollen die Hütten zwar auch über, aber es ging gemütvoller zu. Man war unter Gleichgesinnten, ob sich nun Romantiker, Idealisten oder extreme Aktivisten um den Tisch versammelten. Die „Realos“ (zum Beispiel unsere mit Technik befaßten Vereinsoberen) hingegen meinen, das eine müsse das andere nicht ausschließen. Und tatsächlich wird ja bei der Sanierung von Gebäuden, die 100 Jahre oder älter sind, zunehmend versucht, das gewisse Etwas zu retten. Die Marschrouten heißt eindeutig, weg vom Luxus! Das unterschreiben die jungen Alternativen per se, die beim Ausprobieren anderer Formen des Bergsports durch die Luft segeln, oder wie Fliegen an den Wänden kleben.

... Der Reißgang kam überraschend, waren wir doch mehr auf Gemächlichkeit eingestellt. Hinterm „Oberen Kesselkees“ ziemlich nah die Hütte — leider ein Trugschluß, wie sich später herausstellte. Vom letzten Niederschlag lag noch Schnee, einige Stellen waren vereist, Gelegentlich versicherte Kletterstellen, dann ein riesiger Karkessel und platter Schliiff mit unzähligen Felseinschlüssen. Endlich am Ziel, begrüßten uns zwei verwilderte Gestalten, der Wirt Hans Gap und sein Helfer. Vor dem Haus war es sommerlich warm, drinnen kalt, weil das Aggregat nicht funktionierte. Wasser gab es auch nicht, eingefroren. Die Männer reparierten mit Galgenhumor. Nach uns kamen noch drei Wiener, später ein Rentner aus Dortmund in Begleitung eines Studenten direkt vom Dachstein, sehr spät noch ein Einzelgänger, ein Slawist. Allesamt genossen wir den Sonnenuntergang. Abends nette Tischrunde. Der Kachelofen war nicht angeschlossen und soll angeblich abgerissen werden, weil der Vorgänger von Gap alles auf Strom umgestellt hat. (1. 10. 87, Tagebuch: Adamek-Hütte, 2196m)

Schade um den Ofen, zumal unsere zukunftsorientierten Vordenker dem gemütlichen Wärmesponder seinen angestammten Platz nicht streitig machen wollen, im Gegenteil. Kachelöfen, sagen sie — mit Holz und nicht „fossil“ mit Kohle beheizt — „sind energiesparend und bewirken die typische Hüttenatmosphäre“, wie wahr! Da oben gibt es unzählige kostbare Öfen,

angefangen bei den gußeisernen, die Altvater Stüdl für die Häuser der Sektion Prag anschaffte, dann dem zauberhaften Meißner Kachelofen unter dem Patscherkofel und den sehenswerten auf der Hörndle-Hütte in den Ammergauer Alpen. Und viele andere mehr. Wehret den Anfängen, rettet die gemütlichen Kuschelecken auf der Ofenbank!

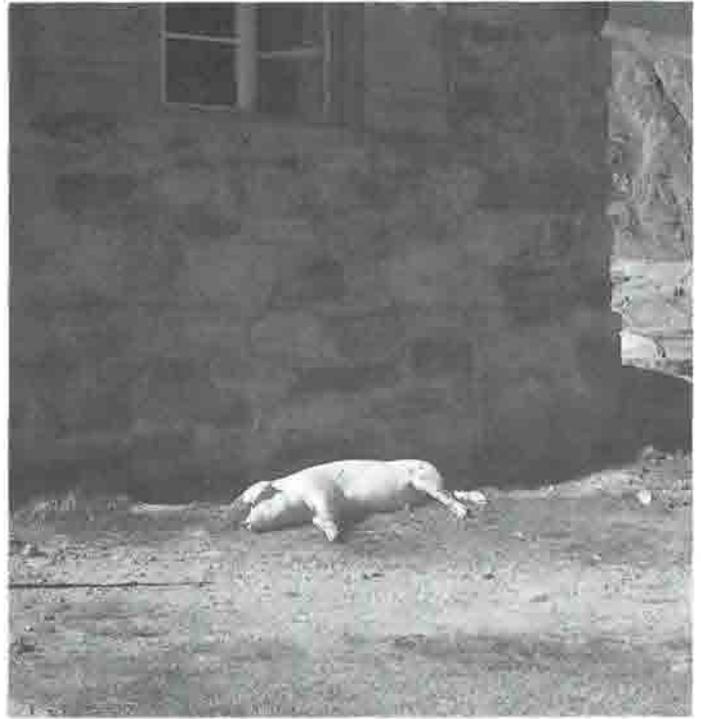
Jede Hütte ist eine Insel im Wolkenmeer, und wenn man sie personalisieren wollte, gibt es noch viele mit Seele und Charakter. Einigen hat man in letzter Zeit die Persönlichkeit wegsaniert, aber das soll ja aufhören. Sie sind mehr oder weniger mit dem Rest der Welt vernetzt und funktionieren mehr oder weniger reibungslos. Einige dieser Inseln verdanken ihr Charisma den Hüttenwirten, ganzen Dynastien von Wirten. Letztes Jahr übergab das Wirtepaar Geißler die Rappensee-Hütte an ihre Nachfolger, 80 Jahre, nachdem Fannys Vater dort das Regiment übernommen hatte. Auf der Dresdner Hütte wirtschaftet die dritte Generation, die vierte wird angelernt. Von den Wirten wünscht man sich nicht nur Anpassung an die neuen Entsorgungstechniken (oder Abfallvermeidung- und Trennung), sondern auch Verständnis, wenn in eleganten Häusern der überflüssige Komfort „rückgebaut“ wird. Die Hüttenrefentzen wissen, daß man sie nicht über die Maßen mit High-Tech belasten darf, die neuen Anlagen müssen für die Männer und Frauen am Berg beherrschbar sein. Trotzdem wird ihnen in Zukunft mehr abverlangt als ihren Vorgängern vor Jahrzehnten, die in der Regel aus dem harten Holz gestandener Bergsteiger — wenn diese Stilblüte erlaubt ist — geschnitzt waren.

Aus Bozen hören wir, daß der Chef der neuen Höller-Hütte seinen Gästen einen naturbewußten Aufenthalt bieten und alle nur denkbaren umweltschonenden Maßnahmen übernehmen will, zum Beispiel nur noch kleine Portionspackungen und ausschließlich biologische Putzmittel einzukaufen. Aber bitte möglichst in PVC-freien Verpackungen, weil Polyvinylchlorid bei der Verbrennung unter anderem das „Sevesogift“ Dioxin bildet. Einwegflaschen, Dosen, Folien — kurz und bündig: alle Wegwerferzeugnisse gehören auf den Index.

Da sind noch viele Hürden zu überspringen, deshalb werden auch innovative und begeisterungsfähige Sektionen gesucht, die Risiken mittragen wollen wie an der Oberwalder-Hütte am Glockner, auf der Meller-Hütte im Wetterstein und am Niedersachsen-Haus unter dem Hohen Sonnblick, bereit zum Um- und Nachrüsten und bereit, die Mühsal der Finanzierungs-Bittgänge auf sich zu nehmen, für die es auch Faustregeln gibt: 60% Beihilfen für Umweltmaßnahmen mit erprobten, und 80% für nicht

Noch genießt sie
Höhenluft und Sonne:
Schlachtsau vor der
Sulzenau-Hütte

Foto: Hans Koehler



Schlachtfestes und fahren gevierteilt, gesalzen und gepökelt im Herbst per Lift wieder ab. Auch auf dem Kärlinger-Haus wird die Saison mit Ferkeln eröffnet, auf dem Hohenzollern-Haus und sicher noch anderswo — hier und da sogar komplettiert zum Hüttenzoo mit Ziege, Schaf und Kuh.

Wußten Sie eigentlich, lieber Bergfreund, daß uns auf 31 Schutzhütten immer noch Kerzen oder Petroleumlampen, und auf 48 Gaslampen leuchten? Und daß in der Statistik unter Punkt Abfallbeseitigung noch 35 „ungelöste Verhältnisse“ geführt werden?

Unsere Hüttensachverständigen sind durchwegs gelernte Architekten, also schon von Berufs wegen mit der Materie vertraut. Alle sind im besten Mannesalter und mehr oder weniger Jahre dabei. Der Österreicher Hanns Eckart Ehm kennt 220 „seiner“ Häuser. Die Deutschen Georg Gruber und Peter Weber führen zwar keine Strichliste, dürften aber ähnliche Werte, trotz ihrer kürzeren Amtszeit, aus der Tourenpraxis erreichen. Schorsch Gruber meinte ziemlich nachdenklich, als uns die drei Herren Rede und Antwort standen: „Ich mußte ganz schön büffeln, um die komplizierte Materie in den Griff zu bekommen.“ Seine Kollegen nickten sich verständnisinnig zu. „Und man muß büffeln, um bei der rasanten Entwicklung am Ball zu bleiben!“ Unsere Inseln sind in guten Händen. Haben wir sie verdient? Vielleicht ein bißchen mehr Mitdenken und Beschränkung? Freiheit hat ihren Preis, das muß unsere Generation lernen. Besser, sie aus eigenem Entschluß einzuengen, als sie ganz zu verlieren. Ein Brief aus Dresden, Januar 1989:

„... In den fünfziger Jahren wollte ich mit Altersgefährten mit dem Fahrrad eine Tour in die Alpenregion unternehmen. Das waren damals bei den Sächsischen Berg- und Wanderfreunden große Sommeraktionen. Als ich dann alt genug und mein Fahrrad entsprechend ausgerüstet war, machten uns die politischen Verhältnisse einen bitteren Strich durch unsere Pläne. Aus dem Wunsch wurde ein Traum. Und alle, die wir die Berge lieben, hoffen darauf, in guter Gesundheit das Rentenalter zu erreichen ...“

erprobte Technologien zur Energie- und Trinkwasserversorgung. Aber erst, wenn die zuständigen Behörden Finanzspritzen verweigerten . . .

Jede Hütte eine Insel, wenn auch nicht vom Meer, so doch von 1,373.800 Tages- und 1,115.400 Schlafgästen umspült (ohne AVS, Zahlen von 1987). Nur für die deutschen brachten der Hauptverein und die Sektionen einschließlich staatlicher Beihilfen (auch aus Wien) siebeneinhalb Millionen Mark auf; ein Drittel davon ging für Umweltmaßnahmen drauf. Noch tut man sich schwer mit dem Zusammenstellen aktueller Frequenzzahlen, aber bald hat auch in der Verwaltung die Zukunft begonnen. Dann stecken die Hüttenraten mit allen Extras schnell abrufbar in den EDV-Anlagen der Vereine. Sie entsprechend zu füttern, kann Jahre dauern. Auf der Praterinsel in München hat der erste „Operating“-Mann Stellung bezogen.

Die Zukunft kommt nicht auf leisen Sohlen. Unsere Berginseln und die Administration müssen sich in der Brandung des Zeitgeistes behaupten, eingeklemmt zwischen den unterschiedlichsten ideologischen und sachlichen Ansprüchen. Am meisten tut wohl weh, daß man die Alpenclubs in der Öffentlichkeit zu Dienstleistungsbetrieben im kommerziellen Fremdenverkehr degradiert, was sie leider mehr oder weniger auch sind angesichts der rein rechnerisch 2,489.200 Hüttenbesucher — ohne die Dunkelziffern . . .

... Am Parkplatz eisiger Wind, wir ziehen den Hochtourenanorak über. Dann Aufstieg durch einen sonnigen Winterwald mit funkelnden Schneekristallen. Die Hütte ist nur über Sylvester geöffnet, es wird kräftig gefeiert. Der Chef kocht hier persönlich. Sein Schweinebraten kann einen schon auf die merkwürdigsten Gedanken bringen. Warum wird in den Berghäusern neben Doppelzimmern, Warmwasserduschen und WCs nicht auch das Dreisterne-System für die Küche eingeführt? Zum Schweinefleisch hat der „Nazl“ ein besonderes Verhältnis, denn er zieht das Borstenvieh auf der Hütte selber und weiß als gelernter Fleischermeister damit umzugehen. Wir haben zwar wenig geschlafen, stiegen jedoch am nächsten Morgen hochbefriedigt ab und waren uns einig, dort unter dem Gimpel den leckersten Schweinebraten unseres Lebens gegessen zu haben. (31. 12. 76, Tagebuch: Otto Mayr-Hütte, 1530 m)

Kollektoren, Photovoltaic, Schlagelement-Rotor, Wurzelraumentsorgung, Konvektion, Thermosiphon, Bioindikatoren — wie geht dieses Fachchinesisch mit der Schweinezucht auf Hütten und dem beklagten Komfort zusammen? Es geht! Heißt es doch unter den Tips für praktizierten Umweltschutz, daß sich die „Schweinehaltung zur Verwertung von Küchenabfällen bestens bewährt hat“ — und immer noch bewährt. Auf der Sulzenau-Hütte, die nach totalem Lawinenschaden als eines der modernsten Unterkunfthäuser wieder aufgebaut wurde, hält der neue Wirt Leo wie sein Vorgänger Heinrich zwei bis drei Schweine. Sie schweben im Frühjahr als Ferkel mit der Seilbahn ein, beenden ihr sattes Leben im Rahmen eines feuchtfröhlichen



„... auch auf den Hütten enger zusammenrücken.“
Foto: Reinhard Karl/DAV-Archiv

Im Herbst 1989 wurde in Gegenwart von Abgeordneten aus Brüssel unter dem Kraxenträger im Zillertal die erste Europa-Hütte eingeweiht. Eine lange Geschichte ist das. Sie begann damit, daß nach Weltkrieg I die Staatsgrenze zwischen Österreich und Südtirol mitten durch ein Unterkunftshaus gezogen wurde und im Laufe der Jahre die italienische Hälfte verfiel. Vor einigen Jahren taten sich die Sezione Sterzing des Club Alpino Italiano (als Eigentümer der einen) und aus Deutschland die Sektion Landshut (als Eigentümer in der anderen Hälfte) zusammen und machten mit der bedauernswerten Halbruine gemeinsame Sache. Sie wurde gegen alle Widerstände und Vorbehalte revitalisiert. Nun wird die ehemalige Landshuter Hütte von beiden bewirtschaftet und in drei Währungen besteuert (DM, Lire und Schilling) — eine finanztechnische Hürde, die mit der Einführung des Europäischen Binnenmarktes und der Europawährung (im Zuge der Perestrojka sicher auch mit den Alpenrepubliken Schweiz und Österreich) fallen wird. Über die jetzt schon praktizierte Zusammenarbeit europäischer Bergsteigerverbände hinaus ist mit der ersten europäischen Hütteninsel ein erster Schritt getan. Warum sollten nicht, als nächstes, „bergheimatlose“ Sektionen Patenschaften für Clubhütten in Frankreich, Spanien, Italien, in der Schweiz, Polen und Jugoslawien vereinbaren? In früheren Jahrzehnten hat man die Bergkame-radschaft über alle Grenzen hinweg beschworen. Zwei Kriege ließen sie zur Phrase verkümmern. Wir haben nun Gelegenheit, auch auf den Hütten enger zusammenzurücken und Europa mehr als bisher im direkten Umgang miteinander zu erleben. Und das gute Gewissen sollte dabei, wo auch immer, künftig zur Ausrüstung des Bergsteigers gehören. Es wiegt nicht viel.

Literatur:

- EHM, Hanns Eckart: Umweltschutz auf den Hütten des Alpenvereins (1987)
 WEBER, Peter: Hütten, Wege und Arbeitsgebiete (DAV-Mitteilungen 4/1988)
 GRUBER, Georg: Energiestudie für Alpenvereinshütten (1987)
 ÖGNU (Österreichische Gesellschaft für Natur- und Umweltschutz): Abwasserreinigung in kleinen Räumen, Symposium mit dem Österreichischen und dem Deutschen Alpenverein (Bericht 1984)

Alpines Unfallgeschehen in Österreich

Von Martin Burtscher



Seite 265: Tummelplatz Alpen.
Ober der Stüdhütte am Glockner
Foto: Rudi Lindner

1. Einleitung

Die Förderung des Bergsteigens und die Erhaltung der Umwelt sind seit jeher Stützpfiler alpiner Vereinigungen. Verbunden mit der Förderung des Bergsteigens ist auch die Verpflichtung, sich mit der Sicherheit der Bergsteiger so gewissenhaft wie möglich zu beschäftigen. Der Österreichische Alpenverein beispielsweise kommt dieser Verpflichtung in seinen Referaten für Sicherheit, Gesundheit und Rettungswesen nach.

In Österreich sterben alljährlich rund 250 Menschen bei der Ausübung einer Alpinsportart, tausende werden verletzt. Ziele unserer Bemühungen sind daher:

- das Unfallrisiko der einzelnen alpinen Sparten objektiv zu beurteilen,
- Unfallursachen zu erfassen,
- anhand von statistischen Auswertungen und experimentellen Untersuchungen
- prophylaktische Maßnahmen zu erarbeiten,
- durchzuführen und schlußendlich
- ihre Wirksamkeit zu überprüfen.

2. Definitionen (laut DAV-Alpin-Lehrplan 1/85)

Bergsteigen: ist sportliche Betätigung im Gebirge, in der Absicht, sich das Gelände damit zu erschließen. Dabei ist „sportlich“ in der Anlehnung an den weitgefaßten Sportbegriff zu verstehen, nämlich Leibesübungen aus Motiven des Bewegungsbedürfnisses, der körperlichen Anstrengung, der Gesundheit, der Leistung, des Naturerlebnisses, zu betreiben.

Bergwandern: ist Bergsteigen in der grundlegenden Form, wobei gebahntes und wegloses Gelände fast ausschließlich durch die Bewegungsformen des Gehens und Steigens bewältigt wird. Auch das Bergsteigen im Hochgebirge (Hochtourismus) ist vom Bewegungsablauf her dazuzuzählen.

Felsklettern: ist Bergsteigen im Felsgelände, wobei zur Fortbewegung die Hände entscheidend mitbenützt werden. Die Beinarbeit allein reicht zum Gleichgewichtserhalt nicht mehr aus.

Skibergsteigen (Skitourengehen): ist Bergsteigen im winterlichen Gelände unter Einsatz von Ski für Aufstieg und Abfahrt, wobei weiterhin Elemente des Eis- und Felsklettern hinzukommen können.

Weitere Begriffe wie Gletschertour, Eisklettern, Paragleiten, Pistenskillauf, Skilanglauf u. a. werden nicht näher erläutert, da ihre Definitionen für die vorliegende Arbeit nicht notwendig sind.

Jahr:	1988	1987	1986
Tote:	281	242	258
Verletzte:	2135	1887	1755
Unverletzte:	1033	852	839
Abgängige:	7	7	17

Tabelle 1: Gesamtzahlen der Alpinunfallerhebungen durch das Bundesministerium für Inneres von 1986—1988

3. Methodik

3.1. Erhebung und Auswertung der Alpinunfälle in Österreich

Der Österreichische Alpenverein verwendet für die Auswertung der Alpinunfälle die Erhebungen der „Alpingendarmerie“ des Bundesministeriums für Inneres. Der Unfallerhebung dienen in ganz Österreich einheitliche Formblätter. Diese werden dem ÖAV vierteljährlich, ohne dem Datenschutz unterliegende Angaben, für die Auswertung zur Verfügung gestellt. Erfasst werden alle bei Alpinunfällen getöteten Personen. Auf der Skipiste werden Unfälle mit Verdacht auf Fremdverschulden aufgenommen. Dadurch erhalten wir ein annähernd vollständiges Bild des Kollisionsgeschehens auf der Piste. Die bei Alpinunfällen verletzten Personen sind nur unvollständig erhoben!

Seit 1986 wird das Datenmaterial elektronisch verarbeitet. Bei der Auswertung handelt es sich größtenteils um beschreibende Statistik mit analytischen Ansätzen. Wir bearbeiten jährlich rund 2000 Unfallereignisse, was etwa 3000 Unfallbeteiligten entspricht. Bei allen Berechnungen, wo die Ergebnisse des Marktforschungsinstitutes zugrundegelegt sind, wurden ebenfalls nur die bei Alpinunfällen verunglückten Österreicher ab dem 16. Lebensjahr berücksichtigt.

3.2. Bevölkerungsumfrage eines Marktforschungsinstitutes im Auftrag des Österreichischen Alpenvereins

Durchgeführt wurden

- eine repräsentative, österreichweite Bevölkerungsumfrage, wobei im Rahmen einer Mehrthemenumfrage $n = 1500$ Personen ab 16 Jahren im Sommer 1984 befragt wurden. Erhoben wurde die Zahl der Sportausübenden innerhalb der jeweiligen alpinen Sportarten = Alpinsparten: „Bergsteigen“ (wird in der vorliegenden Arbeit gleichgesetzt mit „Bergwandern“), „Felsklettern“, „Tourenskillauf“, „Pistenskillauf“ und „Skilanglauf“ — gelegentliche und regelmäßige Ausübung werden hier nicht getrennt. Außerdem werden Vergleichsdaten einer Repräsentativumfrage zum Freizeitverhalten der Österreicher ab 14 Jahren durch ein anderes Institut vorgestellt.
- eine schriftliche ÖAV-Mitgliederbefragung durch das erwähnte Institut für Marktforschung im Oktober 1984. In die Auswertung konnten $n = 2900$ Fragebögen einbezogen werden. Den Fragebögen haben tendentiell mehr Männer, ältere ÖAV-Mitglieder sowie Mitglieder mit höherer Schulbildung ausgefüllt.

3.3. Eigene ÖAV-Mitgliederbefragung

Anhand eines Fragebogens sind Mitglieder des Österreichischen Alpenvereins 1988 zu verschiedenen, das Unfallgeschehen möglicherweise beeinflussenden Faktoren, befragt worden. Ausgewertet wurden 548 Fragebögen.

4. Auswertung der alpinen Unfallerbhebung in Österreich in den Jahren 1986—1988 mit Kurzinterpretation

Im folgenden sind die Gesamtzahlen der Alpinunfälle mit tödlichem Ausgang und jene mit verletzten Personen in Österreich in den Jahren 1986, 1987 und 1988 aufgelistet. Anhand der Ergebnisse eines Marktforschungsinstitutes und der Unfallerbhebungen wird versucht, das „Todfallrisiko“ für alpinsportausübende Österreicher ab 16 Jahren und jenes für Mitglieder alpiner Vereine innerhalb der einzelnen Alpinsparten zu errechnen. Überdies werden eine ÖAV-Mitgliederbefragung und die Unfallhäufigkeit in verschiedenen Altersgruppen vorgestellt und vorbeugende Maßnahmen aus den Ergebnissen abgeleitet.

4.1. Tödliche Alpinunfälle in Österreich von 1986—1988

Die von Jahr zu Jahr großen Schwankungen der Unfallzahlen innerhalb der einzelnen Alpinsparten sind vor allem auf die unterschiedlichen Witterungsverhältnisse und ihre Folgen zurückzuführen. 40% der tödlichen Unfälle entfallen auf Bergwanderer und 20% auf Skifahrer im organisierten Skiraum.

Hervorzuheben ist, daß in 45% der 1988 erhobenen tödlichen Unfälle ein atraumatisches Geschehen („Herz-Kreislauf-Notfall“) als Ursache angegeben wurde. Zu 38% wurden „Stolpern und Ausgleiten“ angeschuldigt. Besonders deutlich wird die Abhängigkeit der Unfallursache von den „Verhältnissen“ (= Witterung, Schneedeckenaufbau u. ä.) beim Skitourenlauf. 1988 starben 78% der auf Skitour Verunfallten bei einem Lawinenunglück, 1987 waren es 46% und 1989 werden es aufgrund des schneearmen, „lawinensicheren“ Winters noch deutlich weniger sein, dafür aber tödliche (Ab-)stürze sprunghaft zunehmen. Beim Pistenskilau waren 36% der Toten auf „Herz-Kreislauf-Notfälle“ zurückzuführen, 15% starben bei einer Variantenabfahrt durch Lawinen. In 6 Fällen wurde 1988 „Selbstmord“ als Ursache angeführt.

Die Überlebenschwahrscheinlichkeit beim Lawinenunfall zeigt nach Auswertung der Unfallberichte von mehr als 400 Lawinenverschütteten der letzten 3 Jahre eine charakteristische Abhängigkeit von der Verschüttungsdauer und Verschüttungstiefe.

Insgesamt ereigneten sich die erhobenen Lawinenunfälle der letzten 3 Jahre an 56 Tagen. In den allermeisten Fällen wurde Ersticken als Todesursache angegeben. Beim Skilauf im organisierten Skiraum waren 36% der Toten auf „Herz-Kreislauf-Notfälle“ zurückzuführen, 21% verunglückten durch einen Sturz tödlich und 15% starben bei einer Variantenabfahrt durch Lawinen. 13% starben bei einer Kollision mit einem Gegenstand (Baum, Liftmast etc.) oder einer Person.

Alpinspace	Unfallursachen	1988	1987	1986	
		1988	GESAMT		
Wandern	Herz-Kreislauf-Notfall	50	112	96	103
	Stolpern, Ausgleiten	43			
	Verirren	10			
	Blitzschlag	3			
	mangelhafte Ausrüstung	3			
	Sonstige	3			
Felsklettern	Ausbruch Griff, Tritt	8	28	18	31
	Ausbruch Haken	2			
	Ausgleiten	8			
	Erfahrungsmangel	2			
	mangelhafte Ausrüstung	3			
	Erkrankung	2			
	Sonstige	3			
Skitour	Lawine	18	23	26	23
	Ausgleiten, Sturz	4			
	defekte Ausrüstung	1			
Pistenskilau (Variante) [Gletscher]	Lawine	1(8)	53(12)(1)	54	40
	Sturz	8(3)[1]			
	Kollision	7			
	Herz-Kreislauf	19			
	Erkrankung	2			
	Sonstige	3(1)			
Gletschertour	Ausgleiten	2	12	4	4
	Spaltensturz	2			
	Lawine	2			
	Herz-Kreislauf-Notfall	5			
	Verirren	1			
Eisklettern	Lawine	1	8	3	9
	Ausgleiten	3			
	mangelhafte Ausrüstung	2			
	Steinschlag	2			
Langlauf	Herz-Kreislauf-Notfall	7	7	2	3
Absturz mit Paragleiter Motor-/Segelflugzeug Hubschrauber Drachen		1	16	16	8
		11			
		2			
		2			
Arbeitsunfall	6	6 keine Angaben			
Selbstmord	6	6 keine Angaben			
Katastrophen-Lawine	7	7 keine Angaben			
Sonstige	3	3	23	32	
GESAMT		281	242	258	

Tabelle 2: Gesamtzahlen der bei Alpinunfällen getöteten Personen in den Jahren 1986/87/88 und Aufgliederung der Unfallursachen in den einzelnen Alpinspace für das Jahr 1988.

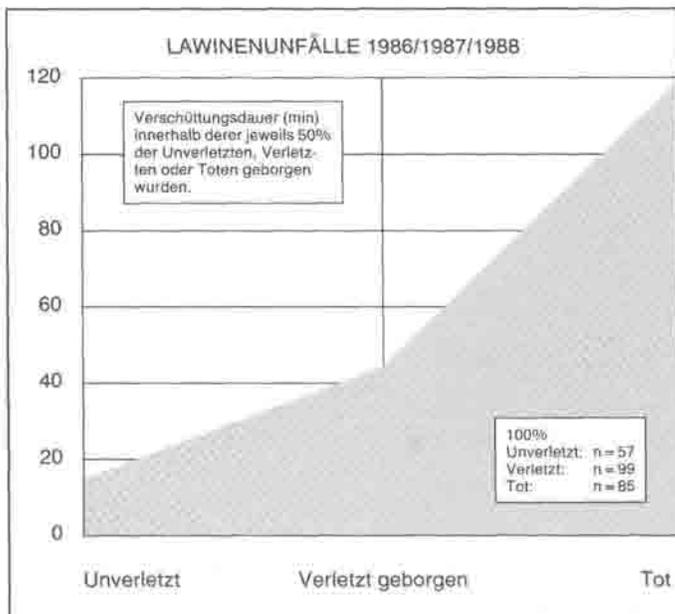


Diagramm 1: Abhängigkeit des „Verletzungsgrades“ von der Verschüttungsdauer beim Lawinenunfall

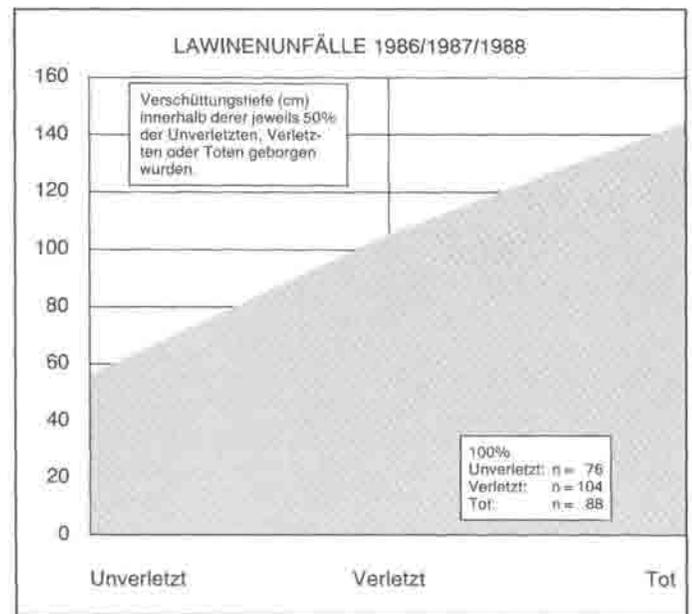


Diagramm 2: Abhängigkeit des „Verletzungsgrades“ von der Verschüttungstiefe beim Lawinenunfall

4.2. Häufigkeitsverteilungen und Verletzungsmuster der erhobenen Alpinunfälle in Österreich 1987

Knapp 50% der Unfallbeteiligten sind österreichische und 36% deutsche Staatsbürger. 11% der Unfallbeteiligten gaben an, Mitglied eines alpinen Vereines zu sein.

Stolpern und Ausgleiten werden von den Verletzten als Hauptunfallursachen angegeben. Die „Untere Extremität“ war 1988 bei Unfällen mit Verletzungen in allen Alpinsparten hauptbetroffene Verletzungslokalisation.

Zunehmende Tendenz der Unfallzahlen werden beim Bergwandern, Skitourenlauf, Paragleiten (ca. 30% erlitten eine Wirbelsäulenverletzung) und bei Kollisionsereignissen auf der Skipiste beobachtet.

Von den „lediglich“ 15 in den Jahren 1986/87/88 erhobenen Sportkletterunfällen hätte mehr als die Hälfte durch eine Grundausbildung in den wichtigsten Seil- und Sicherungstechniken vermieden werden können.

Unfälle durch Materialfehler ereignen sich dank der intensiven Bemühungen der UIAA-Sicherheitskommission, der Normungsinstitute und der Bergsportartikel-Hersteller äußerst selten.

Bei Herz-Kreislauf-Beschwerden, Erschöpfung und Unfallursachen, wo Konditionszustand und Ermüdung eine Rolle spielen — wie Stolpern, Ausgleiten —, liegt der Altersdurchschnitt der Betroffenen deutlich höher als bei Unfallursachen, wo Technik und Erfahrung entscheidend sind — wie Haken-, Griff-, Trittausbruch, Verirren, Seilhandhabungs- und Sicherungsfehler.

Daß mangelnde körperliche Fitness, raschere Ermüdung und ihre Folgen eine bedeutende Rolle im Unfallgeschehen spielen dürften, zeigt eine Untersuchung, die das Institut für Sportwissenschaften der Universität Innsbruck und der Österreichische Alpenverein mit bergwandernden Feriengästen durchführten. Die Testpersonen wurden aufgrund eines allgemeinen motorischen Ausdauerstatus in Trainierte und Untrainierte geteilt. Nach bergsportspezifischer Belastung wurden sie neuerlich Konzentrations-, Reaktions-, Gleichgewichts- und Krafttests unterzogen.

Konzentration und Reaktion sowie Gleichgewicht sind bei den Untrainierten deutlich abgefallen gegenüber den Trainierten. Für uns ist das eine erste Bestätigung, daß mangelnde körperliche Vorbereitung bei der Bergsportausübung tatsächlich eine der Hauptunfallursachen darstellt. Auch *Biener* (1987) erachtet die Ermüdung als wesentlichen Unfallfaktor. Rund 80% der Studentenunfälle erfolgen im Beobachtungszeitraum von *Lohhöf* (in *Groh*) am Ende der Sportstunde.

4.3. Alpinunfallzahlen im Verhältnis zur Anzahl der Sportausübenden — Todfallrisiko

4.3.1. Alpinsportausübende und dabei tödlich verunglückte Österreicher ab 16 Jahren

Aus obiger Darstellung geht hervor, daß neben der insgesamt hohen Beteiligung der österreichischen Bevölkerung ab 16 Jahren am Alpinsport vor allem die Beteiligungen beim Bergwandern und Tourenskilauf bisher weit unterschätzt wurden. Rund 35% der österreichischen Bevölkerung fahren regelmäßig oder gelegentlich Ski im Pistenbereich und jeweils 20% zählen sich zu den Bergwanderern oder Skilangläufern. Rund 10% gehen auf Skitour und etwa 3% sind aktive Felskletterer. Eine Gegenüberstellung einer Repräsentativumfrage aus dem Jahre 1985 an Österreichern ab 14 Jahren aus einer Gesamtstichprobe von 5.000 Personen ergibt ein ähnliches Bild. Alpiner Skilauf, Bergwandern, Skilanglauf und Radfahren liegen an der Spitze. Die Angaben zu den Verunglückten in bezug auf die Sportausübenden sind neu und beruhen bisher nur auf Schätzungen. Es zeigt sich, daß das Todfallrisiko beim Felsklettern mit 8 Toden pro 100.000 Sportausübenden am höchsten ist. Beim Bergwandern wurden 3,7 Tote pro 100.000 Sportausübende errechnet. Während der Tourenskilauf eine Mittelstellung einnimmt, ereignen sich beim Pistenski- und Skilanglauf im Verhältnis zu den Sportausübenden wenig Todesfälle. Vergleiche zu anderen Sportarten (z. B. Fußball u. a. Spielsportarten, Turnen, Leichtathletik etc.) sind, was das Todfallrisiko betrifft, nicht möglich, da sich dort kaum Todesfälle ereignen.

Anhang/Sicherheit am Berg

Alpinsparte	Unfallursachen	Verletzungslokalisation		1988	1987	1986
		1988	Verletzte gesamt			
Wandern	Stolpern/	untere				
	Ausgleiten	Extremität	294			
	Herz-Kreislauf-	Kopf	101			
	Beschwerden	obere				
	Verirren	Extremität		547	501	470
	Erkrankung	+ Schulter	48			
	Erschöpfung	Brust	18			
Sonstige/keine Angaben	Rest					
Felsklettern	Stolpern/	untere				
	Ausgleiten	Extremität	51			
	Ausbruch, Haken,	Kopf	30			
	Griff, Tritt etc.	obere		107	66	122
	Steinschlag	Extremität				
	Ausrüstungs-	+ Schulter	23			
mangel	Brust	11				
Gletscher-	Ausgleiten/	untere				
	Stolpern	Extremität	14			
	Spaltensturz	Kopf	5			
	angeseilt	obere				
	behelfsmäßig	Extremität	5	33	24	43
angeseilt	Brust	3				
unangeseilt	Steinschlag	Wirbelsäule	2			
Eisklettern	Ausgleiten	untere				
	Steinschlag	Extremität	8			
	mangelhafte	Brustverf.	7			
	Ausrüstung	obere		18	16	19
		Extremität	3			
Paragleiten		Kopf	2			
		untere				
		Extremität	40			
Piste		Wirbelsäule	22	68	48	?
		obere				
		Extremität				
Kollisionen		+ Schulter	7			
		Kopf	6			
			951	917	814	

Tabelle 3: Bei Alpinunfällen in Österreich verletzte Personen in den Jahren 1986—1988 (unvollständig erfaßt); Aufteilung nach Unfallursachen und Verletzungslökalisationen für das Jahr 1988

	Sportausübende %	Gesamt
Bergwandern	20,3	1,222.040
Felsklettern	3,1	186.617
Tourenskilauf	10,9	656.169
Pistenski	36,7	2,209.304
Skilanglauf	29,9	1,197.960

Tabelle 4: Anzahl der alpinsportausübenden Österreicher ab 16 Jahre (nach den Erhebungen eines Marktforschungsinstitutes, 1984)

Sportart	Sportausübende %
Alpiner Skilauf	31,0
Bergwandern	24,7
Skilanglauf	14,7
Tennis	9,8
Windsurfen	3,0
Sqash	0,9
Radfahren	18,5
Laufen/Joggen	15,2
Gymnastik/Konditionstraining	20,4

Tabelle 5: Vergleichszahlen aus einer Repräsentativumfrage zum Freizeitverhalten von Österreichern ab 14 Jahren, 1985

Alpinsparte	Sportausübende Personen ab 16 Jahren in Österreich	Tödlich Verunglückte Österreicher ab 16 Jahren (Durchschnitt der Unfallerbhebung von 1986/87/88)	Tote pro 100.000 Sportausübende
Bergwandern	1,222.040	45	3,7
Felsklettern	186.617	15	8
Tourenskilauf	656.169	14	2
Pistenski	2,209.304	19	0,9
Skilanglauf	1,197.960	2 (?)	0,2 (?)
vgl. Auto-	ca. 7,000.000	1312	(Tote 1987) 18,7
fahren	Verkehrsteilnehmer		
(?) Die Anzahl der nicht-erbobenen Todesfälle ist schwer abzuschätzen.			

Tabelle 6: Alpinsportausübende und tödlich verunglückte Österreicher ab 16 Jahren

4.3.2 Sport- und Unfallbeteiligung von Mitgliedern alpiner Vereine

Das Todfallrisiko liegt für Mitglieder alpiner Vereine in allen Alpinsparten mit Ausnahme des Tourenskilaufes deutlich unter jenem für alle alpinsportausübenden Österreicher ab 16 Jahren.

Daß gerade Mitglieder alpiner Vereinigungen häufig auf Skitour (Lawinenunfälle) verunfallen, wird darauf zurückgeführt, daß eine Minimalausbildung in der Schnee- und Lawinenkunde zu trügerischer Sicherheit verleitet. Während die notwendigen Seil- und Sicherungstechniken für das Felsklettern relativ schnell erlernt werden können, basiert die richtige Einschätzung der Lawinengefahr auf sehr viel praktischer Übung, alpiner Erfahrung und einem hohen Maß an Gefahren- und Verantwortungsbewußtsein.

Eine Befragung von rund 550 österreichischen, sportlich aktiven Alpenvereinsmitgliedern ergab, daß diese durchschnittlich 7 Stunden pro Woche Ausdauersport betreiben. Sie sind ideal bis normalgewichtig und durchschnittlich nur 3 Tage pro Jahr krank. Die Altersverteilung ist mit jener der österreichischen Bergwanderer ab 16 Jahren vergleichbar. 15% sind Raucher und 50% trinken täglich ein oder mehrere alkoholische Getränke.

12% der Befragten erlitten in den vergangenen 3 Jahren einen mehr oder weniger schweren Bergunfall und 30% einen Sportunfall. Die Sportunfallhäufigkeit nimmt mit dem Alter ab.

Diese Zahlen deuten auf eine hohe Dunkelziffer von Alpinunfällen ohne oder mit leichten Verletzungen hin (im Vergleich zu den bekannten Erhebungen). Erschreckend ist die Anzahl der Beinaheunfälle. Im Durchschnitt haben alle befragten Bergsteiger zumindest einen Beinaheunfall in den letzten 3 Jahren angegeben. Die Häufigkeit nimmt mit zunehmendem Alter ab.

Als häufigste Unfallursachen werden Ermüdung und Konditionsmangel sowie Konzentrationsmangel (ohne Ermüdung) angegeben, gefolgt von Selbstüberschätzung und Technikmangel. Interessanterweise gilt dies für alle Altersgruppen in annähernd gleichem Maße.

Einem konstanten Konditionstraining und der lückenlosen notwendigen Aufmerksamkeit beim Bergsport kommen also große Bedeutung für die Unfallprophylaxe zu.

Aus der Altersverteilung der Alpinsport ausübenden Bevölkerung ab 16 Jahren geht hervor, daß die Hauptbeteiligung beim Bergwandern, Pistenskillauf und Skilanglauf in der Altersgruppe von 30—44 Jahren und beim Felsklettern sowie Tourenskilauf in der Altersgruppe 20—29 Jahre liegt. Aus der auf Altersgruppen bezogenen Unfallhäufigkeit wird ersichtlich, daß beim Bergwandern fast 70% der tödlichen Unfälle auf die Altersgruppe ab 45 Jahren entfällt. Ab dem 60. Lebensjahr nimmt der Anteil von atraumatischen tödlichen Notfällen (Herz-Kreislauf-Notfälle) stark zu. Ähnlich liegen die Verhältnisse beim Pistenskillauf und Skilanglauf. 1987 entfallen mehr als 70% der tödlichen Felskletterunfälle auf die Altersgruppe ab 45 Jahren (dies gilt nur für das Jahr 1987; von Jahr zu Jahr treten große Schwankungen auf! Vgl. Angaben von 1988).

Alpinsparte	Sportausübende, österreichische Mitglieder alpiner Vereine ab 16 Jahren	Tödlich verunglückte österreichische Mitglieder alpiner Vereine ab 16 Jahren (Durchschnitt der Unfallerbhebung in den Jahren 1986/87/88)	Tote pro 100.000 sportausübende österreichische Mitglieder alpiner Vereine ab 16 Jahren
Bergwandern	248.622	7,3	2,9
Felsklettern	84.881	5,7	6,7
Tourenskilauf	137.856	6,3	4,6
Pistenskillauf	237.786	1,3	0,55
Skilanglauf	162.537	(?)	(?)

(?) Die Anzahl der nicht-erhobenen Todesfälle ist schwer abzuschätzen.

Tab. 7: Todesfallrisiko von Mitgliedern alpiner Vereine

Alter	Bergwandern	Felsklettern	Tourenskilauf	Pistenskillauf	Skilanglauf
—19	10,1	21	17,8	18,1	10
—29	24,9	39,7	33,7	32,1	29
—44	31,2	18,7	27,5	34,6	35
—59	22,1	14,7	18,6	13,8	21
>59	12	5,8	2,2	1,35	5

Tabelle 8: Altersverteilung der Alpinsport ausübenden Österreicher ab 16 Jahren in %; jede Alpinsparte = 100%

Alter	Bergwandern	Felsklettern (1988)	Tourenskilauf	Pistenskillauf	Skilanglauf
—19	6,4	14,3 (7)	14,3	19	
—29	17	(53)	14,3	4,8	
—44	8,5	14,3 (13)	28,6	/	
—59	31,9	71 (13)	28,6	23,8	100
>59	36	(13)	14,3	28,6	

Tabelle 9: Altersverteilung der bei Alpinunfällen tödlich verunglückten Österreicher ab 16 Jahren in % (in Klammer Verhältnis traumatisch : atraumatisch) 1987; jede Alpinsparte = 100%

Die größte Verletzungshäufigkeit, mit Ausnahme des Skitourlaufes, wird in den einzelnen Alpinsparten in jener Altersgruppe beobachtet, in der sich auch die meisten Alpinsportausübenden befinden. Bei den Skitourerläufern wird die Hauptzahl der Verletzten bei den 45—60jährigen erhoben. Prin-

ziell ist aber im Verhältnis zur Anzahl der Sportausübenden eine mit dem Alter zunehmende Verletzungshäufigkeit festzustellen.

Wir beobachten immer wieder, daß im jugendlichen Alter Technik- und Erfahrungsmangel sowie erhöhte Risikobereitschaft wesentliche Unfallfaktoren darstellen. In höherem Alter sind Stolpern und Ausgleiten vermutlich als Folge von Konzentrations- und Koordinationsmangel aufgrund körperlicher und geistiger Ermüdung oder Unterschätzung der motorischen Anforderungen durch das alpine Gelände sowie mangelnder körperlicher Vorbereitung Hauptunfallursachen.

5. Unfallvorbeugung

Angriffspunkte prophylaktischer Maßnahmen müssen also in der Jugendarbeit vorrangig im Bereich der Alpinausbildung liegen. Für die Altersgruppe ab etwa 40 Jahren werden körperliche Vorbereitung, Belastungsuntersuchungen und den individuellen Verhältnissen entsprechende Tourenplanung immer bedeutender. Aufklärungen und Tips über verstärkte Medienarbeit, Kurs- und Trainingsangebote, Trainingsvorschläge, Angebote von Belastungsuntersuchungen des Herz-Kreislauf-Apparates (wie sie beispielsweise am Alpinzentrum des Österreichischen Alpenvereins durchgeführt werden) und dgl. mehr würden nicht nur die Bergunfälle vermindern, sondern auch positiv dem Hauptübel unserer Gesellschaft, den Herz-Kreislauf-Erkrankungen, entgegenwirken.

„Alpin-Unausgebildete und -Unerfahrene“ sind durch gezielte Informationen, attraktive Ausbildungsangebote und Vorbereitungskurse, Tourenführungen u. dgl. m. anzusprechen. Aber auch innerhalb der alpinen Vereine sind althergebrachte Ausbildungsgewohnheiten zu überdenken. Viel wichtiger als „tagelange Spaltenbergeübungen“ für den Teilnehmer eines Gletscherkurses beispielsweise ist, daß ihm die lebensnotwendige Bedeutung des angesellten Gehens auf dem Gletscher bewußt gemacht wird. Hinweise auf alle möglichen alpinen Gefahren im Lehrsaal bringen für die Praxis wenig Erfolg. Eine oberflächliche Ausbildung in Schnee- und Lawinenkunde wiederum bringt mehr Gefahren als Nutzen.

Wie alpinen Vereinigungen die Sicherheit ihrer Mitglieder am Herzen liegt, wäre zu erwarten, daß alle Nutznießer am Fremdenverkehr diese Aufgabe als ihre Pflicht betrachten. Durch gemeinsame verstärkte Bemühungen müßte dieser jährliche „Tribut“ von 250 Toten in den österreichischen Bergen beträchtlich reduziert werden können.

Literatur:

- BERGHOLD, F.: Sicheres Bergsteigen. Alpine Unfälle und wie man sie vermeidet. Bruckmann, München 1988
- BERGHOLD, F.: Unfallforschung und Unfallverhütung im alpinen Skilauf. Österreichischer Bundesverlag, Wien 1988
- BIENER, K., S. FASLER: Sportunfälle — Epidemiologie und Prävention. Hans Huber, Bern 1978
- BIENER, K.: Sporthygiene und präventive Sportmedizin. Hans Huber, Bern—Stuttgart—Toronto 1987
- BISHOP, Y. M. M., S. E. FIENBERG und P. W. HOLLAND: Discrete multivariate analysis. Theory and practice. MIT, Cambridge Mass. 1975
- DEUTSCHER ALPENVEREIN: Bergunfallstatistik 1985, München 1986
- DEUTSCHER ALPENVEREIN: Alpinlehrplan 1. Bergwandern. 2. Auflage, BLB, München 1981
- EIMEREN, W. v. (Hrsg.): Umwelt und Gesundheit. Statistisch-methodische Aspekte von epidemiologischen Studien über die Wirkung von Umweltfaktoren auf die menschliche Gesundheit. Springer, Berlin—Heidelberg 1987
- JENNY, E.: Notwendigkeit und Bedeutung medizinischer Erkenntnisse für den Bergsteiger. In: Höhenmed. Symposium 1985, OeAV, Innsbruck 1986
- JENNY, E., G. LINGG, M. BURTSCHER: Neue Wege in der Überwachung von Gesundheit, Trainingszustand, sportmed. Eigenschaften und Höhenanpassung des alpinen Ausbildungskaders im österr. Bundesheer. In: Österr. Journal für Sportmedizin, 2/88
- KOFLER, W. W. und MITARBEITER: Sozialmedizin, Teil I, Teil II, Unterrichtsbehelf, Univ. Innsbruck 1985, 1986
- KÖHELER, O. C. (Hrsg.): Aktuelle Methoden der Information in der Medizin. Ecomed, Heidelberg 1983
- NACHBAUER, W. und M. BURTSCHER: Beeinträchtigung der Bewegungskoordination nach bergsportspezifischer Belastung. In: Höhenmed. Symposium 1985, OeAV, Innsbruck 1986
- ÖSTERREICHISCHER ALPENVEREIN: Alpine Unfallstatistik 1985. Unveröff. Arbeit, Innsbruck 1986
- ÖSTERREICHISCHER ALPENVEREIN: Alpine Unfallstatistik 1986. Verteilungs- und Verletzungsmuster des alpinen Unfalles. Innsbruck 1987
- ÖSTERREICHISCHER ALPENVEREIN: Alpine Unfallstatistik 1987. Unveröff. Arbeit, Innsbruck 1988
- ÖSTERREICHISCHER ALPENVEREIN: Alpine Unfallstatistik 1988. Unveröff. Arbeit, Innsbruck 1989
- ÖSTERREICHISCHER ALPENVEREIN: Repräsentativumfrage durch das Marktforschungsinstitut Dr. FESSEL + GfK im Auftrag des OeAV, Wien 1984
- RABOFSKY, E.: Notwendigkeit und Bedeutung der Alpinunfallstatistik. In: Wiss. Alpenvereinsheft 27, Innsbruck 1981
- RABOFSKY, E.: Das Unfallgeschehen in den Bergen. Jahresberichte 1981—1985. In: Sicherheit im Bergland. Jahrbücher 1981—1985 des Österreichischen Kuratoriums für alpine Sicherheit, Wien
- SCHACH, S.: Statistische Aspekte einer epidemiologischen Überwachung des Gesundheitszustandes in Gebieten mit unterschiedlicher Luftverschmutzung. Genther, Berlin 1980
- SCHERB, H.: Die Bestimmung der kritischen Werte exakter Tests. Dissertation, Univ. des Saarlandes, Saarbrücken 1983
- SCHAEFER, H., H. SCHIPPERGES und G. WAGNER (Hrsg.): Präventive Medizin. Aspekte einer vorbeugenden Medizin. Springer, Berlin—Heidelberg 1987

Autorinnen und Autoren von BERG '90

Bernd Arnold, geb. 1947, lebt im Elbsandsteingebirge in der DDR, ist selbständiger Buchdruckermeister und seit 1959 Sportkletterer und sportlich ambitionierter Bergsteiger.

Hans Barobek, geb. 1912, Graphiker, arbeitete seit vielen Jahren an fast allen deutschsprachigen Alpinzeitschriften mit, schrieb ein Buch („Weg ins Licht“, 1940) und hielt über zweitausend Vorträge.

Peter Baumgartner, Ing., techn. Chemie, geb. 1941 in Wien, macht zusammen mit seinem Sohn Harry die Redaktion und Gestaltung des AV-Jahrbuches und schreibt mehrere Bücher, u. a.: „Kleine bucklige Welt. Morphologie einer Landschaft.“

Friedhelm Bertelmann, geb. 1934, Organisationsleiter, war zeitweise Jugendreferent und 2. Vorsitzender der DAV-Sektion Minden und hat eine Reihe von Kundfahrten in den Himalaja, die Anden, die nordamerikanischen Rockies, in die Arktis und Antarktis durchgeführt.

Gianni Bodini, geb. 1948 in Laas im Vinschgau, ist Fotograf und Publizist und einer der Macher der Südtiroler Kulturzeitschrift ARUNDA.

Thomas Bubendorfer, geb. 1962, ist Extrembergsteiger, Vortragender und Buchautor; „Der Alleinländer“, „Die Qualität des nächsten Schrittes“; bekanntgeworden ist er vor allem durch seine Solo-Unternehmungen wie Eiger-Nordwand (1983) oder Fritz Roy (1986).

Martin Burtscher, Dr. rer. nat., geb. 1951, Bergführer und Skilehrer mit mehreren Skierstbefahrungen, ist Mitarbeiter im Referat für Gesundheit und Rettung des ÖAV.

Günter Cerwinka, Dr. phil., geb. 1941, ist ao. Universitätsprofessor und Leiter der Abteilung für Historische Landeskunde und vergleichende Regionalgeschichte am Institut für Geschichte der Universität Graz.

Ulrich Eberhardt, geb. 1950, war Leiter der DAV-Trainingsexpedition 1988 in den Karakorum.

Dieter Elsner, geb. 1954, studierte Geographie und Sport, ist Sportlehrer an der Technischen Universität München und Mitglied im DAV-Bergführer-Lehrteam mit zahlreichen Buch- und Zeitschriftenveröffentlichungen.

Richard Goedecke, Dr. phil., geb. 1939 in Braunschweig, ist Gymnasiallehrer, Allroundbergsteiger und Erstbegeher von 70 Routen im Hoch- und 500 Routen im Mittelgebirge, er schrieb mehrere Bergbücher, Kletter- und Wanderführer.

Hans Hald, Dr. phil., geb. 1938 in Längenfeld/Ötztal, ist Schriftsteller, Heimatdichter und Dialektpoet; schrieb bisher zehn Bücher, darunter „Vom alten Leben. Vergehende Existenz- und Arbeitsformen im Alpenbereich“ und „Vom neuen Leben. Alternative Wirtschaft- und Lebensformen in den Alpen“.

Ines Haug, geb. 1927, ist Wanderführerin des Verbandes alpiner Vereine Österreichs und hat mehrere Artikel über ihre Wanderleidenschaft vor allem in Zeitschriften des ÖAV veröffentlicht.

Mario Klarer, Mag. phil., geb. 1962 in Innsbruck; ist Assistent am Institut für Amerikanistik der Universität Innsbruck und Sportkletterer.

Stefan König, geb. 1959, schreibt für Presse und Fernsehen, ist Redakteur des „bid“ (Berg-Informationen-Dienst) im Bruckmann Verlag und produzierte einen Bergfilm: „Endlos — die Reise zu einem norwegischen Berg“.

Lutz Hermann Kreuzer, Dr. rer. nat., geb. 1959, ist Geologe, Bergsteiger und Gleitschirmflieger und veröffentlichte zahlreiche Beiträge in Tageszeitungen und Fachzeitschriften.

Henry R. Lewenstein, geb. 1918, Landarzt und Röntgenarzt in der Sowjetunion, Meister des Sports für Touristik und ordentliches Mitglied der Geographischen Gesellschaft der UdSSR, schrieb mehrere Bücher und Publikationen in seiner deutschen Muttersprache.

Fritz März, Dr. jur., geb. 1927, ist Rechtsanwalt (Fachanwalt für Steuerrecht) und in der Wirtschaft tätig; seit 1980 ist Dr. März Erster Vorsitzender des DAV.

Gerhard Miosga, geb. 1934, Dipl.-Ing. und als Wissenschaftler in der Luft- und Raumfahrtforschung tätig, ist Pilot, Skilehrer und Allroundbergsteiger.

Markus Mittringer, geb. 1965, studiert Kunstgeschichte und ist freier Mitarbeiter der Tageszeitung „Die Presse“ in Wien.

Adolf Mokrejs, geb. 1941 in Wien, Lithograf, arbeitet seit 1965 als Fotograf und Publizist für zahlreiche alpine Zeitschriften und schrieb mehrere Bücher, u. a.: „Wiener Hausberge“, „Zeltwandern heute“.

Susanne Nebel, Dr. phil., geb. 1959, ist Ethnologin, führte 1986 und 1987 Feldforschungen in Ostafrika durch; 1988 organisierte sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin die Ausstellung „Abenteuer Ostafrika — Der Anteil Österreich-Ungarns an der Erforschung Ostafrikas“.

Louis Oberwalder, Professor, Mag. phil., geb. 1922, war Volksbildungsreferent für Tirol

und von 1978 bis 1987 Erster Vorsitzender des ÖAV; er veröffentlichte zahlreiche Beiträge in Büchern und Zeitschriften.

Walter Obster, geb. 1941, Gymnasiallehrer und Studiendirektor, ist Skilehrer und Allroundbergsteiger.

Helga Peskoller, Dr. phil., geb. 1956, ist Assistentin am Institut für Erziehungswissenschaft der Universität Innsbruck und klettert seit 1972, u. a.: Laliderer-Nord (Auckenthaler), Marmolada (Vinatzer mit Messner-Ausstieg), Punta Civetta (Andrich/Fae), Punta Tissi (Philipp-Flamm); 1989 erhielt Dr. Peskoller einen Forschungsförderungspreis.

Roger Safford, geb. 1967 in Richmond, England, Degree in Natural Sciences der Cambridge University, leitete eine Zoologische Expedition auf Madagaskar und arbeitet derzeit als Biologe auf Mauritius.

Walter Siebert, geb. 1958 in Wien, staatlich geprüfter Skilehrer, Berg-, Ski- und Höhlenführer schrieb zwei Lehrbücher über Lawinkunde und zusammen mit Günter Amesberger, Harald Fasching und Walter Graf das Buch „Selbsterfahrung statt Fremdenorientierung — Eine neue alpine Führungsmethode“.

Christine Schemmann, geb. 1925, ist Journalistin und Buchautorin mit den Fachgebieten Alpen, Geschichte und Gegenwart, u. a.: „Wolkenhäuser — Alpenvereinschütten in alten Ansichten und ihre Geschichte“.

Karl J. Schott, geb. 1931, Bergwachmann mit Expeditionserfahrung im Nord-Tien-Shan und im Fan-Gebirge (Tadshikistan); er organisierte 1972 den ersten Austausch zwischen sowjetischen und bayrischen Bergwachmannern.

Werner Schiller, geb. 1949, Dipl.-Ing. für Maschinenbau, ist Berater für Datenverarbeitung, Skirennfahrer und Allroundbergsteiger.

Michael Vogeley, geb. 1944, ist Geschäftsstellenleiter eines Softwarehauses, Allroundbergsteiger mit mehreren Erstbegehungen, Gleitschirmflieger und Mitarbeiter verschiedener Alpinzeitschriften. Buchveröffentlichung (zusammen mit G. Miosga, W. Obster und W. Schiller): „Herausforderung Grönland“.

Rudolf Weiss, geb. 1932, Professor für Erziehungswissenschaft an der Universität Innsbruck, schrieb bisher rund vierzig Bücher, darunter ein Lehrbuch für den Tourenskilauf und mehrere Skiführer (Engadin, Kitzbühler Alpen, Nationalpark Hohe Tauern, Stubai-, Zillertaler/Tuxer- und Ötztaler Alpen); er leitete die Ausbildung für Tourenskilauf am Sportinstitut der Innsbrucker Universität.

Hans Wielander, Dr. phil., geb. 1937, ist Gymnasiallehrer, veröffentlichte zahlreiche kulturgeographische Publikationen und ist Mitbegründer und Leiter der Südtiroler Kulturzeitschrift ARUNDA.

